



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

**THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
572.05
Z F
v.54-55**

CENTRAL CIRCULATION AND BOOKSTACKS

The person borrowing this material is responsible for its renewal or return before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of \$75.00 for each non-returned or lost item.**

Theft, mutilation, or defacement of library materials can be causes for student disciplinary action. All materials owned by the University of Illinois Library are the property of the State of Illinois and are protected by Article 16B of *Illinois Criminal Law and Procedure*.

TO RENEW, CALL (217) 333-8400.

University of Illinois Library at Urbana-Champaign

JUN 25 2002

When renewing by phone, write new due date below previous due date.

L162

ZEITSCHRIFT
FÜR
ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.



Vierundfünfzigster Jahrgang.
1922

Mit 1 Karte, 12 Tafeln und Abbildungen im Text.

BERLIN.
BEHREND & C^o.
1922

572.05

Z F

v 54-55

I. Abhandlungen und Vorträge.

Die Flucht auf den Baum.

Von

Dr. Elsie Clews Parsons, New York.

Die Erzählung von der Flucht auf den Baum vor einer Hexe oder verfolgenden Tieren, welche den Baum umzuhauen versuchen, schließlich aber getötet werden, ist unter Negern und Indianern weit verbreitet. Eine Anzahl von Varianten sind bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Diese sollen im Folgenden wiedergegeben werden. Die schon veröffentlichten Varianten werde ich nur in kurzen Auszügen geben. Ich beginne mit einer Reihe von vier Varianten, welche von Negern von den Kap Verde-Inseln erzählt werden.¹⁾ Ich habe dieselben in Rhode-Island und Massachusetts gesammelt.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, Pal', Pedr' und Mané José. Der Vater wurde krank. Pal' sagte zu ihm: „Vater, ich will bis zum Ende der Welt gehen, um ein Heilmittel für dich zu suchen“. „Mein Sohn, das Ende der Welt ist sehr weit fort. Wer dahin geht, kommt nie zurück.“ Pal' antwortete: „Ich gehe und werde schon wieder zurückkommen“. Der Vater fragte: „Was willst du haben, einen Sack Geld oder einen Sack Segenswünsche?“ Er sagte: „Geld. Ich brauche keinen Sack Segenswünsche“. Der Vater gab ihm einen Sack Geld. Pal' stieg aufs Pferd und ritt und ritt, bis er zu dem Hause einer alten Frau (Nha' Belh') kam. „O, Enkel, wohin gehst du? Was willst Du?“ „Ich suche ein Heilmittel für meinen kranken Vater.“ Die alte Frau sagte zu ihm: „Setz' Dich hin und iß mit meiner Tochter. Wer am wenigsten ißt, muß sterben.“ Die alte Frau hatte drei Töchter, die einander aufs Haar glichen. Als die erste Tochter so viel gegessen hatte, daß sie nicht mehr essen konnte, ging sie hinaus, um mehr Essen zu bringen. Die zweite Schwester brachte es herein. Sie aßen, und als sie nicht mehr essen konnte, ging sie hinaus, um mehr zu bringen. Dann kam die jüngste herein. Pal' konnte nicht mehr essen. Die alte Frau sagte: „Ich will dir mein Haus mit den sieben Schlüsseln zeigen“. Sie öffnete sechs Türen. Als sie zur siebenten kamen, sprach sie: „Jetzt öffne du diese Tür“. Drinnen war ein tiefes Loch, und sie stieß ihn hinein.

Pedr' sagte: „Vater, ich will bis zum Ende der Welt gehen, um ein Heilmittel zu suchen“. O, mein Sohn, das Ende der Welt ist sehr weit fort. Wer dahin geht, kommt nie zurück“. Pedr' sagte: „Ich werde schon wieder zurückkommen“. Der Vater frug ihn: „Was willst du haben, einen Sack Geld oder einen Sack Segenswünsche?“

¹⁾ Diese Sammlung wurde von 1916 bis 1918 gemacht und soll als ein Memoir der American Folklore Society veröffentlicht werden.

Pedr' sagte: „Einen Sack Geld. Was soll ich mit einem Sack Segenswünsche tun?“ Der Vater gab ihm einen Sack Geld. Pedr' stieg aufs Pferd und ritt und ritt, bis er zu dem Hause der alten Frau kam. Die alte Frau sagte zu ihm: „Wohin gehst du? Was willst du?“ „Ich suche ein Heilmittel für meinen kranken Vater.“ Die alte Frau sagte: „Komm herein und iß mit meiner Tochter. Wer am wenigsten ißt, muß sterben.“ Sie aßen, aßen und aßen. Die Tochter ging hinaus, um mehr Essen zu bringen, und nun kam die zweite Tochter herein. Sie aßen, aßen und aßen. Dann ging sie, um mehr Essen zu bringen. Dann kam die dritte Tochter herein. Sie aßen, aßen und aßen. Pedr' wurde müde. Dann sagte die alte Frau: „Ich will dir mein Haus mit den sieben Schlüsseln zeigen“. Sie gingen, und die alte Frau öffnete sechs Türen. Bei der siebenten sagte sie: „Du mußt diese Tür öffnen“. Er machte sie auf und die alte Frau stieß ihn in die Grube wie vorher seinen Bruder.

Mané José sagte: „Vater, ich will bis zum Ende der Welt gehen, „um ein Heilmittel für dich zu suchen.“ Der Vater sprach zu ihm: „Deine älteren Brüder sind gegangen und sind nie wieder zurückgekommen. Wenn du auch gehst, wirst du auch nicht wiederkommen“. „Nein, Vater, ich werde schon wiederkommen“. Der Vater frag ihn: „Was willst du haben, einen Sack Geld oder einen Sack Segenswünsche?“ „Gib mir einen Sack Segenswünsche. Was soll ich mit einem Sack Geld tun?“ Da gab er ihm einen Sack Segenswünsche. Mané José hatte drei Hunde, Blume, Stunde und Sekunde genannt. Er sagte zu seinem Vater: „Wenn du siehst, daß diese Hunde an ihren Ketten zerren, laß sie los, denn dann werde ich in Gefahr sein“. Mané José stieg aufs Pferd und ritt, ritt, ritt. Er kam zum Hause der alten Frau. Die alte Frau sagte: „Enkel, wohin gehst du?“ Er antwortete: „Ich gehe zum Ende der Welt, mas balent“.¹⁾ Die alte Frau gab ihm eine Handvoll Salz. Sie sagte: „Es wird dir vonnutzen sein, wenn du in Gefahr bist“. Er ritt, ritt und ritt und traf eine andere alte Frau. Die alte Frau sagte zu ihm: „O, Enkel, wo gehst du hin?“ Er antwortete: „Zum Ende der Welt, mas balent“. Sie gab ihm eine Handvoll Samen von Dornenbüschen und sagte: „Das wird dir helfen, wenn du in Gefahr bist“. Er ritt, ritt und ritt und traf eine andere alte Frau. Die alte Frau sagte: „O, Enkel, wo gehst du hin?“ Er antwortete: „Ich gehe zum Ende der Welt, mas balent“. Die alte Frau gab ihm drei ‚Polon‘ Samen. Sie sagte: „Diese werden dir helfen, wenn du in großer Gefahr bist“. Er ritt, ritt und ritt und kam zum Hause der alten Frau. Die alte Frau sagte zu ihm: „Ich habe eine Tochter, du sollst mit ihr essen. Wenn du mehr ißt als sie, werde ich sie töten, ißt sie mehr als du, so werde ich dich töten.“ Sie aßen, aßen und aßen. Das Mädchen stand auf, um mehr Essen zu bringen, und Mané José sagte zu ihr: „Nein, bleib sitzen. Wenn wir alles was hier auf dem Tisch steht, aufgegessen haben, wollen wir mehr holen, nicht eher“. Bald konnte das Mädchen nicht mehr essen. Dann sagte die alte Frau: „Komm, Enkel, ich will dir mein Haus mit sieben Schlüsseln zeigen“. Die alte Frau öffnete sechs Türen, und als sie zur siebenten kamen, sagte sie: „Öffne du diese Tür, meine Hand ist müde“. „Nein, mach du sie auf, du hast das Schloß

¹⁾ Die „balent“ sollen ein afrikanischer Stamm sein, und der Erzähler meinte, daß die Worte bedeuten könnten: „Weiter als die Balent wohnen.“

vorgelegt“. Die alte Frau öffnete die Tür und er stieß sie hinein. Dann sagte er: „Alte, du bleibst hier, bis du meine Brüder erlösest“. Da nahm sie sie heraus. Die drei Brüder nahmen ihre Pferde, ritten fort, und liessen die alte Frau in der Grube.

Nach drei Tagen machte sie sich frei, stieg auf ihren Ziegenbock¹⁾ und ritt hinter ihnen her. Sie sang:

Borbodec,²⁾ cidec, mein Compa' Anton,

Lauf, ich gebe dir frisches Blut zu trinken.

Als sie sich umblickten, sahen sie die Alte hinter sich herkommen. Mané José warf eine Handvoll Salz hinter sich, und es wurde ein Meer. Die Alte schwamm, schwamm und schwamm. Als sie das andere Ufer erreichte, waren die Brüder fort. Die Alte lief, lief und lief. Sie sang:

Borbodec, cidec, mein Compa' Anton,

Lauf, ich gebe dir frisches Blut zu trinken.

Als sie sie fast eingeholt hatte, warf Mané José eine Handvoll Samen vom Dornenbusch hinter sich, und ein Dickicht von Dornen war da. Die Alte stieg in die Dornenbüsche und es gelang ihr sich hindurch zu winden. Sie lief, lief und lief, bis sie sie wieder beinahe eingeholt hatte. Da warf Mané José die drei Polon-Samen hinter sich. Sie wurden drei Polon-Bäume, einer für jeden der Brüder. Die Alte kam heran und riß ein Haar aus. Aus dem machte sie ein Buschmesser und versuchte die Polon-Bäume umzuhauen. Mané José sang:

Blume, Stunde, Sekunde,

Wenn ihr mir jetzt nicht helft,

Sollt ihr nicht an meinem Tisch mit mir essen

Und sollt nicht von meinem Wein trinken.

Sofort sahen sie in der Ferne eine Staubwolke. Mané José sagte: „Alte, sieh dich um, da kommt was, uns zu helfen.“ Die Alte antwortete: „O, das sind meine Ziegen“. Da aber kamen die Hunde, und Mané José rief: „Blume, Stunde, Sekunde“. Sie faßten die Alte und töteten sie und ihren Ziegenbock.

II.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, Paul, Pedr' und José. Paul sagte zu seinem Vater, er wolle in die Berge gehen, um Krieg zu führen, um Jo d'Annis ein gutes Beispiel zu geben. Sein Vater frug ihn: „Warum willst Du das tun? Das ist doch nicht nötig.“ Er antwortete: „Laß mich geben. Ein verankertes Schiff nimmt keine Fracht auf.“ Sein Vater frug ihn: „Was willst Du, den Segen Deines Vaters und Deiner Mutter, des Paten und der Patin, oder einen Sack Gold?“ „Einen Sack Gold.“ Sein Vater trug ihm auf, zum Stall zu gehen und sich ein Pferd zu nehmen. „Nimm nicht das Pferd, das mit dem Kopf nach Süden steht, nimm das andere, das nach Norden steht.“ Das war ein Fluch, den sein Vater aussprach. Paul ging in den Stall und nahm das Pferd, das mit dem Kopf nach Süden stand; dann ging er fort mit seinem Sack Gold und seinem kleinen Löwen. Als er eine Strecke Wegs gegangen war, stieg er ab, um zu essen. Als er das Fleisch aß, warf er die Knochen dem Löwen zu. Als er Manioc aß, warf er ihm die Ranken zu. Als er

¹⁾ „Das war der Teufel.“

²⁾ Bode heißt der Ziegenbock, und bodec ein junger Ziegenbock. Das Wort Borbodec kommt nur in Geschichten vor. Cidec scheint keine Bedeutung zu haben, sondern nur des Verses wegen eingefügt zu sein.

Kartoffeln aß, warf er dem Löwen die Schalen hin. Er ging zu einem Feigenbaum, der am Ufer des Stromes stand. Er kletterte hinauf, aß die reifen Feigen und warf die unreifen dem Löwen zu. Da kam ein Wildschwein. Es fraß die Feigen und wollte den Löwen angreifen. Paul rief: „Friß die Feigen, laß aber meinen Löwen in Ruhe.“ Dann ging er einen Hügel hinauf, wo er einen alten Mann traf, der auf einer Eselin ritt. Er sagte zu dem Alten: „Geh mir aus dem Weg, laß mich vorbei!“ Der Alte sagte: „Geh Deines Wegs. Dein Weg soll voll Dornen und „Carapisa“ sein.“

Paul ritt weiter und kam zu einem Dorfe. Dort stand das Haus einer alten Hexe. Die alte Hexe war das Wildschwein, das den Löwen angegriffen hatte. Er sagte: „Alte, hast Du nicht ein Schwein gesehen mit einem sauren Schwanz?“ Die Alte antwortete: „Ich habe drei Rosenkränze gebetet, seit es vorbei lief.“ „Kann ich nicht über Nacht hier bleiben?“ „Ich will dich gern beherbergen. Warum solltest Du nicht in diesem Haus, aus Stein und Lehm gebaut, bleiben. Bleibe über Nacht hier, morgen will ich Dir Alles erzählen.“ Die Alte hatte ein Mädchen, das hieß Lina. Die Alte sagte: „Lina, geh zum Hühnerstall und nimm das Huhn, das nach Norden blickt. Das andere, das nach Süden blickt, laß in Ruhe. Koche das Huhn ordentlich, aber tu wenig Würze daran.“ Dann frug sie Paul: „An was für einen Tisch ißt Du zu Hause bei Deinem Vater, an einem goldenen oder silbernen?“ Er antwortete nicht. Da sagte sie, er sei sehr unhöflich. Die Alte sagte, Lina solle an einem silbernen Tisch servieren. Als er aß, warf er die Knochen seinem Löwen zu, der unter dem Tische lag. Als es Zeit zum Schlafen war, sagte die Alte, Lina solle sein Bett machen, die seidene Bettdecke zu unterst, die Matratze darüber und Dornen auf die Matratze. Dann sagte die Alte: „Paul, da ich Dich freundlich aufnehme, mußt Du mich umarmen, ehe Du zu Bett gehst. Binde Deinen Löwen an.“ „Ich habe kein Seil.“ Da gab ihm die Alte etwas von ihrem Haar, um den Löwen anzubinden. Als er sie umarmte, fing die Alte an mit ihm zu ringen. Da rief er seinen Löwen. Der Löwe sagte: „Als Du Fleisch aßest, warfst Du mir Knochen zu. Als Du Manioc aßest, warfst Du mir die Ranken zu. Als Du Feigen aßest, warfst Du mir die unreifen Feigen zu.“ Dann warf die Alte Paul in die Grube, die neben ihrem Bett war.

Pedr' sagte zu seinem Vater: „Paul ging aus, um Jo d'Annis ein gutes Beispiel zu geben, jetzt muß ich gehen.“ Er ging und alles widerfuhr ihm, wie es Paul widerfahren war.

José sagte: „Ich muß auch fortgehen. Ich brauche aber nichts als deinen Segen, ich will kein Geld.“ „Geh zum Stall und laß das Pferd stehen, das mit dem Kopf nach Norden steht und nimm das, das nach Süden steht.“ Dann nahm er das Pferd, das nach Süden blickte. Er ging zu seiner Patin und bat um ihren Segen. Sie gab ihm ihren Segen und einen Flaschenkürbissamen. Er ging zu seinem Paten und bat ihn um seinen Segen. Dieser gab ihm seinen Segen und ein Canud Salz. Sein Vater gab ihm seinen Segen und drei Polon Samen. Seine Mutter gab ihm ihren Segen und ein Canud Asche. Er sagte zu seiner jüngsten Schwester: „Ich will meine drei Löwen zu Hause lassen. Begieße jeden Tag meinen Garten und gib meinen Löwen, Stunde, Warte und Sekunde, zu fressen. Wenn mein Garten trocken wird und das Maul meiner Löwen schäumt, lasse sie los“.

Er kam zu demselben Platz, wo seine Brüder abgestiegen waren, um zu essen. Er knabberte die Knochen ab und gab das Fleisch seinem Löwen. Er aß die Ranken und gab den Manioc

seinem Löwen. Auf dem Feigenbaum aß er die unreifen Feigen und gab die reifen seinem Löwen. Als das Wildschwein kam, sagte er: „Friß die Feigen, aber laß meinen Löwen in Ruhe“. Dann traf er die alte Frau auf der Eselin. Da sagte er zu ihr: „Steig ab, reite auf meinem Pferd und laß mich auf der Eselin reiten.“ „Nein“, sagte die Alte, „gestern traf ich zwei junge Leute zu Pferd. Ihre Pferde gaben meiner Eselin drei Fußschläge. Geh deines Wegs, du wirst dein Heil finden. Die Jungfrau Maria sei mit dir“. José kam zu dem Hause der alten Frau. Er frug sie, ob sie ein Schwein habe vorbeigehen sehen. Sie antwortete: „Ich habe drei Rosenkränze gebetet, seit es hier vorbeiging.“ „Kannst du mich über Nacht hier behalten?“ „Von Herzen gern. Warum sollte das Haus, aus Stein und Lehm gebaut, dich nicht beherbergen? Bleibe hier heute Nacht, morgen will ich dir alles erzählen, was du über das Schwein wissen willst. Dann sagte die Alte zu Lina, sie solle das Huhn gut kochen, aber schlecht würzen. „Nein“, sagte José, „das Huhn muß gut gekocht und gut gewürzt werden“. Da sagte die Alte: „Lina, paß auf, der ist nicht wie die anderen“. Lina fürchtete sich, sie kochte und würzte das Huhn gut. „An was für einem Tisch hast du in deines Vaters Haus gegessen, einem goldenen oder silbernen? „Ich bin gewohnt an einem Holztisch zu sitzen. Vater und Mutter sind nicht reich“. „Von was für Tellern ißt du in deines Vaters Haus, von goldenen oder silbernen?“ Ich esse von Porttellern. Vater und Mutter sind nicht reich.“ Die Alte deckte den Tisch so wie José es haben wollte. Als er aß, aß er einen Bissen selbst, den nächsten gab er seinem Löwen. „Lina, mach das Bett mit der seidenen Decke zu unterst, die Matratze darauf und ganz oben Dornen.“ „Nein“, sagte José, „die Dornen müssen unten sein, die Matratze darauf und ganz oben die seidene Decke“. Als die Alte verlangte, daß er sie umarmen solle, sagte er: „In meines Vaters Hause sind viele Bediente. Ich spiele nie mit ihnen und du bist älter als meine Großmutter“. Die Alte sagte zu ihm: „Das geht dich nichts an“. Da sagte er: „Nein, Alte, heute abend nicht, morgen, wenn ich zurückkomme, will ich dich umarmen und dir sogar einen Kuß geben“. Am nächsten Morgen verlangte sie wieder, daß er sie umarmen und ihr einen Kuß geben solle. Er aber weigerte sich. Die Alte hatte zwei Töchter und einen Sohn, Zabel, Maria und Julian. Als José fortgegangen war, sagte die Alte zu ihren Kindern, sie sollten ihre Waffen bereit halten, um ihn zu töten. José wurde müde und sah, daß sie ihn einholen würden. Da warf er das Canud Salz hinter sich. Es wurde ein Meer. Die Alte machte einen Weg durch das Meer mit ihrem Picaret und Buschmesser. Dann trug sie ihre Geräte wieder nach Hause und setzte ihre Verfolgung wieder fort. Er ging, ging und ging, bis er wieder müde wurde. Er sah um sich und sah, daß sie ihn wieder einholen würde. Da warf er das Canud Asche hinter sich. Es wurde eine Wolke. Dann gingen die Alte und ihre Kinder nach Hause; um Geräte zu holen, um einen Weg durch die Wolke zu machen. Nachdem sie sich einen Weg gemacht hatten, trugen sie die Geräte nach Hause und setzten die Verfolgung fort. Wieder wurde José müde. Er sah sich um und sah, daß sie im Begriff waren, ihn einzuholen. Da warf er einen Polon Samen hin und sang:

Polon, hinauf, hinauf,
Hinauf, hinauf, so hoch du kannst!
Denn die Alte will mich töten.

Der Polon Baum wuchs, wuchs und wuchs, bis er der höchste Polon Baum in der ganzen Welt wurde. Acht Männer konnten ihn nicht umhauen. Die Alte ging nach Hause, um ihre Geräte zu holen. Sie hackte, hackte und hackte. Da wurden die Kinder müde. Sie sang:

Tundun, Maria,
Tundun, Zabel,
Tundun, Julian,
Jungfrau Maria, Mutter,
Sieh diesen Mann, den ich heute töten werde.
Schneide gut, mein kleines Buschmesser.
Schneide wie eine Axt, mein Buschmesser,
Denn heute werde ich diesen Herrn töten.

Sie hackten, hackten und hackten, bis der Polon Baum fast umfiel. Da warf José den zweiten Polon Samen auf den Boden und sang:

Polon, hinauf, hinauf,
Hinauf, hinauf, so hoch du kannst!
Denn die Alte will mich töten.

Der Polon Baum wuchs in die Höhe. Die Alte ging nach Hause, um ihre Geräte zu holen, um ihn niederzuhauen. Sie sang:

Tundun, Maria,
Tundun, Zabel,
Tundun, Julian,
Jungfrau Maria, Mütter,
Sieh diesen Mann, den ich heute töten werde.
Schneide gut, mein kleines Buschmesser.
Schneide wie eine Axt, mein Buschmesser,
Denn heute werde ich diesen Herrn töten.

Der dritte Polon-Baum wurde noch größer und dicker als die anderen. Sie hackten, hackten und hackten. Als der Baum beinahe umfiel, rief José seiner Schwester zu Hause zu und sagte: „Denkst du daran, was ich dir sagte, als ich dich an der Haustür verließ?“ Gerade um diese Zeit ging seine Schwester in den Garten. Sie sah, daß er vertrocknete, und die Löwen hatten Schaum am Maul. Da lief sie in's Haus zurück und rief: „Mama, Mama, weißt du noch, was José sagte, als er aus der Tür ging?“ Sie holte schnell ein Messer und schnitt die Seile durch, mit denen die Löwen angebunden waren. Die Seile waren ganz verwickelt, weil die Löwen ungebärdig hin und her sprangen. Fast fiel der Polon Baum, als José etwas kommen sah, das aussah wie drei kleine Hunde. Er frug die Alte: „Siehst du etwas dort kommen?“ Sie antwortete: „Das ist ein Ziegenhirt mit seiner Herde“. Jetzt kamen die Löwen. José rief:

Stunde, Sekunde, Warte!
Paßt auf, paßt auf, meine kleinen Löwen!
Wenn ihr mir je helfen könnt, helft mir heute,
Denn heute ist der erste und der letzte Tag,
Der letzte Tag meines Lebens.

Stunde, siehst du diese Alte? Laß nichts von ihr übrig. Sekunde, Warte, seht ihr diese Mädchen und den Jungen? Laßt nichts von ihnen übrig“. Da nahmen die Löwen die Alte, die Mädchen und den Jungen und ließen nichts von ihnen übrig; sie wurden alle Grieß. José ging zum Hause der Alten zurück. Er sagte zu Lina: „Lina wenn du mir nicht den Schlüssel zur Grube gibst, gehst du denselben Weg, den die Alte gewandert ist“. „José, geh zu meiner Mutter. Zupfe sie rechts und zupfe sie links, und der Schlüssel wird herausfallen. José zupfte sie und der Schlüssel fiel heraus. Er nahm

ihn und öffnete die Tür. An der ersten fand er seine beiden Brüder. Er ließ Lina Suppe machen. Lina fürchtete, José würde sie töten und machte die Suppe so rasch sie konnte. Der Platz, wo seine Brüder waren, ist so groß wie die Strecke von Newport bis Fall River. In der Mitte fand er Leute, die so schwach waren, daß sie die Suppe nicht einmal durch eine Röhre trinken konnten. Er nahm alle die Leute heraus, die drinnen waren. Dann sagte er Lina, sie solle auf den Platz achten, wie ihre Mutter.

III.

Es war einmal eine Frau, die hatte einen einzigen Sohn. Eines Tages ging er zum Ufer hinunter und fand vier kleine Löwen. Er nahm sie nach Hause. Da sie die Krätze hatten, wollte seine Mutter sie nicht hereinlassen, deshalb ließ er sie bei seiner Patin. Als er einundzwanzig Jahre alt war, bat er seine Eltern um ihren Segen. „Ich will in die Welt hinausgehen und etwas sehen, worüber ich reden kann“. Er nahm seine Löwen Jiro, Manan, Salamansa, Sojiroconjiro mit. Nach einiger Zeit kam er zu dem Hause eines Mannes, der drei Töchter hatte. Er ging hinein und sagte den Mädchen, er würde seine Löwen an das Tischbein binden. „Wenn eine von euch ihn losbindet, so werde ich ihren Kopf mit meinem scharfen Schwert abschneiden.“ Er ging, ging und ging, bis er zu einer Klippe kam, wo sehr viele Affen waren. Die Affen sangen:

Grititi, ich schlage dich, ich schlage dich,
Du trockene Ameise.

Der junge Mann fürchtete sich vor den Affen und rief seine Löwen. Jiro, Manan, Salamansa, Sojiroconjiro!

Da sprangen die Löwen auf und rissen an ihren Seilen. Die jüngste Schwester wollte sie losbinden. Die älteste sagte: „Tue das nicht, der Mann wird dich töten.“ Da sangen die Affen:

Grititi, ich schlage dich, ich schlage dich,
Du trockene Ameise.

Da sprangen die Löwen wild umher. Die jüngste Schwester band sie sie los und ließ sie laufen. Der junge Mann schrie vor Verzweiflung. Da sah er sie von weitem in einer Staubwolke kommen. Als sie ankamen, schnitt er sein Brot in vier Stücke und gab jedem ein Stück. Dann sagte er: „Helft mir, meine Löwen, diese Affen wollen mich töten“. Da sprangen die Löwen auf die Affen los und töteten sie, bis nur einer übrig blieb, das war der König der Berge. Der verbarg sich in einem Loch und kam nur nachts heraus, um umherzuspähen. Der junge Mann sah ihn und schickte seine Löwen aus, um ihn zu fangen. Sie ergriffen ihn und rissen ihn in Stücke.

Der junge Mann, wohl zufrieden mit seiner Arbeit, ging zurück zum Königshaus. Er frug: „Wer von euch hat meine Löwen losgelassen?“ Die jüngste Schwester antwortete: „Ich habe es getan. Sie sprangen umher und da ließ ich sie los“. „Gut, du sollst meine Frau werden“. Die älteste Schwester antwortete: „Nein, das ist eine Lüge, ich habe sie losgelassen“. Und die zweite sagte: „Nein, ich habe sie losgelassen.“ Da sagte der junge Mann: „Nun, die soll mich heiraten, die mich erschrecken kann“. Die jüngste Schwester nahm einen Sperling und setzte ihn unter die Waschsüssel, in welcher der junge Mann sich wusch. Am nächsten Morgen, als er die Waschsüssel umdrehte, um sich zu waschen, flatterte der Sperling heraus. Da fürchtete sich der junge Mann. Die jüngste Schwester ging auf ihn zu, umarmte ihn, und sie heirateten und lebten lange glücklich zusammen.

IV.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau. Sie war eine Hexe. Er hatte einen Hund, der ihn bewachte. Die Frau wollte ihren Mann töten, aber sie konnte es nicht, weil er ein Amulett hatte. Da sagte sie zu ihm: „Seit wir verheiratet sind, sind wir nie irgendwo hingegangen. Ich habe einen Garten, den will ich Dir zeigen.“ Früh morgens standen sie auf, und der Mann ging, um seinen Hund zu holen. Da sagte die Frau: „Nein, mit einem Mann, der einen Hund hat, gehe ich nicht.“ Da ging er, um einen Stock zu holen. Sie sagte: „Nein, mit einem Mann, der einen Stock hat, gehe ich nicht.“ Dann nahm er drei Polon Samen und versteckte sie in seinen Kleidern. Sie brachen auf, und nachdem sie eine Weile gegangen waren, sagte sie: „Wenn Du Deinen Hund rufen würdest, würde er Dich hören?“ „Ja“. Sie gingen weiter. Nach einiger Zeit fragte sie: „Wenn Du jetzt Deinen Hund rufen würdest, würde er Dich hören?“ Sie gingen noch weiter. „Wenn Du jetzt Deinen Hund rufen würdest, würde er Dich hören?“ Der Mann hatte Verdacht geschöpft und sagte: „Nein.“ Da sagte seine Frau zu ihm: „Nun, dann sage Dein letztes Gebet, denn Du mußt sterben.“ Er antwortete: „Laß mich vorher noch den Hügel hinaufgehen.“ Da ging er hinauf und sang:

„Löwe, kleiner Löwe!“

Sie sagte: „Singe so viel Du willst, dies ist der letzte Tag Deines Lebens.“ Als er zum ersten Mal sang, hörte sein Hund ihn und sprang auf, konnte sich aber nicht losmachen. Als er das zweite Mal sang, sprang der Hund auf und zerbrach seine Kette. Die Frau sagte: „Mach, daß Du fertig wirst, dies ist der letzte Tag Deines Lebens.“ Da sang er zum dritten Mal. Da kam der Hund angelaufen. „Nun“, sagte die Frau, „komm, es ist Zeit.“ Da dachte er an die Polon Samen in seiner Tasche. Er ließ einen fallen und ein Polon-Baum wuchs in die Höhe. Er kletterte hinauf. Da nahm die Frau einen ihrer Zähne aus dem Munde und machte ein Buschmesser daraus. Sie sagte: „Kup, kup, mein kleines Buschmesser.“ Der Baum war beinahe umgehauen, da warf der Mann den zweiten Samen auf den Boden. Ein Baum wuchs in die Höhe und er kletterte hinauf. In weiter Ferne sah er eine kleine Wolke. Da faßte er Hoffnung. Die Frau sagte: „Kup, kup, mein kleines Messer.“ Als der Baum beinahe umgehauen war, warf er den dritten Polon Samen zu Boden: Ein Baum wuchs in die Höhe und er kletterte hinauf. Da versuchte die Frau, ihn umzuhacken und als er beinahe umfiel, sprang ihr der kleine Hund an die Kehle. Sie sagte: „O, Mann, das ist unser kleiner Hund, der kleine Hund, mit dem ich immer gespielt habe.“ Der Mann sagte: „Faß sie und laß keinen Tropfen Blut zu Boden fallen.“ Da faßte der Hund sie und sie schrie: „O, er hat mich an einer üblen Stelle angefaßt.“ Der Hund fraß sie auf.

Außer diesen Erzählungen portugiesischer Neger besitzen wir eine Variante aus Spanien. In dieser hat ein Mann drei Hunde, Eisen, Blei und Stahl. (In einer anderen Form des zweiten Teiles dieser Erzählung heißen die Hunde Sonne, Mond und Stern). Der Eigentümer dieser Hunde weist einen Riesen, der um die Hand seiner Schwester wirbt, ab. Dann sagt der Riese dem Mädchen, sie sollen ihrem Bruder auftragen, einen Apfelsinenbaum hinaufzuklettern, um Früchte zu holen. Als er oben ist, kommt der Riese

und schüttelt den Baum. Der Mann ruft seine Hunde, die den Mann angreifen. Ein andermal gibt der Riese dem Mädchen Gift, um es in das Essen ihres Bruders zu tun. Der Bruder gibt ein wenig von dem vergifteten Essen seinen Hunden, die es nicht essen wollen und bellen. Als eine Katze davon frißt, stirbt sie. Dann folgt die Erzählung von der Rettung der Prinzessin vor der siebenköpfigen Schlange. Die Hunde töten die Schlange.¹⁾

Außer diesen spanischen Erzählungen kenne ich keine europäischen Varianten; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß sie vorkommen. Eine oder zwei Varianten aus Sibirien stammen vermutlich aus Europa. Diese Erzählungen mögen von amerikanischen Walfischfängern mit ihrer stark gemischten Besatzung den Chukchen erzählt worden sein, oder sie mögen aus Rußland stammen. Sollten sie sich nicht in Rußland nachweisen lassen, würde der erstere Weg der wahrscheinlichere sein.

Nach der ersten sibirischen Erzählung wird ein Mann von seiner Schwester, dem Hechtmädchen, verfolgt. Sie holt sein sechsbeiniges Renttier ein und reißt nacheinander drei seiner Beine ab. Der Mann verwandelt seinen stumpfen Pfeil in einen eisernen Baum. Während er oben sitzt, bittet er eine Elster und dann eine Schneeammer, zu seiner Frau zu fliegen, um sie zu bitten, seine Hunde zu senden. Das Hechtmädchen gräbt in Gestalt eines Hermelins die Baumwurzeln auf. Dann kommen die Hunde, (zwei Wölfe und zwei Bären), fangen sie, und der Mann zerhackt sie.²⁾

In der zweiten Erzählung flüchtet sich ein Mädchen vor einem Ungeheuer und heiratet einen Jäger. Sie leiht ihr geflügeltes Pferd ihrem Manne und befiehlt ihm, es nie an einen lebenden Baum, sondern an einen trockenen Baum anzubinden. Er bindet es an einen lebenden Baum und das Ungeheuer erscheint. Die Frau verwandelt eine Kiste in ein Vorratshaus auf zwölf Pfosten und sie und ihr Sohn flüchten sich hinein. Dann erbricht das Ungeheuer eine Axt und hackt die Pfosten nieder. Der Fuchs läuft zuerst mit der Axt, dann mit der Lanze des Ungeheuers weg. Nachdem elf Pfosten umgehackt sind, macht sich das geflügelte Pferd los, läuft nach Hause und zerbricht den Rücken des Ungeheuers.³⁾

Die Erzählung wurde von Spaniern und Portugiesen nach Afrika gebracht. Wir haben Aufzeichnungen von den Timne von Sierra Leone, von den Hausa, von Angola, den Amaxosa und Vandao, Kaffern, den Zulu und von den Hottentotten.

In der Timne-Geschichte bindet ein Mann seine zwei Hunde an einen Pfosten seiner Veranda und geht aus, um Kolanüsse von dem Krifi zu stehlen. Krifi nimmt seine Axt und fängt an den Baum umzuhauen, indem er sagt: „Heute werde ich einen Menschen fressen.“ Der Mann im Baum betet zuerst, dann ruft er seine Hunde. Sie zerreißen das Seil, mit dem sie angebunden sind und kommen gelaufen. Sie reißen den Krifi mitten durch.⁴⁾

In der Hausa Variante: Ein Knabe flüchtet sich auf einen Baum vor einer Riesin mit einem Bein, einem Arm und einem Auge;

¹⁾ De Soto, S. H. Cuentos Populares de Extremadura, XXI. Biblioteca de las Tradiciones Populares Españoles, vol. 10.

²⁾ Bogoras, W. „Tales of Yukaghir Lamut, & Russianized Natives of Eastern Siberia“, pp. 65 - 7, Anthropol. Papers Amer. Mus. Nat. Hist. XX., Pt. I, 1918.

³⁾ *Ib.*, pp. 58 - 61.

⁴⁾ Thomas, N. W. Anthropol. Report on Sierra Leone, Pt. III, Timne Grammar and Stories, pp. 33 - 4. London, 1916.

oder in einer anderen Version vor zwei Hexen; in noch einer anderen vor einem Dodo. Die drei Hunde werden herbeigelockt durch einen Ruf, oder durch den Ton einer Flöte. Sie mußten jeden Tropfen Blut der Hexe auflecken, weil sonst das Blut den fliehenden Knaben einholen würde. In einer dieser Erzählungen zanken sich die Frauen über das Losmachen der Hunde, wie in der zweiten portugiesischen Form¹⁾.

In der Angola-Erzählung rettet die jüngste von vier Schwestern sich selbst und ihre Schwestern vor dem ma-kishi, indem sie unter verschiedenen Vorwänden wachbleibt. Die Mädchen flüchten sich auf einen großen Baum, den der ma-kishi umzuhauen versucht. Ein Habicht bringt die Mädchen in Sicherheit.²⁾

In der Amaxosa-Version bleiben zwei Schwestern unter einem Vorwand wach, legen ein Stück Holz hin, wo sie vorher gelegen hatten und fliehen auf einen Baum, bis zu dem eine Menschenfresserin sie verfolgt. Die Menschenfresserin versucht den Baum umzuhacken, aber ein Vogel singt, und die Spähne fliegen an den Baum zurück. Als die Menschenfresserin den Vogel tötet, fährt eine Feder, die vom Vogel heruntergeworfen war, fort zu singen. Die drei Hunde des Vaters der Kinder kommen hergerannt und fressen die Menschenfresserin³⁾.

Nach einer Erzählung der Vandao aus Gazaland sind zwei Kinder mit zwei Hunden verlassen. Der Knabe geht mit einem Hunde fort und läßt den anderen Hund und eine Rizinuspflanze als Lebenszeichen bei seiner Schwester. Eine Menschenfresserin veranlaßt den Knaben, auf einen Baum zu klettern, den sie mit ihrem großen Zahn umzuhacken versucht. Dann kommt der Hund und beißt die Alte. Der Knabe klettert herunter, tötet sie, und schließlich wird ihr Kind in einen Vogel verwandelt⁴⁾.

Callaway hat zwei Zulu-Varianten veröffentlicht. In der einen wird erzählt, daß ein Königssohn mit der Tochter des Menschenfressers Langzeh entflieht. Langzeh verfolgt sie, und die Flüchtlinge klettern auf einen „Gelbholz“-Baum. Die Hunde des Königssohns bleiben am Fuße des Baumes. Als Langzeh den Baum umzuhauen versucht, zerreißen die Hunde ihn. Dann wächst der Baum wieder zusammen und Langzeh versucht wiederum, den Baum umzuhacken. Die Hunde zerreißen ihn wieder, zermahlen die Stücke und werfen sie ins Wasser⁵⁾. In der zweiten Erzählung klettert ein von Menschenfressern verfolgtes Mädchen auf einen Baum. Die Menschenfresser versuchen den Baum umzuhacken, aber jedesmal richtet der Baum sich wieder auf. Nach einem warnenden Traume sucht der Bruder das Mädchen mit seinen großen Hunden. Er gab den Menschenfressern Schnupftabak und hetzte die Hunde auf sie. Die Hunde zerreißen die Menschenfresser und Bruder und Schwester gehen nach Hause⁶⁾.

¹⁾ Tremearne, A. J. N. Hausa Superstitions and Customs, pp. 298-9, 454-6, London, 1913

²⁾ Chatelain, Heli. „Folk-Tales of Angola,“ pp. 102-11. Mem. Amer. Folk-Lore Soc., I, 1894.

³⁾ Theal, G. Mc. Kaffir Folk-Lore, pp. 122-6, London, 1886.

⁴⁾ Kidd, D., Savage Childhood, S. 224-230, London 1906.

⁵⁾ Callaway, H., Nursery Tales, Traditions and Histories of the Zulus. I, S. 48 bis 52. Natal and London 1868.

⁶⁾ Ebenda. S. 145-147. In einer zweiten Version erwacht Langzeh zum zweiten Male, aber die Flüchtlinge sind inzwischen vom Baume heruntergeklettert und entflohen. (Ebenda S. 53-54.)

Nach der Erzählung der Hottentotten legt der junge Mann, der um die Hand der Tochter eines Menschenfressers wirbt einen Stein an die Stelle, wo er gelegen hat, und flieht auf einen Baum. Die Menschenfresserin verfolgt ihn und schneidet die Zweige ab. Als nur noch ein Zweig übrig ist, ruft der Mann seine Löwenhunde, die die Frau ergreifen¹⁾.

Aus Afrika wurde die Geschichte von Negern nach Amerika gebracht. Sie ist in Neuengland aufgezeichnet (siehe oben), in North Carolina, South Carolina, Georgia, Louisiana, wie den Bahamas und Jamaica.

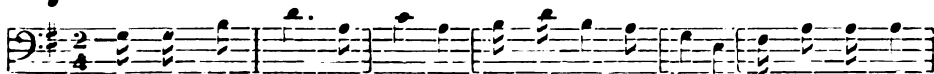
Nach der Version von North Carolina bleiben zwei Knaben unter verschiedenen Vorwänden wach und legen ein Stück Holz hin, wo sie gelegen haben. Die Hexen versuchen, den Baum umzuhauen. Die Knaben bitten darum, beten zu können. Die Hunde heulen, kommen und töten die Hexen²⁾.

Die folgenden Versionen von South Carolina habe ich kürzlich gesammelt. Dieselben sind noch nicht veröffentlicht. Die erste Variante ist ähnlich der von North Carolina und gehört, glaube ich, zu den Geschichten, die zur Zeit des Sklavenhandels aus Afrika gebracht sind. Die vierte hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der spanischen Variante von De Soto; sie gleicht ihr am meisten unter allen aufgezeichneten Versionen. Ich denke mir, mein Gewährsmann hat die Erzählung von einem spanischen Matrosen gelernt zu einer Zeit, als er selbst auf einem Schiff diente.

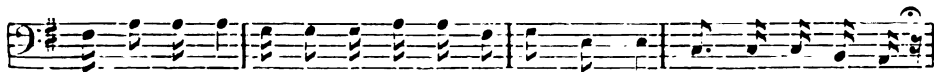
1.

I been out in de woods one day. I had two dawg de name Jimmie Bingo an' Jim Bolden'. I said to my moder befo' I gone I had a lot of woods to go t'rough an' dere was a lot of fox, wil' beasties was in de wood. I says, „Now, Mama, when I get in de woods an' you hear dese dawgs start ter holler, you mus' tu'n dem: loose.” De dawgs start to holler. My moder dropped to sleep. I wen' up de tree f'om de wolf. I cried out: Den I tell de tree mus' grow a little bottom an' a big top. Dat time de fox was gnawin' down de tree bottom, cut de tree down to kill me. Den I made de second cry

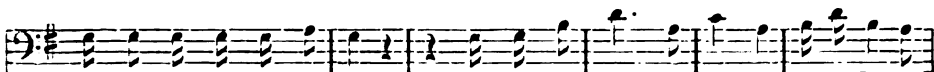
• = 116.



Jim-mie Bin - go Jim Bol-den Yon-der ba-rook



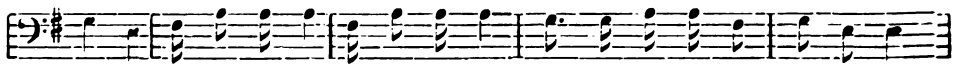
Soo-ka ba-rook So' as ma' lul - la come home dingding, Grow,ma' ar - row grow !



. Jim-mie Bing-o Jim Bol-den

¹⁾ Schultze, L., Aus Namaland und Kalahari, S. 389—399. Jena 1907.

²⁾ Parsons, E. C., „Tales from Guilford County, North Carolina“, Journ. Amer. Folk-Lore. XXX (1917), S. 189 bis 190.



Yon-der ba-rook, Soo-ka ba-rook So' ma lul-la come home, dingding



Grow, ma' ar-row grow!

Here comes Jimmie Bingo an' Jim Bolden. De wolf tu'n to a witch. I tell 'em, „Take him, Jimmie Bingo an' Jim Bolden because life is in it.” When dey commence to eat 'em up, den he cried out. Dey cut him up, an' den I had a chance to come down out de tree. Den I said, „I believe I go back home.”

2.

Said once upon a time a boy had a sister. An' de moder sent 'em to de store one day. An' he wait until sundown an' he didn' see his sister comin'. An de nex mornin' he get up an' put some water in de basin. An' tie his two dawgs. An' he tol' his moder dat when de water in de basin tu'n to blood, mus' tu'n de dawgs loose. An' when he got to de bridge de ol' man was sleepin'. An' he saw his sister clothes underneat' de bridge. An' he went up on de sycamore tree. An' de ol' man he woke up. An' he started up de tree. He tol' de ol' man he better stay down on de groun' les' he hu't hisse'f. An' he began to call his dawgs:

Whoa Eva whoa

I am goin' down de riber.

An de dawgs come arunnin'. An' when de dawgs get dere, he say, „Take um Cut Throat and Suck Blood.” Dat was de las' of de ol' man.

3.

Once upon a time there was a girl name Mary and a boy name Johnny. Johnny was a shepherd boy and Mary keep the house. There was a giant live not far off. And the giant want to eat Mary and Johnny. Early one morning Johnny went into the wood to look after his sheep. While Johnny was away the giant came. And Mary was upstairs looking out of the window for her brother. The giant open the gate and went in the yard and into the house. There were ten steps to climb before he could reach Mary. He rap on the first step, “Bam! bam! bam! Come down there.” Mary said, “Just wait till I stick a pin in my red dress, Sir.” He climb up two steps and then he rap again, “Bam! bam! bam! come down there. Johnny coming yet?” Mary said, “No, Sir, all I see is the blue sky and green grass.” He rap again, “Bam! bam! bam! Come down there. Johnny coming yet?” — “No, Sir, all I can see is the woods far off, but I haven't seen Johnny yet.” Now the giant was getting angry, and he want to eat Mary before Johnny come. Mary knew that the giant was going to eat her, so she won't tell the giant that her brother was coming. But she stood up in the window and while the giant, coming higher and higher upstairs she begun to turn round in the room just as if she was dressing. The giant rap on the ninth step, “Bam! bam! bam! Come down there.” Meantime Johnny step right in. The giant jump round and said, “B'oder, B'oder, B'oder, your dog bite?” Johnny said, “No, Sir, if you don't trouble them, they

won't trouble you." The giant was afraid of Johnny so he said: "Johnny, I have a job for you." Johnny said, „Yes, Sir, what is it?“ He said, "Do you see the tallest tree in that wood yonder?" Johnny said, "Yes." So he said, "Well, I want you to climb the very tallest tree. And I don't know what I won't give you." Johnny was very kindhearted, so he said, "All right, Sir." But the giant didn't trust the dogs, so he said, "Johnny, tie those dogs. Tie them to each block at the corner of the house." Johnny said, "Yes, Sir." So he did. Then the giant call Johnny and said, „Let us go." Johnny went in the wood and he climb the tallest tree. When he got to the top of the tree he saw Mary in the window looking for him. Then he look down and there was the giant cutting the tree with his teeth, trying to kill Johnny. First then he would go and kill Mary, but when Johnny saw him he called out in a loud and long tune, "You Cut-er-Throat, you, you! You Suck-er-Blood, you, you! You Crack-er-Bone, you, you! You Smash-er-Meat, you, you! Your master life is almost gone." The dogs heard this, and they started off, but they couldn't get 'way from the house. Johnny called again, "You Cut-er-Throat, you, you! You Suck-er-Blood, you, you! You Smash-er-Meat, you, you! You Crack-er-Bone, you, you! Your master life is almost gone." The dogs heard their master and they make another je'k. The dogs started 'cross the field. Johnny saw his dogs, and he called again in a low tune, "You Cut-er-Throat, you, you! You Suck-er-Blood, you, you! You Smash-er-Meat, you, you! You Crack-er-Bone! Your master life is almost gone." The dogs heard their master's voice. And they ran faster and faster. When they got there, the tree just about to fall. Then Cut-er-Throat cut the giant throat, and Suck-er-Blood suck the blood, and Smash-er-Meat smash the meat, and Crack-er-Bone crack the bone. And Johnny came down out of the tree, and t'rew his arm around the dogs' neck and kiss them.

I step on a tin' and the tin' bend
And my story end.

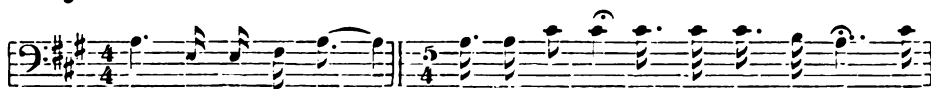
4.

An ol' man an' his wife had eight chil'run. An' dey come a fam'ly [! famine] couldn' get anyt'in' to eat, time was so hyard. An' in dat countree were wil' people. He took fo' o' de chil'run, two boy, two girl, an' trow um out in de fores', an' keep fo' home. Dese fo' chil'run been out in de woods fo' night an' fo' day. De two oldes' fumble away an' fumble away until dey finally fin' deir way back home. So John an' Mary dey couldn' fin' de way back home. So dey staid in de woods an' John fin' a holler. Him an' his sister staid in dat holler. An' ev'y day John would go out hunt fo' food, wil' berries, skakeapen [chinkapen] an' diffun food for him an' his sister. So one day more'n ol' John went out to hunt food. He fumble an' fumble until he get on de aidge of de wood an' he saw a buil'in'. He t'ought he'd go up an' see wat it was. An' when he wen' up, dere was a shop, big shop. He saw dese cake an' t'ings in at de winder. He didn' see no one. He stepped in an' he reach his han' an' get fo' o' dese cake. Whiles' he comin' out de do', he heard, "Squizz. . . z"! He lock 'roun' an' he saw a woman in de corner, was blin'. Dis woman take him fo' a cyat, yer know. So he wen' in to de woods wid de cake an' he give his sister one an' a ha'f an' he eat one an' a ha'f. His sister say to him, "Oh, Broder Johnnie, whey

you get home made grub?" He tell his sister dere is a house out dere he fin'. So his sister says to him, "Oh, Broder Johnnie, cyarry me an' le' me go wid you an' le' me get some mo'." So his [her] broder said to him [her], "Sister Mary, I'll cyarry you, but dere is an old woman dere blin' an' when she say, Squizz..z! you [will] run an' laugh, an' he ketch us." He [she] say no, 'e wouldn' laugh. So he 'blige his sister, 'e cyarry him dere de nex' day. When Johnnie step in to de shop, he step a w'ong boa'd an' de boa'd crack. An' de ol' lady say, "Sqizz..z!" an' he run off from de do' an' say, „Ke ke ke ke...e!" An' de wil' man was bakin' out on de side, run out an' ketch bof of dem. Dey was people eat people. So he had a big cyage to fatten 'em in right in f'ont of de do'. So he put John an' Mary bof in de cyage. An' bout twelve o'clock he take Mary out de cyage an' put Mary in de house wid his wife to wait on his wife till dey ready to eat him. Dat evenin' dey was to kill John. Was near de swamp. A big rat run t'rough de cyage. Whils' de rat was goin', John ketch de rat an' cut off his tail. De ol' man come to de cyage to see wheder John fat o' not. John poke de rat tail to him. You know he had no sense, he t'ought dat was John finger. So he wen' back to de house, tol' his wife he cant kill dat feller, aint fat yet. So nex' mornin' Mary wen' to de cyage, play wid de rat tail, lose de rat tail. De ol' man come to de cyage an ax' John show him his finger. John had no rat tail den, had to show him his finger, all kase of his sister. John poke his finger 'trough de cyage. Ol' man says, "Fat, fat, fat." Unlock de do', take John out, cyarry him to de choppin' block. When he get John to de choppin' block, start to put John head on de choppin' block, John make a groan, says, "I'm a man f'om my fader." Ol' man was sca'd den to kill John, so he tu'n John loose. He said, "Boy, I will sen' you out on my farm to min' my cattle." John said, "All right, Sah."

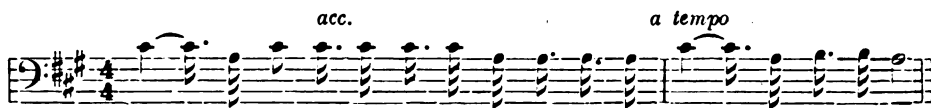
So he sen' John out an' he give John a gun an' two dawg. An' John name dese dawg Cut-de-T'roat, Suck-de-Blood. Now de ol' man said to his wife in de house whey Mary wus now, „When dat boy come home today I'll put pize [poison] in his victual an' I'll kill um." Man step out de do'. Mary sing,

♩ = 12. I.



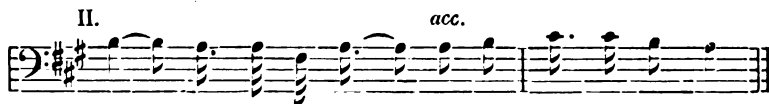
Eh! Bro-der Johnnie!

O - lee man say when you com-in' home He



sure ter-put pi-zen in yer vic-tuals an' he sure ter kill yer dead!

II.



Eh! Sis-tuh Mar-ie an' I un' - er- stan' you.

An' John understan' his sister. He sing.

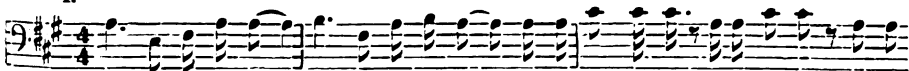
John come home, wouldn' eat. Nex' day now ol' man conclude to shoot him. „Ol' Lady,” say, “I get dat boy, I'm goin' up to de gate wid er deer skin on. I sure to shoot him dead when he come home.” Mary sing with change of words:

Eh! Broder Johnnie
O'lee man say
When you comin' home
He sure to go up on de gate
An' he sure ter kill yer dead.

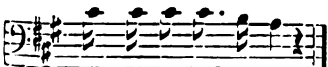
John walk to some road an' when he comin' home, he missed ed ol' man.

De ol' man up on de gate in his deer skin. John come up underneat' de bush an' shot de ol' man in de deer skin dead. Say, „Sister Mary, I got him. I kill him. He's right in de road here.” An' de ol' man wife fell sispicious den. An' jus' befo' he dead, he call John an' Mary, “John an' Mary come here”. Dey bof wen' to him. He said, “See dis prupe'ty? All dis prupe'ty belongs to you, but see dat well dere? If you sweep di't into dat well, a mighty beas' arise an' 'stroy you all.” So John min' de cows as usual an' he leaves de homestud fo' his sister, 'to take ca'. One day Mary member what de ol' lady say, “If' you sweep di't into dat well, a mighty beas' arise an' 'stroy you all.” — “I goin' to sweep di't in de well.” Go an' get de broom. John been in de fiel' den mindin' de cow. So soon as Mary sweep de di't into de well, de beas' come up to Mary. Say, “Aint you de sister of John?” He [she] say, “Yes.” Say, “John have got two dawg, an' you advise John to keep dem dawg home tomorrer, I won' do anyt' in' wid you.” John was a witch. He knowed right off dat his sister been done an' sweep di't in de well. He come home an' he didn' said anyt'in' to his sister. So dat night his sister said to him, “John, when you gone in de mornin' mus' left Cut-de-T'roat an' Suck-de-Blood home wid me 'cause me 'fraid to stay here.” So John said to um, “Sister Mary, dis is de firs' trouble you eber bring me into. I doan wan' you to bring me into no mo' trouble, but anyhow I lef' de dawg home wid you.” So John take his gun an' his bow arrow an' wen' an' min' his cow jus' de same. When John got out in de fiel', he fin' dat de lan' was a distan' off f'om his house. John saw de beas' come up to him. John say to de beas', “Ah, you a wise man.” De beas' say, to John, “You still wiser.” John say to de beas', “Beas', if you 'low me to go up on dis tree an' shoot my bow five time an' if my dawg aint come, I'm yer man.” So de beas' so sure he got John, he tol' John, “You can go up an' shoot 'em a hund'ed time.” But he never have but five arrow, you see, so he couldn' shoot a hund'hed time. Den John shoot de firs' time. Dis was John cry,

$\text{♩} = 66.$
I.



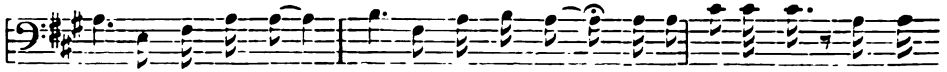
Grow! my arrow grow! Grow! my arrow grow! Wid'a wide bottom an' a wide top. Dis yer



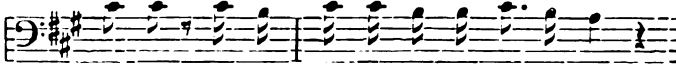
Mas-sa's firs'ar-row gone.

Dat time Mary got de ax home drivin' de stake down deeper an' deeper [to fasten the dogs]. Cut-de-t'roat jumpin'. John cry again.

II.



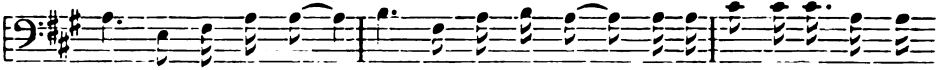
Eh! come Cut de t'roat! Eh! come Suck de blood! Wid a wide bot-tom an' a



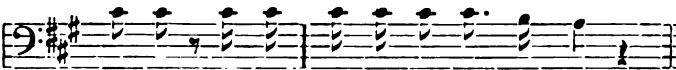
wide top. Dis yer Mas-sas se-con' arrow gone.

He had to sing to give 'em time.

III.



Grow! my ar-row grow! Grow! my ar-row grow! Wid a wide bottom an' a



wide top Dis yer Mas-sa's third. arrow gone.

Cut-de-T'roat got loose, cut off Suck-de-Blood chain. One t'ousan' mile to go. Soon as his massah got down to put his foot in de beas' mout' dey been dat distance to save de massah life. He said, „Cut his t'roat.” Nex' word, “Suck his blood.” Den John come off de tree an' take his two dawg an' gone on home. Said when he got home, “Sister Mary, dis is de' secon' trouble you got me into. I leaf you. Take all de t'ings.” Take his dawg an' gone.

Walk twenty mile. Meet up wid a sign: Any man dat enter de city an' kill de mighty beas' would marry de king daughter. So de direction was on dat sign whey de king house was. De beas' had been done kill ten or twelve mans cou'tin' de king daughter. So John an' his dawg enter into de city an' make right fo' de king house. An' when John get up on de step, put his firs' step, de beas' caught his laig. John cry, “Cut-his t'roat, cut his throat”. De dawg cut his throat, John say, “Suck his Blood, suck his blood”. De dawg suck his blood. John wen' into de house. Saw all de mans in de house. Had no pertection, glad when John come an' kill de beas'. John didn' know de king daughter, but de king daughter walk right to John, hug him an' kiss him, said, “Dis my husban'.” Said, “Now befo' we married, you got a sister, go get yer sister. Tell my fader a hitch up de fas'es' horse he got in his stable”. An' so dey did, go de twenty mile, get back dat night. When John get back to de do' dat night de weddin' was goin' on. Dese big man couln' kill de beas', but dey could have de weddin'. John get mad 'bout dat. John didn' go into de house. John sent his dawg into de house to clear way de house fo' him. De dawg take all dem big man an' t'row dem outdoors. Den he an' Mary went in. Den after dey married, John wife chose Mary for his maid. She made up all dat bed, weddin' bed an' all dat. An' one of dose big men gib Mary t'ousan' dollars to put sometin' on his [her] broder's head. Nex' mornin' John was dead. In dose days not like today — dead to day an' wouldn' bury until tomorrow — bury de same day. Fam'ly all set up on de box [coffin]. Mary an' king daughter. Oder people walk.

Today dey go in kyarridge. John dawg wen' on an' dey 'mos' get to de potter fiel', stop de wagon, an' Suck-de-Blood pull Mary an' de queen off de box, an' Cut-his-Throat, he brave dawg, brake de box open. When he brake de box open, John rise an' stan' 'mongst de congregation an' said' to his sister, "Ah, Sister Mary, dis is de t'ird trouble you brought me to. Now I'm goin' leave you forever." John an' his two dawg fly away to Heaven. Mary an' de king daughter an' all dem big man dey went to Hell.

In den „Uncle Remus“-Geschichten aus Georgia finden sich zwei Versionen. In der ersten entdeckt ein Knabe, daß ein Mann, der um eine Frau wirbt, bei der der Knabe lebt, in Wirklichkeit ein Bulle ist. Er sagt es ihr und flüchtet sich auf einen Baum. Der Bulle stößt den Baum, ohne ihn umwerfen zu können. Dann verwandelt er sich in einen Mann und haut ihn nieder. Der Knabe läßt einen von drei Pfannkuchen fallen, die ihm seine Mutter gegeben hat. Er fällt auf den Arm des Mannes und der Arm bricht ab. Auf dieselbe Weise bricht er erst den anderen Arm und dann den Kopf des Mannes ab und wird so gerettet. In der zweiten Erzählung jagt ein Mann Büffel mit Pfeil und Bogen und mit seinen beiden Hunden, die so groß wie Kälber sind. Die Hunde hatten einst eine Leopardenfrau getötet, die ihren Herrn fressen wollte, als er auf einem Baum saß. Die Büffel planen, den Mann unschädlich zu machen und einer von ihnen, eine weiße Büffelkuh, verwandelt sich in ein Mädchen, um um ihn zu werben. Er heiratet sie und geht eine Zeitlang nicht jagen. Eines Tages aber geht er auf die Jagd und wird von den Büffeln verfolgt. Als er nur noch drei Pfeile übrig hat, steckt er einen in den Boden, der Pfeil wird ein großer Baum, auf dem der Mann sitzt. Dann fangen die Büffel an, den Baum umzuhauen. Der Mann ruft seine Hunde. Der Baum fällt, und er steckt einen zweiten Pfeil in den Boden, welcher ein noch größerer Baum wird. Schließlich steckt er den dritten Pfeil in den Boden. Als der dritte Baum im Begriff ist, umzufallen, haben die Hunde ihre Leine durchgenagt und kommen gerannt und töten die Büffel, unter ihnen auch die weiße Büffelkuh.¹⁾

Die Version aus Louisiana ist fast genau gleich der ersten Variante aus Georgia. Nur läßt der Knabe statt der Pfannkuchen Euleneier, die mit der Milch einer schwarzen Ziege bezaubert sind, auf den Bullen fallen.²⁾

Wir besitzen vier Versionen von den Bahamas. Nach der ersten gehen zwei Knaben in die Welt, ihr Glück zu suchen. Der erste wird von einer Hexe getötet, der zweite hat ein Lebenszeichen und zwei Hunde bei seiner Mutter gelassen. Der Knabe ruht sich auf einem Baum aus, dann kommt die Hexe, die seinen Bruder getötet hat, vorbei. Der Knabe ruft seine Hunde, das Wasser im Lebenszeichen wird Blut, und die Hunde werden losgelassen. Sie springen über den Fluß; der eine tötet die alte Hexe, welche den Baum umhaut, und die anderen beiden ihre beiden Kinder.

Nach der zweiten Form hört Jack, daß der König angekündigt hat, er wolle seine Tochter dem zur Frau geben, der einen wilden Bullen töten und seine Zähne mitbringen würde. Der Knabe läßt ein Lebenszeichen und seine drei Hunde zurück. Der wütende Bulle

¹⁾ Harris, J. C. Uncle Remus and his Friends, S. 82-89, 92-109.

²⁾ Fortier, A. Louisiana Folk-Tales, Mem. Amer. Folk-Lore Soc. II S. 6-13, 1895.

greift Jack an, der einen Stock hinwirft und sagt: „Wachs in die Höhe, mein Pfeilbaum.“ Der Bulle versucht, den Baum durch Beißen umzuwerfen. Die Hunde kommen und töten den Bullen. Jack schlägt seine Zähne aus, bringt sie dem König und heiratet dessen Tochter.

Nach der dritten Erzählung heiratet die alte Frau den Jungen und versucht dann, ihn zu töten. Er entflieht erst mittels einer Reihe von Verwandlungen, schließlich springt er auf einen Baum. Vierundzwanzig Männer kommen aus der Seite der alten Frau, den Baum umzuhauen. Dann kommen die Hunde und töten die Alte. Nach der vierten Variante läßt Jack das Lebenszeichen und sechs Hunde zurück. Er nimmt drei Pfeile mit. Er trifft eine alte Frau und weigert sich, sie zu heiraten. Als sie ihn anpacken will, wirft Jack einen Pfeil hin und sagt: „Wachse, mein Pfeil, wachse, mit breitem Fuß und schmaler Spitze.“ Die Alte schlägt sich und drei Männer mit drei Äxten kommen aus ihrem Körper. Als diese beinahe den dritten Baum umgeschlagen haben, bittet Jack einen Kolibri, der vorbeifliegt, seiner Mutter aufzutragen, die Hunde loszulassen, usw.¹⁾

Soweit die Neger-Erzählungen. Wenden wir uns nun zu den indianischen Versionen! Wir haben solche aus dem Staate Alabama von den Creek, den Alabama und Koasati; aus dem Südwesten von den Zuni und von Laguna; von den nördlichen Shoshone, den Takelma, Arapaho, Cheyenne, Gros Ventres, Blackfoot, Kutenai, Shuswap und von den Thompson-Indianern.

Da die Creek-Version nicht veröffentlicht ist, will ich sie hier vollständig wiedergeben.

Es war einmal ein Knabe, der lebte mit seiner Großmutter. Als er heranwuchs, ging er gerne auf die Jagd. Er hatte drei Hunde, die hießen Simursitty, Jeudawson und Ben-boten²⁾. Er selbst hieß Took-me. Er tötete viele Büffel, deshalb hielten diese einen Rat. Zwei Büffel sagten, sie wollten sich in hübsche Mädchen verwandeln und versuchen Took-me zu töten. Eines Abends gingen sie zu dem Hause seiner Großmutter und, obwohl sie versuchten, sich sehr angenehm zu machen, mochte die Alte sie nicht leiden. Sie warnte ihren Enkel gegen die Besucher. Die Hunde knurrten sie an, wenn sie kamen. Abends baten die Büffelmädchen Took-me, seine Hunde anzubinden, da sie fürchteten, sie möchten sie nachts beißen. Er ging und kettete sie an, da die Mädchen sagten, sie könnten nicht schlafen, wenn die Hunde frei umherliefen. Took-me mochte die Mädchen gern, aber seine Großmutter bestand darauf, daß nicht alles in Ordnung sei. Am nächsten Morgen sagten die Mädchen, sie müßten nach Hause gehen und luden Took-me ein, mit ihnen zu gehen. „Nein,“ sagte die Großmutter, „er darf nicht gehen.“ Endlich kamen sie dahin überein, daß er einen Teil des Weges, bis zu einer bestimmten Stelle auf der Prärie, mitgehen sollte. Als sie dort ankamen, sah er eine Büffelherde, die dort weidete. Plötzlich verwandelten sich die Mädchen in Büffel, und gaben der Herde ein Signal und die Büffel umzingelten Took-me. Voller Angst steckte er einen seiner Pfeile in den Boden, und dieser wurde ein Pappelbaum. Took-me kletterte schnell

¹⁾ Parsons, E. C. Folk-Tales of Andros Island, Bahamas, S. 66—70; Mem. Amer. Folk-Lore Soc. XIII 1918.

²⁾ Der indianische Gewährsmann meinte, daß in diesen Namen Verderbungen der folgenden Indianerworte seien: Yanasasa, „der Büffelläufer“ und Pinpoya, „der Truthahntöter“. Dr. J. R. Swanton schreibt indessen, daß diese Bedeutungen weit hergeholt seien, und die Namen anscheinend nicht indianisch sind.

hinauf und war aus dem Bereich der wütenden Büffel. Sie stießen den Baum mit ihren Hörnern, bis er umfiel. Da warf Took-me einen zweiten Pfeil auf den Boden, und ein zweiter Pappelbaum stand da. Als der erste Baum fiel, sprang er in die Zweige des zweiten. So fuhr er fort, bis alle seine Pfeile verbraucht waren. Da warf er seinen Bogen hin und ein großer Ahornbaum stand da. Als er auf dem Ahornbaum saß, rief er seine Hunde:

Simursitty, komm,
 Jeudawson, komm,
 Ben-boten, komm,
 Kommt zu Took-me,
 Kommt zu Took-me.

Die Büffel lachten ihn aus und riefen: „Took-me, Took-me.“ Seine Großmutter schlief, wurde aber wach, als die Hunde anfangen zu heulen. Sie lief zu ihnen und sah, daß sie versuchten, ihre Ketten zu zerreißen. Da hörte sie die Stimme ihres Enkels in der Ferne:

Simursitty, komm,
 Jeudawson, komm,
 Ben-boten, komm,
 Kommt zu Took-me,
 Kommt zu Took-me.

Sie wußte, daß er in Gefahr war, deshalb zerriß sie die Ketten und die treuen Hunde rannten von dannen. Sie jagten die Büffel fort und retteten ihren Herrn¹⁾.

Nach der Alabama - Koasati - Geschichte geht ein Mädchen von Hause und begleitet einen alten Büffel. Ein Mann bietet sich an, das Mädchen zu finden. Er nimmt vier Pfeile mit, zwei weiße und zwei rote. Er findet das Mädchen unter den Büffeln, die er schlafen macht. Dann zieht er das Mädchen gegen ihren Willen auf einen Baum hinauf. Die Büffel fangen an, den Baum zu lecken, bis er beinahe umfällt. Dann läßt der Mann ein Ei fallen, und der Baum steht wieder gerade. Dies wiederholt sich viermal. Dann schießt der Mann einen Pfeil ab, welcher zu ihm zurückkommt, nachdem er einen Büffel getötet hat. Er tötet alle Büffel bis auf einen alten, welcher Kieferknorren aus der Erde stampft, die der Mann wieder hinunterwirft. Schließlich tötet der Mann auch den alten Büffel mit seinem roten Pfeil. Das Mädchen springt hinunter und wirft sich auf den toten Büffel. Der Mann schneidet die Büffellungen heraus. Als das Mädchen sich weigert mit ihm zu gehen, tötet er sie. Er zeigt den Leuten ihre Kleider und sie geben ihm den versprochenen Lohn²⁾.

Die Zuñi- und Lagunaerzählungen gleichen der Alabama-Koasati-Geschichte ziemlich genau. Nach der Zuñiversion geht das Mädchen, Wasser zu holen, und ein weißer Büffel trägt sie von dannen. Ihr Mann folgt ihr und nimmt rotbemalte Adlerfedern, heiliges Mehl und „Papierbrot“ mit. Jede Nacht kommen die Tiere von den sechs Himmelsrichtungen zu ihm und bewachen ihn, wofür sie eine Adlerfeder als Geschenk bekommen. Die Spinne, der Vogel „mehuchokwa“ und die Elster bewachen ihn und die „kossa“-Pflanzen geben ihm zwei Bälle mit. Er reibt sich den Körper damit und durchwätet einen Fluß voll Schlangen und einen voll Messer. Die Elster trägt

¹⁾ Mündliche Mitteilung von John R. Swanton.

²⁾ Swanton, J. R., Animal Stories from the Indians of the Muskogean Stock. J. Amer. Folk-Lore, XXVI (1913), S. 212 - 213.

ihn auf ihrem Rücken. Meluhokwa spuckt auf einen Spottvogel, Pumas und Büffel, die Wache stehen und schläfert sie ein. Die Elster trägt den jungen Mann mit seiner Frau und einem der vielen gestohlenen Mädchen auf ihrem Rücken fort. Die drei klettern auf einen Pappelbaum und nehmen die Tiere, die sie beschützt haben, mit. Die Büffel gehen vorbei, ohne sie zu sehen, nur zwei junge Büffel halten an, um zu trinken, und sehen das Spiegelbild der Leute, die auf dem Baum sitzen. Sie erzählen den Büffeln darüber und diese versuchen den Baum umzustößen. Als er beinahe fällt, schießen die Tiere im Baum die Büffel einen nach dem anderen nieder, nur zwei junge Büffel entfliehen. Der junge Mann kocht ein Stück des Anführers der Büffelherde, aber seine Frau will nicht davon essen. Deshalb tötet der Mann sie und lebt mit dem anderen Mädchen.¹⁾

Dr. Boas hat eine Laguna-Version im Text niedergeschrieben, welche noch nicht veröffentlicht ist.

Der Büffelmann.

Vor langer Zeit in einer Niederung im Nordwesten stand das Rotblätterhaus am Südeude der Stadt. Damals hatte die „Gelbfrau“,²⁾ die Tochter des Häuptlings „Zerbrochener-Gebetstab“, „Pfeilmann“ zum Manne. Dieser war ein Hirschjäger. Einstmals ging er nach Süden, um zu jagen. Frühmorgens ging er fort und als er gegangen war, stand Gelbfrau auf. Sie ging, um Wasser an der Nordquelle zu holen. Nach einiger Zeit kam der Büffelmann. Er sagte: „Bist du da?“ „Ja“, sagte die Gelbfrau. „Laß mich dich nach Hause tragen“, sagte der Büffelmann. „Ich kann nicht gehen“, sagte die Gelbfrau. „Warum nicht?“ „Weil kein Platz da ist, wo ich meinen Wasserkrug hinstellen kann“, sagte die Gelbfrau. „Stelle ihn nur gerade hier hin und kehr' ihn um“, sagte der Büffelmann. „Setz' dich auf meinen Rücken.“ Dann trug er sie fort nach Westen. Sie gingen durch ein enges Tal und kamen ins Freie, wo die Berge sich nach Westen hinstrecken. Oben auf dem Berge lebte der Büffelmann.

Pfeilmann, der Mann Gelbfras, kam nicht nach Hause. Abends schlug er sein Lager auf. Den ganzen Tag hatte er keinen Hirsch getötet, deshalb blieb er über Nacht aus. Frühmorgens erwachte er, und im Osten ging sein Freund, der Morgenstern, auf. Der Stern sagte: „Freund Pfeilmann, bist du hier?“ „Ja“, sagte der Pfeilmann. „Bist du auf der Jagd?“ sprach der Stern. „Ja“, sagte der Pfeilmann. „Ich will dir etwas sagen“, sagte der Stern, „du kannst heute keinen Hirsch töten. Geh nach Hause.“ Dann ging Pfeilmann nach Norden nach Hause. Er kam an. Seine Mutter, sein Vater, seine Schwwestern sagten: „Bist du angekommen?“ „Ja.“ „Warum hast du keinen Hirsch getötet?“ „Weil meine Frau entführt ist“, sagte der Pfeilmann. Seine Mutter, sein Vater, seine Schwwestern sagten: „Wirklich? Wer hat deine Frau gestohlen?“ „Der Büffelmann hat sie gestohlen; der Morgenstern hat es mir gesagt. Darum kann ich keine Hirsche töten. Vater, Mutter, Schwwestern! Ich muß gehen, meine Frau suchen.“ „Geh, und sei ein Mann“, sagten sie. Pfeilmann nahm seinen Köcher und viele Pfeile und er nahm Feuerstein

¹⁾ Parsons, E. C., Pueblo Indian Folk-Tales, probably of Spanish Provenience J. A m e r. Folklore, XXXI (1918), 235-240.

²⁾ Stereotyper Name für die Häuptlingstochter in Sagen.

mit. Dann ging er nach Norden. Er kam zur Quelle und sah den umgekehrten Wasserkrug. Er suchte nach Fußspuren und fand die Spuren des Büffelmannes, die nach Westen führten. Er folgte ihnen. Im Westen stand eine Pappel. Er kam dort hin und ein bißchen südlich von der Pappel sprach die alte Spinnenfrau zu ihm. Sie sagte: „Enkel, komm ein bißchen her nach Süden.“ Er ging zu ihr nach Süden. Als er hingekommen, blickte er sich um, er konnte aber die Spinnenfrau nicht sehen. Dann sagte sie: „Ich bin gerade hier am Ostende des Busches.“ Da sah er sie. Pfeilmann sagte: „Bist du da, Großmutter?“ „Ja“, sagte die Spinnenfrau, „bist du angekommen?“ „Jawohl“, sagte der Pfeilmann. „Suchst du etwa deine Frau?“ sagte die Spinnenfrau. „Ja“, sagte der Pfeilmann, „Du sollst sie nach Hause bringen, ich werde dir helfen. Ich werde den Weg für dich verkürzen, warte ein wenig“, so sprach die Spinnenfrau. „Gestatte mir hinunterzugehen, ich will Zauberkräuter für dich bereiten“, so sprach die Spinnenfrau. Dann ging sie hinunter und bereitete Zauberkräuter für ihn, vier Arten. Sie kam zurück und sagte: „Hier, Enkel, ich gebe dir diese Zauberkräuter. Speie sie auf die Wächter, die den Weg nach Westen bewachen.“ So sprach die Spinnenfrau. „Wenn du hinkommst, so speie diese zweiten Zauberkräuter auf den Büffelmann, dann wird er einschlafen, und bringe alle die Gelbfrauen zurück.“ „Gut“, sagte Pfeilmann, dann ging er nach Westen. Die Wächter des Pfades sahen ihn kommen. Sie erhoben sich und wurden wild. Er aber spie die Zauberkräuter auf sie und sie wurden ruhig. Die Pumas, Wölfe, Bären, Wildkatzen, Klapperschlangen und alle anderen Wächter öffneten den Weg für ihn. So konnte er weiter gehen. Die Wächter sagten: „Bist du angekommen, Pfeilmann?“ „Ja“, sagte er. „Du suchst wohl deine Frau?“ sagten sie, „geh nur weiter, du sollst sie nach Hause bringen. Wir wollen dir helfen.“ Pfeilmann ging weiter nach Westen. Er kam zu einem Berge und kletterte hinauf. Als er oben ankam, ging er weiter nach Westen und mittags fand er alle Büffel in tiefem Schlafe. Er spie die Zauberkräuter auf sie und sie rührten sich nicht. Er spie auf den Büffelmann, und er schlief fest. Dann rief er Gelbfrau und sagte: „Laß uns gehen, ich will dich nach Hause nehmen.“ Mit seinem Feuersteinmesser schnitt er den Gürtel seiner Frau durch (mit dem sie an dem Büffel befestigt war). „Jetzt laß uns eilen.“ Sie gingen nach Osten und kamen zu dem Platz, wo die Adlerfrau wohnte. Er sagte zum Adler; „Bitte, nimm mich schnell hinunter.“ „Gut“, sagte der Adler. Pfeilmann und die Frauen setzten sich auf seine Flügel. Dann sagte der Adler: „Schließt die Augen, ich will euch sagen, wenn wir am Fuße des Berges ankommen.“ So sprach der Adler. Er trug sie hinunter und sie kamen am Fuße des Berges an. „Jetzt öffnet eure Augen. Jetzt lauft. Wenn ihr am Berge vorbei seid, lauft so schnell ihr könnt“, also sprach der Adlermann, „der Büffelhäuptling hat große Macht.“ „Wirklich?“ sagte der Pfeilmann, „dann laßt uns fliehen.“ Sie gingen nach Osten, kamen aus den Bergen ins Tal und liefen durch die Mitte nach Osten.

Der Büffel wachte auf und bemerkte, daß die Frauen entflohen waren. Er sagte: „Laßt uns die Gelbfrauen verfolgen.“ Die Büffel gingen nach Osten und der Wind blies in der Richtung, in der sie gingen. Pfeilmann blickte zurück und sah den Wind. Da kaute er seine Zauberkräuter und spie sie rückwärts. Sogleich legte sich der Wind und er selbst und die Gelbfrauen liefen weiter nach Westen.

Sie kamen zu den Wächtern. Diese sagten: „Bist du zurückgekommen?“ „Ja“, sagten die Gelbfrauen und Pfeilmann. „Lauf weiter, im Osten steht eine Pappel, klettert hinauf.“ Dann liefen die Gelbfrauen und Pfeilmann weiter nach Osten. Nach einiger Zeit sahen sie die Büffel hinter sich herkommen. Sie kamen mit einem Hagelwetter. Als Pfeilmann rückwärts blickte, sah er den Hagelschlag. Sogleich kaute er die Zauberkräuter und spie sie auf die Büffel, und das Hagelwetter hörte auf. Sie liefen weiter nach Osten und kamen zu der Pappel. Dann sagte Pfeilmann: „Laßt uns hinaufklettern.“ Sie taten also und nach einiger Zeit kamen die Büffel von der Niederung im Westen an. Es waren viele Büffel. Sie liefen an der Pappel vorbei. Alle waren nun vorbei gelaufen nach Osten hin, nur der letzte, ein junger Büffel, blieb unter der Pappel stehen. Dann sagte Gelbfrau: „Pfeilmann, ich muß urinieren.“ Schließlich sagte Pfeilmann: „Gut, dann tue es.“ Sie tat also und unter dem Baum stand der junge Büffel. Dann fiel der Urin auf den Rücken des jungen Büffels. Sein Name war „Büffelkalb“. Da rief Büffelkalb den anderen Büffeln zu: „Kommt zurück, meine Schwägerin sitzt hier auf dem Baume.“ Da drehten alle um, und der Büffelmann sagte: „Laßt uns die Pappel umstoßen.“ Als die Büffel versuchten, den Baum umzustößen, nahm Pfeilmann seinen Bogen und seine Pfeile. Er setzte sich aufrecht, und wenn ein Büffel gegen den Baum stieß, schoß er nach ihm. Er traf ihn und tötete ihn. Als ein zweiter kam und gegen die Pappel stieß, schoß er ihn nieder. So erschöß Pfeilmann alle Büffel. Zu allerletzt war die Reihe an Büffelkalb. Das Kalb stieß gegen den Baum, und Pfeilmann erschöß es. Dann sagte er zu Gelbfrau, jetzt solle sie hinuntersteigen. „Laßt uns von hier fortgehen und den Leuten sagen, sie sollen das Büffel Fleisch holen.“ Da fing seine Frau an zu weinen. Büffelmann sagte: „Warum weinst du?“ „Weißt du das nicht? du hast meinen Mann, den Büffelmann getötet, darum weine ich.“ Da sagte Pfeilmann: „Wirklich? Dann mußt du diesen Mann sehr lieb haben.“ „Ja“, sagte Gelbfrau. Da tötete er seine Frau auf der Stelle. Er nahm die anderen Gelbfrauen mit nach Süden. Nach einiger Zeit kam er zu Hause an. Da sprach er zu ihrem Vater, dem Häuptling: „Ich bringe deine Tochter, Gelbfrau, nicht zurück.“ „Warum nicht?“ frug der Vater. „Ich habe sie getötet.“ „Warum hast du sie getötet?“ fragte ihr Vater, der Häuptling. „Weil sie nicht mitkommen wollte. Sie hat ihren Mann, den Büffelmann, nicht lassen wollen, darum habe ich sie getötet.“ Dann sagte der Häuptling: „Dann tut das nichts.“ Dann sagte Pfeilmann: „Jetzt rufe alle Leute, damit sie gehen und das Büffel Fleisch bringen.“ Der Häuptling sagte: „Ich will es ihnen sagen“. Er rief die Männer und sprach: „Laßt alle jungen Männer gehen und das Büffel Fleisch von Norden holen, es liegt unter der Pappel. Pfeilmann hat die Büffel getötet.“ Da sprachen die Leute: „Laßt uns gehen und es holen.“ Sie gingen, das Büffel Fleisch zu holen. So geschah es vor langer Zeit.

So lang ist das Rückgrat meiner Tante.¹⁾

Bei den nördlichen Shoshone heißt es, daß ein Büffelskelett lebendig wurde und eine Frau entführte. Ihr Mann holt sie zurück und sie klettern auf eine Pappel. Die Frau uriniert auf den letzten der vorbeilaufenden Büffel. Eine Lerche rät dem Mann, den Büffel-

¹⁾ Schlussformel.

hauptling mit einem Feuerrohre zu erschießen. Er tötet ihn und die Herde zerstreut sich.¹⁾

Nach der Arapaho-Version heiratet ein schönes Mädchen einen Büffel. Nach einem Jahre versuchen ihre Verwandten sie wieder-zuholen. Dachs und Maulwurf graben einen Gang zu ihr, lassen ihr Kleid auf dem Platz, wo sie gegessen hat. Sie stützen es mit Pfeilen, welche sie mitgebracht haben und gehen dann durch den Gang mit ihr zurück. Schließlich klettern sie auf einen Pappelbaum. Die Büffel verfolgen sie. Ein Kalb wird müde und steht unter dem Baum still. Das Mädchen hat einen Blutsturz und der blutige Speichel fällt auf das Kalb. Dann ruft das Kalb die anderen zurück, welche den Baum umzustößen versuchen. Der Baum gibt den Leuten Rat und verspottet den Büffel. Das Horn des Büffels steckt im Baum fest und der junge Mann erschießt ihn. Die anderen Büffel laufen von dannen.²⁾

In einer Erzählung der Cheyenne rettet ein Bruder seine unter den Büffeln weilende Schwester, indem er sich als Ratte einen Gang zu ihr gräbt. Zu Hause angekommen, umgeben die Brüder ihr Haus mit vier eisernen Zäunen. Dann schießt der Bruder, der seine Schwester gerettet hat, einen Pfeil gen Himmel, der in einen eisernen Baum verwandelt wird. Die Geschwister klettern auf den Baum. Die Büffel zerbrechen ihre Hörner an den eisernen Zäunen, werfen sie aber schließlich nieder. Als sie aber den Baum umzustößen versuchen, werden sie von den Brüdern getötet. Die Brüder werden das Siebengestirn.³⁾

Wir haben zwei Varianten von den Gros Ventres. Nach der ersten wird eine Frau beim Wasserholen von einem Büffel von dannen getragen. Der Hamster folgt ihr unter der Erde und findet sie mitten unter den Büffeln. Sie läßt ihr Kleid zurück und flieht mit dem Hamster zu ihren Eltern. Sie klettern auf drei Bäume. Ein rändiger alter Büffel bleibt zurück und reibt sich am Baume. Die Frau uriniert auf ihn und der Büffel ruft die anderen zurück. Sie stoßen den Baum um. Der Baum fällt auf den nächsten Baum, der zu den Leuten sagt: „Klettert auf mich.“ Schließlich zerbrechen alle Büffel ihre Hörner. In der zweiten Version werfen die Büffel den Baum um, auf welchen die Frau und ihr Mann geflohen sind. Der Bulle tötet den Mann und nimmt die Frau zurück. Die Frau versucht noch zweimal zu fliehen. Endlich holt der Adler sie und fliegt mit ihr zu ihren Verwandten.⁴⁾

Zwei Erzählungen der Schwarzfüße gehören hierher. Nach der ersten verspricht ein Mädchen, einen Führer einer Büffelherde zu heiraten, falls er die Herde in einen Kraal führen würde. Der Mann der jungen Frau verfolgt sie und bringt sie zurück. Sie läßt ihren Mantel fallen, um die Herde bei der Verfolgung aufzuhalten. Mann und Frau klettern auf einen Baum. Ein rändiger, alter Bulle reibt sich am Baum. Die Frau spuckt auf ihn. Die Herde kommt zurück. Der Mann tötet die Büffel und schließlich, als der Baum im Begriff

¹⁾ R. H. Lowie, *The Northern Shoshone*. *Anthrop. Papers Amer. Mus. Nat. Hist.*: New York, Vol II (1909), S. 293.

²⁾ Dorsey, G. A. and Kroeber, A. L. „Traditions of the Arapaho“, S. 153–159. *Field Columbian Museum. Anthrop. Series*, Vol. V 1903.

³⁾ Kroeber, A. L. *Cheyenne Tales*. *Journal American Folk-lore*, Bd. 13 (1900), S. 183.

⁴⁾ Kroeber, A. L. *Gros Ventres Myths and Tales*, S. 101. *Anthrop. Papers Amer. Mus. Nat. Hist.* Vol. I, Pt. III. 1907.

ist zu fallen, den Führer der Büffelherde. Er erschießt ihn mit einem Pfeile mit weißer Feuersteinspitze. Der Büffel hatte der Frau gesagt, daß er nur diese Waffe fürchte.¹⁾

In der zweiten Version geht die Frau ebenfalls mit dem Büffel fort. Bluebird, Blackbird, Ameise, ein altes, verheiratetes Paar und ein Präriechicken helfen dem Mann. Auf ihrer Flucht verwandeln sich Mann und Frau in fliegende Ameisen, dann in Präriechicken. Die Frau läßt ihre Kleider eins nach dem anderen fallen, um die Verfolger aufzuhalten. Ein rüddiger, lahmer Bulle reibt sich am Baume, auf den Mann und Frau geklettert sind. Die Frau spuckt auf den Bullen. Die Herde versucht, den Baum umzustoßen, und der Mann tötet die Büffel, zuletzt den rüddigen Bullen. Die Frau weint, weil sie den Bullen liebt und ihr Mann tötet sie.²⁾

In der Shuswap-Geschichte zieht sich die Frau vier Haare aus, welche sie in vier hohe Bäume verwandelt. Auf diese flüchten sich die Frau und ihr Sohn vor einer Menschenfresserin. Mutter und Sohn springen von einem Baum zum anderen, wenn der eine umgehauen ist. Der Junge gießt Wasser über den letzten Baum, so daß das Holz schwillt und die Axtschmitte sich wieder schließen. Die vier bissigen Hunde seines Vaters werden unruhig. Ihr Herr läßt sie los und gerade als der letzte Baum im Begriff ist umzufallen, kommen sie an und töten die Menschenfresserin.³⁾

Von den drei Thompson River-Versionen ist eine identisch mit der Shuswap-Geschichte.

In der zweiten wird erzählt, daß ein Präriewolf vom Wapiti verfolgt wird. Er reißt sich vier Haare aus, wirft sie hin und sie werden vier große Kiefern. Der Wapiti haut sie um und der Präriewolf springt von einer zur anderen. Als der vierte Baum beinahe umfällt, bittet der Präriewolf um Gnade und verspricht dem Wapiti, ihm gegen seine Feinde zu helfen. Wapiti nimmt das Anbieten an.

Nach der dritten Version entflieht ein Junge auf einen von zwei großen Bäumen, welche er entstehen läßt. Seine Verfolger hauen den Baum um, und der Junge springt auf den zweiten Baum. Nachts bleibt ein alter Mann dort, um den Jungen zu bewachen. Der Junge besticht ihn aber und entflieht.⁴⁾

Bei den Kutenai erscheint die Erzählung in anderer Verbindung. Die zwei Frauen des Stinktiers sind entflohen und retten sich mit ihrem Entführer auf einen Baum. Das Stinktier schießt ihn mit seinem Winde um und sie retten sich auf einen zweiten Baum, den das Stinktier auch umschießt. Endlich tötet es die Frauen und den Mann.⁵⁾

Mit Hilfe der nachfolgenden Tabelle können wir nun eine vergleichende Analyse der Versionen unserer Erzählungen geben:

¹⁾ Wissler, C. & Duvall, D. C. „Mythology of the Blackfoot Indians.“ *Anthrop. Papers Amer. Mus. Nat. Hist.* II, 109—12, 1908.

²⁾ *Ib.*, S. 112—16.

³⁾ Teit, J. „The Shuswap“, S. 636—7, *The Jessup Expedition. Vol. 2 (No. 7).* S. 636—7. Leiden, 1909.

⁴⁾ Teit, J. „Traditions of the Thompson River Indians of British Columbia“ S. 82. *Mem. Amer. Folklore Soc.* VI (1898).

⁵⁾ F. Boas. *Kutenai Tales*, s. 308-9. *Bulletin 59, Bureau of American Ethnology*, 1918.

Gewährsmänner	Die Flucht	Baumepisode	Rettung
Portugiesische Neger v. Kap Verde-Inseln	<p>1. 3 Brüder, der jüngste erhält Salz, Dornbuschsamen, welche ein Meer und Dickicht werden. Die Alte verfolgt sie auf Ziegenbock.</p> <p>2. 3 Brüder, der jüngste erhält Flaschenkürbissamen, Salz, 3 Polon Samen, Asche. Diese werden ein Meer und Wolken. Die Alte und ihre Kinder arbeiten sich hindurch.</p> <p>3. Junge von Affen erschreckt.</p> <p>4. Hexe veranlaßt Mann seinen Hund zu Hause zu lassen.</p>	<p>Aus 3 Samen entstehen 3 Polonbäume, jeder Bruder auf einen Baum. Die Alte macht Buschmesser aus ihrem Haar.</p> <p>Der Mann klettert nacheinander auf die 3 Polonbäume, die aus den 3 Samen entstehen.</p> <p>Mann klettert nacheinander auf 3 Polonbäume, aus 3 Samen entstanden. Hexe haut sie mit Zahn um. Sagt dem Mann, er solle beten.</p>	<p>3 Hunde töten Alte und Ziegenbock.</p> <p>3 Löwen töten die Alte und ihre Kinder</p> <p>4 Löwen losgelassen, töten die Affen samt dem Affenkönig.</p> <p>Hund hört Mannes Lied. Er kommt und tötet die Hexe. „Kein Tropfen Blut darf auf Boden fallen.“</p>
Timne	Knabe stiehlt Kolanüsse von Krifi.	Knabe auf Kola-baum, betet.	2 Hunde losgelassen, zerreißen Krifi.
Hausa	Knabe von Riesin mit halbem Körper, 2 Hexen, Dodo verfolgt.	Knabe im Baum.	3 Hunde durch Stimme oder Flöte gerufen, lecken Blut auf.
Angola	Jüngste von 4 Schwestern bleibt wach unter Vorwänden in dem Hause des makishii.	4 Mädchen im Baum.	Habicht bringt die Mädchen in Sicherheit.
Kaffern	<p>1. 2 Schwestern bleiben wach unter Vorwänden in dem Hause einer Menschenfresserin. Substituieren Holzblock.</p> <p>2. Knabe läßt Hund und Lebenszeichen bei seiner Schwester. Nimmt einen Hund mit. Von Menschenfresserin auf Baum verfolgt.</p>	<p>Spähne fliegen in den Baum zurück, wenn Vogel singt.</p> <p>Alte Frau haut Baum mit Zahn um.</p>	<p>3 Hunde des Vaters zerreißen die Menschenfresserin.</p> <p>Hund beißt die Alte, Knabe tötet sie und ihr Kind.</p>
Zulu	<p>1. Tochter des Menschenfressers entflieht mit Königssohn auf einen Baum. Seine Hunde bleiben am Fusse des Baumes.</p> <p>2. Mädchen entflieht vor Menschenfresser auf Baum. Ihr Bruder wird im Traum gewarnt.</p>	<p>Der Menschenfresser versuchte den Baum umzuhauen.</p> <p>Der Menschenfresser hacken den Baum um. Er wächst wieder zusammen. Bruder und Hunde kommen.</p>	<p>Die Hunde zerreißen d. Menschenfresser als der Baum fällt. Baum u. Menschenfresser erstehen wieder. Die Hunde zerreißen ihn wieder, zermahlen die Stücke u. werfen sie ins Wasser</p> <p>Bruder tötet Menschenfresser.</p>

Gewährsmänner	Die Flucht	Baumepisode	Rettung
Hottentotten	Bewerber um die Hand der Tochter eines Menschenfressers. Substituiert Stein.	Menschenfresser schneidet Zweige ab, bis nur einer übrig.	2 Löwenhunde des Mannes ergreifen die Frau.
North Carolina	2 Jungen in dem Hause von Hexen bleiben unter Vorwänden wach und substituieren Holz.	Knaben wollen beten.	2 Hunde töten Hexen.
South Carolina	1. Knabe läßt Hunde bei Mutter. 2. Bruder und Schwester. Schwesterverschwindet, Wasser in einer Schale wird Blut 3. Bruder und Schwester. Menschenfresser verfolgt Schwester. 4. Verlassener Bruder und Schwester, vom alten Mann und Frau gefangen. Der Alte will den Knaben töten. Der Knabe läßt die Hunde bei seiner Schwester.	Pfeil im Baum verwandelt, Fuchs nagt am Baum. Bruder klettert auf Sycamore, Alter klettert ihm nach. Riese schickt den Bruder auf einen Baum. Haut dann den Baum mit seinen Zähnen. Knabe ruft seine Hunde. Knabe auf Baum. Tier unten. Der Knabe schießt es mit Pfeilen und ruft die Hunde.	2 Hunde töten Fuchs, Wolf, Hexe. 2 Hunde töten den Alten. 3 Hunde töten Riesen. 2 Hunde töten das Tier. Sie töten ein anderes Tier u. der Knabe bekommt des Königs Tochter. Die Schwester schmiedet Pläne gegen ihren Bruder.
Georgia	1. Knabe enthüllt, daß der Werber seiner Herrin ein Bulle ist. 2. Eine weiße Kuh wird ein Mädchen, um die ein Büffeljäger wirbt. Die Büffel verfolgen ihn.	Der Bulle stößt den Baum. Wird ein Mann, der den Baum umhaut. 3 Pfeile werden nacheinander 3 Bäume. Die Büffel versuchen, sie umzuhauen	Knabeläßt 3 Pfannkuchen auf den Mann fallen, welche seine Arme u. sei Kopf abreißen. 2 große Hunde nagen ihre Leinen durch und töten die Büffel.
Louisiana	Knabe enthüllt, daß Werber um seine Herrin Bulle ist	Knabe auf dem Baum	Knabe läßt 4 verzauberte Eier auf den Bullen fallen, die Arme und Kopf vom Körper trennen.
Bahamas	1. 2 Brüder gehen auf Wanderung. Der erste von Hexe getötet. Der zweite läßt ein Lebenszeichen zu Hause. 2. König verspricht Tochter für Töten eines Riesenbullen. Jack läßt Lebenszeichen und 3 Hunde zu Hause 3. Alte heiratet Jungen und versucht, ihn zu töten. Flucht durch Verwandlungen. 4. Jack läßt Lebenszeichen und 3 Hunde zu Hause. Weigert sich, Alte zu heiraten.	Knabe ruht sich auf Baum aus. Hexe, die Bruder getötet hat, hackt Baum um Baum entsteht aus Stab (Pfeil). 24 Männer fallen vom Körper der Alten und hacken Baum um. 3 Bäume entstehen aus 3 Pfeilen, 3 Männer und 3 Äxte fallen aus dem Körper der Alten.	Das Wasser im Lebenszeichen kocht, wird Blut. Hunde losgelassen, töten die Hexe u. 2 Kinder. Hunde töten den wilden Bullen. Jack nimmt seine Zähne. Hunde töten die Alte. Kolibri sagt Mutter, sie soll Hunde loslassen. Sie töten die Alte.

Gewährsmänner	Die Flucht	Baumepisode	Rettung
Alabama und Koasati Indianer	Mädchen geht fort mit altem Büffel. Mann geht aus, sie zu finden. Läßt die Büffel einschlafen.	Mann und Mädchen auf Baum. Die Büffel lecken Baum um. Mann läßt 4 Eier fallen und der Baum steht wieder auf.	Mann tötet die Büffel mit 4 besond. Pfeilen. Nimmt die Zungen u. tötet das Mädchen, das den alten Bullen nicht verlassen will. Erhält Belohnung als er Mädchenkleider zeigt.
Zuñi	Mädchen von weißem Büffel fortgetragen. Mann verfolgt sie und trifft Wachttiere. Elster, mehuchokwa Vogel und Kossapflanze helfen ihm. Macht die Büffel einschlafen. Elster trägt Mann u. 2 Mädchen auf Baum.	Mann und 2 Mädchen und Wachttiere auf Baum. Die Büffel gehen vorbei, ohne sie zu sehen. 2 Kälber sehen ihr Spiegelbild im Wasser	Die Wachttiere erschießen die Büffel. Frau will nicht das Fleisch des weißen Büffels essen. Mann tötet sie und heiratet das andere Mädchen.
Laguna	Mädchen vom Büffel fortgetragen. Ihr Mann mit Hilfe des Morgensternes und der Spinne kommt an Wachtieren vorbei. Macht Büffel schlafen. Adler trägt Mann und Frau den Berg hinunter	Mann und Frau klettern auf Pappel. Büffel gehen vorbei außer Kalb. Die Frau urinirt auf es.	Mann erschießt die Büffel. Frau beweint den Büffel u. wird vom Mann erschossen. Er nimmt andere von Büffeln gefangene Frauen nach Hause.
Nördliche Shoshone	Büffelskelett wird lebendig und trägt Mädchen fort. Mann bringt sie nach Hause.	Mann und Frau auf Baum. Mädchen spuckt auf letzten Büffel.	Lerche rät Mann mit Feuerbohrer zu schießen. Er tötet den Büffelhäuptling und die Herde zerstreut sich.
Takelma	Panther's Pancrea; von seiner Frau und dem Hirsch gestohlen; Wildkatze läuft fort damit	Wildkatze auf Baum. Die Hirsche stoßen Baum um	Wildkatze befiehlt dem Baum, über den Pfad zu fallen.
Arapaho	Mädchen heiratet Büffel. Dachs und Maulwurf graben Gang zu ihr. Lassen ihre Kleider dort mit Pfeilen in die Höhe gehalten	Mädchen u. 7 junge Männer auf Pappel. Büffelkalb ruht darunter aus. Blutige Speichel des Mädchens fällt auf das Kalb. Baum giebt Rat.	Büffelhörner im Baum festgehalten, Büffel vom Mann erschossen. Die Herde zerstreut sich.
Cheyenne	Von Büffeln entführtes Mädchen vom Bruder in Gestalt einer Ratte durch unterirdischen Gang gerettet.	Brüder umgeben Zelt mit 4 eisernen Zäunen Pfeil hinaufgeschossen, wird eiserner Baum, auf dem Geschwister sich retten.	Büffel erschossen.
Gros Ventres	1. Mädchen von Büffel entführt. Hamster gräbt Gang zu ihr. Kleider zurückgelassen. 2. Mädchen vom Büffel entführt. Mann verfolgt sie.	Mädchen und ihre Eltern auf Baum. Räumiger Büffel reibt gegen Baum. Flüchtlinge klettern auf drei Bäume nacheinander. Mittlerer Baum gibt Rat Die Büffel stoßen den Baum um, töten den Mann und nehmen die Frau mit	Die Büffel zerbrechen ihre Hörner am Baum. Der Adler bringt Frau in Sicherheit.

Gewährsmänner	Die Flucht	Baumepisode	Rettung
Blackfoot	1. Mädchen verspricht Büffel zu heiraten. Mann bringt sie zurück. Läßt Mantel fallen, um die Herde aufzuhalten. 2. Dasselbe wie vorhergehende Version. Vögel helfen dem Mann. Die Flüchtlinge verwandeln sich in fliegende Ameisen und „Prairiechicken“. Kleider fallen gelassen, um die Herde aufzuhalten.	Räudiger Bulle reibt sich am Baum. Frau spuckt auf ihn. Wie in vorhergehender Version	Mann tötet den Büffel und den Führer der Herde mit magischem Pfeil. Wie in vorhergehender Version. Der Mann tötet Frau, die den Büffel beweint.
Shuswap & Thompson	Frau und Sohn von 4 Menschentresserinnen verfolgt.	4 Haare der Frau in 4 Bäume verwandelt. Frau und Sohn springen von einem Baum zum anderen. Der letzte Baum benetzt und die Axtschnitte schließen sich	4 Hunde reißen sich los und töten die Menschentresserinnen.
Thompson	1. Präriewolf vom Wapiti verfolgt. 2. Knabe von Männern verfolgt.	4 Haare werden 4 Kiefern. Präriewolf springt von einer zur anderen. 2 große Bäume entstehen auf Verlangen des -Knaben. Er springt vom ersten zum zweiten.	Präriewolf bittet Wapiti, ihn zu verschonen. Nachts besticht der Knabe den alten Mann, ihn laufen zu lassen
Kutenai	Zwei Frauen und ihr Mann vom Stinktief verfolgt.	Retten sich auf Bäume. Springen von einem zum andern.	Vom Stinktief getötet.

Die zwölf afrikanischen Varianten außer einer enthalten die Episode vom Baum und in allen außer einer, retten Hunde, Löwen oder Löwenhunde die Flüchtlinge. In einer Form ist ein Habicht der Retter. In drei Versionen entstehen die Bäume durch Magie. In einer anderen schließen sich die Axthiebe durch die magische Kraft des Gesanges eines Vogels. Bei den Zulu richtet sich der Baum nach dem Tode der Verfolger auf. Das Springen von einem fallenden Baum zum andern findet sich nur in zwei Versionen.

In den zwölf Versionen von amerikanischen Negern findet sich die Baumepisode. Nur in den Versionen von Louisiana und Georgia ist die Rettung nicht durch Hunde bewirkt. In einer erscheint der Kolibri als Bote. In vier Versionen entstehen die Bäume aus Pfeilen und in zwei springt der Flüchtling von Baum zu Baum. Die Fluchtepisode bezieht sich auf Brautwerber in sieben Varianten, in denen von Georgia und Louisiana sind der Mann, respektive das Mädchen ein Bulle oder eine Kuh. Die Baum-Episode erscheint in allen fünfzehn indianischen Versionen. Nur in zwei von den Shuswap und Thompson Versionen wird die Rettung durch Hunde bewirkt. In einer Variante erschießen Tiere die Verfolger mit Pfeilen. In einer anderen rät ein Vogel einen besonderen Pfeil zu gebrauchen. In einer entflieht der Adler mit dem Mädchen, aber nicht vom Baum. In der Shuswap-Thompson Form entstehen die Bäume

aus Haaren der Flüchtlinge. In 6 Erzählungen springen die Flüchtlinge von Baum zu Baum, und in einer anderen richtet sich der Baum vier Mal auf, wenn ein Ei fallen gelassen wird. In einer anderen schließen sich die Schnitte durch Schwellen des Holzes. In sieben Erzählungen entdeckt ein Nachzügler der Herde die Flüchtlinge. In zehn heiratet die Frau einen Büffel und in einer heiratet ein junger Mann ein Büffelmädchen.

Eine allgemeine Übersicht dieser Verteilung der Erzählung in Amerika zeigt, daß besondere Entwicklungen in zwei Richtungen stattgefunden haben. In der einen Richtung erscheinen Hunde, in der anderen Büffel. Man könnte sagen, daß es zwei Grundformen gibt, eine Hundeform und eine Büffelform. Merkwürdig bei der Verbreitung dieser Erzählungen ist die Verbindung der beiden Hauptformen in Georgia und das Vorkommen der Hundeform im äußersten Nordwesten, während die Büffel durchweg in dem Gebiete zwischen dem Nordwesten und dem äußersten Südosten vorwiegen.

Neue und vermeintliche Funde paläolithischer Artefakte aus dem Diluvium Sachsens.¹⁾

Von

Fritz Wiegers.

Die „Umschau“ brachte in ihrem Heft 4 vom 8. Oktober 1921 eine Mitteilung Hausers,²⁾ daß er in dem Gebiet von Halle a. d. Saale bis zum Kyffhäuser und Unstruttal zwölf wichtige Fundstätten der Altsteinzeit entdeckt habe. Interesslosigkeit sei Schuld daran, wenn Eisenbahndämme, Chausseen und Straßen mit den schönsten Feuersteinwerkzeugen belegt und wenn seit mehr als 15 Jahren von den herrlichsten Fundplätzen solche Stücke waggonweise abgefahren worden seien. Die Bahndämme von Halle bis Cassel und alle Seitenwege bergen zerstreute Schätze altsteinzeitlichen Materials, wie sie in Frankreich, in der Dordogne nicht besser und wichtiger zu finden wären. Die Kiesgrube „Feldbahn“³⁾ bei Teutschental (Halle a. S.) sei seines Erachtens eine Paläolithsiedlung von allergrößter Bedeutung; sie stelle sich würdig den ihm entrissenen Fundplätzen Südwestfrankreichs an die Seite.

In einem Briefe vom 27. September 1921, in dem Hauser mich bat, mich der neuentdeckten Paläolithstellen anzunehmen, schrieb er von etwa dreißig Fundstellen, von denen 17 in der Umgegend von Hettstedt lägen. In einem Aufsatz in der „Vossischen Zeitung“ vom 16. November 1921 sagt er: „Die neuentdeckten paläolithischen Werkzeuge aus nahezu dreißig Fundstellen Mitteldeutschlands, im Unstruttale und die durch Freygang erschlossenen Feuersteinfunde aus der näheren und weiteren Umgebung des Südostharzes tragen so deutlich die Spuren absichtlicher Formgebung . . .“ Da die Harzer Fundstellen mit den 17 Stationen der Hettstedter Gegend ident sind,

¹⁾ Siehe diese Zeitschrift 1907, S. 718–729 und 1908, S. 543–547

²⁾ O. Hauser: Entdeckung von zwölf neuen Fundstätten der alten Steinzeit in Mitteldeutschland. „Umschau“ Nr. 41 vom 8. Oktober 1921, S. 604.

³⁾ Gemeint ist die große Kiesgrube von Otto Höhne in Höhnstedt.

so ist die Gesamtzahl der Fundstellen bei Hauser in wenigen Wochen von 12 auf 47 angewachsen!

Im Auftrage der Geologischen Landesanstalt fuhr ich Anfangs Oktober nach Sangerhausen und Hettstedt, um die Fundstellen kennen zu lernen. Die beiden dortigen Lokalsammler sind der Tischlermeister G. A. Spengler und der Kaufmann Erich Freygang; der erstere nannte mir 11, der letztere außer Teutschental 9 Fundstellen paläolithischer Werkzeuge, die allerdings in den ungeraden Zahlen von 1–17 numeriert waren, was den Irrtum Hausers veranlaßt haben mag. Jedenfalls reduzierte sich die Hausersche Angabe von 47 Fundstellen sofort auf 20, oder vielmehr auf 19, da die eine Fundstelle (Lehmgrube bei Bennungen) keine Steinwerkzeuge enthielt.

Bei der Durchsicht der Funde der Spenglerschen Sammlung drängten sich bei dem größten Teil derselben sofort Zweifel an der Artefaktnatur auf und nur von zwei Stellen konnten wirklich einwandfreie Werkzeuge anerkannt werden.

a) Fundstellen wirklicher Artefakte.

1. Der Taubenberg bei Sangerhausen.

Nordöstlich von Sangerhausen erhebt sich zwischen den Tälern der Gonna und des Riestedter Baches der aus den Sandsteinen des Mittleren Buntsandsteins bestehende, 238,75 m hohe Taubenberg. Auf seiner flachen Kuppe hat Spengler Feuersteine von mattem grauen Aussehen gesammelt, die gut bearbeitet sind und wahrscheinlich der Willendorfer Stufe (Aurignacéen) angehören. Die besten Stücke sind Klingen, die entweder in eine Spitze oder einen Kratzer endigen, sofern nicht die eine Schmalseite mit dem Schlagkegel auf der Rückseite unbearbeitet blieb. Die Retusche ist steil auf der einen Seite, welcher vermutlich der Finger auflag und flach auf der anderen Seite, die zum Schneiden oder Schaben diente. Die Klingen sind bis 7,3 cm lang und 2,5 cm breit. Daneben finden sich einige kurze Klingenkratzer, ein Stück, das Kratzer und Hohlkratzer nebeneinander am selben Ende trägt, eine Gravettespitze, 2,9 cm lang, 1 cm breit und andere Stücke, die weniger gut bearbeitet sind.

Nach Spenglers Angabe lagen an der Fundstelle weder Urnenscherben noch neolithische Werkzeuge, während sie ringsherum in der Umgebung der Fundstelle vorhanden sind. Die Geräte der Willendorfer Stufe finden sich in Mitteleuropa am häufigsten im jüngeren Löß. Auch auf dem Taubenberg hat dieser nicht gefehlt, er ist aber wieder durch die Atmosphärrillen abgetragen worden und nur die für den Löß charakteristischen Kalkknauern, die sogenannten Lößkindel, liegen noch auf der Kuppe des Berges.

In der „Umschau“ hat Hauser³⁾ eine kurze Beschreibung und Abbildung einiger von diesen Werkzeugen gegeben. Entgegen dem Sprachgebrauch bezeichnet er den Kratzer (grattoir) als Schaber, ebenso aber auch den racloir, den er 1916 noch als Kratzer bezeichnet; dieses Verfahren ist streng zu verurteilen, da es Verwirrung stiftet, statt Klarheit zu schaffen. Noch unverständlicher wird Hauser aber, wenn er von seiner Abbildung 7 sagt: Vollausgebildeter Schaber. Seine Bestimmung als Bohrer ist augenfällig. Einem völligen Irrtum endlich unterliegt Hauser in dem Satze: „Die Kulturschichten und ihre primäre Lagerung sind freilich erst noch durch Tiefgrabungen

³⁾ O. Hauser: Neue Funde aus der älteren Steinzeit in Mitteldeutschland „Umschau“, Jahrg. 35, 1921. S. 477–478.

festzustellen“. Hauser hat seine prähistorischen Erfahrungen fast ausschließlich in den südfranzösischen Kulturschichten gesammelt, wo es sich stets um von Menschenhand aufgehäuften Küchenabfallhaufen handelt, die mit Gehänge- oder Höhlenschutt wechsellagern: hier aber lehrt die geologische Erfahrung, daß die ehemalige Kulturschicht der Werkzeuge im Löß längst verschwunden ist; heute liegen diese auf dem „Liegenden“ des Lößes, auf dem Mittleren Buntsandstein und wollte man in diesem graben, dann könnte man vielleicht Spuren des *Chirotherium* finden, aber niemals Menschenspuren.

2. Der Kalktuff von Bilzingsleben bei Kindelbrück.

In der Sachsenburger Pforte, die den Muschelkalkzug der Hainleite und Schmücke trennt, vereinigt sich die Wipper mit der Unstrut. Flußaufwärts liegen an der Wipper die Orte Cannawurf, Kindelbrück und Bilzingsleben; zwischen letzteren beiden erhebt sich am rechten Wipperufer die flache Kuppe der Steinrinne, die aus diluvialem Kalktuff besteht. Dieser ist in der Literatur seit über 100 Jahren bekannt. Die erste Nachricht findet sich bereits im Jahre 1818 in einem Aufsatz des Herz. Sachs. Goth. Geheimen Rats und Kammerpräsidenten Baron v. Schlotheim¹⁾, dem ich folgende Stelle entnehme: „höchst merkwürdig sind außerdem noch die schon früher bei Bilzingsleben, und neuerlich bei Meißen im Kalktuff aufgefundenen Menschenschädel. Anfänglich suchte man diese Entdeckung zu bezweifeln und vermutete, daß jene Schädel vielleicht zufällig in die Nähe des Kalktufflagers geraten, oder daß sie im Kalktuff selbst begraben und nur in ihren zerstörten und verschütteten Grabstätten aufgefunden worden wären; den näheren Untersuchungen und Nachrichten zufolge scheinen sie aber ebenso wie die andern Tierreste, förmlich mit Kalktuff verwachsen und überzogen zu sein und alsdann bleiben diese Entdeckungen sehr wichtig.“

Über den Verbleib des Schädels, den v. Schlotheim auch 2 Jahre später in seiner „Petrefaktenkunde“ (Gotha 1820, S. 3) noch erwähnt, ist leider nichts bekannt. 1822 schwächt v. Schlotheim²⁾ seinen ersten Fundbericht wieder ab: „Alle andern Angaben von Menschenüberresten aus älteren Gebirgslagern . . . haben sich bei näherer gründlichen Untersuchung keineswegs bestätigt und selbst bei den im Kalktuff aufgefundenen Menschenknochen und Schädeln wird es, den neueren Nachforschungen zufolge, wahrscheinlicher, daß sie nur zufällig in diese Schichten geraten sind.“ Es muß dahingestellt bleiben, ob diese Auffassung auf tatsächlichen Beobachtungen beruht, oder ob sie von der damals noch autoritative Geltung besitzenden Lehre Cuviers „l'homme fossile n'existe pas“ beeinflusst war.

1884 beschreibt E. Kayser³⁾ den Kalktuff in den Erläuterungen zu Blatt Kindelbrück und erwähnt das Vorkommen von *Rhinoceros Merckii* und *Equus*. 1886 vermehrt H. Pohlig⁴⁾ die Wirbeltierliste um *Elephas antiquus*, *El. primigenius* und *Cervus elaphus*.

¹⁾ v. Schlotheim: Der Kalktuff als Glied der aufgeschwemmten Gebirgsformation. Leonhards mineralogisches Taschenbuch. 1818. II. S. 315.

²⁾ v. Schlotheim: Nachträge zur Petrefaktenkunde. Gotha 1822, S. 42.

³⁾ Geologische Spezialkarte von Preußen, Lieferung 9, Blatt Kindelbrück mit Erläuterung.

⁴⁾ H. Pohlig: Travertin von Bilzingsleben mit *El. antiquus*. Verhandlung des naturhistor. Vereins der preußischen Rheinlande. 43. Jahrg. Bonn 1886. Sitzungsbericht S. 17 - 19.

1901 und 1902 folgen Mitteilungen Ew. Wüst's¹⁾ über die im Tuff gefundenen Säugetierreste, von denen er folgende aufzählt: *Ursus* sp., aus der Verwandtschaft von *U. arctos* L.; *Felis leo* Lin. oder *tigris* Lin.; *Castor*-sp., aus der Verwandtschaft von *Castor fiber* Lin.; *Elephas antiquus* Falc.; *E. primigenius* Blumenb.; *Rhinoceros Merckii* Jäg.; *Equus* sp.; *Cervus* sp., aus der Verwandtschaft von *C. elaphus* Lin.; *Bos* oder *Bison* sp. Wüst betont die Gleichaltrigkeit des Kalktuffes von Bilzingsleben mit den Tuffen von Weimar, Taubach, Tonna u. a.; er erwähnt ferner das Vorkommen nordischer Gesteine im Kalktuff. 1908 fand Wüst laut brieflicher Mitteilung das erste bearbeitete Feuersteinwerkzeug im Tuff. 1920 promovierte R. Wohlstadt,²⁾ ein Schüler Wüst's mit einer Arbeit über die Molluskenfauna des Kalktuffes von Bilzingsleben, aus der er den Schluß zieht, daß anscheinend der Tuff wesentlich älter ist, als der Tuff des Ilmtales.

Die „Steinrinne“ bildet eine flache Bergkuppe mit 175 m Meereshöhe; den Untergrund bildet Oberer Muschelkalk, darüber folgt eine dünne Schicht Unteren Keupers, dann diluviale Wipper-Kiese und schließlich der Kalktuff. Er ist entstanden durch Kalkabsatz aus Spaltenquellen; die unteren Lagen des Tuffs sind ein festes graues, klingendes Gestein, das als Baustein gebrochen wird. Nach oben wird der Tuff porös, sogenannter Grottenstein; er besteht aus inkrustierten Pflanzenresten. Man erkennt Lagen, wo die Stengel senkrecht stehen und solche, wo Stengel und Blattabdrücke wagerecht liegen. Eingelagert sind in diese oberen, lockeren Tuffbänke Schichten gelben und rötlichen weichen Kalkeisenoockers, sowie dünne, schwarze, erdige Lagen, die an Wiesenmergel erinnern.

In allen Schichten sind die Schalen von Schnecken häufig, deren Lebensbedingungen wieder Schlüsse auf die Entstehung des Kalktuffes zulassen. Während ein Teil von ihnen in stehenden Wassern vorkommt, leben andere am Rande der Gewässer, auf Wasserpflanzen, auf feuchten Wiesen oder unter Laub und Moos. Im unteren Teil des Tuffes sind Querschnitte von Characeen (Armlauchgewächsen) häufig, die am Grunde von Süßwasserteichen fußhohe Rasen bilden. Es wird demnach ursprünglich ein von den Kalkwasserquellen gespeister Teich vorhanden gewesen sein, der allmählich verlandete und zur Wiese wurde, an deren Rande auch Laubbäume wuchsen. Während die schwarzen wiesenmergelartigen Schichten regelrechte Humusbildung bekunden, sind die Eisenoockerschichten in einem abermals entstandenem kleinen Teich gebildet, denn die in ihr sehr zahlreichen Schnecken sind fast durchweg im Wasser oder auf den Blättern von Sumpf- und Wasserpflanzen lebende Schnecken.

Überlagert wird der Travertin teils durch 1—1¼ m gelben, zu oberst humifizierten Löß mit zahlreichen Schalen von Pupa und Succinea, teils von einer ½—¾ m mächtigen humosen Verwitterungsschicht. Das Liegende des Tuffs bilden Kiese oder Schotter einer diluvialen Wipperterrasse, die sich unterhalb Kindelbrück zwischen Wipper und Unstrut in einer Höhenlage von 140—160 m hinzieht. Diese Terrasse ist mehrfach durch Kiesgruben aufgeschlossen, von denen z. Z. die des Herrn Zscherbitz in Kindelbrück die größte ist.

¹⁾ Ewald Wüst: *Helix banatica* (= *Canthensis* Beyr.) aus dem Kalktuffe von Bilzingsleben. Zeitschr. f. Naturw., Bd. 74, Halle a. S. 1901, S. 72—76. — R. Wohlstadt: Die Molluskenfauna der diluvialen Travertine von Bilzingsleben bei Kindelbrück und Osterode bei Hornburg. Arch. f. Molluskenkunde LII (1920) S. 178—183.

²⁾ Ew. Wüst: Säugetierreste aus dem Kalktuffe von Bilzingsleben bei Kindelbrück. Zeitschr. f. Naturw., Halle a. S. 1907, S. 237—239.

Das Profil in dieser Grube war im Oktober 1921 von oben nach unten folgendes:

- a) 0,75 m Löß.
- b) 4,00 m grobe Schotter, vorwiegend aus Muschelkalk bestehend; seltener sind Buntsandstein, weiße Quarze, Keuper, Feuerstein und nordischer Granit. Linsenförmige Einlagerungen von rötlichen Sandschichten.
- c) 0,75 m Wechsellagerung von Sand, grünem oder roten Ton.
- d) 0,50 m Porphy- und Kalkschotter.

In den unteren Schichten der Grube sammelte Spengler verschiedene Schneckenarten, die Th. Schmierer freundlichst bestimmte und unter denen eine Art von besonderem Interesse ist, nämlich *Neritina serratiliniformis* Geyer, die nach Schmierer¹⁾ in zahlreichen Exemplaren in der Berliner Paludinenbank der ersten Zwischeneiszeit vorkommt, im jüngeren Diluvium Norddeutschlands aber zu fehlen scheint.

Man kann die Entstehung der Terrasse daher so deuten, daß ihre unteren Schichten während der ersten Zwischeneiszeit abgelagert wurden, die oberen aber während der folgenden zweiten Eiszeit, deren Grundmoräne das Wippertal nicht bedeckte. Dann würde der oberhalb von Kindelbrück den Schotter überlagernde Kalktuff in die zweite Zwischeneiszeit fallen. Hierfür spricht auch ein starker faunistischer Grund. Die im Kalktuff gefundenen Pferde Zähne gehören nach Wüst²⁾ zu *Equus taubachensis* Freudenberg, einer Art, die nicht nur in den Weimarer Travertinen am häufigsten ist, sondern der auch das sehr große Pferdmaterial von La Micoque angehört. Diese beiden Fundorte werden nach der heutigen Auffassung ebenfalls in die letzte Zwischeneiszeit gestellt.

Andererseits darf nicht verschwiegen werden, daß die *Neritina serratiliniformis* auch im Bilzingslebener Kalktuff vorkommt, weshalb Wohlstadt ein höheres Alter für ihn annehmen möchte. Ich halte diesen Schluß aber nicht für zwingend, sondern möchte als möglich hinstellen, daß die Schnecke im Wippertal die zweite Eiszeit überdauert und sich bis in die letzte Zwischeneiszeit hinein erhalten hat. Diese Frage muß jedenfalls noch weiter untersucht werden.

In dem Kalktuff nun hat Spengler neben Zähnen von *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Merckii* und Geweihsprossen von *Cervus elaphus* auch einige Feuersteine gefunden, von denen eines eine retuschierte Kante aufwies. Formen waren an den wenigen Stücken nicht zu sehen, da sie noch nicht aus dem harten Tuff heraus präpariert waren. Die Kultur würde der Weimarer Stufe entsprechen, wenn die Voraussetzung zutrifft, daß der Tuff in der letzten Zwischeneiszeit entstanden ist. Auch an dem Stück, das Wüst gefunden hat, ist keine bestimmte Form festzustellen.

Hauser³⁾ berichtet, daß Spengler im Kalktuff von Bilzingsleben auch das Bruchstück eines menschlichen Schädeldaches gefunden habe und knüpft an diesen Fund interessante Bemerkungen über die starke Möglichkeit, daß dieser „Fund der deutschen Altsteinzeitforschung

¹⁾ Th. Schmierer: Beitrag zur Kenntnis des faunistischen und floristischen Inhalts der Berliner Paludinenbank. Zeitschr. d. D. Geol. Ges. 1921.

²⁾ Briefliche Mitteilung.

³⁾ O. Hauser: Menschens Spuren in Deutschland. Vossische Zeitung Nr. 540 vom 6. 11. 1921.

eine breitere Basis“ gebe. Nach dem ganzen Befund des Knochens stammt das Schädelstück aber gar nicht aus dem Kalktuff, sondern aus der Ackerkrume und Spengler hat ihn auf dem Boden des Bruches gefunden. — Ein Irrtum ist es auch, wenn Hauser von den Skeletten von Oberkassel bei Weimar spricht. Oberkassel liegt nicht in Thüringen, sondern im Rheinland in der Nähe von Bonn. —

b) Fundstellen vermeintlicher Artefakte.

Von den übrigen Fundstellen Spenglers liegen drei in der Goldenen Aue, vier zwischen Sachsenburg und Kindelbrück und zwei bei Halle a. S.

1. Die Fundstellen in der Goldenen Aue.

Östlich von Rossla liegt das Dörfchen Bennungen¹⁾, von dem die Landstraße in nördlicher Richtung nach Wickerode führt. Kurz vor diesem Orte liegt, gegenüber dem Messingwerk, am Osthang der Buntsandsteinhochfläche eine Lehmgrube. Es sind hier wechselnde Lagen von rötlichem Lehm, der aus den Letten des Buntsandsteins hervorgegangen ist, und gelben, verschwemmten oder verlehmteten Lössen aufgeschlossen, zwischen denen dünne Lagen gröberer Sandes von Stecknadelknopf- bis Erbsengröße und Kieslagen von Nußgröße vorkommen. Das ganze ist eine typische Gehängebildung.

An organischen Einschlüssen hat Spengler gesammelt: Schalen von Pupa und Succinea; Hyaena (zwei obere Milchzähne); eine Unterkieferzahnreihe eines großen Boviden (*Bison priscus* oder *Bos primigenius*) und zahlreiche Knochen von *Rhinoceros tichorhinus*, *Bos* oder *Bison* und Riesenhirsch. In einer Sandschmitze fand sich eine Knochenbreccie, die aus Zähnen und Knochen von *Spermophilus* (Ziesel) und Frosch, sowie Schneckenschalen bestand.

Auf einem größeren Knochenbruchstück war scheinbar die Zeichnung eines Mammut eingraviert; sorgfältige Untersuchung der Linien zeigte aber, daß die „Behaarung“ aus Nagespuren (*Hyaena*?) die Umrißlinien aus charakteristischen Wurzelfraßlinien bestanden, wie sie durch die Abscheidung chemischer Säuren aus den Wurzeln und deren ätzende Wirkung auf Tierknochen oder Kalksteinen leicht entstehen.

Ein zweiter Fundort bei Bennungen ist der 154,2 m hohe Schanzenhügel, der 1 km östlich des Dorfes aus der Helme-Aue aufragt. Hier sind aufgeschlossen:

- a) 0,5–0,7 m brauner Auelehm,
- b) 0,5–0,7 m herzynische Helmeschotter mit Feuerstein und anderen nordischen Geschieben,
- c) 0,1–0,2 m hellbrauner kalkiger Sand,
- d) 3 m grobe Herzynschotter.

Die von Spengler gefundenen Feuersteine sollen 1½ m über der Sohle in der Gesteinsschicht, also wahrscheinlich in der Aue gelegen haben. Ich halte sie nicht für bearbeitet.

Ein dritter Fundort Spenglers ist eine Kiesgrube beim Vorwerk Numburg, westlich von Kelbra. Dieser Kies ist auf der geologischen Karte, Blatt Heringen, als alluvial angegeben.

¹⁾ Geologische Spezialkarte, Blatt Kelbra.

2. Die Fundstellen im Wippertal.

Oberhalb der Sachsenburger Pforte breitet sich nördlich der Wipper zwischen Hainleite, Cannawurf und Bilzingsleben eine Hochfläche aus, die aus Keuper besteht und mit einem von nordischem Material völlig freien, einheimischen Schotter bedeckt ist, der sich bis etwa 30 m über die heutige Talaue hinunter zieht. In der Cannawurfer Schloßgut-Kiesgrube, 1 km nördlich des Ortes und westlich der „Rabenhüttenbreite“, ist der $2\frac{1}{2}$ —3 m mächtige Kies aufgeschlossen; er besteht nur aus heimischen Gesteinen der Trias, vorwiegend aber aus Muschelkalk und ist stark abgerollt und abgeplattet. Er ist vor der ersten Vereisung abgelagert und ist ein präglazialer Wipperschotter.

Ihm entspricht auf der südlich der Wipper gelegenen Hochfläche, zwischen Kindelbrück, Herrnschwende und Griefstedt ein präglazialer Unstrutschotter. Über beide Schotter ist dann das Eis hinweggegangen, aber seine Grundmoräne ist längst wieder abgetragen und nur noch spärliche nordische Blöcke oder einzelne Feuersteine auf den präglazialen Schottern geben Kunde von der einstigen Vereisung. An zwei Stellen zwischen Cannawurf und Hainleite sind solche Feuersteine für Werkzeuge gehalten worden.

In die präglazialen Schotter der Hochfläche schnitten sich die Wässer ein tieferes und schmaleres Tal, das dann wieder während der ersten Zwischeneiszeit und der zweiten Eiszeit mit Sanden und Schottern von einheimischen und nordischen Gesteinen zugeschüttet wurde. Diese Schotterterrasse ist auf dem rechten Wipperufer östlich von Kindelbrück entwickelt (vergl. S. 33). In der Zscherbitzchen Kiesgrube sind einige wenige Feuersteine gesammelt worden, deren angebliche Bearbeitung ich bezweifle.

Auch in diese Terrasse schnitt sich die Wipper nochmals ein und füllte dann das Bett wieder mit Schottern auf, die heute unter dem gegenwärtigen Alluvialtal liegen. Sie sind aufgeschlossen z. B. in der Cannawurfer Gemeindegrube, die an dem Feldwege liegt, der 50 m westlich vom Kilometerstein 31,5 von der Cannawurf-Kindelbrücker Landstraße nach Süden abzweigt. Das Profil in der Grube ist:

- a) 0,60 m Auelehm;
- b) 0,3—1,5 m verschlammter unreiner Löß;
- c) 2—3 m horizontal geschichteter Muschelkalkschotter von Nuß- bis Faustgröße;

andere Triasgerölle sind nicht häufig. Dünne Linsen und Schmitzen rötlichen Sandes durchziehen den Schotter, in dem einzelne Kalkgerölle durch den Druck zerdrückt sind. Nordische Beimengungen (Granit und Feuerstein) sind selten. An Knochen ist ein Zahn vom Pferd gefunden; die angeblichen Werkzeuge haben keine charakteristischen Merkmale.

Dieser jüngste Wipperschotter ist trotz seiner tiefen Lage im Gelände während der letzten Eiszeit entstanden. In der unmittelbaren Fortsetzung dieser Terrasse bis unterhalb der Sachsenburger Pforte nordöstlich vom Bahnhof Heldrungen ist derselbe, nun allerdings mit Unstrutschotter gemengte Kies wieder aufgeschlossen. Wüst¹⁾ beschreibt dort aus ihm Knochen von Equus und Rhinoceros tichorhinus, sowie eine Anzahl Schnecken, von denen Pupa columella heute ganz erloschen ist, Helix tenuilabris und Pupa parcedentata

¹⁾ Ew. Wüst: Weitere Beobachtungen über fossilführende pleistozäne Flußablagerungen im unteren Unstrutgebiet. Zeitschr. f. Naturw. Halle a. S. 1904, S. 77.

wenigstens in Mitteleuropa nördlich der Alpen ausgestorben sind und in einem kälteren Klima leben, als es heute im Unstrutgebiet herrscht. Es ist danach auch aus paläontologischen Gründen anzunehmen, daß diese tiefste Terrasse fluvioglaziales Diluvium, und zwar der letzten Eiszeit darstellt.

3. Teutschental.¹⁾

Nördlich des Bahnhofes Teutschental zieht sich zwischen dem Ostufer des ehemaligen Salzigen Sees und dem Würdebach eine halbkreisförmig gebogene Hügelkette hin, deren höchste Punkte der Flegelsberg (136,3 m), der Seeberg (117 m), der Schachtberg (127 m), die Höhe 123,5 m, der Dachsberg (107,5 m), der Pfingstberg (115,2 m) und die Höhe 112,6 bei Köllme sind. Etwa im Mittelpunkt dieser Hügelkette liegt der Ort Langenbogen. Der geologische Aufbau des Gebietes ist der folgende: Die Hügelreihe besteht aus Sanden, Kiesen, Schottern und Blockpackungen, die zum Teil dem Braunkohlentertiär unmittelbar auflagern. Am Außenrande des Bogens tritt im Westen der Untere Buntsandstein, im Osten der Muschelkalk; im Innern des Bogens der Mittlere und Obere Buntsandstein flächenhaft zu Tage. Die ganze Hügelkette ist eine charakteristische Stillstandslage des Eises, die man als Langenbogener Endmoräne bezeichnen kann.

Die eine Fundstelle Spenglers ist eine Kiesgrube 1100 m südlich von Langenbogen, westlich der Teutschentaler Landstraße. Der Aufschluß zeigt eine echte, regellose Blockpackung, die hauptsächlich aus Muschelkalkblöcken besteht; dazu treten nordische Granite und Feuersteine, ferner halesche Porphyre u. a. An die Blockpackung stoßen weiße und gelbe Sande und Kiese von Nußgröße, mit dünnen Tonbänken wechsellagernd an, die eine fluvioglaziale Bildung darstellen.

Die zweite und hauptsächlichste Fundstelle ist die Kiesgrube von Otto Höhne zwischen Schachtberg, Eisenbahn und Landstraße. Die hier aufgeschlossenen Schichten sind:

- a) 0,5 m humoser Löß.
- b) 1,0 m kalkiger gelber Löß.
- c) 14—16 m Wechsellagerung von Muschelkalkblöcken, Kies, kiesigem Sande, Sande, feinsandigem Ton und Bänderton.
- d) 1,0—1,75 m rötliche bis bräunliche Sande mit Kreuzschichtung und schwachen Kieslagen.

Die Schicht d) besteht aus kalkfreien rötlichen Sanden, die nach Aussage der Arbeiter häufig Tierknochen enthalten haben soll.

Die Entkalkung dieser Sande deutet darauf hin, daß wir es hier mit einem Sande der — ersten — Zwischeneiszeit zu tun haben. Er enthält keine Muschelkalkgerölle und kann daher nur von einem Fluß abgelagert sein, der aus dem nördlich oder westlich anstehenden Buntsandsteingebiet zwischen Langenbogen und Wansleben gekommen ist.

Eine ganz abweichende Zusammensetzung zeigen die darüber liegenden Kiese. Sie enthalten neben nordischem außerordentlich viel heimisches Material aus dem Muschelkalkgebiet, das im Nordosten und Osten zwischen Köllme, Bennstedt und Eisdorf in 3—4 km Entfernung ansteht. Die Muschelkalkgeschiebe schwanken in der Größe zwischen feinstem Kies und großen, scharfkantigen Blöcken

¹⁾ Geologische Spezialkarte von Preußen, Lieferung 19, Blatt Teutschental mit Erläuterung.

bis zu 0,50 m Länge, die sicher keinen weiten Transport im Wasser erlitten haben, ebensowenig wie die großen Stücke weichen Mergelkalkes.

An der Basis der Kiese, unmittelbar über der unteren, rötlichen Sandschicht, fand ich ein ringsum von tiefen Gletscherschrammen zerkratztes Muschelkalkgeschiebe. Solche gekratzten Geschiebe sind offenbar nicht selten, denn schon 1879 schreibt Helland¹⁾: „so kommen auch bei Teutschental bei Halle geschliffene Muschelkalke vor; solche habe ich nicht nur selbst dort gesehen, sondern Herr von Fritsch teilte mir mit, daß er dieselben öfter bei Halle beobachtet habe.“ Auch die gekratzten Geschiebe weisen ebenso, wie die Mergelkalke und die großen Kalkplatten auf geringen Wassertransport und große Eisnähe hin. Berücksichtigt man ferner die morphologische Gestaltung der Langenbogener Hügelkette, die nur als Endmoräne gedeutet werden kann, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Teutschentaler Sande und Kiese, Tone und Blocklagen in allernächster Nähe des Eises abgelagert sind. In dieser Nähe des Eises ist aber keine dauernde Besiedlung der vor seinem Rande sich ausbreitenden Tundren oder arktischen Steppe anzunehmen, so daß schon aus diesem Grunde die Werkzeugnatur der von Spengler und Freygang gesammelten Feuersteine äußerst zweifelhaft ist, eine Ansicht, die bei genauer Untersuchung der Stücke, durch das Fehlen jeder Spur absichtlicher Bearbeitung oder Formung bestätigt wird.

In den unteren Schichten der Kiese finden sich gelegentlich Schalen von *Corbicula fluminalis*, eine Muschel, die als leitend für die erste Zwischeneiszeit gilt und heute nur in wärmeren Gegenden, nämlich im unteren Teile des Nilgebietes und einem großen Teil von Vorderasien verbreitet ist. Es muß daher als ausgeschlossen gelten, daß die *Corbicula* in einem Wasser gelebt hat, in dem in Eisrandnähe gekratzte Geschiebe abgelagert wurden. Die Schalen können mithin nur aus zerstörten Interglazialschichten stammen und liegen hier auf sekundärer Lagerstätte.

Die Ablagerung der Sande fällt in die zweite Eiszeit, sie sind also gleichaltrig mit Markkleberg. Während hier aber Dutzende von schönen großen Klingen mit allen Zeichen des absichtlichen Schlages und dazu einige gute Faustkeile gefunden wurden, ist in Teutschental nichts dergleichen zu sehen. Bei Markkleberg hätte Hauser von Stücken sprechen können, die den französischen vergleichbar seien; bei Teutschental ist kein Vergleich französischer Artefakte mit diesen Zufallstücken möglich. —

Die vermeintlichen Artefaktfundstellen sind, wenn wir das Gesagte kurz noch einmal zusammenfassen, teils Oberflächenfunde unbestimmten Alters, teils Funde aus fluviatilen oder fluvioglazialen oder auch glazialen Ablagerungen der zweiten und der dritten Eiszeit, vielleicht auch der Alluvialzeit. Die Zahl der angeblichen Werkzeuge schwankt zwischen sehr wenigen Fundstücken an den meisten, ja auch feuersteinarmen Stellen und zahlreichen Fundstücken in der feuersteinreichen Grube von Teutschental.

Der äußere Charakter aller dieser Stücke ist trotz des so verschiedenen Alters durchaus der gleiche: bei allen fehlt die äußere

¹⁾ A. Helland: Über die glazialen Bildungen der nordeuropäischen Ebene. Zeitschrift d. deutsch. Geol. Ges. Bd. 31. S. 63—106. Berlin 1879.

Form, bei allen fehlen die typischen Merkmale absichtlicher Bearbeitung, bei allen die Orientierung nach zwei Dimensionen, die für wirkliche Werkzeuge charakteristisch ist. Dagegen stimmen die Stücke überein in der dreidimensionalen Formlosigkeit, die eine Folge des natürlichen Zerspringens des Feuersteins ist. Die Art der Abspaltung an einzelnen Kanten (Retouschierung) und die äußere Formlosigkeit stellt die vermeintlichen Artefakte auf eine Stufe mit den sogenannten Eolithen, die wir aus den marinen Schichten des Eocäns von Belle-Assise¹⁾ und des mittleren Oligocäns von Boncelles²⁾, aus den glazialen Schichten des Diluviums und aus Brandungsgeröllen heutiger Meeresküsten kennen.

Derartige diluviale Eolithe sind aus Mittelddeutschland nicht unbekannt; Koken³⁾ beschrieb sie aus Kiesschichten der Braunschweiger Gegend und wollte in ihnen Formen des Reuteliens, Strepyens, Mesvinien und Chelléens sehen. Das geologische Alter der Schichten ist nach Harbort⁴⁾ in den Beginn der zweiten Vereisung zu setzen, während Koken sie in das letzte Interglazial stellte.

Harbort äußert sich hierüber folgendermaßen (S. 283): Die von Koken aus den Sanden von Mascherode und Thiede (die der oberen Terrasse zweifellos angehören) beschriebenen Feuerstein Artefakte können unmöglich das ihnen zugeschriebene Alter (Reuteliens, Chelléens, Mesvinien) besitzen. Es ist ausgeschlossen, daß sie nach ihrer stratigraphischen Stellung dem 2. Interglazial angehören. Es scheint mir überhaupt sehr zweifelhaft, ob es sich um menschliche Artefakte handelt und vielmehr wahrscheinlich, daß es nur Zufallsbildungen sind. Da derartige „Artefakte“ geradezu schichtenweise in den Kiesen der oberen Terrassen auftreten, frage ich mich vergeblich, wo alle die Diluvialmenschen hergekommen sein sollen, welche diese „Artefakte“ fertigten und gebrauchten, und vollends, wie sie so massenhaft in die diluvialen Ströme gelangten“. Menzel⁵⁾ bildete ferner ähnliche Sachen aus den Kiesen vom Eitzum ab, die er zwar als Chelléens bezeichnete, die aber doch jedes charakteristischen Mermals absichtlicher Bearbeitung entbehren und auch nur den Wert von Eolithen haben. Von diesen aber gilt immer noch der Satz Paul Sarasins⁶⁾: „Im Hinblick auf die Möglichkeit einer natürlichen Entstehung der sedimentären Eolithen ist die Behauptung, daß sie menschliche Artefakte darstellten, nicht bewiesen“.

Ich halte aus diesem Grunde alle diese hier erwähnten, vermeintlichen Artefakte nicht für Werkzeuge, sondern für Pseudo-Artefakte, Eolithe oder wie man sie nennen will, d. h. für Zufallsprodukte, wie sie in der Grundmoräne des Eises, wie sie unter dem Druck der überlagernden Massen in der Endmoräne, wie auch in fluviatilen Bildungen entstehen können. Es ist mir völlig unver-

¹⁾ H. Breuil: Sur la présence d'Eolithes à la base de l'Eocène parisien. L'Anthropologie 1910. p. 385.

²⁾ A. Rutot: Un grave Problème. Une industrie humaine datant de l'époque oligocène. Bull. de la soc. belge de géol. Bruxelles 1907.

³⁾ E. Koken: Diluvialstudien. 1. Die Braunschweiger Eolithenlager. N. Jahrb. f. Mineralogie. 1909. Bd. II. S. 57–90.

⁴⁾ E. Harbort: Über die Gliederung des Diluviums in Braunschweig. Jahrb. der Kgl. Geol. Landesanstalt f. 1914. Berlin 1914. S. 276–297.

⁵⁾ H. Menzel: Spuren des Diluvialmenschen in der Gegend von Hildesheim. Mitt. aus dem Römer-Museum, Hildesheim Nr. 23. 1914.

⁶⁾ Paul Sarasin: Einige Bemerkungen zur Eolithologie. Jahresber. d. Geogr. Ethnograph. Ges. i. Zürich. 1909.

ständig, wie Hauser¹⁾ angesichts dieses Materials von „den schönsten Feuersteinwerkzeugen“ und „von den herrlichsten Fundplätzen“ sprechen kann, zumal er nicht einmal in der Lage ist, auch nur bei einem Stück die Zugehörigkeit zu einer der bekanntesten Kulturperioden anzugeben. Er sagt nur ganz allgemein und in begrifflicher Vorsicht in Bezug auf die Funde von den genannten Stellen: „typologisch möchte ich mein Urteil noch nicht abgeben; es genügt zu konstatieren daß wir durchgehend von Halle a. S. bis zum Kyffhäuser und ins Unstruttal in der Gesamtheit der Befunde eine eigenartige Kultur erkennen, die jedenfalls derjenigen in Frankreich gleichwertig ist“.

Gegen die Aufstellung einer eigenartigen Kultur in Deutschland ist an sich nichts einzuwenden; wenn es sich aber, wie ich oben ausgeführt habe, nicht um eine, sondern um mehrere Fundschichten ganz verschiedenen geologischen Alters handelt, um Fundschichten, die an anderen Orten teils Alt-, teils Jungpaläolithikum enthalten, dann muß diese „eigenartige“ Kultur, die von der zweiten Eiszeit bis zum Ende der letzten Eiszeit gedauert hat, dem unbefangenen Beobachter doch etwas sehr „eigenartig“ vorkommen. Jedenfalls kann das eine mit Sicherheit gesagt werden, daß sie ihresgleichen, nicht in Frankreich hat.

Aus demselben geologischen Zeitraum kennen wir in Deutschland das Altpaläolithikum der Markkleeberger, Weimarer und Sirgensteiner Stufe²⁾, das Jungpaläolithikum der Willendorfer, Predmoster und Thanger Stufe²⁾ und zwar in wohl unterscheidbaren Typen, in West-, Süd- und Mitteldeutschland. Und da soll in dieser langen Zeit — nach Hauser 130 000 Jahre — der Diluvialmensch gerade bei Sangerhausen die ganze Kulturentwicklung verschlafen haben! — Die Diluvialprähistorie ist doch eine evident geologische Frage!

Herr E. Werth:

Da in den von dem Herrn Vortragenden angezogenen Zeitungsartikeln, wenigstens in dem einzigen mir zu Gesicht gekommenen, auch mein Name genannt war, so darf ich mir wohl erlauben, mich zur Entdeckungsgeschichte der behandelten Fundstellen zu äußern.

Von den genannten Fundpunkten erscheint mir Bilzingsleben als der wichtigste. Dieses gehört aber nicht zu den Entdeckungen Hausers, sondern ich habe diesen Platz — nach vergeblichen Bemühungen eine öffentliche Stelle dafür zu interessieren — Herrn Spengler bekannt gegeben. Ich habe ihn dorthin geführt und ihn ausdrücklich veranlaßt, durch wiederholte Besuche eine Sammlung, enthaltend Flora, Fauna und Artefakte bezw. Feuersteinabschläge, zusammenzubringen. Diese sollten gegebenenfalls als Grundlage für eine kürzere Mitteilung dienen zur Einführung dieses Platzes als palaeolithische Fundstelle in die wissenschaftliche Literatur. Ich kannte Herrn Sp. als findigen und gewissenhaften Sammler; er wohnte dem Fundplatze nahe genug, um ihn ständig im Auge zu behalten und durch regelmäßige Absammlungen die Schätze der Wissenschaft retten zu können, die sonst unwiederbringlich verloren waren. Daß Herr Spengler, wie ähnlich in vielen früheren Fällen, die für ihn

¹⁾ O. Hauser: Umschau 1921. Heft 41. S. 604.

²⁾ F. Wieggers: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abh. d. Geol. Landesanstalt. N. F. Heft 84. Berlin 1920.

unter den heutigen Verhältnissen erhebliche Opfer an Zeit und Geld erfordernde Aufgabe übernahm, dafür gebührt ihm der Dank der deutschen Wissenschaft.

Wenn also betreffs Bilzingsleben eine Entdeckung vorliegt, so trage ich die Schuld daran. Ich muß aber bemerken, daß der durch seine tierischen Fossileinschlüsse in der geologisch-paläontologischen Literatur schon seit Jahrzehnten bekannte Fundplatz von Götze, Höfer und Zschesche in ihren Vor- und Frühgeschichtlichen Altertümern Thüringens (Würzburg 1909) schon als verdächtig genannt war. Meine Aufmerksamkeit wurde auf Bilzingsleben vornehmlich durch ein paar von dort stammende Feuersteinscherben des Weimarer Museums gelenkt, die allerdings zum Teil wenigstens durch die an ihnen haftenden Gesteinsreste nicht gerade auf ihre Herkunft aus dem (interglazialen) Kalktuff zu deuten scheinen.

Was den zweiten, eingehender von dem Vortragenden behandelten Fundplatz, Teutschental, angeht, so habe ich von Anfang an und bei jeder Gelegenheit Herrn Sp. gegenüber den Standpunkt vertreten: „Abwarten, bis sich ein formgewolltes Stück findet“. Ich kann allerdings dabei nicht der Meinung des Herrn Vortragenden beitreten, daß die Ablagerung an sich — wegen ihrer Natur als glaziale, d. h. wenigstens die Nähe eines Eisrandes voraussetzende Kiese und Sande — die Möglichkeit des Vorkommens von Artefakten in ihr ausschließt. Ich sehe vielmehr in dieser Hinsicht in Teutschental dieselben Verhältnisse wie in Markkleeberg. Hier konnte man, da formgewollte Paläolithen vorlagen, die Artefakte nicht leugnen, bekämpfte aber die glaziale Natur der einschließenden Schichten und machte ein Interglazial daraus. Es ist mir eine große Genugtuung, daß die Wucht der Tatsachen dazu geführt hat, daß die von mir von Anfang an (Vergl. z. B. diese Zeitschrift 1915, Heft 2/3) mit Nachdruck vertretene Auffassung der glazialen Stellung Markkleebergs heute Allgemeingut der Forscher geworden ist. Auch der Vortragende hat sie sich in seinen neuesten Publikationen, sowie auch in einer Bemerkung des heutigen Vortrages, zu eigen gemacht. Damit aber ist Markkleeberg einer der allerwichtigsten Fixpunkte in der Chronologie des Eiszeitmenschen.

Herrn Dr. Hauser gegenüber habe ich mich unmittelbar bis heute weder schriftlich noch mündlich über Teutschental geäußert. Auf seinen mir brieflich gewordenen Wunsch hin habe ich im letzten Sommer eine ganze Reihe von Tagen darauf verwandt, die diluvial geologischen Verhältnisse von T. und seiner Umgebung zu untersuchen. Meine damals gewonnene Auffassung wurde von Herrn Spengler in einem sehr instruktiven, aus dem an Ort und Stelle gewonnenen natürlichen Material aufgebauten Profil der großen Kiesgrube in T. niedergelegt. Herr Wieggers, dem dieses Profil beim Besuch der Spenglerschen Sammlung sicher nicht entgangen ist, wird daraus ersehen haben, daß ich betreffs der stratigraphischen Bewertung der Ablagerung von Teutschental in bezug auf alle wesentlichen Punkte dieselbe Meinung habe, die auch er dann an Ort und Stelle gewonnen und hier vorgetragen hat. Damit dürfte einstweilen die chronologische Stellung von Teutschental geklärt sein.

Die Fundpunkte der Umgebung von Hettstedt habe ich nicht kennen gelernt, auch keine Artefakte oder vermeintliche Artefakte von dort gesehen.

Das Verwandtschaftssystem der Vandau.¹⁾

Von

Franz Boas.²⁾

Das Verwandtschaftssystem der Vandau des portugiesischen Südostafrika beruht auf folgenden Grundsätzen:

1. Altersvorrang ist bestimmend bei Verwandtschaftsverhältnissen insofern, als alle einer Generation zugerechneten Individuen Vorrang vor der folgenden Generation haben.

2. In der aus Eltern und Kindern bestehenden engen Familiengruppe haben beide Eltern gleichen Altersrang, und Brüder und Schwestern haben ebenfalls gleichen Altersrang.

3. Bei ihrer Heirat tritt die Schwester im Altersrang hinter den Bruder, und zwar so, daß sie der folgenden Generation gleichgestellt wird.

4. Bei vermittelter Verwandtschaft versetzt sich der Sprecher in die Stellung der Mittelsperson und bestimmt seine eigene Verwandtschaft demgemäß; z. B. wenn ich zum Bruder meiner Mutter rede, bestimme ich meine Verwandtschaft mit ihm gemäß der Verwandtschaft zwischen meiner Mutter und ihm.

5. Geschwister gleichen Geschlechts, bezüglich gleichgeschlechtige Kinder von Geschwistern gleichen Geschlechts haben gleiche Benennung im System.

6. Für den Mann nehmen Eltern und Brüder der Frau, sowie die Frau der Enkelin (im Vandau-Sinne genommen) eine besonders hohe Stelle ein; ebenso für die Frau die Eltern, Großväter und alle Geschwister der Eltern des Mannes, ausgenommen die Schwestern des Vaters; für Mann und Frau nimmt die Schwiegertochter eine hohe Stellung ein.

Im folgenden beziehen sich die in Klammern beigefügten Nummern auf die schematischen Stammbäume, und zwar die Zahlen ohne Strich auf den Mann als Sprecher (und zwar auf A des Stammbaumes); die

¹⁾ Die in folgendem enthaltenen Angaben stammen von K'amba Simango, einem Mundau, der gegenwärtig in New York lebt. Siehe Z. f. E., Bd. 52 53, S. 1-5.

²⁾ Infolge derzeitiger Abwesenheit des Verfassers auf einer Forschungsreise in Kalifornien haben wir Herrn Dr. B. Struck ersucht, die Korrektur zu lesen und die folgenden Bemerkungen beizufügen.

Herausgeber.

Die Vandau bewohnen den Küstenstrich südlich des Sambesi-Deltas etwa von 18° 40' s. Br. südwärts bis zum Gorongosi-Fluß. Das alte Sofala und der bekannte Hafen Beira liegen in diesem Gebiet, landeinwärts finden sich Enklaven bis zu den Bergen an der portugiesisch-englischen Grenze. Die Sprache steht dem Karanga Süd-Rhodesiens fast dialektisch nahe. Quellen: W. H. J. Bleek, *The Languages of Moçambique*. London 1856 und 1900 (unter „Sofala“); D. Jones, *Pronunciation and Orthography of the Ci-Ndau Language*, London 1911; H. H. Johnston, *Comparative Study of the Bantu and Semi-Bantu Languages*, Oxford 1919-22. Bd. 1, S. 252-267 und 796, Bd. 2, S. 74-76. Gelegentliches Material enthalten die 1911 von der S. P. C. K. und 1915 von C. S. Louw herausgegebenen Handbücher des Mashona-Karanga. In der hier von Boas angegebenen Schreibweise sind sh, ch, w, y wie im Englischen zu sprechen, s ist Fortis, z Lenis, v bilabial. Von den in abweichender Type gesetzten (im Manuskript unterstrichenen) Buchstaben sind s und z labialveolar, f dentalbilabial, h und g velare Frikativen, n velar. Der Punkt zwischen Vokalen und das Apostroph hinter stimmlosen Konsonanten scheinen Kehlverschlüsse zu bedeuten. Die Sprache ist lautlich ohne das Venda kaum zu verstehen; über gleiche Behelfschreibung vgl. auch Meinhof, *Ztschr. f. Eingeb. Spr.* Bd. 10, S. 79 zu Louws Buch.

Struck.

Zahlen mit Strich auf die Frau als Sprecherin (und zwar auf B des Stammbaumes). Die Individuen sind so angeordnet, daß alle mit gleichem Ausdrucke bezeichneten Verwandten, wo irgend möglich, zusammenstehen. Auf diese Weise wird ein Bild geschaffen, das die Anschauungen der Eingeborenen wiedergibt.

Die Hauptschwierigkeit der Einföhlung liegt für uns in der richtigen Erfassung des Verhältnisses zwischen Bruder und Schwester. Bei Heiratsangelegenheiten bestimmt der Bruder über seine Schwester, und sie rückt nach Grundsatz 3 eine Altersstufe gegen ihn hinunter. Ihre Kinder sind daher zwei Altersstufen von dem Sprecher entfernt und stehen seinen eigenen Enkeln gleich. Sie werden daher auch von ihm als Enkel bezeichnet. Ebenso rückt auch die Schwester des Vaters bei der Heirat eine Altersstufe herunter und wird damit „Schwester“ des Sprechers. Wenn sie heiratet, rückt sie daher auch gegen den Sprecher eine Stufe herunter und steht auf der Altersstufe seiner Kinder. Mit anderen Worten rückt die Frau als „Schwester“ aller Männer in den aufeinander folgenden Generationen rein männlicher Linie in eine jüngere Stellung. Diagrammatisch ist dieses in unserem Schema in den Beziehungen zwischen A (dem Sprecher), seiner Schwester (5) und deren Kindern (12) dargestellt. Die Zeichnung zeigt, wie die ganze Reihe von Schwester, Vaters Schwester, Vaters Vaters Schwester alle „Schwestern“ werden. Das Herunterrücken der Individuen ist durch Kreise in den absteigenden Linien angedeutet.

Andererseits steht für die verheiratete Sprecherin der Bruder eine Altersstufe höher als sie selbst. Seine Kinder stehen daher den Geschwistern der Sprecherin gleich. Da so der Sohn ihres Bruders wieder ihr „Bruder“ wird, so rückt er bei der Heirat der Sprecherin wieder um eine Stufe hinauf, und seine Töchter werden wieder „Schwestern“ der Sprecherin, seine Söhne „Brüder“, die wiederum eine Stufe hinaufrücken. Auf diese Weise bleiben die sämtlichen Nachkommen eines Mannes in allen Generationen rein männlicher Folge „Brüder“ seiner Schwester. In unserem Diagramm ist dieses durch die rückwärts gekrümmte Linie angedeutet, die den Sohn von 6' auf 6' zurückführt.

Infolgedessen wird der Mutterbruder (1a), der eine Altersstufe höher steht als die Mutter, sowie sein Sohn (1b) und dessen Söhne und Sohnessöhne durch die ganze Linie auf gleiche Stufe mit dem Großvater gestellt und „Großvater“ genannt. Ebenso wird das Kind der „Schwester“ — gleichgültig ob diese die eigene Schwester, des Vaters Schwester, oder noch weiter zurück eine Tochter der männlichen Linie ist — zwei Stufen jünger sein als der Sprecher, und wird „Enkel“ genannt.

Ich lasse zunächst eine Liste der einzelnen Bezeichnungen im Singular und Plural folgen:

- | | | |
|------|-------------------------------|---|
| (1) | <i>t'et'egulu</i> | Pl. <i>vat'et'egulu, madjit'et'egulu, vadjit'et'egulu</i> |
| (2) | <i>mbiya</i> | „ <i>madjimbiya, vadjimbiya</i> |
| (3) | <i>baba</i> | „ <i>vababa, madjibaba, vadjibaba</i> |
| (4) | <i>ma.i</i> | „ <i>vama.i, madjima.i, vadjima i</i> |
| (5) | <i>t'et'adji</i> | „ <i>madjit'et'adji, vadjit'et'adji</i> |
| (6a) | <i>nyevanshi¹⁾</i> | „ <i>madjinyevanshi, vadjinyevanshi</i> |
| (6b) | <i>munuk'una</i> | „ <i>vanuk'una, vadjinuk'una</i> |
| (7) | <i>muk'adji</i> | „ <i>vak'adji</i> |
| (8) | <i>mulume</i> | „ <i>valume, vadjilume</i> |

- (9) *mgana* Pl. *vana*, *mazana*, *madjivana* (die beiden letzten Formen mit etwas verächtlichem Beigeschmack)
- (10) *mukwambo* „ *vakwambo*, *madjikwambo* (das letztere mit unhöflichem Beigeschmack)
- (11) *nyamgana*¹) „ *vanyamgana*, *madjinyamgana*, *vadjinyamgana*.
- (12) *muzuk'ulu* „ *vazuk'ulu*, *madjizuk'ulu* (das letztere mit unhöflichem Beigeschmack)
- (13) *mgalamu* „ *vamgalamu*, *madjimgalamu*, *vadjimgalamu*
- (14) *mulovozi* „ *valovozi*; doch auch *vamulovozi*, *madjilovozi*
- (15a) *vachano*²) „ *vachano*, *madjichano*
- (15b) *mphele* „ *mphele*, *madjimphele*
- (16) *va'ezala*²) „ *vatezala*, *madjit'ezala*, *vadjit'ezala*
- (17) *vambiya*²) „ *vambiya*, *madjimbiya*, *vadjimbiya*
- (18) *nyesala*¹) „ *vanyesala*, *madjinyesala*, *vadjinyesala*
- (19) *vazele*²) „ *vazele*, *madjizele*, *vadjizele*
- (20) *mganavene* „ *vanavene*, *madjimganavene*, *vadjimganavene*
- (21) *muphongozi* „ *vaphongozi*, *vamuphongozi*, *madjiphongozi*, *vadjiphongozi*

Um Verwirrung zu vermeiden, habe ich im folgenden immer die Singularform gebraucht.

Die Bedeutungen dieser Ausdrücke folgen nun:

(1) *t'et'egulu* oder *chegulu* (großer Vater; der Bantustamm *t'a* „Vater“ ist im Chindau nicht in Gebrauch); Großvater väterlicher- und mütterlicherseits (1). Da meine Mutter (4) in bezug auf Heiratsangelegenheiten eine Stufe jünger ist als ihr Bruder (1a), wird ihr Bruder, d. h. mein Onkel mütterlicherseits (1a) wieder zwei Stufen älter als ich, mithin mein *t'et'egulu*, und so fort durch die ganze Serie. Auf des Vaters Seite findet dieses nicht statt, da der Vater und sein Bruder auf gleicher Stufe stehen. Da meine Frau ihre Großväter (1') und ihren Mutterbruder (1'a) *t'et'egulu* nennt, nenne ich sie ebenso. Das gleiche gilt nicht für die Frau in bezug auf des Mannes Großväter, bezüglich seinen Mutterbruder (siehe unter Nr. 16).

(2) *mbiya*; Großmütter väterlicher- und mütterlicherseits. Da der Mutterbruder (1'a) *t'et'egulu* genannt wird, heißt seine Frau *mbiya*. Der Mann nennt alle Frauen, die seine Frau *mbiya* nennen, ebenso; und die Frau nennt alle Frauen, die ihr Mann *mbiya* nennt, ebenso.

(3) *baba*; Vater (3) und seine Brüder (3a), sowie die Brudersöhne des Großvaters väterlicherseits; Männer der Schwestern der Mutter (3b) und aller derer, die *ma.i* (siehe Nr. 4) genannt werden. Der ältere Bruder des Vaters wird auch *baba muk'ulu* (großer Vater), der jüngere *baba mdok'o* (kleiner Vater) genannt.

(4) *ma.i*. Mutter (4) und ihre Schwestern (4a), sowie die Schwestertöchter der Großmutter mütterlicherseits. Da der Mutterbruder eine Altersstufe höher steht als die Mutter, und diese die Tochter ihres Bruders *t'et'adji* nennt (siehe Nr. 5), so ist die Tochter des Mutterbruders auch *ma.i*. Die Frauen aller Männer, die *baba* genannt werden (siehe Nr. 3), sind sie gleichfalls *ma.i*. Mit anderen Worten: die Mutter, die Frauen aller *baba* und die *t'et'adji* der Mutter heißen *ma.i*. Die ältere Schwester der Mutter wird auch *ma.i muk'ulu* (große Mutter), die jüngere *ma.i mdok'o* (kleine Mutter) genannt.

¹ *nye* — Haupt.

² *ca* — im Singular als Respektsausdruck.

(5) *t'et'adji* (< Bantu *ta* Vater, *jali* weiblich = weiblicher Vater) Schwwestern ohne Rücksicht auf Seniorität. Da die Schwester des Vaters (5a) bei ihrer Heirat eine Stufe herunterrückt, wird sie gleich; stufig mit meiner Schwester (5), die bei der Heirat auch eine Stufe herunterrückt, so daß meines Vaters Schwester und meine eigene Schwester auf die Stufe meiner Kinder hinunterrücken. Ich nenne daher meines Vaters Schwester so wie meine eigene Schwester *t'et'adji*, und meine Kinder, Sohn sowohl wie Tochter, nennen beide wieder ebenso. Umgekehrt gesagt: da die Frau bei ihrer Heirat um eine Stufe ihrem Bruder gegenüber herunterrückt, wird für sie des Bruders (6') Tochter (5'b) gleichstufig mit ihr, also *t'et'adji*. Das Wort bedeutet daher:

für den Mann: Schwester (5), Vaters Schwester (5a), Vaters Vaters Schwester (5b) usw.;

für die Frau außerdem noch: Bruders Tochter (5'b).

(6) *nyevansh*; älterer Bruder (6a); *munuk'una* jüngerer Bruder (6b); ebenso älterer resp. jüngerer Sohn des Bruders des Vaters, oder der Schwester der Mutter. Das Alter bestimmt sich nach dem Alter des Sprechers, nicht nach dem seiner Eltern. Die Frau nennt alle Brüder resp. Vaters Bruders Söhne und Mutters Schwesters Söhne *nyevanshi* (6'). Da durch ihre Heirat die Frau um eine Stufe gegen ihren Bruder herunterrückt, wird sein Sohn (6'a) wieder ihr *nyevanshi*, und so fort durch alle Generationen. *nyevanshi* bedeutet daher

für den Mann: älterer Bruder (6a);

für die Frau: Bruder (6'); Brudersohn (6');

munuk'una bedeutet jüngerer Bruder (6b), wird aber nur vom Manne gebraucht.

(7) *muk'adji*; Frau.

(8) *mulume*; Mann.

(9) *mgana*; eigene Kinder und die des *nyevanshi* und *munuk'una* des Mannes, sowie der *t'et'adji* der Frau. Das Wort bedeutet daher für den Mann: Kind, Bruders Kind, Kind der Schwester der Frau, Kind der Vatersschwester der Frau, Kind der Tochter des Bruders der Frau;

für die Frau: Kind, Schwesterkind, Kind des Bruders des Mannes, Kind der Vatersschwester; Kind der Tochter des Bruders.

(10) *mukwambo*; in die nächst jüngere Altersstufe eingeherrateter Mann; also

für den Mann: Mann aller *t'et'adji* (siehe Nr. 5), *vana* (siehe Nr. 9);

für die Frau: Mann der *mgana* und der *mganavene* (siehe Nr. 20), d. h. der Schwester des Mannes, die eine Stufe jünger ist als ihr Bruder (6') (d. h. der Mann der Sprecherin). Hier liegt ein Widerspruch vor, da die *mganavene* gleichzeitig eine Respektsperson für die Sprecherin ist (siehe Grundsatz Nr. 6)

Für *mukwambo* kann auch der Ausdruck *mgalamu* gebraucht werden (siehe Nr. 13).

(11) *nyamgana* (= Hauptkind); Frau des *mgana* (9'). Für die Frau außerdem noch die Frau des Bruders. Der Ausdruck kann auch vom Manne für die Frau des *muzukulu* (siehe Nr. 12) gebraucht werden, die er gewöhnlich *vambiya* nennt (siehe Nr. 17).

(12) *muzuk'ulu* (= großer *muzu*); für Mann und Frau Kind der *vana* (siehe Nr. 9). Für den Mann auch Kinder aller *t'et'adji*, also der eigenen Schwestern, Vaters Schwestern, Vaters Vaters Schwestern

usw.; ebenfalls Mann der *muzuk'ulu*. Für die Frau statt dessen die Kinder der *t'et'adji* des Mannes, weil sie selbst durch Heirat dieselbe Altersstufe bekommen hat, die ihr Mann einnimmt. Für die Frau auch der Mann der *muzuk'ulu* und die Frau des *muzuk'ulu*, die vom Manne *vambiya* genannt wird (siehe Nr. 17).

(13) *mgalamu*; für den Mann alle *t'et'adji* der Frau, also auch die Tochter des Bruders und die Schwester des Vaters der Frau; und die Frauen seines *nyevanshi* und *munuk'una*; für die Frau alle *nyevanshi* und *munuk'una* des Mannes und die Männer der eigenen *t'et'adji* der Sprecherin. Der Ausdruck *mgalamu* kann auch für *mukwambo* (siehe Nr. 10) gebraucht werden, obwohl das Verhältnis zum *mukwambo* ganz verschieden von dem zum eigentlichen *mgalamu* ist. Ebenso kann er statt *vazele* gebraucht werden (siehe Nr. 19).

(14) *mulovozi*; Mann der *t'et'adji* der Frau; oder wohl besser: Mann einer *mgalamu*, die *t'et'adji* der Frau ist. Nur vom Manne gebraucht.

(15') *vachano* (15'a) und *mphela* (15'b); Frau des älteren Bruders des Mannes (15'a), resp. des jüngeren Bruders des Mannes (15'b); also Frauen desjenigen *mgalamu*, der *nyevanshi* oder *munuk'una* des Mannes ist. Nur von der Frau gebraucht.

(16) *vat'ezala*; Vater der Frau, bzw. des Mannes und deren „Brüder“. Für die Frau auch Großväter des Mannes. Der Ausdruck *vat'ezala* oder *vazele* wird auch wohl für den Vater der *nyamgana* gebraucht, der aber gewöhnlich *muphongozi* heißt (siehe Nr. 21).

(17) *vambiya* (= ehrwürdige Großmutter); Mutter der Frau, Frau des Bruders der Frau; für den Mann ebenfalls die Frau des *muzuk'ulu* (die von der Frau *muzuk'ulu* genannt wird). Auch anwendbar auf die Mutter der *nyamgana* (siehe Nr. 11) gegen das gewöhnliche *muphongozi* (siehe Nr. 21). Ein Mann kann seine Schwiegertochter auch *vambiya* statt *nyamgana* nennen. Von der Frau wird der Ausdruck *vambiya* nie für die Frauen der Familie ihres Mannes oder ihrer Kinder gebraucht; nur für die *vambiya* ihres Bruders, in dessen Stelle sie sich versetzt.

(18) *nyesala*; Mutter des Mannes.

(19) *vazele*; Bruder der Frau. Da der Sohn des Bruders der Frau wieder ihr *nyevanshi* ist, ist der Brudersohn und ebenso dessen Sohn usw. wieder *vazele*.

(20) *mganavene*; *t'et'adji* des Mannes.

(21) *muphongozi*; Ausdruck von den Eltern des Mannes zur Bezeichnung der Eltern der Frau, und umgekehrt gebraucht. Der Ausdruck wird besonders von Frauen gebraucht.

Die gegenseitigen Beziehungen stellen sich hiernach folgendermaßen:

<i>t'et'egulu</i> (1)	} <i>muzuk'ulu</i> (12)	} <i>vazele</i> (19)	} <i>mukwambo</i> (10)
<i>mbiya</i> (2)			
<i>baba</i> (3)	} <i>mgana</i> (9)	} <i>vambiya</i> (17)	} <i>mukwambo</i> (10)
<i>ma.i</i> (4)			
<i>nyevanshi</i> (6a)	{ <i>munuk'una</i> (6b)	{ <i>mganavene</i> (20)	} <i>nyamgana</i> (11)
<i>mulume</i> (8)	<i>muk'adji</i> (7)	<i>vachano</i> (15'a)	<i>mphela</i> (15'b)

Gegenseitig gebraucht werden:

mgalamu (13)
mulovozi (14)
muphongozi (21)

Die schematischen Zeichnungen Abb. 1 und 2 veranschaulichen diese Verhältnisse. Wellenlinien bezeichnen Heiraten; glatte Linien Abstammung. Wenn der Sohn einer Person ebenso bezeichnet wird, wie sein Vater, ist dieses durch eine rücklaufende Schleife angedeutet,

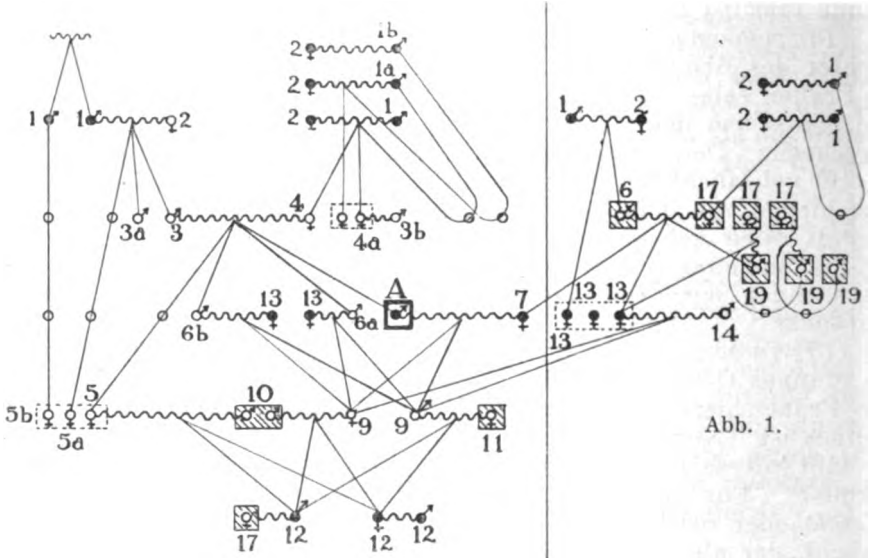


Abb. 1.

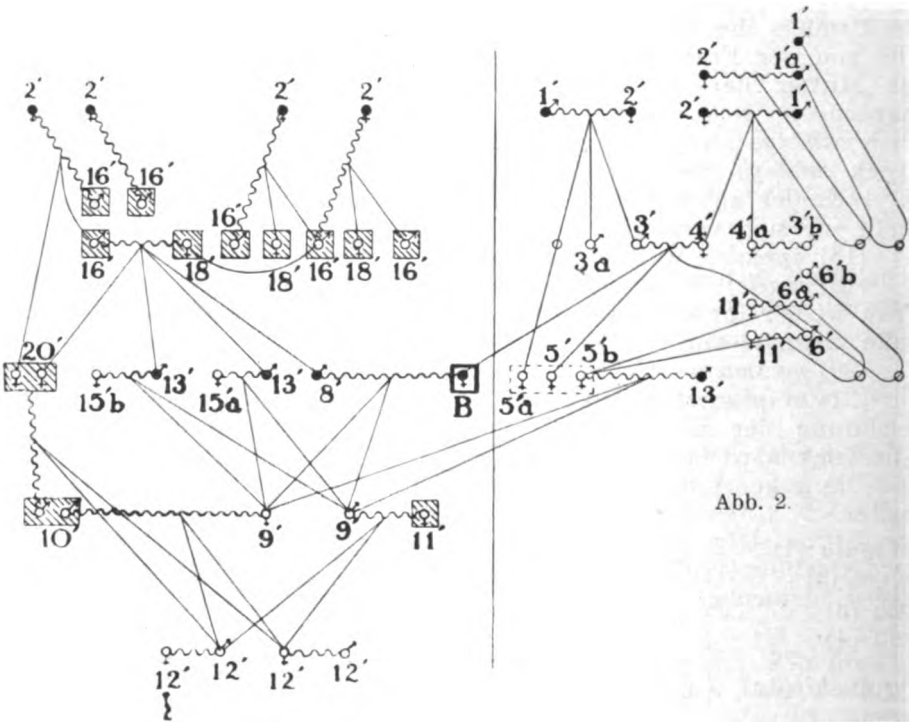


Abb. 2.

in der ein Kreis auf der Generationshöhe die Durchgangsstelle bezeichnet. So ist der Sohn des *t'et'egulu* mütterlicherseits wieder *t'et'egulu*. Gleichfalls, wenn eine Frau einer Generation ebenso bezeichnet wird, wie eine Frau der folgenden Generation, ist die Ab-

stammungslinie bis in diese Generation herabgezogen und die Durchgangsstelle ist auf der Generationshöhe durch einen Kreis bezeichnet. In Abb. 1 spricht A; in Abb. 2 spricht B. Die Rechtecke, welche mehrere Individuen einschließen, zeigen an, daß die gleichen Heiratsverhältnisse für alle gelten.

Die Altersrangverhältnisse sind auch in den gegenseitigen Anredeformen ausgedrückt. Personen, die respektiert werden wegen höheren Altersranges, werden *imgimgi* (Ihr) angeredet, und mit dem Respekts-Pluralpräfix *va-* vor dem Namen. Umgekehrt werden die jüngeren *iweve* (Du) genannt, und ihre Namen werden ohne Respektspräfix gebraucht.

Der Mann nennt „Du“	Die Frau nennt „Du“
die Frau und alle <i>mgalamu</i>	—
die Schwestern	die Brüder
des Vaters Schwestern, außer wenn sie älter sind als der Sprecher	des Vaters Schwestern außer wenn sie älter sind als die Sprecherin
die jüngeren Brüder	die jüngeren Schwestern
—	die Frauen der Brüder
—	des Mannes jüngeren Bruders Frau
die Kinder	die Kinder
die <i>muzuk'ulu</i> , außer wenn sie älter sind als der Sprecher.	die <i>muzuk'ulu</i> , außer wenn sie älter sind als die Sprecherin.
Der Mann nennt „Ihr“	Die Frau nennt „Ihr“
die Großeltern	die Großeltern
die Eltern	die Eltern
die älteren Brüder	die älteren Schwestern und des Vaters Schwestern, falls sie älter sind als die Sprecherin
—	—
die Männer der Schwestern	die Schwestern des Mannes
die Brüder der Frau	den Mann
—	die <i>mgalamu</i>
—	des Mannes älteren Bruders Frau, außer wenn sie jünger ist als die Sprecherin
—	die Sprecherin
die <i>mukwambo</i>	die <i>mukwambo</i>
die Schwiegereltern	die Schwiegereltern
die Schwiegertochter	—
die Frau des <i>muzuk'ulu</i>	—

Die *muphongozi* nennen einander gegenseitig „Ihr“. Vergleicht man dieses mit der vorstehenden Darstellung, so sieht man, daß die sechs ersten rechtsstehenden Verwandtschaftsnamen das „Ihr“ gegen die linksstehenden gebrauchen. Die folgende Gruppe (Nr. 16, 17, 19) und die *mukwambo* (10) nennen einander gegenseitig „Ihr“; ebenso die *muphongozi* (21) untereinander. Unter den Frauen duzen sich die *nganavene* (20) und die jüngeren *nyamgana* (11), während *nyesala* (18), *vatezola* (16) und *nyamgana* (11) das „Ihr“ gebrauchen. Die männlichen *mgalamu* nennen die weiblichen „Du“, die weiblichen die männlichen „Ihr“. Die Unterscheidung zwischen älterem und jüngerem Bruder, bzw. älterer und jüngerer Schwester ist hier genauer durchgeführt, insofern als die älteren die jüngeren des gleichen Geschlechts „Du“, die jüngeren die älteren „Ihr“ nennen.

Das Verhalten der Verwandten untereinander ist scharf geregelt. Mit gewissen Gruppen ist freies Scherzen gestattet. Ich habe diese in den Abbildungen durch schwarze Füllung gekennzeichnet. Mit

anderen ist nur würdiges Verhalten erlaubt, und diese Ehrerbietung steigert sich bei der *vambiya* (Schwiegermutter) zur Vermeidung (*k'upfava*). Ich habe die Gruppen, die einander Ehrerbietung erweisen, durch schraffierte Vierecke angedeutet. Für die übrigen gibt es kein vorgeschriebenes Verhalten. Es richtet sich nach dem persönlichen Verhältnissen, wie weit Scherze erlaubt sind. Bruder und Schwester erlegen sich einen gewissen Grad Zurückhaltung auf. Ebenso verhindert der kindliche Respekt freies Scherzen zwischen Eltern und Kindern. Kinder werden in geschlechtlichen Dingen von ihren Großeltern unterwiesen.

Respekt drückt sich auch auf andere Weise aus. Von einer älteren Person darf man nie etwas nur mit einer Hand, besonders nicht mit der linken Hand, entgegennehmen, sondern mit beiden Händen, die hohl aneinander gehalten werden. Sollte dieses nicht tunlich sein, so muß man mit der einen Hand (der linken oder rechten) das Handgelenk der empfangenden Hand umspannen.

Jüngere Männer müssen in Anwesenheit älterer Personen mit aufgezogenen Knien und gekreuzten Füßen sitzen. Sie dürfen nicht hocken, so daß die Hacken neben den Oberschenkeln in die Höhe gerichtet sind. Frauen dürfen hocken, aber die Füße müssen zur Seite gelegt werden. Es ist unpassend, in Gegenwart älterer Leute mit ausgestreckten Beinen zu sitzen.

Älteren Leuten wird eine Matte zum Sitzen gereicht.

Beim Essen waschen sich ältere Leute zuerst die Hände und fangen an. Die jüngeren folgen. Die älteren müssen zuerst aufhören zu essen.

Es ist unpassend, schmatzend zu essen, besonders in Gegenwart älterer Personen.

Junge Leute dürfen älteren nicht laut widersprechen.

Wenn ein Mann mit seiner Schwiegermutter spricht, muß er dabei in die Hände klatschen. Die Hände werden dabei hohl gehalten, die Finger in gleicher Richtung. Ebenso muß er klatschen, wenn die Schwiegermutter spricht. In Pausen der Unterhaltung muß der Schwiegersohn mit geschlossenen Fäusten und eingefalteten Daumen sitzen, die Knöchel in die Höhe. Den Daumen auszustrecken, gilt als eine schwere Beleidigung.

Vor dem Hause der Schwiegermutter klatscht der Schwiegersohn in die Hände, um sich anzukündigen, ebenso wie man bei Fremden tut. Bei näheren Bekannten klopft man an.

Wenn ein Mann eine geachtete Frau trifft — selten eine seiner eigenen Familie —, steht er still und klatscht in die Hände. Sie beugt die Knie und kreuzt die Arme über der Brust. Vor der Schwiegermutter sinkt der Mann in die Knie und klatscht in die Hände. Die Schwiegermutter kniet auch und beugt sich vorwärts. Dann tritt der Mann aus dem Pfade und läßt die Schwiegermutter vorbei, die am entgegengesetzten Rande des Weges geht.

Wenn zwei Verwandte oder Nachbarn einander treffen, Männer oder Frauen, schlagen sie mit der rechten Hand auf die linke Seite der Brust und klatschen dann in die hohlen Hände. Unbekannte gehen ohne Gruß aneinander vorbei.

Vor dem Häuptling klatscht man rasch etwa achtmal und hört mit zwei kurzen Schlägen mit langen Pausen auf.

(Leute, die beim Essen sind, müssen jemand, der zu ihnen kommt, auffordern mitzuessen. Es ist gute Sitte, solche Einladung nicht immer anzunehmen.)

Die Familienzugehörigkeit wird durchaus durch den Vater bestimmt. Der ganze Stamm ist in Sippen (*mut'up'o*) geteilt, von denen jede ein bestimmtes Tabu hat. Die Sippe ist in Untersippen (*bvumbo*) geteilt, die nach den Gebietsteilen benannt sind, die sie bewohnen. Heiraten in der Untersippe sind streng verboten, ebenso aber auch in der Verwandtschaft mütterlicherseits, soweit diese bekannt ist. Die ganze Gruppe Blutsverwandter ist daher von der Heirat ausgeschlossen. Von den angeheirateten Verwandten kann der Mann unter keiner Bedingung eine *vambiya* oder eine *nyamgana* heiraten; die Frau keinen *mukwambo* oder *va'ezala*. Unter den „Großmüttern“ und „Enkeln“ (d. h. *mbiya* und *muzuk'ulu*) befinden sich eine ganze Reihe, die nicht blutsverwandt sind; ebenso unter den „Vätern“ (*baba*) und „Müttern“ (*ma.i*). Ein Mann kann seine *ma.i*, die nicht blutsverwandt mit ihm ist, heiraten. Simango ist nicht sicher, ob dieses die alte Sitte der Vandau ist, oder auf Zulueinfluß zurückzuführen ist. Gegenwärtig werden solche Heiraten nicht gebilligt, obwohl sie nicht verboten sind. In der vorigen Generation heiratete der Mann die Witwen seines Vaters, außer seiner eigenen Mutter, oder die Witwen der Brüder seines Vaters, da er einen Erbanspruch auf sie hatte. Der Mann kann also seine *ma.i* heiraten, aber die Frau kann nie ihren *baba* heiraten. Umgekehrt gesagt, eine Frau kann von ihrem *mgana* geheiratet werden, aber ein Mann kann nie seine *mgana* heiraten. Ferner darf ein Mann nie seine *muzuk'ulu*, eine Frau nie ihren *t'et'egulu* heiraten. Mit anderen Worten: der Mann heiratet nur in seine eigene oder höhere Altersstufen, und umgekehrt ausgedrückt: die Frau heiratet nur in die eigene oder niederen Altersstufen.

Bei einem Versuche, die Heiratsverbote zu erklären, tritt bei Simango immer zu allererst die automatische Abneigung gegen gewisse Verbindungen zutage. Bei weiterer Diskussion der Frage verfällt er darauf, daß die *t'et'egulu* alle mit ihren *muzuk'ulu* blutsverwandt sind, und deshalb dieser Heiratstyp ausgeschlossen ist. Darauf aufmerksam gemacht, daß für *baba* und *ma.i* dieses nicht gültig ist, bespricht er die ökonomischen Verhältnisse. Die Heirat beruht auf einer Zahlung, die des Mannes Familie an die Familie der Frau macht, auf deren Seite der Bruder der Frau Geschäftsführer ist. Durch die Heirat tritt die Frau ganz in die Familie des Mannes ein, so daß sie nach dem Tode des Mannes auf andere Männer der Familie übergeht. Andererseits erwirbt der Mann, der eine Frau aus einer Familie heiratet, durch die Zahlung Anspruch auf Ersatz im Falle des Todes seiner Frau nur in ihrer eigenen Generation, d. h. unter den *t'et'adji* seiner verstorbenen Frau. Die Witwe würde hiernach zunächst auf die *mgalamu* vererbt. Hier erhebt sich aber ein Widerspruch insofern, als der *muzuk'ulu* ein Vorrrecht beanspruchen kann. Auch in der vorigen Generation würde sein Anspruch dem des Sohnes und des *mgalamu* vorgegangen sein. Mir scheint, daß dieses Verhältnis sich nicht auf ökonomischer Grundlage erklären läßt. Simango erklärt folgendermaßen: Wenn ein Mädchen (2) einen Mann (1) heiratet, wird ihrem Bruder (3) das Heiratsgeld ausgezahlt. Dieses braucht er, um seine Frau (4) zu kaufen. Stirbt er, so ist daher der Kaufpreis, den der Mann (1) für seine Frau (2) erlegt hat, an die Familie der Frau (4) gegangen, und der Mann (1) beansprucht daher die zuletzt erworbene Frau (4) für sich. Er selbst aber darf sie nicht heiraten, da sie seine *vambiya* ist, sondern sein *muzuk'ulu* hat Anspruch auf die Witwe. Offenbar trifft

dieses Argument nicht zu, wenn der Bruder (3) der Frau (2) zuerst heiratet, und ebenso wenig erklärt es, warum der Sohn der Tochter von (1) Anspruch auf die Witwe erheben kann, da doch bei der Heirat Zahlung für die Tochter geleistet ist. Offenbar läßt sich aus diesen, vermutlich späten ökonomischen Betrachtungen nicht das System erklären, dessen Prinzip, wie gesagt, ist, daß der Mann in eine gleiche oder höhere Altersrangstufe heiraten muß, wo es sich um angeheiratete Verwandte handelt, also eine Art Endogamie, oder, wenn man will, eine Exogamie gegen niedere Altersrangstufen.

Vielleicht wirft die Sitte der Thonga¹⁾ Licht auf dieses Verhältnis. Bei ihnen kann der Witwer erzwingen, daß der Bruder der verstorbenen Frau sich von seiner Frau scheidet und sie dem Witwer überläßt. Das frühere Heiratsverhältnis muß dann zeremoniell gelöst werden.

Nach der gegenwärtigen Sitte kann der Mann nur in seine eigene oder die zweitältere Altersstufe heiraten, die Frau nur in die eigene oder die zweitjüngere. Man darf wohl fragen, ob diese Sitte damit zusammenhängt, daß die Schwestertöchter für den Mann in die zweitjüngere Altersstufe hinabrücken, und die Mutterbrüder in die zweitältere Altersstufe hinaufrücken.

Einfach ist dagegen das Verhältnis zwischen dem Manne und seinen *mgalamu*, die er alle heiraten kann, und die er, im Falle des Todes seiner Frau oder seines Bruders erbt. Hier haben wir das einfache Verhältnis des Levirats, das sich natürlich auf alle *t'et'adji* der Frau und auf die Frauen aller *nevanshi* und *munuk'una* des Mannes erstreckt.

Der Hauptunterschied zwischen dem System der Vandau und dem der Zulu und Thonga beruht darauf, daß der Mutterbruder bei jenen zwar auch eine Stufe höher steht als die Mutter, aber nicht wie der Großvater bezeichnet wird, sondern *malume* heißt. Sein Sohn heißt wieder *malume*, seine Tochter *mame* bei den Zulu, *mamana* bei den Thonga (= Mutter). Die Vaterschwester heißt bei den Zulu *babakazi*, bei den Thonga *rarana*. Das erstere bedeutet „weiblicher Vater“, wie bei den Vandau, das letztere „kleiner Vater“. Bei den nördlichen Thongastämmen heißt der Onkel mütterlicherseits ebenso wie der Großvater.

Bei den Thonga findet sich der wichtige Unterschied, daß der jüngere Bruder und die jüngere Schwester (?) eine Stufe hinunter rücken. Nur die Frau des älteren Bruders ist die *namu* (entsprechend *mgalamu*) eines Mannes. Die Frau des jüngeren Bruders ist *mukonwana* (hier entsprechend *nyamgana*). Der Enkel heißt hier *mupsyana* (phonetisch entsprechend einer Vandau-Form *musyana*, die aber nicht vorkommt), während die Enkelin *ntukulu* (entsprechend *muzuk'ulu*) heißt. Im Norden heißt der Enkel auch *ntukulu*. Genau läßt sich das Thongasystem nicht verfolgen, da Junod nicht eingehend genug darüber berichtet.

Das Hauptinteresse an dem Vandausystem liegt darin, daß wir hier ein ausgesprochenes Avunkulat bei väterlicher Erbfolge haben, und daß der Anschauung der Vandau gemäß sich dieses Verhältnis ungezwungen aus der Altersrangstellung der Geschlechter erklärt. Es liegt mir natürlich fern zu behaupten, daß die heutige Erklärung des Systems seiner historischen Entwicklung entspricht. Es ist aber

¹⁾ Henry A. Junod, *The Life of a South African Tribe*. Neuchatel, 1913, Bd. 1, S. 217 ff.

wichtig zu sehen, daß psychologisch und soziologisch betrachtet, das Avunkulat ohne eine Spur mütterlicher Erbfolge entstehen kann. Nur dadurch, daß des Mannes Schwester bei der Heirat um eine Stufe hinunterrückt und der Ehemann seiner Frau gleichgestellt wird, rückt naturgemäß der Bruder der Frau in die leitende Stelle und wird das Haupt seiner ganzen Familie. Besonders dadurch, daß er die geschäftlichen Verhandlungen bei der Heirat regelt, entwickelt sich seine Stellung so, daß er über seine Schwesterkinder wacht und entschieden in die Familienangelegenheiten seiner Schwester eingreifen kann.

Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika.

Von

Bernhard Struck, Dresden.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	52
I. Die kartographische Methode in den Völkerwissenschaften	53
1. Ethnologische und linguistische Karten	53
2. Anthropologische Kartographie	54
3. Kritik ihrer Methode hinsichtlich außereuropäischer Erdteile	55
II. Die Isarithmen-Karte in der Anthropologie.	55
1. Bisherige Versuche	55
2. Theorie und Praxis des Isarithmen-Verfahrens; seine Vorzüge für die anthropologische Typenanalyse	56
3. Die Mittelwerte als Fixpunkte	58
III. Der Längenbreitenindex des Kopfes als Hauptmerkmal für kartographische Darstellung.	58
1. Bedingungen für kartographische Darstellung: exakter Zahlenwert, große Unterschiede innerhalb der Spezies und der Hauptvarietäten, geringe Variabilität in homogenen Gruppen.	58
2. Bedenken gegen den Längenbreitenindex (Walchers Experimente, Boas' Einwandereruntersuchung, Reches Längenindex des Hinterhauptes)	60
3. Materialbeschränkung auf erwachsene Männer	61
4. Künstliche Kopfdeformation in Afrika	63
IV. Die Beobachtungsgruppen als Fixpunkte und die Fehlerquellen ihrer Mittelwerte.	65
1. Lokalisierung des Beobachtungsmaterials	65
2. Reduktion der Schädelindices auf Indices am Lebenden	66
3. Verschiedenheiten der Meßtechnik	69
4. Berechnung der Mittelwerte	70
5. Verschiedenwertigkeit der Fixpunkte und Isarithmen nach der Individuenzahl	71
V. Über das Lesen der anthropologischen Karte.	74
1. Isarithmenabstand und Zwischenwerte	74
2. Pygmäen und Bahima als aufgelegte Kreise dargestellt	75
3. Farbenskala ohne Indexklassifikation	75
4. Verbreitung, Wanderung und Alter anthropologischer Typen	76
5. Gebiete mit Extremwerten und das Problem der Kreuzungstypen	78
6. Schlußwort	80

Anhang.

1. Verzeichnis der anthropologischen Beobachtungsgruppen.	80
2. Quellenverzeichnis zur anthropologischen Karte	105

Vorwort.

„Wenn wir jetzt mit der Betrachtung der afrikanischen Neger-Typen aufhören, dürfen wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß die wenigen Abteilungen, die unter ihnen angenommen wurden, ganz und gar ungenügend sind.“ Noch heute kann dieser Satz Topinards vom Jahre 1876 wörtliche Geltung beanspruchen, und um den Plan vorliegender Arbeit zu kennzeichnen, bitte ich noch einigen weiteren Zitaten zu folgen. „Eine Schädelammlung in Chatham, die ich ebenfalls nur in wenigen Stunden übersehen konnte, hat dennoch wesentlich zur Regulierung meiner Ansichten, was eine vergleichende Anthropologie zu leisten habe, beigetragen. Hier sah ich nämlich sehr viele Schädel von Negern und konnte mich überzeugen, wie wenig man noch die Verschiedenheiten in diesem Menschenstamme beachtet hat, worauf die neuesten Reisebeschreibungen so vielfältig hinweisen, und daß man die Kopfform gewisser Völker in Guinea für allgemein gültig angenommen hat“ (K. E. von Baer).¹⁾ „Man studierte bisher den Neger im Gegensatz zum Weißen, berücksichtigte dagegen die Verschiedenheiten, welche unter seinen eigenen Rassen bestehen, wenig, doch sind dieselben ebenso groß wie zwischen weißen oder gelben Rassen. So gibt es unter den schwarzen Stämmen der Westküste, aus denen wir die eine Gruppe der Guinea-Neger machten, ganz offenbar zwei durchaus verschiedene Typen, einen sehr häßlichen, kleinen mit dicken stämmigen Gliedern und rundem oder kurzem Gesicht und einen verhältnismäßig hübschen, großen mit schlanken, gut geschnittenen Gliedmaßen und langem Gesicht“ (Topinard).²⁾ „Eine genauere anthropologische Analyse der Afrikaner aber wird erst möglich sein, wenn man in großen Mengen nach einheitlichem System aufgenommene Messungen am Lebenden und am Skelett zur Verfügung hat und wenn man die Resultate aller dieser Arbeiten kartographisch festlegen kann“ (Stuhlmann).³⁾

Die Geschichte der afrikanischen Typenforschung selbst soll hier nicht versucht werden zu skizzieren. Stuhlmanns treffender Hinweis auf den entscheidenden Wert, der dabei dem kartographischen Verfahren zukomme, gründet sich zweifellos auf die 1910 erschienene sehr wichtige Arbeit Czekanowski's über das Zwischenseengebiet und den anschließenden Nordosten des Kongostaats, wo zum ersten Mal durch Kartierung der verschiedenen Größenwerte eines bestimmten Merkmals Typenunterschiede innerhalb der Negermasse festgelegt wurden. Czekanowski wählte mit Erfolg den Längenbreitenindex des Kopfes, der nicht wie Haarform, Nasenindex und etwa Hautfarbe nur den Gegensatz Neger-Nichtnegers ergibt, sondern innerhalb der Rasse auf Typen schließen läßt, deren Ermittlung zur Erkenntnis des Aufbaues der einzelnen ethnischen Einheiten unerlässlich ist und im Sinne von Schwalbe, v. Luschan und Martin die Hauptaufgabe der Anthropologie in Beziehung zur Völkerkunde bildet. Diesen Anregungen folgend, dehnte ich die Czekanowskische Kartendarstellung unter Heranziehung aller erreichbarer Quellen zunächst auf das ganze äquatoriale Afrika (westlich bis einschl. Kamerun) aus, und diesen ersten Entwurf legte Herr v. Luschan am 20. Juli 1912 bereits in unserer Gesellschaft vor.

¹⁾ Baer u. Wagner, Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen. Leipzig 1861, S. 57.

²⁾ Topinard, Anthropologie. Ubs. v. R. Neuhauf. 2. Ausg. Leipzig 1888, S. 491

³⁾ Die Tagebücher Emin Paschas. Braunschweig 1916. Bd. 1, S. 29f.

Der Umstand, daß ich mich seit 1913 in einer Stellung befinde, wo manches bisher nicht gekannte und namentlich reiches Zeitschriftenmaterial mir leichter zugänglich geworden ist, nötigte zu einem völlig neuen Aufbau dieser Karte und führte zugleich deren Ausdehnung nach Westen bis zum Senegal und so weit nach Norden und Süden herbei, als das Material kartographische Darstellung in dem für die mittleren Gebiete erforderlichen großen Maßstabe noch eben zuließ. Im ganzen sind auf der Karte jetzt 12902 Individuen und die Literatur bis Mitte 1922 verarbeitet.

Daß nach längerer Unterbrechung durch den Krieg und unter Zurückstellung größerer Pläne die Arbeit trotz der immer steigenden technischen Unkosten jetzt endlich erscheinen kann, ermöglichte nächst einer durch Herrn J. M. Wülfiging vermittelten Stiftung von Freunden deutscher Wissenschaft in St. Louis, Mo., in erster Linie eine zweimalige hochherzige Spende eines ungenannten Gebers, dem sich teils vor, teils nach den letzten Verteuerungen weitere Zuwendungen der Herren Dr. A. Bleicher (Dresden), Fritz Hofmann (Chemnitz), Dr. Carl Pfaff (Fiume), Prof. C. Uhlig (Tübingen), E. Wesnigk (Berlin), Prof. Westermann und der Verlagsbuchhandlung Dietrich Reimer (E. Vohsen) A.-G. anschlossen. Allen so freundlichen Förderern sei an dieser Stelle nochmals mein aufrichtiger und herzlichster Dank ausgesprochen.

Zahlreichen Gelehrten und Freunden habe ich auch für gütige Hilfe bei der Materialbeschaffung zu danken: den Herren v. Luschan, Mollison und Roux für die Erlaubnis, in den ihnen unterstellten Sammlungen zu messen, den Herren Hauschild, Martin, Reche und A. Schultz sowie Frau Pöch für Messung und Mitteilung unveröffentlichter Schädel, den Herren Dronschilow, v. Eickstedt, O. Müller sowie Miß Werner für Exzerpte aus mir sonst unzugänglich gebliebenen Quellschriften, endlich mehreren Kollegen für die Übersendung seltener einschlägiger Arbeiten.

I. Die kartographische Methode in den Völkerwissenschaften.

1. Seit dem Abschluß der geographischen Entdeckungen hat die koloniale Durchdringung fremder Länder auch den verschiedenen Disziplinen vom Menschen ermöglicht, ihre Forschungen über große Flächen auszudehnen. Unter der Notwendigkeit, die sich ergebende örtliche Mannigfaltigkeit der somatischen und kulturellen Erscheinungen zusammenzufassen und zu veranschaulichen, ist daher nach dem Vorgange Ratzels seit rund 25 Jahren die sogen. „geographische“ oder vielmehr kartographische Methode¹⁾ mehr und mehr in den Völkerwissenschaften zur Anwendung gelangt. Vornehmlich die afrikanische Ethnologie verdankt dieser „angewandten Kartographie“²⁾ die Erkenntnis grundlegender Tatsachen, ich nenne nur die Namen Ratzel, Schurtz, Frobenius, Ankermann, Weule und Stuhlmann. Die Linguistik hat sich, soweit ich es — für Afrika — zu übersehen vermag, dieses Hilfsmittels erst in neuester Zeit zu

¹⁾ Kartographisch ist die Methode, wenn sie durch die Karte oder das Kartogramm die Objekte lediglich in chorologischer Ordnung beschreibt, die Bezeichnung „geographisch“ wird nur für diejenige Methode gelten dürfen, die durch gesetzmäßige Verknüpfung der Objekte mit den besonderen physikalisch-biologischen Verhältnissen ihrer Lage ihr Wesen besser zu erkennen sucht.

²⁾ So von Hermann Wagner genannt (Pet. Mitt. 1912, I, S. 13).

bedienen angefangen.³⁾ Die gewöhnlichen Sprachenkarten mit der Angabe von Grenzen der einzelnen Dialekte, Sprachen oder Sprachfamilien kommen hier ebensowenig in Betracht wie jene Völkerkarten, die die Namen und Grenzen der herkömmlich unterschiedenen ethnischen Verbände mit einer gewöhnlich empirischen „Einteilung“ oder Gruppierung zu verbinden pflegen.⁴⁾ Damit parallelgehend hat auch die physische Anthropologie verschiedene „Rassenkarten“ geliefert, die die jeweiligen Anschauungen über systematische Rassen-einteilung niederlegten.⁵⁾ In ihrer starken individuellen Verschiedenheit konnten sie sämtlich wenig befriedigen, und die Schwierigkeiten, reine Rassen irgendwie räumlich abzugrenzen und den immer zahlreicher sich herausstellenden Zwischenstufen gerecht zu werden, sind im Begriff auch dort anerkannt zu werden, wo nach solchen synthetischen Kartenbildern hilfswissenschaftlich am meisten Nachfrage war.⁶⁾ Die kartographische Methode ist aber vor allem eine analytische und daher zunächst auf die Verbreitung der einzelnen Merkmale anzuwenden; nur aus dem späten Richtungswechsel innerhalb der Rassenanthropologie selbst ist es zu erklären, daß nicht gerade hier jene besondere Bedeutung der Karte zu einer höheren Entwicklung geführt hat, als es zurzeit der Fall ist.⁷⁾

2. Anthropologische Karten in diesem Sinne gibt es zwar bereits seit den 60er Jahren — zumal in Frankreich — und zu Hunderten. Als man die Tatsache gefunden hatte, daß einerseits die ethnischen Verbände aus Vertretern verschiedener anthropologischer Typen zusammengesetzt sind und andererseits derselbe Typus einen Bestandteil verschiedener Völkerschaften bildet, so daß die örtlichen Verschiedenheiten selbst in ursächlichem Zusammenhange untereinander stehen, empfand man bald das Bedürfnis nach kartographischer Analyse. Die Ergebnisse der großen statistisch-anthropologischen Erhebungen — an Soldaten, Schulkindern usw. — sind in weitem Umfange kartographisch veröffentlicht worden. Für die Zwecke dieser Karten werden für größere verwaltungspolitische Einheiten (Kreise, Regierungsbezirke usw.), wie sie die Statistik eben ergibt, Mittelwerte der darzustellenden anthropologischen Merkmale berechnet und nach einer in bestimmten Stufen (Klassenintervallen) gewählten Skala jede solche Fläche mit der Farbe oder Schraffur ihrer Klasse bezeichnet. Das Verfahren ist also dasselbe wie bei den bekannten Kartogrammen volkswirtschaftlicher Statistik, nur daß die Anthropologen den dort so häufigen Fehler der bunten Nebeneinanderstellung willkürlicher Farben meist vermieden und anschaulichere Abtönungen verwendet haben. Da die verwaltungspolitischen Grenzen sich gewöhnlich zu einem sehr komplizierten Verlauf entwickelt haben und daher mit

³⁾ Vgl. die Karte der Zählmethoden von Marianne Schmidl Mitt. Anthr. Ges. Wien. Bd. 45, 1915, Tafel bei S. 210) und meine quantitativ-analytische Karte der Wortschatz-Verwandtschaft des Gbaya mit anderen Sudan-Sprachen und Dialekten (Mitt. Sem. Or. Spr. Bd. XXI, 1918, 3, S. 95). Erinnerung sei auch an den ersten allgemeinen Versuch von Gerland, Atlas für Völkerkunde (Berghaus' phys. Atlas. Abt. VII), Tafel 14, zur Darstellung anderer Spracherscheinungen. Siehe noch Kettler in Ztschr. f. wissensch. Geogr. Bd. 4 (1883), S. 280 f. und Ferd. Hestermann „Kartographie und Linguistik“ (Mitt. Geogr. Ges. Wien 1919, S. 112 — 123).

⁴⁾ Feine methodologische Bemerkungen dazu gab u. A. K. Schuchardt, Pet. Mitt. 1897, S. 50 — 53.

⁵⁾ Vgl. Ratzel, Anthropogeographie Bd. 2, S. 735 — 737.

⁶⁾ Oberhummer, Ztschr. Ges. Erdk. Bln. 1915, S. 190. Dtsche Rdsch. f. Geogr. Bd. 37 (1914/15), S. 328 f.

⁷⁾ E. Tschepourkovsky, Die Anthropometrie und die geographische Methode der Anthropologie: Pet. Mitt. Bd. 59, II (1913), S. 326.

den anthropogeographischen Verhältnissen des Landes so gut wie garnicht mehr zusammenhängen, so werden die physisch-anthropologischen Gesetzmäßigkeiten leicht verdeckt und kommen in der kartographischen Darstellung nur entstellt, wenn überhaupt, zur Geltung. Daß Ammon⁸⁾ und John Gray⁹⁾, die ihr anthropologisches Material nach physisch-geographischen Einheiten gruppieren, darin keine Nachfolger gefunden haben, ist sehr zu bedauern. Zur Durchführung eines solchen Grundsatzes muß aber bis auf die Einzelheiten des Urmaterials zurückgegangen werden, ein Mehr von Arbeit, das die Autoren anthropologischer Karten schon aus äußeren Gründen nur selten auf sich nehmen können. Aber auch hier hängt die Genauigkeit der Darstellung stets von dem Umfang der berücksichtigten Flächeneinheiten und, soweit nicht die wirklichen Mittelwerte in die Felder eingeschrieben werden, auch von der gewählten Stufengröße ab. Auch ein noch so kleiner politischer Raum, in dem nicht völlige Panmixie herrscht, schließt noch verschieden beschaffene Bevölkerungen ein.

3. Sowohl wegen der erforderlichen verwaltungspolitischen Einteilung, als auch ganz besonders mit Rücksicht auf die Art und Weise der Beschaffung und auf den Umfang des Materials ist das eben beschriebene Verfahren nur auf Länder unserer Kultur angewandt worden. Das für andere Erdteile, beispielsweise für Afrika, vorliegende anthropologische Material ist in ganz anderer Weise zusammengesetzt; teils handelt es sich um Messungen bzw. Aufsammlungen der Reisenden längs ihrer Route, teils um Messungen an nach Europa gekommenen Vertretern einzelner Stämme, teils (wie namentlich unter den älteren Materialien) um Schädel landfremder Sklaven, die an der Westküste oder in den Zentren Nordafrikas erworben wurden, neuerdings auch um Schädel- oder Messungs-Serien eines heterogenen, zu Bahnbauten oder ähnlichen Gelegenheiten nach bestimmten Punkten zusammengeströmten Materials. Außerdem könnte das Material selbst da, wo es reichlicher und homogener flösse, nach territorialen Einheiten nicht gegliedert werden, da die europäischen Verwaltungsbezirke in Afrika von sehr verschiedener Größe und für unseren Zweck durchschnittlich viel zu groß, die einheimischen Stammesgrenzen aber vielfach, sei es nicht genau genug bekannt, sei es der Ödlandsgürtel wegen überhaupt nicht für eine derartige kartographische Feldereinteilung zu erfassen sind. Anthropologische Merkmale auf Grund ethnographisch-linguistischer Einheiten zu kartieren, kann auch aus im folgenden zu erwähnenden Gründen überhaupt nur für sehr kleine Kartenmaßstäbe zulässig sein, wie sie für den Kopfindex auf der ganzen Erde z. B. Ripley, neuerdings besonders brauchbar für neun Merkmale Biasutti geliefert hat.¹⁰⁾

II. Die Isarithmen-Karte in der Anthropologie.

1. Gegen die Benutzung der Verwaltungsgebiete als Darstellungseinheiten der anthropologischen Karten sind auch für Europa Stimmen vernehmbar geworden.¹¹⁾ Eine praktische Lösung der erwähnten

⁸⁾ Zur Anthropologie der Badener. Jena 1899.

⁹⁾ Journ. Anthr. Inst. Bd. 37, 1907, S. 376, Anm. 2.

¹⁰⁾ Studi sulla distribuzione dei caratteri e dei tipi antropologici. Dainelli Memorie Geografiche Nr. 18, Florenz 1912, Karte 2 — 7, vgl. S. 220 oben.

¹¹⁾ Collignon, Rev. d'anthr. 1887, S. 246. — Baudoin, Bull. Mém. Soc. anthr. Par. 5e sér. Bd. 9 (1908), S. 459 f. — Scherz, Die Völkerschaften der

theoretischen Schwierigkeiten hat aber erst vor einigen Jahren Czekanowski geliefert gelegentlich eines Versuches, auf Grund seiner auf der ersten Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg vorgenommenen Messungen in Zentralafrika anthropologische Provinzen abzugrenzen.¹²⁾ Die von ihm angewandte Methode der Isarithmen mit graphischer Interpolation baut eigentlich nur zwei frühere, ihm vermutlich unbekannt gebliebene Ansätze weiter aus, deren erster mit neun, später 20 Karten der Haar- und Augenfarbe schottischer Schulkinder¹³⁾ in knappen Worten bereits den in I, 2 verfolgten Gedankengang und die durch geographische Höhenschichtenkarten empfangene Anregung erkennen läßt. Gleichsam als Höhenkoten sind hier die Pigmentierungsziffern zunächst jeder Schule in genauer Ortslage, dann der Flußgebiete in angenommenen Zentren kartographisch aufgetragen und dazwischen als „Isohypsen“ Linien gleicher Pigmentierung gezogen. „This was considered more accurate than taking the average for parishes, the boundaries of which are purely artificial lines, having no relation to the distribution of the population.“ Wohl auch unabhängig davon, findet sich das gleiche Prinzip sogar auf einen ethnologischen Stoff angewandt von Frobenius auf einer Karte der „Bogenlängen Inner-Afrikas“ in Stufen von 25 zu 25 cm.¹⁴⁾ Aber erst die durch Czekanowski begründete exakte Interpolation gestattet jetzt, auch wenig umfangreiche und nicht flächenhaft gewonnene Materialien kartographisch darzustellen.

2. Das herkömmliche Verfahren legt, wo Felder verschiedener Färbung aneinander stoßen, deren politischer Grenze die Bedeutung einer mehr oder weniger scharfen Grenze auch zwischen verschiedenen Größen des anthropologischen Merkmales unter und erweckt so die nicht scharf genug zurückzuweisende Vorstellung, als ob die Bevölkerung der berücksichtigten Flächeneinheiten innerhalb derselben örtlich keine somatischen Unterschiede aufweise. Vom Charakter seiner „anthropologischen Routenaufnahme“ ausgehend legt Czekanowski seiner Kartenkonstruktion einen anderen Gedanken zugrunde: Bewegt man sich zwischen benachbarten anthropologischen Beobachtungspunkten (Orten, an denen gemessen oder gesammelt wurde) auf geraden Linien, so verändern sich vom einen zum anderen die anthropologischen Eigenschaften der Bevölkerung in gleichem Verhältnis zur Entfernung. Sind die Größen irgend eines anthropologischen Merkmales in einzelnen Punkten bekannt, so kann auf Grund dieser Annahme der wahrscheinliche Verlauf der Grenzen verschiedener Größen des untersuchten Merkmales bestimmt werden. Bei einem hinreichend dichten Beobachtungsnetze erhält man auf diesem Wege ein genaueres Bild als nach der alten Flächenmethode, da die Annahme der allmählichen Veränderung der prozentualen Typenzusammensetzung den Beobachtungstatsachen besser entspricht,

Schweiz, Stuttgart 1915. — Schwalbe, Ztschr. f. Morph. u. Anthr. Bd. 20, 1917, S. 228. — Vgl. auch schon Kettler in Andree-Peschels Physik.-Stat. Atlas d. Deutschen Reiches. Bielefeld-Leipzig 1876-78, S. 38 (Ref. Globus Bd. 33, S. 14).

¹²⁾ Przyczynek do antropologii Afryki środkowej. Beiträge zur Anthropologie von Zentral-Afrika: Bull. de l'Ac. des Sciences de Cracovie, Cl. d. Sc. Math. et Nat. Série B. Bd. 1910, S. 414-432. Mit Tafel XV-XVII.

¹³⁾ J. Gray und J. F. Tocher, The physical characteristics of adults and school children in East Aberdeenshire: Journ. Anthr. Inst. Bd. 30, 1900, S. 104-124. Taf. 11 u. 12. s. bes. S. 114 f. — J. Gray, Memoir of the Pigmentation Survey of Scotland: ebd. Bd. 37, 1907, S. 375-401, Taf. 28-47, s. bes. S. 376 f.

¹⁴⁾ Ztschr. f. Ethn. 1907, S. 325.

als die Vorstellung der anthropologischen Gleichmäßigkeit verwaltungspolitischer Bezirke und der plötzlichen Veränderung an deren Grenzen.

Man trägt also die an den einzelnen Beobachtungspunkten gewonnenen Mittelwerte auf der Karte ein und verbindet diese Fixpunkte zu einem Netze kleinster Dreiecke. Die zwischen je zwei Mittelwerte fallenden ganzen (doppelten oder halben, je nach dem Kartenmaßstabe) Indexgrößen werden auf den verbindenden Dreieckseiten interpoliert und schließlich die Punkte gleichen mittleren Index durch Kurven (Isarithmen) verbunden.¹⁵⁾ Das Ergebnis eines solchen Verfahrens ist natürlich um so genauer, je dichter die Beobachtungspunkte liegen und je größer die Zahl der den Mittelwerten zugrunde liegenden Individuen ist. Aber auch über Gebiete, aus denen selbst keine Beobachtungen vorliegen, und die, bei Felderfärbung weiß gelassen, den Zusammenhang in einer die Anschaulichkeit störenden Weise unterbrechen würden, dürfen sich von den benachbarten Beobachtungspunkten aus die Dreieckseiten spannen.

Den sich daraus ergebenden Vorteil für die Erkenntnis auch der Typenverbreitung wird niemand bezweifeln, der einmal die von C z e k a n o w s k i in gleicher Weise für Rußland entworfene Karte des Längenbreitenindex¹⁶⁾ mit der gleichzeitigen von T s c h e p o u r k o v s k y¹⁷⁾ und besonders der etwas älteren Darstellung in D e n i k e r s „Europa“ verglichen hat. Namentlich auf letzterer im übrigen ja anerkannt vorzüglichen Karte erschwert das Mosaik verschiedenfarbiger En- und Exklaven den Überblick über die Verbreitung der einzelnen Merkmalsgrößen aufs äußerste. Geht ferner schon aus einer einfachen Überlegung an Hand der Völkerkarten hervor, daß von somatischer Einheitlichkeit zwischen entlegenen Teilen zumal der größeren Stammesgebiete keine Rede sein kann, so haben es nun die beiden Karten C z e k a n o w s k i s, auf anderem Wege z. B. v. L u s c h a n s Kretastudie¹⁸⁾ mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit erwiesen, daß Stammesgrenzen keine somatischen Einheiten umschließen. Wo daher mehrere Beobachtungspunkte innerhalb desselben Stammesgebietes verschiedene anthropologische Mittelwerte ergeben — und das wird sicher anderenorts auch der Fall sein —, gibt es zur kartographischen Darstellung, will man nicht das Stammesgebiet durch willkürliche Grenzen teilen, nur die Isarithmen- und Interpolationsmethode. Lange genug hat man sich immer wieder dadurch beirren lassen, daß Durchschnittszahlen desselben Volkes oder Stammes, von verschiedenen Beobachtern an verschiedenen Orten ermittelt, so stark variieren, und gab teils den Beobachtern, teils der Methode der Mittelwerte, teils der vermuteten Unbrauchbarkeit der metrischen Merkmale selbst die Schuld. In die Karte eingetragen, wo sie sich mit einem Blick übersehen lassen, ordnen sie sich aber meist in befriedigender Weise. Scheinbare Unregelmäßigkeiten finden ihre Erklärung, die sich von Isarithme zu Isarithme ergebenden Abstufungen lassen Typenüberlagerungen und der Zusammenhang gleichgerichteter Isarithmen Wanderungen und ihre Herkunftsrichtung weit sicherer erkennen, als die die Gruppen entweder isolierenden oder auch fälschlich zusammenfassenden Karten

¹⁵⁾ S. C z e k a n o w s k i a. a. O. S. 423. Etwas roher bereits bei J. Gray, Journ. Anthr. Inst. Bd. 37, 1907, S. 379 mit Abb.

¹⁶⁾ Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 10 (1911), S. 194.

¹⁷⁾ Korr. Bl. Dtsch. Anthr. Ges. Bd. 43 (1912), S. 90 u. Tafel V.

¹⁸⁾ Beiträge zur Anthropologie von Kreta: Ztschr. f. Ethn. Bd. 45 (1913), S. 307 bis 393, bes. 372 ff.

des bisherigen Verfahrens. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Stammesgrenzen auch mit plötzlichen Sprüngen im anthropologischen Aufbau zusammenfallen können, aber selbst für die Grenzen ganz junger Völkerverschiebungen, deren anthropologische Wirkungen Lepsius und v. Luschan so überzeugend klargelegt haben, müßte das von Fall zu Fall erst nachgewiesen werden. Eine scharfe anthropologische Grenze erhält sich wohl nur da, wo zu den somatischen starke soziale und anthropogeographische Unterschiede treten, aber selbst für die Buschmänner und Pygmäen ist Konnubium mit Negern in erheblichem Umfange festgestellt. Das von Czekanowski angegebene Verfahren wird demnach wesentlich dazu beitragen, die anthropologische Typenanalyse in der schon von Tschepourkovsky treffend angedeuteten Weise¹⁹⁾ zu befruchten und die Bedeutung der Karte in der Anthropologie vom bloßen Anschauungs- zum Forschungsmittel zu steigern.

3. Andere als die arithmetischen Mittelwerte kommen für die Berechnung der Fixpunkte nicht in Frage. Der Medianwert²⁰⁾ würde wohl den in der betr. Beobachtungsgruppe überwiegenden Typus besser hervortreten lassen, ohne die Minoritäten geradezu zu unterdrücken, und würde namentlich für kurze Beobachtungsreihen weniger dem Zufall unterliegen. Aber einerseits sind die im arithmetischen Mittel allgemeiner zutage tretenden allmählichen Veränderungen der anthropologischen Zusammensetzung für den Vergleich mit kulturellen und sprachlichen Gruppierungen wichtiger, andererseits ist der Medianwert für Vergleichszwecke ganz ungebräuchlich, vor allem aber ist ein sehr großer Teil, vielleicht die Hälfte des vorliegenden Messungsmaterials überhaupt nicht mit Individualwerten veröffentlicht. Aus dem gleichen Grund erübrigt sich auch die Einführung des Modal- oder dichtesten Wertes,²¹⁾ so wichtig dieser für die Typenanalyse ist; in Fällen bimodaler Häufigkeitskurven²²⁾ stehen seiner kartographischen Darstellung die größten Schwierigkeiten entgegen, und außerdem setzt seine Berechnung schon wesentlich längere Beobachtungsreihen voraus, als uns von den meisten Beobachtungspunkten zur Verfügung stehen. Wie auf allen bisherigen anthropologischen Karten kommt also auch für die hiermit vorgelegte, die Grundlage dieser Arbeit bildende anthropologische Karte von Mittelfrika nur der arithmetische Mittelwert zur Verwendung und Darstellung.

III. Der Längenbreitenindex des Kopfes als Hauptmerkmal für kartographische Darstellung.

1. Auch mit diesem neuen Verfahren ist nur die Verbreitung der verschiedenen Werte eines einzigen Merkmales darzustellen, nicht der aus bestimmten Größen mehrerer solcher zu kombinierenden Typen. Solange die Wertigkeit der verschiedenen Merkmale für die Typenanalyse noch so wenig feststeht, ist eine Kartierung anthropo-

¹⁹⁾ Arch. f. Anthr., N. F., Bd. 10 (1911), S. 177 u. 182.

²⁰⁾ Zentralwert, mittlere Größe oder topologische Mitte, d. h. die Merkmalsgröße desjenigen Individuums, das bei aufsteigend geordneter Messungsreihe des betreffenden Merkmales in der Mitte steht.

²¹⁾ Derjenige Klassenwert, der in einer Frequenzreihe die größte Häufigkeit zeigt und erforderlichenfalls innerhalb der Klassengröße noch genauer zu ermitteln (Martin, Lehrb., S. 71).

²²⁾ Kurven mit zwei Hauptgipfeln, deren Ursprungsreihen also zwei Modalwerte haben.

logischer Typen auf exakter Grundlage überhaupt unmöglich, und die wenigen Versuche dieses Titels, wie *Denikers* für Europa²³⁾ und *Johnstons* für das nördliche Ostafrika²⁴⁾ können schlechterdings nicht mehr geben, als die mehr oder weniger begründeten Ansichten ihres Autors. Lediglich ihrer Absicht nach bedeuten sie einen Fortschritt gegen die alten allgemeinen Rassenkarten.

Wenn also ein einzelnes Merkmal zur Darstellung gebracht werden soll, so kann es sich nur um ein solches handeln, das sich in einfacher Weise vererbt, von den Einflüssen der Umwelt möglichst unabhängig, und metrisch sicher festzustellen ist. Als solches wird seit langem in der anthropologischen Kartographie der Längenbreitenindex des Schädels bzw. Kopfes bevorzugt. Wenn ihm auch für die primäre Differenzierung der großen Menschheitsgruppen bei weitem nicht die Bedeutung zukommt, wie der Haarbeschaffenheit und unter gewissen Voraussetzungen der Pigmentierung, den Proportionen und der Körpergröße (vgl. die ausgezeichneten Karten von *Biasutti*), so zeigt er doch bei geringer Variabilität in homogenen Gruppen große Unterschiede in der ganzen Species wie in den Hauptvarietäten und ist daher, unter Erfüllung der obigen Bedingungen und bei verhältnismäßiger Unveränderlichkeit während der postjuvenilen Lebensdauer, unbedingt ein wichtiges Typenmerkmal. Daß die gegen die anfängliche Überschätzung aufgetretene Reaktion hier zu weit gegangen ist, haben, wie für Europa *Denikers* Karte, für Zentralafrika *Czekanowski* und neuerdings *E. Fischer*²⁵⁾ gezeigt und bestätigt sich in weitestem Umfange auch auf der vorliegenden Karte.

Das einzige Merkmal, dem für afrikanische Verhältnisse eine vielleicht ebenso große Bedeutung beizumessen ist, der Nasenindex²⁶⁾, ist auch in homogenen Gruppen erheblich variabler²⁷⁾ und würde daher zur kartographischen Darstellung in Mittelwerten wesentlich größere Beobachtungsreihen erfordern, als wir sie in Anbetracht der verschiedenartigen Meßtechniken und der Nichtvergleichbarkeit der Indices am Lebenden und am Nasenskelett vorläufig besitzen. Beide Schwierigkeiten liegen mehr oder weniger auch bei allen etwa noch in Frage kommenden Indices aus anderen Maßen vor. Das weitaus umfangreichste Beobachtungsmaterial besitzen wir für den Längenbreitenindex des Kopfes bzw. Schädels, die Maße werden im großen und ganzen übereinstimmend genommen, die Korrelation der Maße am Lebenden und am Schädel ist verhältnismäßig einfach, und die geringe Variabilität verbürgt auch bei kürzeren Beobachtungsreihen bereits die für die Karte erwünschte Sicherheit des Mittelwertes. Als augenblicklich zweckmäßigstes Mittel, zur Beurteilung der Verbreitung einzelner Typen im mittleren Afrika eine Grundlage zu schaffen, habe ich daher die Kartierung des Längenbreitenindex des Kopfes gewählt. In späterer Auswertung dieser Karte wird zu zeigen sein, inwiefern gerade diesem Merkmal ein Typenwert zu-

²³⁾ L'Anthr., Bd. 9 (1898), S. 129.

²⁴⁾ The Uganda Protectorate. London 1902, Tafel 8, S. 486.

²⁵⁾ Die Rehobother Bastards. Jena 1913, S. 156

²⁶⁾ Vgl. besonders v. Luschlan in Meinhofs „Hamiten“, S. 249f. und Giuffrida-Ruggeri, Arch. Antr. Etn., Bd. 45 (1915), S. 165.

²⁷⁾ Für die reinen Typen meiner Kordofanstudie ergaben sich z. B. folgende Variationskoeffizienten (Ztschr. f. Ethn., Bd. 52/3, 1920/21, S. 159):

	Typus A	Typus B	Typus C
Längenbreitenindex des Kopfes . . .	3,957	3,083	2,032
Nasenindex	5,283	5,785	5,383

kommt, und auf welche Merkmale die kartographische Methode weiterhin anzuwenden sein wird.

2. Unabhängig von der erwähnten, auf bekannte Auswüchse in den 90er Jahren und um die Jahrhundertwende hervorgetretenen Ablehnung der Kranimetrie überhaupt, sind aber in neuerer Zeit einige Beobachtungen gemacht und Anschauungen vorgetragen worden, die dem Wert des Längenbreitenindex in hohem Maße Abbruch zu tun geeignet scheinen könnten, und die ich daher in dieser sich nicht nur an Fachanthropologen wendenden Arbeit kurz besprechen muß.

In Wiederbelebung einer alten Ansicht des Vesalius hat Walcher experimentell gezeigt, daß dauernde Hinterhauptslage des Säuglings Brachykephalie, Seitenlage Dolichocephalie bewirkt, und darnach überhaupt die Verschiedenheiten des Längenbreitenindex grobmechanisch zu erklären gesucht. Er übersieht aber, daß derartig formgebende Zwangslagerungen unter natürlichen Verhältnissen nur bei einzelnen Völkern statthaben, während sonst, z. B. im Tragetuch der Negerin, umgekehrt die Lagerung durch die Kopfform bestimmt wird. Somit „gehören auch die Walcherschen Experimente in das Gebiet der absichtlichen Deformation“²⁸⁾ und bleiben für die tatsächliche Typenverschiedenheit des Längenbreitenindex bei allen nicht deformierenden Völkern und für ihre Korrelation mit anderen Merkmalen die Erklärung schuldig. Tatsächlich sind, wie Hecker und Rüdinger nachgewiesen haben, Dolicho- und Brachykephalie schon intrauterin ausgebildet; unabhängig von der durch den Geburtsmechanismus entstehenden Langform lassen die Schädel von Neugeborenen in den einzelnen Knochen der Hirnkapsel bereits in ganz bestimmter Weise diejenigen Formverschiedenheiten erkennen, die die endgültige, ererbte Dolicho- oder Brachykephalie charakterisieren.

Beobachtungen von weit größerer Tragweite haben auch Boas dazu geführt, eine Plastizität des Schädeltypus in erster Linie im Zusammenhang mit einer Veränderung der Umwelt anzunehmen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden nach der Einwanderung schon in der ersten Generation die Köpfe der dolichocephalen Sizilianer kürzer, die der brachycephalen Ostjuden länger, nähern sich also einer gemeinsamen Kopfform. Die Tatsachen sind über jeden Zweifel sichergestellt, die Ursachen jedoch trotz des außerordentlichen Aufsehens, das sie 1910 erregten, noch nicht restlos geklärt. Ebenso haben sich die Proportionen des Gesichtes und die Körpergröße verändert. Man hat u. a. auf die bekannte Korrelation zwischen absoluter Schädelgröße und Körpergröße hingewiesen, und da letztere mit zunehmendem Wohlstand einer Gruppe wächst, so besteht demnach auch ein Zusammenhang zwischen dem Eintritt veränderter ernährungsphysiologischer Bedingungen und der Veränderung des Längenbreitenindex. Hervorgehoben sei auch, daß sich diese Vorgänge ausschließlich unter Gruppen derselben weißen Rasse abspielen (während der amerikanische Neger, wo unvermischt, eine solche Wirkung nicht zeigt,²⁹⁾ und daß es sich dabei um plötz-

²⁸⁾ Martin, Lehrbuch der Anthropologie, S. 684. — E. Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. München 1921, Bd. 1, S. 82 f.

²⁹⁾ S. G. Steffens, Die Verfeinerung des Negertypus in den Vereinigten Staaten: Globus Bd. 79 (1901), S. 171—174. — Ältere gegenteilige Ansichten s. bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 1, S. 78—82; Gerland, Anthropologische Beiträge (Halle 1875), S. 331 f.; und, die Veränderungen auf unmittelbaren

liche Teilverpflanzungen auf weiteste Entfernung und in ein gänzlich anderes Klima handelt. Auf eine etwaige Änderung des Längenbreitenindex bei langsamen kontinentalen Verschiebungen ganzer Völker, die, wie in Afrika, zumeist außerdem denselben Klimazonen folgen, ist also keinerlei Rückschluß gestattet. Biologisch gesprochen, handelt es sich bestenfalls um eine der beispielsweise von Haustieren mehrfach bekannten klimatischen „Modifikationen“, und nicht um eine die Erbllichkeit des Längenbreitenindex aufhebende „Mutation“. ³⁰⁾

Ein dritter Angriff wendet sich gegen die Brauchbarkeit des Längenbreitenindex als metrischen Merkmals überhaupt. Von seiner geringen Bedeutung in der Phylogenie ausgehend, hat Reche betont, daß die große Länge bei Dolichocephalen im stärkeren Ausbau des Hinterhauptes besteht, und statt des ja ebenso von der Breiten- wie von der Längenentwicklung abhängigen Längenbreitenindex einen neuen, den Längenindex des Hinterhauptes, vorgeschlagen ($100 \times \text{Lambdahöhe} : \text{Bregma-Opisthionlinie}$). Abgesehen davon, daß der Nachweis, es stelle dieser Längenindex dem Längenbreitenindex gegenüber das stetigere Merkmal dar, keineswegs erbracht ist, ³¹⁾ erscheint der Längenindex durch die Bregma-Opisthionlinie statt von der Breiten- nunmehr von der Höhenentwicklung des Schädels beeinflußt. ³²⁾ Was ihn aber neben seiner an sich umständlichen Bestimmung für die anthropologische Kartierung von vornherein unbrauchbar macht, ist der Umstand, daß er an Lebenden überhaupt nicht, an Schädeln (Lambdahöhe) ohne besonderes Instrumentarium nur an Diagraphenkurven bestimmt werden kann, sowie daß in dem veröffentlichten Schädelmaterial die betreffenden Maße fast nie gegeben sind. Ein besonderer Wert ist ihm daher zunächst nur für die vergleichende Untersuchung defekter oder auch einzelner wichtiger (z. B. prähistorischer) Schädel, späterhin vielleicht auch für die Differentialdiagnose von Typen ungefähr gleichen Längenbreitenindex zuzuerkennen.

3. Obwohl fast selbstverständlich, sei bemerkt, daß ausschließlich erwachsene Männer berücksichtigt worden sind. Von vielen Gruppen liegt überhaupt kein Weibermaterial vor, bei den anderen steht es meist dem Männermaterial an Zahl weit nach, so daß sich Durchschnittswerte aus beiden Geschlechtern nicht berechnen lassen.

Einfluß einer Steigerung geistiger Kultur zurückführend (!), J. W. de Muller, *Des causes de la coloration de la peau et des différences dans les formes du crâne* (Stuttgart 1853), S. 68—70. Vgl. auch R. Hartmann, *Die Völker Afrikas* (Leipzig 1879), S. 92 f. und E. B. Tylor, *Einleitung in das Studium der Anthropologie und Zivilisation* (Braunschweig 1883), S. 105. Für die Annahme einer somatischen Änderung sprachen sich u. a. auch Lyell und De Quatrefages, dagegen aber bereits Nott aus (Zitate bei Steffens s. o.).

³⁰⁾ Dasselbe mit andern Worten sagt Eug. Fischer: „Aber auch ihre volle und allgemeine Geltung vorausgesetzt, zeigen sie nur, daß ein Etwas an der Schädelform — wie etwa an der Körpergröße — durch die Umwelt bedingt ist, das Andere bleibt dem erblichen Einfluß vorbehalten, ist unveräußerliches Erbgut“ (Bauer-Fischer-Lenz, a. a. O. Bd. 1, S. 83).

³¹⁾ Fig. 1 (Arch. f. Anthr., N. F., Bd. 10, 1911, S. 80) ergibt umgekehrt, d. h. bei absteigender Anordnung des Längenbreitenindex fast das Gegenteil des zu Beweisenden. Auch daß die allgemeine menschliche Variationsbreite des Längenindex eine geringere Zahl von Einheiten umfaßt, als die des Längenbreitenindex, kann ich als Vorzug für die Typenanalyse nicht gelten lassen.

³²⁾ Daher schon von Reicher, *Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongoloiden Brachycephalen* (Ztschr. f. Morph. Anthr. Bd. 16., S. 22 f.) abgelehnt. Vgl. auch Szombathy, *Mitt. Anthr. Ges. Wien* Bd. 48 (1918), S. 177.

In welchem Maße überhaupt in Afrika ein Geschlechtsunterschied im Längenbreitenindex besteht, ist noch ungeklärt. Bei den wenigen Gruppen, von denen ausreichende Reihen für beide Geschlechter vorliegen, sind die Unterschiede teils unerheblich (z. B. Kaffern, Bateke, Mgbaka, Buduma, Azande, Fang); teils ist der weibliche Schädel kürzer (z. B. Hottentotten, Ekoi), teils der männliche breiter (z. B. Buschmänner, Ituri-Pygmäen, Sara, Amazulu).³³⁾ Eine Untersuchung hätte, sich nur an aktenmäßig sicheres Material haltend, von den absoluten Größen der Masse auszugehen, alle biometrisch-statistischen Kriterien anzuwenden und auch die Möglichkeit eines nach Typen unterschiedenen Verhaltens in Betracht zu ziehen.³⁴⁾

Ebensowenig wissen wir über die Umgestaltung der Kopfform in Afrika während des Wachstums. Nach Hrdlička's Untersuchungen am New-Yorker Jugendasyl nimmt bei Negerkindern der Längenbreitenindex allmählich ab, nach Fritsch bei den Kaffern zu, ebenso allgemein bei Negern nach Carl Vogt, der die Geburtswirkung der Beckenenge einerseits, die Entwicklung der Nackenmuskulatur andererseits heranzog. Mag auch hier die Typusverschiedenheit der beobachteten Gruppen eine Rolle spielen, auf jeden Fall ist das afrikanische Kindervergleichsmaterial einstweilen zu gering, um etwas allgemein Gültiges für oder gegen jugendliche Wachstumsveränderungen des Längenbreitenindex aussagen zu können; und durch das Wegbleiben dieses Materials verringert sich die Gesamtzahl der der Karte zugrunde liegenden Individuen nicht irgendwie fühlbar. Wenn auch nicht, wie bei Melanesiern, die körperliche Entwicklung des Negers mit dem Eintritt der Pubertät abgeschnitten sein dürfte, vielmehr nach amerikanischen und südafrikanischen Beobachtungen geradezu eine folgende dritte Streckung wahrscheinlich ist,³⁵⁾ so ist doch über einen so späten Einfluß auf den Längenbreitenindex nichts bekannt, so deutlich er gerade bei den dolichocephalen Negern in die Augen springen müßte.³⁶⁾ Die Grenze zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahr, die ich unter dem Gesichtspunkt der bei den Afrikanern selbst herkömmlichen durchschnittlichen Geltung als untere Grenze des erwachsenen Alters vom Anfang meiner Materialzusammenstellung an angenommen hatte,³⁷⁾ habe ich daher geglaubt, auch weiterhin für die Messungen am Lebenden beibehalten zu müssen. In teilweisem Ausgleich des durch die möglicherweise zu niedrig angesetzte Altersgrenze der Lebendmaße entstandenen geringen Fehlers sind dagegen als juvenil bezeichnete Schädel ausnahmslos nicht mehr mit aufgenommen.

³³⁾ Vgl. hierzu L. Wilser, Verh. naturh.-med. Ver. Heidelberg N. F. Bd. 6 (1901), S. 459.

³⁴⁾ Dafür sprechen z. B. die von Berké wenn auch nur summarisch ermittelten Verhältnisse in Nordwestkammerun (Anthropologische Untersuchungen an Kamerunnegern. Med. Diss. Straßburg 1905, S. 24—26).

³⁵⁾ S. die sorgfältige Erörterung eines zwar umfangreichen, aber noch unbefriedigenden Materials bei E. Franke, Die geistige Entwicklung der Negerkinder (Lamprechts Beitr. z. Kult.- u. Univ.-Gesch., Nr. 35), Leipzig 1915, S. 99—110.

³⁶⁾ Vgl. Martin, Lehrbuch, S. 605.

³⁷⁾ Übereinstimmend mit Puccioni, Arch. Antr. Etn. Bd. 45 (1915), S. 200 f. und Bd. 47 (1917), S. 19 und der bei Schwalbe angefertigten Dissertation von Th. Berké, Anthropologische Beobachtungen an Kamerunnegern (Straßburg 1905, S. 5), die beide in beträchtlichem Umfang zu meinem Material beigetragen haben. Daß diese Grenze nicht zu niedrig angesetzt ist, zeigen gewisse Bevölkerungsstatistiken in Ostafrika, wo sie noch 1 Jahr früher gelegt worden ist (Militärisches Orientierungsheft für Deutsch-Ostafrika. Daressalem 1911. Abschn. XV, S. 2).

4. Auch aus dem Material an erwachsenen Männern wurden selbstverständlich alle pathologischen Schädel einschl. der prä-matur synostotischen ausgeschaltet, soweit sie in der Literatur oder beim Messen als solche kenntlich waren; ein besonderes Augenmerk wurde auf Fälle künstlicher Deformation gerichtet. Diese Sitte ist in Zentralafrika viel verbreiteter, als gewöhnlich angenommen wird, und soll in einer demnächst erscheinenden besonderen Studie im einzelnen verfolgt werden. Abgesehen von den außerhalb der Karte fallenden Gruppen bleiben, da nicht durch Messungsmaterial vertreten, zunächst die Badjo, die östlichen Banda, die Durru und der Stamm von Widekum außer Betracht. Das Gleiche gilt von den vereinzelt Fällen bei einem Yakoma, einem Sara Bungul und einem offenbar auch aus dem Schari-Logone-Zwischengebiet stammenden Bagirmi-Sklaven, da diese von Decorse³⁸⁾ beobachteten Individuen schwerlich anderen Forschern begegnet sein werden, oder bei den auffallend hohen Graden ihrer Deformation doch jedenfalls in deren Messungsreihen nicht aufgenommen worden sind. Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß sich unter den wenigen gemessenen Makonde und Wamwera ein Fall der von Weule als ganz vereinzelt aus der Gegend von Massassi (also wohl meist unter den dortigen Makua und Wayao) erwähnten Deformation befindet.

Hier wie bei der Mehrzahl aller deformierenden Afrikaner handelt es sich überhaupt nicht um dauernden Gebrauch eines mechanischen Hilfsmittels, sondern um teils einmal unmittelbar nach der Geburt, teils wiederholt in den ersten Wochen angewendetes manuelles Drücken und Streichen, so daß eine dauernde Formveränderung im allgemeinen ausgeschlossen erscheint, zumal in so starkem, den Längenbreitenindex beeinflussendem Grade. So haben trotz darauf gerichteter Aufmerksamkeit weder Berké (an Banyangi, Bali, Bamum und anderen Grenzstämmen Südadamaus) und Dron-tschilow (an Schädeln gleicher Herkunft), noch Czekanowski (unter den Baziba und Barundi), noch ich selbst (an Tikar- und Wute-Schädeln) Spuren des von diesen Stämmen berichteten Gebrauchs beobachtet.³⁹⁾ Eine ähnliche Kinder„pflege“ wird von den Bongo, unabsichtliche Deformation durch horizontal umwickelten Drahtschmuck gelegentlich von den Wakamba berichtet, aber auch in diesen Fällen ist von den anthropologischen Bearbeitern eines nicht geringen Materials dieser Stämme nichts Besonderes vermerkt worden. Fraglich bleibt die Formveränderung nur bei den nigerischen Kagoro⁴⁰⁾ und bei einem Teil der Buduma,⁴¹⁾ deren Längenbreitenindices jedoch neuerdings eben von Poutrin ohne weitere Bemerkung ausgewertet worden sind. Zunächst für die Karte glaubte ich mich ihm darin anschließen zu sollen, da die Mittelwerte beider letztgenannter Gruppen von denen der Umgebung sich in keiner Weise abheben.

³⁸⁾ L'Anthr. Bd. 16 (1905), S. 136 f. Daß die Brachykephalie der Sara nicht, wie Decorse auch im allgemeinen glaubte annehmen zu dürfen, auf Deformation beruht, hat Poutrin seither genügend nachgewiesen.

³⁹⁾ Überdies hat sich bei wirklich deformierenden Völkern eine merkliche Abschwächung des „erpreßten Grades“ der Schädeldeformation vom infantilen zum adulten Material feststellen lassen. Vgl. v. Lenhossék, Die künstlichen Schädelverbildungen. Wien 1931, S. 34. Eben dies meint Junker auch von der Mamgbetu-Deformation (Reisen in Afrika. Bd. 2. Wien 1890, S. 307).

⁴⁰⁾ Tremearne, J. Anthr. Inst. Bd. 42 (1912), S. 143, 152, 173.

⁴¹⁾ Poutrin, Bull. Mém. Soc. Anthr. Paris 1910, S. 45; Maclaud, L'Anthr. Bd. 22 (1911), S. 87.

Bei den zu allerdings auffallenden „Zuckerhutformen“ deformierenden Mamgbetu versichert Czekanowski selbst, alle irgendwie verdächtigen Individuen von der Messung ausgeschlossen zu haben und auch bei den wenigen veröffentlichten Schädeln geben Hartmann und Mochi nichts von Deformation an; außerdem berichtet Schubotz, daß sie sich beim männlichen Geschlecht nur noch selten findet.⁴²⁾ Nicht in die Karte aufgenommen sind dagegen die Topoke und Stuhlmanns Bapopoye (gleichfalls im nordöstlichen Kongostaat, Anh. I, Nr. 336, 334b), deren starke Dolichokephalie inmitten ausgemacht brachykephaler Gruppen bereits verdächtig erschien⁴³⁾ — erstere, da von ihnen dieselbe Umschnürung in Achtertouren bezeugt wird wie bei den Mamgbetu,⁴⁴⁾ — letztere, da der Hinweis des Beobachters auf eine ähnliche Deformation nach der von ihm gegebenen Beschreibung sicher zutreffend ist.⁴⁵⁾ Für andere Stämme westlich des oberen Kongo, wie die Bakusu, findet jedoch Stuhlmanns gleiche Vermutung⁴⁶⁾ bei neueren zuverlässigen Beobachtern (Czekanowski, Leys) keine Bestätigung. Auch bei den folgenden beiden Vorkommen glaubte ich einen Einfluß auf mein Messungsmaterial ausschließen zu dürfen. Die nach Pogge oft zitierte Deformation in der Mussumba von Lunda war in den von ihm mitgebrachten Schädeln des Berliner Museums leicht auszuscheiden; sie wird lediglich individuell an Kindern von Vornehmen geübt und trifft daher für den wohl als Sklaven nach Angola und später zur Ausstellung nach Paris gelangten Lunda-Mann von Deniker und Laloy sicher nicht zu. Ebenso rührt das Messungsmaterial von den westlichen Azande ausschließlich von in die Fremde Versprengten her, also wohl aus sozial niederen Schichten, während die Deformation dort nur bei Häuptlingssöhnen statthat. Dagegen ist der von Virchow als deformiert beschriebene vereinzelt Bashilange-Schädel⁴⁷⁾ von meinem Mittelwert natürlich ausgeschlossen, ebenso der von De Quatrefages und Hamy angeführte Hova-Schädel,⁴⁸⁾ Weisbachs Sakalaven und die betreffenden, außerdem noch infantilen Antankara-Schädel Chudzinskis.⁴⁹⁾ Übrigens bedarf gerade diese madegassische rein occipitale Deformation nach den starken Zweifeln Virchows⁵⁰⁾ noch sehr näherer Untersuchung.

Für die Karte unberücksichtigt habe ich nach den durch Boas angestellten Versuchen⁵¹⁾ schließlich alle durch Reisende oder sonstige Beobachter gemachten deskriptiven Angaben gelassen, auch dort, wo metrisches Material nicht vorlag und der Kurvenverlauf durch solche hätte verändert bzw. verbessert werden können. Daß die zuverlässigeren Beobachtungen für die Beurteilung von Typenverbreitungen immerhin ergänzende Verwertung finden dürfen, soll damit übrigens nicht ausgeschlossen sein.

⁴²⁾ Adolf Friedrich zu Mecklenburg, Vom Kongo zum Niger und Nil. Leipzig 1912. Bd. 2, S. 62.

⁴³⁾ und an einem Topoke von Isangi Jacques bereits aufgefallen ist (Bull. Soc. Anthr. Brux. Bd. 16, S. 204).

⁴⁴⁾ Mündliche Mitteilung von P. Dahler, 1910.

⁴⁵⁾ Ztschr. f. Ethn. 1895, Verh. S. 667.

⁴⁶⁾ A. a. O. und Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika (Berlin 1894), S. 597. — Livingstone scheint ähnliches wenigstens für das weibliche Geschlecht zu meinen (Letzte Reise [Hamburg 1875], Bd. 2, S. 148).

⁴⁷⁾ Ztschr. f. Ethn. 1886, Verh. S. 747.

⁴⁸⁾ Crania ethnica S. 385.

⁴⁹⁾ Bull. Soc. Anthr. Par. 1886, S. 506.

⁵⁰⁾ Ztschr. f. Ethn. 1896, Verh. S. 423 u. 426.

⁵¹⁾ American Anthr. N. S. Bd. 1 (1899), S. 757 f.

IV. Die Beobachtungsgruppen als Fixpunkte und die Fehlerquellen ihrer Mittelwerte.

1. Für die anthropologische Karte von Mittelafrrika sind demgemäß alle in der Literatur oder sonst erreichbaren⁵²⁾ Längenbreitenindices normaler erwachsener männlicher Individuen oder Schädel verwertet worden, soweit sie irgend lokalisiert werden konnten. Bei manchem Material, namentlich vielen Schädeln aus älterer Zeit, hat die Ermittlung der bloßen Stammeszugehörigkeit besondere Untersuchungen nötig gemacht, auf die im einzelnen hier nicht eingegangen werden kann, deren Ergebnisse aber aus den betreffenden Spalten der Liste Anhang 1 zu ersehen sind.⁵³⁾ Aber da einerseits die bloße Berechnung von Stammesmitteln den Erfordernissen unserer kartographischen Methode nicht genügt, es vielmehr darauf ankommt, das gesamte Material auf bestimmt lokalisierten Beobachtungspunkten einzutragen, andererseits einheitlich (d. h. nur von einem Autor, und nur Lebende oder nur Schädel) aufgenommenes und mit Stammes- und Ortsangaben versehenes Material nur für verhältnismäßig wenige Gruppen ausschließlich vorliegt, so ergeben sich für die Festsetzung der Beobachtungspunkte und die Berechnung ihrer Mittelwerte Schwierigkeiten verschiedener Art. Ihre gezwungenermaßen mangelhafte Lösung führt in die kartographische Darstellung gewisse Fehlerquellen ein.⁵⁴⁾

Zunächst ermangelt, wie gesagt, ein sehr großer Teil des vorliegenden Materials der genauen Herkunftsangabe, teils weil es bei außer Landes gesammeltem Material praktisch kaum möglich ist, eine einwandfreie Lokalisierung zu erhalten,⁵⁵⁾ teils weil für die bisherige kranio- und anthropometrische Sammelarbeit die genauen Ortsangaben wenig verwertbar gewesen sind und man ihnen daher auch weniger Aufmerksamkeit entgegengebracht hat. Ich habe mir in diesem Falle so geholfen, daß ich die nur unter der Stammes- oder Landschaftsbezeichnung überlieferten Indexwerte auf das „Bevölkerungszentrum“ der betreffenden Gebiete eintrug, die einzelnen Gebietsteile und Ansiedelungen berücksichtigend. Dieses ist nach der in Amerika geübten Methode als Kreuzungspunkt desjenigen Meridians und desjenigen Parallelkreises, der je die Bewohner in zwei gleichstarke Hälften teilt, zu bestimmen.⁵⁶⁾ Wo die Bevölkerung überall in gleicher Dichte sitzt, oder falls über die Dichte weder Angaben vorliegen, noch ihre Verteilung als Siedlungsdichte aus Karten abgelesen werden kann, fallen die Fixpunkte in den geo-

⁵²⁾ Aus der Literatur 11 156 Lebende, 1508 Schädel, unveröffentlicht 8 Lebende, 230 Schädel.

⁵³⁾ Auch die in der zweiten und dritten Spalte enthaltenen Bezeichnungen sind von der Nomenklatur der Quellen nach dem heutigen Stand der Kenntnis gelegentlich abweichend gegeben worden, namentlich wo Verschiedenheiten der einzelnen Autoren Vereinheitlichung erfordert haben. Besondere Sorgfalt und mitunter nicht geringe Mühe mußte auch darauf verwandt werden, jedes Individuum nur einmal zu verwerten. Daraus erklärt sich z. B. manche scheinbare Unvollständigkeit in der Heranziehung älterer kranio- und anthropologischer Literatur.

⁵⁴⁾ Es ist wohl selbstverständlich, daß meine Fixpunkte nicht als Mittel der gegebenenfalls verschieden großen Beobachtungsreihen, sondern unter Zurückrechnung als Mittel sämtlicher Individuen berechnet wurden (Topinard, *Éléments d'Anthropologie générale*, Paris 1885, S. 234 f.)

⁵⁵⁾ Doch vgl. die anthropologischen Aufnahmen Pöchs und Weningers in den österreichischen Kriegsgefangenenlagern, wozu letzterer sehr schön den progressiven Wert einer bis zum Geburtsort herabreichenden genauen örtlichen Bestimmung eines Gemessenen begründet hat (Mitt. Geogr. Ges. Wien Bd. 61, 1918, S. 148 f.).

⁵⁶⁾ Vgl. Wagner, *Lehrbuch der Geographie*. Bd. 1. 7. Aufl., S. 741.

metrischen Schwerpunkt der betreffenden Fläche. Je weitmaschiger das Beobachtungsnetz ist, um so wichtiger wird natürlich diese behelfsmäßige Lokalisierung. Liegt aus demselben Stammesgebiet noch anderes, lokalisiertes Material vor, so ist das Material beider Quellen auf den Fixpunkt des letzteren vereinigt; bei mehreren anderen Fixpunkten wird das nicht lokalisierte Material demjenigen derselben beigezählt, von dessen Mittelwert der nicht lokalisierte Mittelwert die geringste Abweichung zeigt. Natürlich wird man sich bemühen, z. B. bei bekannter Route des betreffenden Reisenden, auch ohne ausdrückliche Ortsangabe dessen Material sachgemäß zu lokalisieren. In vielen Fällen kann daher der dem ungenau lokalisierten Material bei seiner Eintragung auf die Karte anhaftende Fehler durch kritischen „Takt“ noch beträchtlich vermindert werden.

Man könnte auch fragen, ob nicht durch eine in engeren ethnischen Verbänden vorgenommene lokale Aufsplitterung, wie z. B. bei den Wolfschen „Baluba“, besondere Fehler hervorgerufen werden, die in einer summarischen Verarbeitung entsprechend der dann vergrößerten Individuenanzahl nicht auftreten. Eine solche Zusammenlegung von örtlichen Beobachtungsgruppen zu ethnischen Einheiten würde man aber ausschließlich nach der gewöhnlichen ethnographischen Nomenklatur ausführen können, also gerade nach demjenigen Moment, dessen als ungünstig erkannte Einwirkung auf die Gliederung des anthropologischen Materials durch die kartographische Methode soweit als irgend möglich behoben werden soll (vgl. z. B. Babira, Momvu, Azande, Barea).

2. Die allgemeinste Fehlerquelle unserer Kartendarstellung entspringt daraus, daß ein Teil der vorliegenden Messungen am Lebenden, ein anderer am Schädel gemacht ist. Entweder darf also nur die eine Art von Messungen berücksichtigt werden — wie es z. B. C. Passavant bei seiner vergleichenden Studie⁵⁷⁾ getan und später Laloy ausdrücklich gefordert hat —, oder die Maße der einen Kategorie müssen auf die der anderen reduziert werden. Bei Messungen am Lebenden bleiben natürlich, wirkliche Skaphokephalen ausgenommen, alle Fälle prämaturner Synostose der Pfeilnaht in der Reihe der Beobachtungsindividuen unbemerkt und drücken durch die häufig resultierende Einschränkung des Breitenwachstums und Vergrößerung des Längsdurchmessers den Längenbreitenindex herunter. Entspricht auch die einst von Carl Vogt und von Driesmans nach Pruner Bey und Binger für die Neger behauptete allgemeine frühzeitige Nahtsynostose nicht den Tatsachen⁵⁸⁾, so ist doch prämaturne Synostose der Pfeilnaht gerade bei westafrikanischen Negern außerordentlich häufig, wie schon J. Barnard Davis beobachtete und neuere große Schädelserien wieder bestätigt haben (Drontschilow)⁵⁹⁾. Auch die, wie A. d. Schultz

⁵⁷⁾ Craniologische Untersuchung der Neger usw. (Med. Diss.). Basel 1884, S. 75f.

⁵⁸⁾ Vgl. Frédéric, Ztschr. f. Morph. Anthr. Bd. 9 (1906), S. 390 u. 444f. und Franke a. a. O. S. 110- bis 127.

⁵⁹⁾ Duncan fand unter 2000 bis 3000 bei Abome für ihn zusammengebrachten Schädeln aus sämtlichen Stämmen des alten Königreiches Dahome und der Umgegend 8,3% Verschuß der Pfeilnaht und 3,7% Verschuß auch der übrigen Schädelnähte, unter Abzug der letzteren wohl meist normalen (matur-senilen) Fälle also 4,6% prämaturne Synostose der Pfeilnaht (Reisen in Westafrika, 1845 und 1846. Aus dem Engl. Dresden 1848, Bd. 2, S. 246). Es ist die älteste und bisher einzige zahlenmäßige Feststellung dieser Tatsache, und der interessante Bericht über diese „Sammlung“ läßt es besonders schmerzlich erscheinen, daß ein so einzigartiges Material nicht geborgen werden konnte. Aus Drontschilows Kamerunschädeln ergeben sich sogar 5,4% prämaturner Synostosen.

gezeigt hat ⁶⁰⁾, den Längenbreitenindex gleichfalls herabsetzende Fortdauer der fetalen queren Hinterhauptsnaht (Inkabein) kommt beim Neger immerhin bis zu 2,6 % vor, der Brachykephalie begünstigende Metopismus dagegen nur in 1 bis 1,2 %, so daß er zur Aufhebung der ersteren Fehlereinflüsse nicht genügt. Umgekehrt würde eine lediglich kraniologische Karte außerordentlich unter der Unsicherheit der Geschlechtsbestimmung leiden, die gerade bei Negern, wo die sekundären Geschlechtsmerkmale schwach entwickelt sind ⁶¹⁾, zuverlässige Merkmale sehr vermissen läßt. In praxi sind daher in vielen Schädelverzeichnissen nur einzelne Stücke ausdrücklich als weiblich verzeichnet, und die übrigen, soweit nicht besondere Kleinheit der absoluten Maße und des Schädelinhaltes für das Gegenteil sprach, für meine Listen mitverwertet worden.

Mein Material setzt sich insgesamt aus 1738 Schädeln und 11164 Lebenden zusammen. Um also nicht in einem Fall auf 13,5 %, im anderen gar auf 86,5 % des Materials ganz zu verzichten, vor allem, um überhaupt gewisse, nur durch Material einer der beiden Kategorien vertretene Gebiete darstellen zu können ⁶²⁾, mußte ich mich zu einem Reduktionsverfahren entschließen. Seine Wahl und Anwendung ist allerdings um so mißlicher, als, wie Hagen und später Czekanowski gezeigt haben ⁶³⁾, der anthropologische Typus auf das Verhältnis der Kopf- zu den Schädelmaßen nicht ohne Einfluß ist und darüber von den im mittleren Afrika verbreiteten Typen noch garnichts bekannt ist. Rudolf Virchow hat gelegentlich einige Andeutungen gegeben, ohne sie metrisch zu fassen. Zahlreiche andere Autoren ⁶⁴⁾ haben von 0,31 bis 3,6 schwankende Durchschnittswerte angegeben, die vom Kopfindex abzuziehen seien, um den Schädelindex zu erhalten. Die den Reduktionswert bestimmende Dicke der Weichteile hängt aber vom Typus, Geschlecht, Alter und Ernährungszustand, vor allem auch von der Größe der absoluten Maße und damit des Längenbreitenindex selbst ab, so daß ich von dem bequemen Gebrauch einer Konstanten, wie der bekannten zwei Einheiten Brocas, ganz absehen zu müssen glaubte. Übrigens wies auch die Ungleichheit der im Grundmaterial vertretenen Messungsmethoden schon darauf hin ⁶⁵⁾, den Reduktionswert wenigstens in Beziehung zur Größe des Index zu setzen, da die „persönliche Gleichung“ der Untersucher auch von diesem abhängig zu sein pflegt.

Leider ist es nun nicht möglich, weder auf Grund des bei Czekanowski ⁶⁶⁾ zusammengestellten, noch des sonst vor-

⁶⁰⁾ Arch. suiss. d'anthr. gén. Bd 1 (1914/15), S. 191.

⁶¹⁾ S. Eug. Fischer in Hahn-Festschrift S. 3—7 gegen Martin, Lehrbuch S. 215. Besonders auffallend ist einerseits das gewöhnliche Fehlen von Supraorbitalbögen beim Manne, andererseits die kräftige Ausbildung aktenmäßig als weiblich feststehender Schädel.

⁶²⁾ Dieselben Erwägungen haben Ripley für seinen Vorläufer der Deniker'schen Karte des Längenbreitenindex in Europa zum gleichen Schluß geführt (L'Anthr. Bd. 7, 1896, S. 515 u. 519), ebenso hat Deniker selbst wenigstens einige größere Schädelserien zur Ergänzung seines kephalometrischen Materials herangezogen (L'Anthr. Bd. 9, 1898, S. 115).

⁶³⁾ Untersuchungen über das Verhältnis der Kopfmaße zu den Schädelmaßen. Phil. Diss. Zürich. Braunschweig 1907, S. 35 u. 47 f. (auch Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 6, 1907, S. 68 u. 80 f.)

⁶⁴⁾ Siehe die Vergleichenungen bei Czekanowski a. a. O. S. 47, weitere Zusammenstellungen bei Topinard, Rev. d'Anthr. 1882, S. 98—102 und 1888, S. 641 bis 646. Vgl. ferner R. Livi, L'indice cefalico degli Italiani. III. Indice cefalico e indice cranio: Arch. Antr. Etn. Bd. 16 (1886), S. 225—228 und L. Wilser, Cbl. f. Anthr. Bd. 4 (1899), S. 4.

⁶⁵⁾ Vgl. v. Luschán, Ztschr. f. Ethn. 1913, S. 352.

⁶⁶⁾ Untersuchungen S. 48, Tabelle II.

liegenden Materials, zu einer Ausscheidung oder wenigstens möglichsten Berücksichtigung des durch die Rassenunterschiede hervorgerufenen Fehlers zu gelangen. Die Kombination der aus verschiedenen, jedoch fast nur europäischen Gruppen gewonnenen Reduktionsbeispiele ergäbe eine unregelmäßige Kurve, die zudem für die niederen Indices vollkommen versagt. Eine eigene Reduktionsformel für afrikanische Gruppen zu berechnen, etwa in der Weise, wie Boas für nordamerikanische Indianer aus größeren Reihen jeweils desselben Stammes Mittelwerte des Längenbreitenindex am Schädel und am Lebenden nebeneinander stellte⁶⁷⁾, verbot sich mangels nach Umfang und Identität genügenden Vergleichsmaterials. Da nun aber auch das Czekanowski in Zürich vorgelegene Leichenmaterial mindestens zwei merklich verschiedenen Typen angehört, so beschränkte ich mich auf die Anwendung der von ihm ermittelten Formel LBI am Leb. = $\frac{8,6 + \text{LBI am Sch.}^{68)}}{1,09721}$

und entnahm die betreffenden Additionswerte der Kürze halber einem Diagramm⁶⁹⁾; der bei der graphischen Entnahme eintretende Fehler läßt sich empirisch zu $\pm 0,05$ bestimmen, so daß er für die kartographische Darstellung ganz außer Betracht bleibt. Im allgemeinen sind diese Züricher Werte doch wohl zu niedrig für die afrikanischen Gruppen. Die Weichteile sind beim Neger infolge kräftigerer Entwicklung der Kaumuskulatur parietotemporal dicker als bei uns, beispielsweise fand v. Eggeling die Weichteile vor dem Ohre über der Wurzel des Jochbogens bei drei männlichen Ovaherero im Mittel 11,03 mm dick gegen nur 6,39 mm bei 55 Europäern gleichen Ernährungszustandes und Alters. Und da umgekehrt die Dünne der Weichteile den hamitischen Typus noch mehr auszeichnen scheint als irgendeinen der europäischen Typen, so wäre die Neigung der Regressionslinie für hamitische Typen schwächer, für reinere Negertypen stärker anzunehmen als nach Czekanowski, so daß also auch eine die anderen Rassengruppen berücksichtigende, etwa um 0,5 Einheiten über der Züricher Regressionslinie gezogene Parallele den wahrscheinlichen Tatsachen nicht entsprochen hätte. Da aber ein gewisser Teil des am Lebenden gewonnenen Vergleichsmaterials infolge der bekannten „strammen“ Instrumentenhandhabung Virchows und seiner Schule ebenfalls zu niedrige Indices trägt (indem durch das Zusammenpressen der Weichteile die Breite verhältnismäßig mehr verdindert wird als die Länge), so möchte ich diese Fehlerquelle, wenn man sich vor der Ausdeutung kleiner Differenzen hütet, nicht allzu hoch veranschlagen.

⁶⁷⁾ Ztschr. f. Ethn. 1895, Verh. S. 395.

⁶⁸⁾ a. a. O. S. 31.

⁶⁹⁾ Aus Ersparnisgründen wird hier von seiner Reproduktion abgesehen. Da die Regressionslinie eine Gerade bildet, kann man es sich jedoch auf Millimeterpapier jederzeit leicht herstellen. Bedeuten die Abszissenabschnitte die Einheiten bzw. Dezimalen des Schädelindex, die Ordinatenabschnitte die jeweiligen Werte, aus deren Addition zum Schädelindex der Kopfindex gewonnen wird, so genügen zwei Einzelberechnungen nach obiger Formel, um durch die Ordinatenendpunkte eine Gerade ziehen zu können, auf der sämtliche Additionswerte für die jeweiligen Fußpunkte auf die Abszisse abzulesen sind. Zum Vergleich mit den sonstigen Reduktionsvorschlägen führe ich beispielsweise an, daß (wie immer, auf eine Dezimale gekürzt) zu addieren ist:

0,0	bei einem Schädelindex von	88,0
0,5	" "	" 82,6
1,0	" "	" 77,2
1,5	" "	" 71,8
2,0	" "	" 66,4.

Die Rechnung bzw. das Diagramm ist, wie man sieht, für die Reduktion der Schädelindices auf die am Lebenden ausgeführt. Da der reduzierte Schädel-Längenbreitenindex mit der Dicke der Weichteile enger korreliert ist als der Kopfindex,⁷⁰⁾ so kommen zwar theoretisch durch verschiedene Dicke der Weichteile sich auszeichnende Typen im Schädelindex etwas schärfer zum Ausdruck als im Kopfindex, ich hätte also die Werte des letzteren auf den zudem ja genauer zu ermittelnden des Schädels⁷¹⁾ reduzieren können. Aber erstens ist es noch ganz unbekannt, inwieweit sich die zwischen die extremen hamitischen und reinen Negertypen fallende Hauptmasse unserer Gruppen in der Weichteildicke des Kopfes unterscheidet, und dann wäre es kaum zu rechtfertigen, die weitaus überwiegende Menge des Materials an Lebenden auf die so viel weniger zahlreichen Schädel zu reduzieren. Wohl aus dem gleichen Grunde stellen fast alle anderen anthropologischen Karten den Index nicht am Schädel, sondern am Lebenden dar, mit dem es ja auch die übrigen Völkerwissenschaften ausschließlich zu tun haben. Die Art und Weise der Zusammensetzung des Materials aus Messungen am Lebenden und am Schädel ist im Anhang I jeweils ausdrücklich bezeichnet.

3. Die schon erwähnte Vielheit der Meßtechniken bildet eine weitere Fehlerquelle. Da aber außer der Körpergröße gerade Länge und Breite des Kopfes bzw. Schädels die im allgemeinen noch am meisten übereinstimmend genommenen Maße sind, und die Mehrzahl der Gruppenwerte ohnehin aus den Ergebnissen verschiedener Autoren gemittelt ist, so brauchte für eine Karte in Stufen der ganzen Indexeinheit glücklicherweise kein Material ganz ausgeschieden zu werden. Da sich die neuere Meßtechnik aufs engste der schon durch Broca für Frankreich vereinheitlichten anschließt, so finden sich grundsätzliche Abweichungen nur bei englischen und vor allem älteren deutschen Autoren, gleichen sich aber zum Teil aus. In Italien hat nur die Meßtechnik Livis am Lebenden um, wie Mochi⁷²⁾ gezeigt hat, eine Einheit zu hohe Indices ergeben, die ohne weiteres berichtigt worden sind, wie ebenso die eines neueren Autors, De Castro, für die wohl das gleiche anzunehmen ist.⁷³⁾ Dagegen hat die Virchow'sche Technik am Lebenden etwas zu niedrige, die nach Ihering parallel der Frankfurter Horizontalen gemessene „gerade Länge“ durchschnittlich zu hohe Indices ergeben, wobei der Fehler im ersteren Falle sich natürlich innerhalb des Reduktionswertes zum Schädel hält, im letzteren nach Ammon⁷⁴⁾ durchschnittlich eine halbe Einheit beträgt. Da es sich dabei um ganz kleine Reihen, häufig sogar nur um Einzelfälle handelt, so liegt der Fehler also ganz innerhalb der von Poniowski berechneten allgemeinen Genauigkeitsgrenze. Wo in den Verzeichnissen neben dem aus der geraden Länge berechneten Längenbreitenindex die größte Länge angegeben war, habe ich außerdem die Indices durchweg aus letzterer neu berechnet. Flower hat die größte Länge seiner wenigen für

⁷⁰⁾ Czekanowski, Untersuchungen, S. 36 und 50.

⁷¹⁾ Genauigkeitsfehler des individuellen Längenbreitenindex am Kopfe = 1,2, am Schädel = 0,8 (Poniowski).

⁷²⁾ Arch. Antr. Etn. Bd. 37 (1907), S. 417, 419; vgl. Puccioni ebd. Bd. 49 (1919), S. 73.

⁷³⁾ Arch. Antr. Etn. Bd. 41 (1911), S. 399 Anm. und Bd. 45 (1915), S. 167.

⁷⁴⁾ La corrélation entre l'indice céphalométrique de Broca et celui d'Ihering: L'Anthr. Bd. 7 (1896), S. 676—682. Über die Wechselbeziehung des Kopfindex nach deutscher und französischer Messung: Cbl. f. Anthr. Bd. 2, 1897, S. 1—6. Vgl. auch „Zur Anthropologie der Badener“ (Jena 1899), S. 10 u. 90.

uns in Betracht kommenden Schädel vom Ophryon aus gemessen, also, da die Stirnbreite in afrikanischen Gruppen gering zu sein pflegt und das Ophryon daher gegen die Glabella hoch und zurück liegt, etwas höhere Indices erhalten als von der Glabella aus, und wahrscheinlich gilt dasselbe von Davis, der zwar von der Glabella aus gemessen zu haben meint, diese aber „as about one inch above the fronto-nasal suture“, somit wohl durchschnittlich auch etwas zu hoch ansetzt.⁷⁵⁾ Da das von beiden vorliegende Material aber fast ausschließlich Westafrika betrifft, so gleichen in großen Reihen auch diese etwas zu hohen Indices sich teilweise gegen die infolge der häufigen prämaternen Synostose der Pfeilnaht etwas zu niedrigen Mittel aus Lebend-Serien aus. Von Welcker, der für seine umfangreichen Schädelisten statt der größten ursprünglich die temporale Schädelbreite nahm⁷⁶⁾ und seine Längenbreitenindices selbst als um 2 bis 3 % kleiner bezeichnete,⁷⁷⁾ wurden nur die später unter Zugrundelegung der wirklich größten Breite erneut veröffentlichten beiden kleinen Serien verwendet. Ferner wurde das Mittel der sich aus deren Vergleich ergebenden Differenzen von 2,8 bzw. 3,1 zu den Längenbreitenindices der beiden Moçambique-Schädel Zuckerkandls addiert, der im Novara-Werk gleichfalls noch die Schläfenbreite gemessen hat. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht mit einer so großen Differenz, hätten die Indices aus den unglücklicherweise viel zahlreicheren Messungen von Hartmann umgerechnet werden müssen, der zwar nach der Frankfurter Verständigung gemessen zu haben angibt, aber durchweg zu niedrige Breiten erhalten zu haben scheint. Wenigstens spricht dafür das Ergebnis einer mühsamen Identifizierung des schon vor ihm teilweise von Falkenstein, später gleichfalls nur teilweise von Krause und Schultz, und zwar gut übereinstimmend gemessenen Loango-Materials, dessen beispiellose frühere museumstechnische Verwahrlosung eine Aufdeckung des Fehlers und Berechnung einer „persönlichen Gleichung“ aber nicht mehr gestattet. Die Längenbreitenindices nach Hartmann dürften in der Regel um 1 bis 1,5 Einheiten zu niedrig sein.

4. Beträchtlichere Differenzen zwischen schon berechneten Mittelzahlen einzelner Autoren finden sich nur im Material von größeren Völkern (z. B. Wolof, Asante, Amhara) und sind deshalb, soweit nicht Unterschiede von Schädel- und Lebendserien in Frage kommen, sicher weniger den persönlichen Abweichungen in der Meßtechnik als vielmehr verschiedener ethnischer Zusammensetzung bzw. örtlicher Herkunft dieser Reihen zuzuschreiben. Nur auf eine Kleinigkeit sei in diesem Zusammenhange noch hingewiesen. Wo in der Literatur bereits berechnete Mittelwerte, aber, wie besonders bei den Franzosen, keine individuellen Maße oder Indices vorliegen, ist es gewöhnlich nicht festzustellen, ob es sich um Mittelwerte der Indices oder um Indices aus den Mittelwerten der absoluten Maße handelt. Letztere sind, wie Czekanowski nachgerechnet hat,⁷⁸⁾ stets etwas

⁷⁵⁾ Übrigens haben die Engländer auch später noch Ophryon und vorspringendsten Punkt der Glabella für identisch genommen (vgl. Corr.-Bl. Dtsch. Anthr. Ges., Bd. 17, 1886, S. 20; jedoch Flower selbst J. Anthr. Inst., Bd. 16 [1887], S. 16).

⁷⁶⁾ Nicht die Intertuberalbreite, wie oft zu lesen.

⁷⁷⁾ Vgl. den Versuch einer Reduktion oder vielmehr kartographischen Einpassung bei Ripley, L'Anthr. Bd. 7 (1896), S. 520 f.

⁷⁸⁾ Beiträge S. 424. Aus Bequemlichkeitsgründen und „pour constituer un crâne moyen“ zog Broca den Index der Mittelwerte vor (Mém. Soc. Anthr. Par. 2. S., Bd. 2, 1875, S. 174 f.), was schon Bertillon damals bekämpfte (Bull. Soc. Anthr. Par. 2. S., Bd. 10, 1875, S. 429 f., dazu Broca, S. 432–435); auch Topinard hat ab-

größer als die Mittelwerte der Indices. Der Unterschied beträgt aber weniger als 0,05 Indexeinheiten und fällt somit, zumal für die kartographische Darstellung und in der Verbindung mit anderen Mittelwerten, gar nicht ins Gewicht. Czekanowski hat vorläufig nur die einfacheren Indices der Mittelwerte berechnet, ich selbst, wo Individuallisten, zum Teil infolge unzuverlässiger Berechnung, neu gemittelt werden mußten, etwas genauer regelmäßig die Mittelwerte der Indices. Ebenso sind, wie schon erwähnt, die kombinierten Beobachtungsgruppen jedesmal als Mittelwerte des gesamten Beobachtungsmaterials auf zwei Dezimalen genau berechnet und auf eine Dezimale gekürzt worden.

5. Dem weiteren Umstand gegenüber, daß die Mittelwerte der Fixpunkte aus sehr verschieden großen Beobachtungsreihen erhalten sind, kommen aber alle im Vorhergehenden erörterten möglichen oder wahrscheinlichen kleinen Fehler kaum in Betracht. Der von Czekanowski in seiner Teilkarte gewählten Beschränkung auf nur je zehn Individuen für einen Fixpunkt wird man kaum für den dortigen vorläufigen Zweck, gewiß nicht grundsätzlich zustimmen; anthropologische Reihen können überhaupt nie groß genug sein, und gerade in möglichst vollständiger Benutzung alles zugänglichen Materials sehe ich die Hauptaufgabe einer solchen Arbeit.⁷⁹⁾ Stets wird daher die kartographische Darstellung in der Umgebung des einen Fixpunktes eine größere Genauigkeit oder besser Wahrscheinlichkeit besitzen als in der eines anderen. Den als ziffernmäßiger Ausdruck allein in Frage kommenden wahrscheinlichen Fehler vermag ich aber, so wünschenswert seine Berechnung auch gewesen wäre, wegen des schon erwähnten häufigen Mangels an Individualisten nicht beizugeben, und so erlaubt das vorhandene Material nur eine vergleichende Wertbeurteilung nach der quantitativen Seite, für deren Einzelheiten ich wieder auf die Liste der Beobachtungsgruppen (Anhang I) verweise.

Da eine Reduktion auf Nachbargruppen etwa nach dem bei den methodologisch verwandten meteorologischen Karten jetzt mit großem Nutzen üblichen Verfahren hier natürlich nicht in Frage kommt, so habe ich wenigstens auf der Karte die verschiedene Wertigkeit der einzelnen Fixpunkte zu berücksichtigen gesucht und bin dabei von der folgenden, biometrisch freilich nicht streng gültigen Vorstellung ausgegangen. Sind an einem Beobachtungspunkte A eine größere Anzahl von Individuen gemessen als an dem benachbarten Punkte B, so kann angenommen werden, daß der Mittelwert des betreffenden Merkmales auf dem Wege von A nach B in dem A anliegenden Teil auf eine weitere Entfernung hin zutrifft als in dem bei B. Das arithmetische Mittel beider Zahlen würde daher nicht mehr in die Mitte der Strecke AB fallen, sondern dieselbe im Verhältnis der Anzahl der bei A und bei B gemessenen Individuen teilen.⁸⁰⁾ Wenn

weichend von seinem Lehrer den Mittelwert der Indices für korrekter erklärt (Éléments 1885, S. 233), ebenso Azoulay (Bull. Soc. Anthr. Par. 4. S., Bd. 3, S. 104—108), während andererseits Hervé und besonders Manouvrier an Brocas Verfahren festhalten wollten (ebd. S. 108—111).

⁷⁹⁾ Einige mir nicht zugänglich gewesene Veröffentlichungen sind in Anhang II der bibliographischen Vollständigkeit wegen mit aufgenommen und durch * bezeichnet.

⁸⁰⁾ Denselben Gesichtspunkt finde ich nachträglich von Albrecht Penck (Ztschr. Ges. Erdk. Bln. 1921, S. 174) für Sprachgrenzen angedeutet. Wo diese, wie meist in unseren Kulturländern, in den leeren Zwischenräumen zwischen Siedlungen mit verschiedener Sprache verlaufen, wären sie für mittlere und kleine Maßstäbe linear so festzulegen, daß man sie statt in der genauen Mitte zwischen je zwei solchen, mehr an den kleineren als an den größeren Ort heranrückte.

die einzelnen Teilstrecken bis auf ein Zehntel der Indexeinheit in dem gleichen Verhältnis weitergeteilt werden, so bilden sie eine nach B hin abnehmende geometrische Reihe, in der jeder zehnte Teilpunkt die Lage der in Indexeinheiten ausziehenden Isarithmen angibt. Natürlich ist es zwecklos, durch Rechnung oder Zeichnung die Isarithmen mit einer größeren Genauigkeit zu konstruieren, als sie die betreffenden Gruppenmittelwerte besitzen; bei kleinem Kartenmaßstabe und nicht zu großen Dreieckseiten genügt es also, die Strecken nach metrischer Schätzung oder auch nach Augenmaß einzuteilen. Da ferner einleuchtet und durch Bartels erwiesen ist,⁸¹⁾ daß in größeren Reihen die „Brauchbarkeit“ ungleich weniger rasch zunimmt als in kleineren, so habe ich bei den aus mehr als zehn Individuen berechneten Mittelwerten die strenge Form der geometrischen Reihe vielfach auch nach persönlichem Urteil über die Zusammensetzung des Materials vermittelnd ausgeglichen. Wo ferner beim Entwurf des Dreiecknetzes zwei konkurrierende Seiten sich als gleich lang erwiesen, wurde stets diejenige bevorzugt, deren Endpunkte auf der größeren Individuenanzahl beruhen.

Infolge der verschiedenen Wertigkeit der Fixpunkte sind auch die Isarithmen über das Kartenfeld hin durchaus nicht als gleichwertig zu betrachten. Außerdem hängt ihre Genauigkeit natürlich von der gegenseitigen Entfernung der Fixpunkte, also von der Netzdichte der Dreieckskonstruktion ab. Genügt für die Beurteilung des letzteren Faktors der Augenschein, so erfordert doch der erstere eine besondere graphische Berücksichtigung. Zu diesem Zweck sind die Isarithmen in drei Kategorien unterschieden: die verhältnismäßig genauesten zwischen Fixpunkten mit beiderseits zehn oder mehr Individuen sind ausgezogen, die entsprechend am wenigsten sicheren zwischen Fixpunkten mit beiderseits weniger als zehn Individuen punktiert, als Zwischenstufe gestrichelt solche Isarithmen gezeichnet, die wenigstens auf einer Seite durch einen Fixpunkt von zehn oder mehr Individuen festgelegt sind. Der an sich ja willkürliche Grenzwert von zehn Individuen mußte mit Rücksicht auf die Verarbeitung des noch immer nur provisorisch in diesem Umfange veröffentlichten Czekańskischen Materials angenommen werden.

Auf der Messung nur eines einzelnen Individuums beruhende Fixpunkte habe ich, nicht ohne schwere Bedenken, schließlich doch berücksichtigt. Denn für eine kartographische Darstellung in dem hier entwickelten Verfahren (dessen wesentlicher Vorzug gerade darin liegt, auch sehr kleine Reihen anthropologischer Messungen unter annähernder Berücksichtigung ihres relativen Wertes zur Verwendung kommen zu lassen) mußte auch der Index eines einzigen Individuums für die Kurvenführung durch sonst unsichere Gebiete gewisse Fingerzeige geben können, wenigstens beim Längenbreiten-Index, der gerade in afrikanischen Gruppen sich durch außerordentlich niedere Variationskoeffizienten auszeichnet. In der Tat fügen sich, wie der Vergleich der Karte mit der Liste der Fixpunkte zeigt, solche einzelne Individuen meist auch merkwürdig gut in ihre Umgebung ein. Nur sei darauf hingewiesen, daß manche „anthropologischen Inseln“ durch die solchen

⁸¹⁾ Über Vergleichbarkeit kranio-metrischer Reihen: Ztschr. f. Ethn., Bd. 35 (1903). S. 935—951. Die wahrscheinlichen Fehler der Typusbestimmung, wie sie neuerdings Poniatowski berechnet hat, ergeben graphisch gleichfalls eine gleichseitige Hyperbel, deren Scheitel bei 20 Individuen liegt, also gerade derselben Zahl, die schon Broca und nach ihm Livi für die Berechnung eines Gruppenmittelwertes als obligatorisch angegeben haben.

vereinzelt Messungen innewohnende Zufälligkeit zu stark, andere zu schwach betont sein werden. Da es aber bei dieser Karte weniger auf eine genaue Lage der Isarithmen als vielmehr auf den Verlauf der Rippllinien⁸²⁾ und die damit zusammenhängenden Ausbreitungsrichtungen der Typen ankommt, so ist auch für die Darstellung insularer Indexverhältnisse die Methode der Isarithmen ungleich günstiger als das gewöhnliche Verfahren nach politischen, wenn auch noch so kleinen Einheiten. Dieses setzt innerhalb seiner Einheiten eine Gleichartigkeit der Bevölkerung hinsichtlich des betreffenden Merkmales voraus, während sich die Grenzen der anthropologischen Inseln nur zufälligerweise mit denen solcher Kartenfelder decken. Nach Möglichkeit sind übrigens die nur durch je ein Individuum vertretenen Beobachtungsgruppen unter sich oder mit anderen zu einem einzigen Fixpunkte zusammengefaßt worden, entweder unter Berücksichtigung der nächsten Nachbarlage und sprachlichen Einheit, wie in Nordwestkamerun, wo der kleine Kartenmaßstab dazu zwang, oder in einigen Fällen auch dort, wo ein Konnubium der beiden Stämme ausdrücklich berichtet wird, wie bezüglich der Wawemba-Wawisa oder der Golo-Shere.⁸³⁾

Die Zahl der nur mit je einem Individuum vertretenen Fixpunkte ist übrigens verhältnismäßig gering, und die durchschnittliche Anzahl der Individuen auf den Fixpunkt nähert sich immerhin mit 19,5 schon ganz der Brocaschen Zahl. Dabei bleiben noch die sechs Fixpunkte, für die sich die wahrscheinlich nicht geringe Zahl der gemessenen Individuen nicht angegeben findet, (sowie der Deformation wegen Punkt 336 mit drei, und zwei Individuen in 334) außer Betracht.

Neben dem in der Individuenzahl der Fixpunkte und deren Dichte zum Ausdruck kommenden Stande der anthropometrischen Erforschung⁸⁴⁾ ist für die regionale Genauigkeit einer auf derart verschieden starken Beobachtungsgruppen beruhenden Karte auch die Bevölkerungsdichte nicht ohne Bedeutung. Denn je dichter eine Bevölkerung wohnt, um so leichter schreitet die Typenmischung fort, und eine über das durch mendelnde Vererbung bedingte Maß hinausgehende Erhaltung von Merkmalkombinationen ist eher bei geringer als bei großer Dichte zu erwarten. Daher sind in dicht bevölkerten Gebieten extreme Werte weniger wahrscheinlich als in dünn bevölkerten, und in ersteren liefert schon eine geringere Anzahl von Beobachtungsindividuen den annähernden Mittelwert als in letzteren; mit anderen Worten, unter der Annahme einer gleichen Anzahl von gemessenen Individuen ist die Genauigkeit der Karte in dicht bevölkerten Gebieten größer als in weniger dicht bevölkerten. Um aber wenigstens in Bezug auf die verschiedene Individuenzahl einen ungefähren Anhalt für die relative Zuverlässigkeit der zugrunde liegenden Mittelwerte

⁸²⁾ Orographisch-kartographisch gesprochen Kammlinien, deren Verlängerung talwärts noch alle konvexen Isarithmenscheitel verbindet, im Gegensatz zu den „Fall-Linien“ oder Schraffen (Bergstrichen, letztere engl. slope lines, dagegen crest lines = Rippllinien).

⁸³⁾ Erwähnt sei in diesem Zusammenhange, daß W. L. H. Duckworth seine anthropologischen Karten von Griechenland (Rep. Brit. Ass. Adv. Sc. 1912, S. 263 Längenbreiten-Index, S. 264 Nasen-Index) sogar grundsätzlich auf die Eintragung nur einzelner Individuen basiert hat, ohne gerade in diesem Umstand eine (neben der von ihm erwähnten) Ursache für die offenbare Ergebnislosigkeit dieses Versuches zu erblicken.

⁸⁴⁾ Vgl. noch im wesentlichen zutreffend die von Biasutti für die ganze Erde entworfene Veranschaulichung, a. a. O., Karte 1.

zu geben, ist in der Liste der Fixpunkte (Anhang I) stets auch der „wahrscheinliche Fehler der Typusbestimmung“ nach Poniowski angegeben⁸⁵): $E(T) = \pm \frac{190,74}{\sqrt{n}}$, womit also angezeigt wird, inwieweit

die verarbeiteten Individuen lediglich ihrer Zahl nach den Charakter der ganzen Gruppe (der Bevölkerung an dem betreffenden Fixpunkte) repräsentieren können. Diese Werte sind natürlich nur unter sich vergleichbar. Die sehr viel wichtigeren wahrscheinlichen Fehler der Mittelwerte konnten ebensowenig wie die Genauigkeitsfehler der Mittelwerte berechnet werden, erstere infolge des häufigen Fehlens von Individualwerten in der Literatur, letztere infolge der Zusammensetzung aus Schädel- und Lebenden-Material. Gleichfalls nach Poniowski⁸⁶) ist nämlich der Längenbreiten-Index am Schädel noch bei 64 Individuen, am Lebenden noch bei 144 Individuen um $\pm 0,1$ ungenau, für gemischtes Material also seine Berechnung gar nicht ausführbar.

V. Über das Lesen der anthropologischen Karte.

Die Neuartigkeit des hier zum ersten Male in größerem Umfang zur Anwendung gelangten Verfahrens nötigt noch zu einigen Bemerkungen über den praktischen Gebrauch einer solchen anthropologischen Karte.

1. Auf den bisherigen anthropologischen Karten sind, wie hier zur Ergänzung des eingangs Gesagten bemerkt werden muß, ursprünglich die Mittelwerte für bestimmte Verwaltungseinheiten aus der Zahlentabelle auf die betreffenden Flächenstücke der Karte selbst übertragen und diese nach einer Skala von namentlich nach den Extremwerten hin häufig nicht einmal gleich großen Stufen schattiert oder koloriert worden. Mit der Verfeinerung der anthropometrischen Statistik wurden aber die Flächenstücke zu klein, um die Zahlenwerte selbst noch aufnehmen zu können, so daß die Merkmalswerte im einzelnen jetzt gewöhnlich nicht mehr oder doch nur mit einer der Größe des Stufenintervalles entsprechenden Genauigkeit abgelesen werden können. Die anthropologische Kartographie hat also nach der bisherigen Methode der „Kartogramme“ mit dem tatsächlichen Fortschreiten der Untersuchungen nicht Schritt halten können. Auch diesem Mangel wird durch das Isarithmen-Verfahren einigermaßen begegnet. Zwar ist auch hier die Eintragung der Mittelwerte selbst nur bei geringer Dichte der Fixpunkte bzw. bei größerem Kartenmaßstab möglich und darauf im vorliegenden Fall um so eher verzichtet, als ja Poniowski gezeigt hat, daß die erste Dezimale des individuellen Kopfindex bereits innerhalb des Genauigkeitsfehlers liegt. Aber obwohl das Farbstufenintervall aus technischen und Ersparnis-Rücksichten doch stets ein Mehrfaches des Isarithmen-Abstandes bleiben muß, ist nicht nur ein Ablesen der Mittelwerte mit der Genauigkeit des Isarithmen-Abstandes, sondern auch nach der Lage der Fixpunkte zwischen je zwei Isarithmen ein weiteres Abschätzen bis auf je zwei bis drei Einheiten der ersten Dezimalstelle gewährleistet, wovon ein praktischer Versuch sofort überzeugt.

⁸⁵) Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 10 (1911), S. 279, Tabelle II. Daß und warum ich persönlich zur Vermeidung der vieldeutigen Typusbezeichnung lieber vom „wahrscheinlichen Fehler des Gruppencharakters“ sprechen würde, s. Ztschr. f. Ethn. Bd. 52/53, 1920/21, S. 133 f. Anm.

⁸⁶) A. a. O., S. 272.

Innerhalb dieser Grenzen ist ferner der nach dem Verhalten der gemessenen Nachbargruppen zu vermutende mittlere Kopfindex jeder beliebigen anderen Bevölkerung der Karte zu entnehmen. Der Küstensaum fällt mit der Grenze des geschlossenen Dreiecksnetzes so nahe zusammen, daß die Extrapolation⁸⁷⁾ der Isarithmen-Ausläufer sich nur auf wenige Kilometer erstreckt und unbedenklich vorgenommen werden konnte; da ferner an den kontinentalen Rändern der Karte mit Hilfe der nächsten jenseitigen Beobachtungsgruppen (deren laufende Nummern in Anlage I in runden Klammern) interpoliert wurde, so erscheinen als hinsichtlich des Kopfindex ganz unbekannt, also weiß, nur einige wenige Inseln, von denen keine Messungen vorliegen. Die Begrenzung der Karte unter 22° nördl. und südl. Br. war durch den nach diesen Breiten hin ganz besonders empfindlichen Mangel an Beobachtungsmaterial bedingt, die Ausdehnung der Darstellung auf Südarabien hin durch die nur so mögliche Veranschaulichung der transerythräischen Einflüsse.

Der Isarithmen- oder wenn man will „Isokephalen“-⁸⁸⁾ Abstand hat sich nach dem Kartenmaßstabe zu richten; nachdem C z e k a n o w s k i für 1 : 4000000 noch mit genügender Deutlichkeit Isarithmen der halben Indexeinheit gezeichnet hat, wurde hier auf 1 : 10 000 000 die ganze Einheit gewählt. Von der in II, 2 gegebenen Konstruktionsregel wurde nur in den wenigen Fällen abgewichen, wo die Berücksichtigung ungewöhnlich großer Dreieckseiten, namentlich zwischen geringwertigen Fixpunkten, oder sehr spitzwinkliger Schnitte lemniskatenartig schmale und überlange Kurvenbilder ergeben hätte. Durch Vernachlässigung einzelner solcher Dreieckseiten wurde dann ein Teil der Isarithmen beiderseits um die betreffenden Fixpunkte zu Ovalen geschlossen.

2. Im äquatorialen Gürtel zeigt die Karte ferner eine Anzahl dem Isarithmen-System eingeschalteter, gleichsam aufgelegter Kreise um je einen Fixpunkt. Das sind die Pygmäen und Pygmäenverwandten einerseits, die Bahima und Watusi andererseits, die einen von der grundbesitzenden Negerbevölkerung abgegrenzten eigenen Wohnraum nicht besitzen und daher nicht hätten zur Darstellung gebracht werden können, wenn nicht ihre Bedeutung im anthropologischen Gesamtbild von Mittelfrika das unbedingt erfordert hätte. Natürlich sind nur diejenigen Gruppen aufgenommen, von denen tatsächlich Kopfindices vorliegen; die Fläche der Kreise entspricht der Zahl der Messungsindividuen ($r = \frac{3}{4} \text{ mm} \cdot \sqrt{n}$).

3. In der Farbenskala sind je zwei Indexeinheiten zusammengefaßt und die aus meteorologischen Karten wohlbekannte Stufenfolge von Zinnober, Karmin und Rosa zu Mattblau, Blau, Dunkelblau und Violett gewählt worden, die ich nach L i v i, v. L u s c h a n⁸⁹⁾

⁸⁷⁾ d. h. auf der Verlängerung von Verbindungsgeraden fortschreitende Punktbestimmung (zur Theorie vgl. A u e r b a c h, Die graphische Darstellung², Leipzig 1918, S. 31 f.

⁸⁸⁾ Dieser an sich bequeme Ausdruck scheint mir nicht empfehlenswert. Einerseits wird „Isokephalie“ in der klassischen Archäologie in ganz anderem Sinne gebraucht und ist auch (unnötiger- und willkürlicher Weise) in der Anthropologie bereits zur Bezeichnung extremer Brachykephalie mit einem Index von über 90 verwendet worden (W a l d e n b u r g, Das isokephale blonde Rasselement unter Halligfriesen und jüdischen Taubstummen, Berlin 1902; und leider auch bei M a r t i n, Lehrbuch, S. 177 u. 678). Andererseits würden auch Isarithmen des Längenhöhen-Index, des Breitenhöhen-Index usw. mit demselben Recht als Isokephalen zu bezeichnen sein.

⁸⁹⁾ Ztschr. f. Ethn. 1913, S. 385. Umgekehrt die Reproduktion der Karten von Deniker und Ripley bei R a n k e, der Mensch³, Bd. II, S. 254/55.

und meinem subjektiven Empfinden in dieser Reihenfolge von Extremdolichocephalen zu den Extrembrachycephalen fortschreiten lasse.⁹⁰⁾ Wenn auch der höchste Längenbreitenindex mit 83,3 (westl. Sara), der niedrigste nur mit 69,0 (Dinka-Rek) notiert ist, so habe ich doch mit Rücksicht auf die Verbreitung bestimmter anthropologischer Typen den Übergang von Mattblau zu Rosa nicht auf 76, sondern auf 75 legen zu müssen geglaubt.

Schon hieraus ergibt sich, daß von einer Bezugnahme auf eine der herkömmlichen trinären oder quinären Indexeinteilungen grundsätzlich Abstand genommen ist. Den Ausführungen Poniatowskis⁹¹⁾ wird man im vorliegenden Falle um so eher beipflichten müssen, als die Zusammensetzung des Materials aus Schädel- und Lebendmessungen doch nur eine ganz willkürliche Entscheidung zugunsten der einen oder anderen Einteilung nach sich gezogen hätte. Auch in später anzuschließenden Ausführungen werden daher die Bezeichnungen dolicho-, meso- und brachykephal lediglich in relativer Bedeutung zur allgemeinen Kennzeichnung der Richtung, in der sich die Typenunterschiede geltend machen, und ohne strengere Beziehung zu einer der bestehenden Indexeinteilungen verwendet. Welchen Schaden deren Gebrauch in der Bestimmung von Rasetypen immer wieder anrichtet, hat noch neuerdings der groß angelegte Versuch Iwanowskis⁹²⁾ gezeigt, dessen Klassifikation auch für Afrika als völlig verfehlt bezeichnet werden muß.

4. Wenn über die Verbreitung der anthropologischen Typen selbst aus der Karte Schlüsse gezogen werden sollen, so ist mit allem Nachdruck noch einmal darauf hinzuweisen, daß die Karte lediglich Mittelwerte und nur eines einzigen, freilich so wichtigen Merkmales darstellt, daß schon Czekanowski gerade für die Benennung seiner Typen selbst mit Vorteil eine Nomenklatur eingeführt hat, die sich aus der jeweils zutreffenden Klassenbezeichnung dieses Merkmales und einer näher bestimmenden geographisch-ethnographi-

⁹⁰⁾ Czekanowski benutzt eine aus verschiedenen Farben zusammengesetzte Skala in ziemlich umgekehrten Sinne: Extremdolichocephale violett, dann blau, grüngrau, grün, gelb, braun, rot und grau für die Brachycephalen. Diese Skala wirkt, wie mir vielfach gesagt worden ist, so wenig plastisch, daß von ihrem weiteren Gebrauch nur abzuraten ist. Auch abgesehen vom Technischen verrät Czekanowski's Karte allerhand Flüchtigkeiten. Unmethodisch ist es, daß an mehreren Stellen der konstruktiv ermittelte Verlauf der Kurven willkürlich verändert oder verlängert ist. Schlimmer ist, daß z. B. im südlichen Mundu der gelbe, die Indexwerte von 76 bis 77 einschließende Streifen ganz „auskeilt“; dafür gewinnt er am Nordufer des Edward-Sees um die Hälfte an Breite mit zweimal eingetragener 76,5-Kurve, deren nördliche dann auf dem Südufer in die 77,0-Kurve übergeführt wird. Im nördlichen Nyoro fehlt der gelbe Streifen dann wieder ganz und weiterhin kreuzen sich (!) sowohl die 77,0-Kurve mit der von 77,5, als auch die von 76,5, aus dem gelben Streifen in den braunen übertretend, mit der von 77,0 und mit der von 77,5! Unrichtig lokalisiert sind die Fixpunkte im ganzen Lualaba-Gebiet, ferner enthält die Karte nicht alle Punkte des Verzeichnisses im Text, während die zweite Karte zur Übersicht des Umfanges der Arbeit deren bedeutend mehr und gelegentlich bis zu 25 km verschoben enthält. Ich teile diese von der Fachkritik (J. Ranke, Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 10, S. 245f. und R. Pösch, Pet. Mitt. 1911, II, S. 291) bisher ungenannten Anstände nicht deshalb mit, um die Brauchbarkeit der Karte irgendwie in Frage zu stellen, sondern nur, um die häufigen Verschiedenheiten von der meinigen zu erklären. Der unter II, 1—2 begründete methodologische Wert der Czekanowskischen Arbeit, wie auch die Gültigkeit der von ihm gezogenen Schlußfolgerungen werden durch diese Mängel und „Schönheitsfehler“ nicht im geringsten beeinträchtigt.

⁹¹⁾ Über den Wert der Indexklassifikationen: Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 10 (1911, S. 50/54. Vgl. v. Luschán, Korr.-Bl. Dtsch. Anthr. Ges. Bd. 37 (1906), S. 60f. und E. Fischer in Baur-Fischer-Lenz, a. a. O. Bd. 1, S. 86.

⁹²⁾ Iwanowski, A. A., Die Bevölkerung der Erde. Vers. einer anthr. Klassifikation. Moskau 1911. (Schr. K. Ges. Freund. Naturk., Anthr. u. Ethn. Bd. 121. Anthr. Abtlg. Bd. 27.)

schen Bezeichnung zusammensetzt. Da sowohl das Nebeneinander eines brachykephalen und eines dolichocephalen Typus, wie auch das Alleinvorkommen eines mesocephalen Typus und sogar das Nebeneinander von drei und mehr solcher Typen je nach der Mengenbeteiligung mehr oder weniger denselben Mittelwert ergeben können, so ist es, wie auch aus der Beschränkung auf ein Merkmal, hiernach klar, daß durch die Karte die Verbreitung der Typen selbst nicht dargestellt wird. Prüfender Einzelbetrachtung bedürfen vor allem die Gebiete mit mittleren Indexwerten. Da nun enges Zusammenscharen der Isarithmen einen schnellen Wechsel der Kopfform auf kurze Entfernung, also ein nahes Nebeneinander von relativ sehr verschiedenen Typen bedeutet, so sind die zwischenliegenden schmalen Streifen mittlerer Indexwerte in der Regel lediglich als Ergebnis des örtlichen Nebeneinanders der beiderseits benachbarten Typen aufzufassen, größere Flächen gleicher Mittelwerte dagegen mit mehr Wahrscheinlichkeit als Gebiete eines besonderen Typus' dieses charakteristischen Wertes, namentlich wenn sie gegen Nachbargebiete durch den Zusammenschluß zweier oder mehrerer Isarithmen auch ihrerseits abgegrenzt erscheinen.

Es sei auch darauf aufmerksam gemacht, daß, da sich wohl in keiner Beobachtungsgruppe ein bestimmter Typus allein und rein vorfinden dürfte (vgl. unter I, 2), die zum Teil aus Häufigkeitskurven, nach Möglichkeit jedoch richtiger aus Kombinationstabellen zu entnehmenden charakteristischen Werte jedes Typus mit den Mittelwerten der Karte nur in lockerem und je nach der Mengenbeteiligung anderer Typen wechselndem Zusammenhang stehen können. Nur bei ganz extrem dolichocephalen oder brachykephalen Typen und bei solchen Typen, deren Verbreitungsgebiet auf allen Seiten durch Gruppen wesentlich verschiedener Indexwerte deutlich genug abgegrenzt ist, deckt sich daher der charakteristische Typenwert annähernd mit dem Mittelwert einer bestimmten Beobachtungsgruppe.

Kommt also schon die Verbreitung der Typen und ihr charakteristischer Indexwert gleichsam nur verschleiert zum Ausdruck, so ist noch größere Vorsicht geboten, wenn man aus dem Verlauf der Isarithmen Schlüsse über die Ausbreitungsrichtung und das relative Alter der Typen ziehen will. Eine junge Ausbreitung in das Gebiet eines anderen Typus' mit wesentlich verschiedenem Kopfindex wird zwar in der Stoßrichtung häufig durch das Zusammenscharen mehrerer Isarithmen kenntlich sein. Aber an großen orographischen Abschnitten oder Vegetationsgrenzen kann auch die gegenseitige Durchsickerung seit alters benachbarter Typen so stark aufgehalten sein, daß sich in diesem Falle die Isarithmen nicht weniger zusammendrängen als im ersteren. Da sich die Wanderungen selten einzeln und zusammenhangslos, sondern in der Regel als Teilerscheinungen einer alle in der Wanderrichtung vor- und rückwärts anschließenden Gruppen umfassenden Völkerbewegung vollziehen, so hängt es ferner ganz von dem Stärkeverhältnis der Vorbevölkerungen und der jeweiligen Einwanderer, wie auch von der Dominanz der einzelnen Merkmale ab, ob sich ein Typus mehr in seinem Ausgangs- oder mehr im Expansionsgebiet vorherrschend zeigt. Häufig wird er dadurch im Ausgangsgebiet in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht sogar ganz verdrängt erscheinen. Über die Ausbreitungsrichtungen und Ausgangsgebiete, über etwaige Restlagen und die relative Folge der Typen vermag die anthropologische Karte daher nur in Verbindung mit den geographischen und geschichtlichen (bzw. kultur-

geschichtlichen und sprachlichen) Verhältnissen Aufschlüsse zu liefern.⁹³⁾

5. Nur auf eine auffallende Erscheinung in der anthropologischen Karte muß an dieser Stelle noch eingegangen werden, weil sie sich weder durch geographische, noch ethnologische Tatsachen erklären läßt, sondern das rein anthropologische Problem der Entstehung neuer Typen durch Kreuzung berührt, ohne freilich auch hier mehr als eine Erläuterung durch Analogieschluß zu finden. Betrachten wir nur die durch umfangreiches Messungsmaterial genügend festgelegten Beobachtungsgruppen, so zeigt die Karte bei mehreren derselben ganz merkwürdige Extremwerte als Ergebnis von Anhäufungen ultraserer Individuen. Weder liegen die dolichocephalen Extremwerte (Dinka, Masai) in rein hamitischen, noch die brachycephalen (Sara, Baluba) in rein negerischen Gebieten. Als reinster Ausdruck eines ältesten Rassetypus kann die Erscheinung also nicht aufgefaßt werden, zumal auch bei den Bantu die Extremdolichocephalen nicht etwa der stärksten Hamiteneinmischung entsprechen (im Südosten bei den Betschuanen und nicht bei den Kaffern, im Südwesten bei den Eshikongo und nicht bei den Ovaherero). Eine gleichwie beschaffene Auslese von Plusvarianten nach Ammon anzunehmen, ist kein Grund ersichtlich, noch weniger läßt sich die Sache mit Livi gegen Ammon etwa so deuten, daß in den Wanderbewegungen die Bevölkerung der vorwärtigen Gebiete gemischerter sei als die der rückwärtigen und daher in sonst dolichocephalen Gebieten die Wanderbewegung eine Anhäufung kürzerer, in brachycephalen Gebieten eine solche längerer Köpfe hervorrufe. Denn bei den Dinka, den Masai und den Baluba liegen die Extremwerte gerade in den im Sinne der Wanderrichtung vorderen Teilen des Volksgebietes.

Bei den dolichocephalen Dinka wie bei den brachycephalen Sara sind nun die Extremwerte des Kopfindex zugleich mit einer besonderen Steigerung der Körpergröße und der Pigmentierung verbunden, so daß auch die bekannte physiologische Korrelation des Kopfindex zur Körpergröße⁹⁴⁾ die Erscheinung nicht zu erklären vermag. Da sie sich außerdem nicht auf einzelne Beobachtungsgruppen beschränkt, sondern sich einerseits auf viele nilotische Stämme, andererseits bis weit nach Adamaua hinein erstreckt, so handelt es sich zweifellos um Merkmale je eines besonderen anthropologischen Typus. In Gebieten junger Völkerbewegungen und unter Ausschluß von Restlagen verbreitet, erscheinen beide Typen als verhältnismäßig späte Fixierungen nigritisch-hamitischer Kreuzungen:

⁹³⁾ Daß auch die physische Anthropologie für sich diesen Fragen nachgehen kann, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Bei genügendem Messungsmaterial würde die Trennung typenreiner Individuen von Typenmischlingen, beider Verbreitung und ihr Stärkeverhältnis in den einzelnen Beobachtungsgruppen wie auch deren und der reinen Typen Variabilität schon einige Fingerzeige geben, aber ich glaube kaum, daß solche Ergebnisse mehr als örtlich beschränkte Gültigkeit haben würden. Für die großen Zusammenhänge wären zunächst wohl Isarithmen-Karten der Variabilität für möglichst viele Merkmale erforderlich, um wenigstens die heutigen Sitze der reinsterhaltenen Typen festzulegen. Aber auch diese sind wohl nicht minder heterozygot als in anderen Erdteilen; selbst den vermutlich ältesten Typus der Urwaldbrachykephalie kann man sich angesichts der überall vertretenen Pygmäen kaum noch als in sich homozygot kreuzend vorstellen.

⁹⁴⁾ Pittard, Influence de la taille sur l'indice céphalique dans un groupe ethnique relativement pur: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 5^e sér., Bd. 6 (1905), S. 279 bis 286. — Johansen, W., Über Dolichocephalie und Brachycephalie: Arch. f. Rassenbiol. Bd. IV (1907), S. 171—188. Martin, R., Lehrbuch d. Anthropologie. Jena 1914, S. 605, 663, 681.

und da nach Mochi auch die Körpergröße der Niloten, wenn man die nicht große Zahl ganz kleiner, sehr breitnasiger und chamaecephaler Individuen ausscheidet, die der reineren hamitischen Typen übertrifft, so scheinen in beiden Fällen echte Ultratypen vorzuliegen, die mit mehreren intensiveren Eigenschaften die Vorfahren überflügelt haben. Sie bilden also einen neuen Beitrag zu der noch ganz ungeklärten Frage, ob und wie die somatischen Charaktere durch die Bastardierung als solche über die betreffenden Werte der Stammmassen hinaus abgeändert werden.⁹⁵⁾ So hat Hagen für die Insulinde gezeigt, daß bei den indo-malayischen Mischlingen die Gesichter höher und die Schädel breiter werden als die beider Elternrassen, ersteres auch Fischer bei den Rehobother-Bastards, beide freilich nur an kleinem Material. An etwas größerem und örtlich genau übereinstimmendem Material haben aber auch Ley und Joyce gefunden, daß die swahili-arabischen Mischlinge der Gegend von Mombasa sowohl längere wie auch breitere Schädel haben als jede der beiden Elterngruppen⁹⁶⁾, und auch der große, extrem dunkle und dolichocephale Typus der nördlichen Salomon-Inseln dürfte als späte papuanisch-melanesische Kreuzung in diesen Zusammenhang gehören⁹⁷⁾. Ob es sich in allen diesen Fällen um das von Tierversuchen bekannte Luxurieren handelt⁹⁸⁾, oder ob nicht doch das von Davenport aufgestellte Prinzip der Nichtübersteigbarkeit der oberen Grenze⁹⁹⁾ zu gelten hat, wonach die extremen Kopfindices der Niloten wie der Sara als die typischen Werte der sonst verdeckten reinen hamitischen bzw. nigritischen Linie anzusehen wären, werden erst spätere Untersuchungen aufhellen können. Eine Lösung im letzteren Sinne wäre für die Anthropologie Afrikas natürlich von größter Tragweite, weil dadurch einerseits die Hamiten nach Körpergröße und Kopfindex immer weiter von den Mediterranen abrücken würden, andererseits die tiefbraun- bis blauschwarze Hautfarbe weit über ihr heutiges geographisches Zusammenfallen mit dem thermischen Äquator hinaus ein altes Merkmal des reinen Negerotypus sein müßte; auch aus anderen, hier noch nicht zu besprechenden Gründen haben die hellen Töne des urwaldbrachycephalen Typus zweifellos als erworbene Eigenschaft zu gelten. Daß der hohe Kopf-

⁹⁵⁾ E. Fischer. Korr.-Bl. Dtsch. Anthr. Ges. 1911, S. 107 und in Baur-Fischer-Lenz a. a. O. Bd. 1, S. 105. — Schlaginhaufen, Bastardierung und Qualitätsänderung: Natur und Mensch Bd. 1 (1920), S. 32—40 (vgl. ebd. Bd. 2, S. 406). Martin, Lehrb. S. 794.

⁹⁶⁾ Journ. Anthr. Inst. Bd. 43, 1913, S. 199.

⁹⁷⁾ Auf dieses Analogon hat mich Herr Dr Thurnwald freundlichst aufmerksam gemacht. Ebenso fand Boas (Science Monthly, Okt. 1894), daß die nord-amerikanisch-kanadischen Mestizen, gegliedert nach drei Größenklassen der betr. reinblütigen Indianergruppen, in allen Fällen größer sind als jede ihrer Komponenten (E. Schmidt, Globus Bd. 67, 1895, S. 95 u. 308). Wenn Boas einen stufenweisen Zuwachs auch der Schädelgröße vom Vollblut durch Dreiviertelblut zum Halbblutindianer bemerkte, so übertreffen letztere auch darin wahrscheinlich beide Elternrassen, da die weiße Komponente ganz überwiegend durch Franzosen, als meist Brachycephale, gebildet ist. Auch soll in Cochinchina malaiische Einkreuzung Überlänge der Extremitäten erzeugen (nach Armand, bei Bastian, Das Beständige in den Menschenrassen. Berlin 1868, S. 104f. Anm.) Vgl. noch v. Eickstedt für seinen Sikh-Typus V (Ztschr. f. Ethn. Bd. 52/53, 1920/21, S. 364).

⁹⁸⁾ Seligmann zitiert auch die bei Kreuzungen der liegenden Zwergerbse und der Büschelerbse in der F-Generation auftretenden Riesenformen, neigt aber offenbar mehr zu der folgenden Auffassung (Journ. Anthr. Inst. Bd. 43, S. 419). Vgl. jetzt auch M. W. Hauschild, Ztschr. f. Ethn. Bd. 52/53 (1920/21), S. 522 u. 525 und zurückhaltend) dazu v. Luschan ebd., S. 527. Sprachliche Ultratypen auf rassenpsychologischer Grundlage nahm Lepsius, Einleitung in die Nubische Grammatik S. XLIV f. an, dem auch Steintal im allgemeinen, aber (wohl richtigerweise) nicht gerade fürs Ful, beipflichtet (Z. f. Völkerk. u. Sprw. Bd. 12, S. 352).

⁹⁹⁾ American Naturalist Bd. 43 (1909), S. 210.

index des Saratypus von dem der Urwaldbrachykephalie kaum verschieden ist, zeigt ein Blick auf die anthropologische Karte, nur dürften bei jenem die absoluten Maße etwas größer sein als bei diesem.

6. Im Vergleich zu der Beobachtungsmasse von 380 000 Individuen, die Denikers Karte von Europa zugrunde liegt, vermag die hier vorgelegte anthropologische Karte von Mittelfrika mit noch nicht 13 000 Individuen natürlich nur eine ungleich geringere Beweiskraft zu beanspruchen. Wenn sich auch in den anthropologischen Karten von Europa wieder besondere Fehlerquellen bemerkbar machen, wie meist die Beschränkung auf den wehrfähigen Teil der Bevölkerung, so glaube ich doch, daß ein Versuch wie der hier vorgelegte seine Berechtigung schon in der zeitgemäßen Notwendigkeit hat, das wenige, was in der Tat über die Anthropometrie des mittleren Afrika festgestellt ist, auch in einer solchen Form zu verarbeiten, daß sowohl die Fachanthropologie die besonders dringliche Abhilfe erheischenden Lücken schärfer ins Auge fassen kann, als auch die verwandten Wissenschaften endlich anfangen können, das für ihre Zwecke Brauchbare und das ihre Problemstellungen Befruchtende den anthropologischen Tatsachen zu entnehmen.

Wie in der genannten Karte von Deniker für Europa, so erscheint jedenfalls in der meinigen auch für Afrika der Längenbreitenindex als Typenmerkmal innerhalb der Varietät in vielleicht überraschendem Maße rehabilitiert, und erst wo dem leitenden Gegensatz Hamiten-Neger fremde Bestandteile wie die Vorderasiaten im Nordosten und die Buschmänner im Süden sich anscharen, wird das Kartenbild des Kopfindex uncharakteristisch. Und so hoffe ich im Hinblick auf die zahlreichen Verfasser uneigennützig Einzelarbeiten, Fachschriften wie Laienbeiträgen, die vielfach unter gerade in Afrika so besonders ungünstigen Verhältnissen gesammelt und gemessen haben, insbesondere auch im Hinblick auf Rudolf Virchow und seine Schule, daß auch von meiner Karte gelten möge, was Emil Schmidt von Denikers Karte einmal gesagt hat¹⁰⁰): „Er hat damit den Forschern nicht nur die Quittung erstattet für ihre Tätigkeit, sondern auch von seiten der Wissenschaft die Anerkennung, daß ihre Mühe nicht vergeblich gewesen ist.“

¹⁰⁰) Globus Bd. 77 (1900), S. 217.

Anhang I.

Verzeichnis der anthropologischen Beobachtungsgruppen.

Das folgende Verzeichnis enthält das gesamte der anthropologischen Karte zugrunde liegende Material, sowie einige, des Verdachts auf künstliche Kopfdeformation wegen nicht verwertete Gruppen (Ihde. Nummern in eckigen Klammern). Über die Berechnung der Mittelwerte und die örtliche Bestimmung der Fixpunkte vgl. IV, 1-4. Zur Konstruktion der Isarithmen noch herangezogene Fixpunkte außerhalb des Kartenrandes sind durch Einschließung der Ihde. Nummern in runde Klammern kenntlich gemacht. Da die wissenschaftliche Nomenklatur vieler Stammes- usw. Namen oft schwankt, ist statt der alphabetischen die Anordnung nach Kolonialgebieten (Stand von 1914), und innerhalb dieser wieder eine geographische Reihenfolge gewählt. Auf an anderer Stelle noch angeführte Gruppen desselben, durch Kolonialgrenzen geteilten Volkes usw., ist jeweils hingewiesen. Das bibliographische ausführliche Quellenverzeichnis s. Anhang II.

Lfde. Nr.	Land, Volk oder Stamm	Ort, Stammes- abteilung oder sonstige nähere Bezeichnung der Beobach- tungsgruppe	Mittelwert des Längen- breitenindex am Kopfe	Wahrscheinlicher Fehler des Gruppencharaktere (d. Typus- bestimmung nach Penistawahl)	Gesamtzahl der Individuen	Quelle für Messungen an	
						Schädeln	Lebenden

Nördliche Sahara.

(1)	Fezzan	Tragen	76.0	60	10	—	Bertholon- Chantre '13
(2)	"	Murzuk	73.2	43	20	—	Bertholon- Chantre '13
(3)	Tuareg ¹⁾	Azdjer	73.3	—	?	—	Elisseïeff '85
(4)	"	In-Salah	75.9	72	7	—	Atgier '09
5	"	mittlere	71.8	16	143	—	Zeltner '14

¹⁾ Vgl. 49, 50.

Mauretanien.

6	Mauren ²⁾	Trarza, Brakna, Duaish	75.8	85	5	1 Delisle '09	4 Collignon- Deniker '86
7	Soninke ³⁾	bei Bakel	74.0	72	7	—	2 Deniker- Laloy '90 5 Girard '02

²⁾ Vgl. 26, 252—254, 587—589, 652—661.

³⁾ Vgl. 19, 36.

Senegal.

8	Fulbe ¹⁾	Futa Toro	74.4	72	7	1 Davis '75 1 Dally '86	4 Collomb '85 1 Elisseïeff '85
9	Toucouleurs	Salde	73.6	39	24	—	10 Collomb '85 7 Deniker- Laloy '90 7 Girard '02
10	Wolof	Baol u. Kayor	74.3	21	84	1 Davis '67 9 Quatrefages '82 23 Shruballsall '99b	14 Deniker- Laloy '90 22 Verneau '95 12 Bouchereau '97 2 Girard '02 1 Mansfeld '08 Verneau '95
11	Leybu	Dakar	76.0	33	34	—	18 Verneau '95
12	Serer	Salum	74.1	45	18	1 Davis '67 4 Quatrefages '82	18 Verneau '95
13	Fulup (Dyola)	Unt. Casamance	76.1	95	4	1 Quatrefages '82	1 Collignon '96
14	Malinke ²⁾	Ob. Gambia	74.8	39	24	2 Maclaud '07 1 Davis '67 1 Davis '75 9 Quatrefages '82 12 Shruballsall '99b	1 Collignon '96

¹⁾ Vgl. 27, 46, 55. ²⁾ Vgl. 52.

Oberer Senegal und Niger.

15	Malinke	Keyita von Kan- gaba-Niagas- sola	73.9	40	23	1 Dally '86	21 Collomb '85 1 Girard '02
16	"	Suro von Kita	72.5	30	39	—	2 Collomb '85 37 Girard '02
17	"	Diara von Fula- dugu-Gangaran	72.9	49	15	1 Dally '86 11 Verneau '05	3 Collomb '85
18	Khasonke	—	73.7	72	7	—	3 Collomb '85 4 Girard '02
19	Soninke-Marka ¹⁾	östl. Kaarta	73.8	67	8	1 Zürich	7 Collomb '85
20	Bambara	Konate u. Keyita	72.4	110	3	—	Collomb '85
21	"	Kulubali von Gemukura	74.0	110	3	—	Collomb '85
22	"	Dambele nördl. Beledugu	76.4	191	1	—	Collomb '85
23	"	Segu	74.6	38	25	—	Girard '02
24	"	Diara b. Bamako	75.4	41	22	2 Dally '86	20 Collomb '85
25	"	Bobo Diulaso	74.9	135	2	—	Weninger '18
26	Suraka ²⁾	Bamako	73.0	72	7	—	Collomb '85
27	Fulbe ³⁾	Wasulu	73.4	39	24	—	16 Collomb '85 8 Girard '02
28	Senufo ⁴⁾	nördliche	78.2	135	2	—	Girard '02
29	Tombo	Bandiagara	73.8	110	3	Hamy '06a	—
30	"	Dalla	74.6	95	4	Hamy '06a	—
31	"	Hombori	76.7	110	3	Hamy '06a	—
32	Gurma	Kankantshari, Fada-n-Gurma	76.3	95	4	—	3 Döring '96 1 Weninger '18
33	Gurusi	—	75.2	24	62	6 Welcker '86 3 Berlin	53 Ruelle '04
34	Mosi	—	74.7	19	103	1 Flower '79 1 Schmidt '86	1 Duttenhofer '55 100 Ruelle '04
35	Samo	—	74.9	46	17	—	Ruelle '04
36	Soninke-Marka ⁵⁾	Dafina	73.1	78	6	—	Ruelle '04
37	Bobo	Koo	75.4	53	13	—	Ruelle '04
38	"	Nurma	74.4	42	21	—	Ruelle '04
39	"	Nyenege	76.9	42	21	—	Ruelle '04
40	Lobi	—	74.4	21	82	4 Verneau '05	78 Ruelle '04
41	Dian	—	72.1	47	16	—	Ruelle '04
42	Birifo	—	74.6	28	46	—	Ruelle '04

¹⁾ Vgl. 7, 36. — ²⁾ Vgl. 6, 252—254, 587—589, 652—661. — ³⁾ Vgl. 8, 46, 55.
⁴⁾ Vgl. 70. — ⁵⁾ Vgl. 7, 19.

Mil.-Territorium des Niger.

43	Mischbevölke- rung des West- sudan	Timbuktu	73.7	36	28	—	16 Amat b. Topi- nard '85 12 Bouchereau '97
44	Songhai	Gao	75.5	55	12	—	Verneau '16
45	Arma	—	74.7	55	12	—	Verneau '17
46	Fulbe ¹⁾	Nigerufer Gao- Dahome	73.7	60	10	—	Verneau '17
47	Dendi	—	78.9	95	4	—	Verneau '17
48	Manga	Gure, Adober u. Gurselik	75.1	38	25	—	Gaillard- Poutrin '14
49	Tuareg ²⁾	südl. Imghad	71.9	37	26	—	7 Chantre '10 19 Verneau '16
50	"	südwestliche Imoshagh	73.2	31	38	—	Verneau '16

¹⁾ Vgl. 8, 27, 46, 55. — ²⁾ Vgl. 2—5.

Französisch-Gainea.

51	Wasulunke	—	74.0	55	12	—	Girard '02
52	Malinke ¹⁾	Sakovon Kurusa	73.3	57	11	10 Manouvrier '87	1 Weninger '18
53	Konianka	um Musadugu	78.7	135	2	—	Krämer '06
54	Tene	Bakiema	73.6	110	3	—	Virchow '91 a
55	Fulbe ²⁾	Futa Djalon	73.3	67	8	4 Verneau '99	2 Collignon '93 2 Krämer '06
56	Djalonke	Tuba	74.1	135	2	1 Quatrefages '82	1 Duttonhofer '55
57	Yola	Rio Compony	73.2	191	1	—	Corre '88
58	Landoma	Boke	73.0	135	2	—	Corre '88
59	Nalu	Rio Nuñez	74.6	95	4	3 Cull '50 1 Davis '75	—
60	Soso	Kamara	74.6	110	3	—	2 Deniker-Laloy '90 1 Weninger '18

¹⁾ Vgl. 14—17. — ²⁾ Vgl. 8, 27, 46, 55.

Sierra Leone.

61	Sierra Leone	Freetown	75.2	78	6	1 Rüdinger '92 1 Frédéric '06 a	4 Mansfeld '08
62	Temne	Port Lokkoh	76.6	78	6	—	1 Deniker-Laloy '90 1 Girard '02 4 Krämer '06 Krämer '06
63	Loko	Ob. Lokkoh-Fl.	75.3	95	4	—	1 Virchow '91 a
64	Mende	—	75.8	78	6	1 Dusseau '65	4 Krämer '06

Liberia.

65	Vai	—	75.3	24	60	1 Virchow '91 a	40 Virchow '89 b 19 Virchow '91 a 7 Mansfeld '08 9 Stassano '86 3 Zintgraff '86 a 2 Ten Kate-Serrurier '86/9 19 Virchow '89 b 2 Deniker-Laloy '90 1 Duckworth '04 2 Krämer '06
66	Liberia	Monrovia	76.2	64	9	2 Dresden	
67	Kru	Grand Butu	75.3	29	42	1 Davis '75 2 Flower '79 1 Dresden	
68	Grebo	Kap Palmas	73.9	110	3	1 Davis '75 2 Quatrefages '82	—

Elfenbeinküste.

69	Dyola	Kong	77.0	135	2	—	Girard '02
70	Senufo ¹⁾	Gimini	77.4	191	1	—	Eysséric '99
71	Kpachala	—	76.1	38	25	—	Ruelle '04
72	Memne	nördl. Tiasale	73.4	191	1	—	Eysséric '99
73	Anyi	Baule	76.3	191	1	—	Weninger '18
74	"	Asini	73.4	28	48	—	Mondiére '80

¹⁾ Vgl. 28.

Goldküste.

75	Ahanta und	Wasaw	72.2	135	2	1 Dusseau '65 1 Schmidt '88	—
76	Nsema	Apollonia	73.1	135	2	1 Quatrefages '82	1 Eysséric '99
77	Fante	Elmina	77.2	67	8	1 Hartmann '93 5 Shruballsall '99 b 1 Halle	1 Eysséric '99

Goldküste (Fortsetzung).

78	Asante	Kumase	74.5	20	92	1 Dusseau '65 1 Busk '75 1 Meyer '78 3 Schaaffhausen '80 6 Quatrefages '82 3 Schmidt '86 1 Virchow '89 f 58 Shruballsall '99 b 1 Duckworth '12a 4 Dresden 1 Göttingen 3 Halle	9 Deniker-Laloy '90
79	Ga	Akra	78.2	191	1	Lajard-Regnault '91	—
80	Dagari	—	72.1	28	46	—	Ruelle '04

Togo.

81	Dagomba	Yendi	75.3	85	5	2 Berlin	3 Döring '96
82	Mandingo-Wan-gara ¹⁾	Sansane-Mangu	75.0	37	26	—	1 Döring '96 25 Ruelle '04
83	Konkomba	Buntoni, Lialba	73.6	57	11	Berlin	—
84	Kabure	—	73.9	47	16	Berlin	—
85	Loso	—	73.8	95	4	Berlin	—
86	Tem	Basari, Tshau-dyo, Tshamba	73.6	95	4	3 Berlin	1 Duttonhofer '55
87	Adele	Bismarckburg	77.6	67	8	—	4 Virchow '91 a 4 Conradt '94
88	Guang	Salaga, Kete Kratshi, Atyoti	72.7	95	4	Berlin	—
89	Kebu	Akpete	74.5	55	12	3 Virchow '89 f	9 Virchow '91 a
90	Akposo	—	77.4	135	2	—	Virchow '91 a
91	Lefana	Kagyebi	74.3	191	1	Berlin	—
92	Ewe	Misahöhe, Kpandu	72.6	135	2	Berlin	—
93	"	Anecho	74.6	41	22	1 Hamy '06 c 1 Dresden 4 Hamburg	1 Virchow '89 d 1 Döring '96 14 v. Luschan '97
94	"	Sagada, Akepota	72.9	110	3	Berlin	—
95	"	Agome Seva, Afanya	76.0	135	2	Berlin	—

1) Vgl. 7, 14—17, 19, 36, 51—53.

Dahome.

96	Popo	Grand Popo, Agbanakwe	76.2	67	8	6 Hamy '06 c 2 Berlin	—
97	Fon	Abome	73.9	34	31	11 Virchow '95 f 12 Shruballsall '99 b	1 Atgier '10 7 Verneau '17
98	Anago	Luba	74.4	135	2	Berlin	—
99	Pilapila	—	74.2	78	6	—	Verneau '17
100	Bariba	Niki und Kandi	74.3	57	11	—	10 Verneau '17 1 Weninger '18

Nigerien.

101	Hausa	Zanfara (Sokoto)	76.0	57	11	—	1 Virchow '91a 1 Hamy '06d 3 Tremearne '11 6 Bertholon- Chantre '13
102	"	Katsena	73.5	85	5	—	1 Quatrefages '82 4 Tremearne '11 Tremearne '11
103	"	Daura	74.1	191	1	—	Tremearne '11
104	"	Kano	74.8	19	94	1 Quatrefages '82	1 Quatrefages '82 15 Mansfeld '08 66 Tremearne '11 11 Bertholon- Chantre '13
105	"	Zozo	74.0	51	14	—	Tremearne '11
106	"	Djemaan Darroro	75.3	67	8	—	Tremearne '11
107	"	Bautshi	73.8	72	7	—	Tremearne '11
108	"	Boberu	75.8	191	1	—	Tremearne '11
109	"	Katagum	75.9	95	4	—	Tremearne '11
110	Kanuri	Bornu	76.6	18	117	1 Ecker '79 1 Quatrefages '82	2 Gillebert d'Hercourt '68 1 Ascherson '76 1 Hamy '06d 4 Tucker-Myers '10 16 Talbot '11 89 Bertholon- Chantre '13 2 Talbot '16 Talbot '16 Talbot '16 Tremearne '12 72 Tremearne '12 Tremearne '12
111	Ngazer	—	74.6	43	20	—	Talbot '16
112	Bolewa	Fika	74.2	43	20	—	Talbot '16
113	Moroa	—	73.2	191	1	—	Tremearne '12
114	Kagoro	—	76.1	22	77	5 Tremearne '12	72 Tremearne '12
115	Kadji	—	75.4	26	55	—	Tremearne '12
116	Yoruba	—	75.1	67	8	1 Virchow '91a 6 Shruballsalt '99b 1 Hamburg 4 Hamy '72 4 Shruballsalt '99b	—
117	Edo	Benin	72.8	64	9	4 Hamy '72 4 Shruballsalt '99b	1 Mansfeld '08
118	Idjo	New Calabar	76.5	95	4	Quatrefages '82	—
119	Ibo	Ogoni	76.4	110	3	Keith '11	—
120	"	östliche	75.3	72	7	4 Davis '67 u. '75 1 Virchow '80a u. '89f	2 Keith '11
121	Efik	Old Calabar und Ibibio	76.3	57	11	3 Smith-Turner '69 4 Hamy '06c	1 Duttenhofer '55 3 Keith '11 Keith '11 Keith '11
122	Korop	—	75.2	53	13	—	Keith '11
123	Kabila	—	74.2	60	10	—	Keith '11
124	Uyanga	—	75.1	95	4	—	Keith '11
125	Nkokolle	Ekuri	76.1	43	20	—	Talbot '13
126	Boki	—	78.5	43	20	—	Mansfeld '08
127	Ekoi	Oban	76.5	37	26	3 Keith '11	23 Keith '11

Kamerun.

128	Ekoi	Mbeban	75.3	42	21	1 Drontschilow '13 1 Dresden	19 Mansfeld '08
129	Keaka	Nkore	74.3	72	7	1 Drontschilow '13	6 Mansfeld '08
130	Anyang-Bako	Nyang	77.1	57	11	9 Dresden	2 Berké '05
131	" -Manta	Mbaya, Mbu, Mbulo, Obone, Okoa	77.8	78	6	5 Drontschilow '13	1 Berké '05

Kamerun (Fortsetzung).

132	Anyang-Biteku	Amebesu, Ayi-wawa, Bakumba	78.3	37	26	—	Berké '05
133	Banyange	Toko	75.4	28	45	—	Berké '05
134	"	Beawo, Defang, Eang, Eture, Faitogh, Mbang, Mfo Tabe, Nguti, Osing, Sabe, Tale, Tinto	77.5	43	20	7 Drontschilow '13 1 Hamburg	10 Berké '05 2 Mansfeld '08
135	Ndü-Kabo	Eholu, Elumbo, Kamalimpe	76.0	85	5	Drontschilow '13	—
136	Minihe	Nkosi, Muangel, Ndonge, Bare	78.2	95	4	Drontschilow '13	—
137	Bandjom	Mbo, Kongoa	80.0	135	2	Drontschilow '13	—
138	Bangwa	Fonyu, Fontem, Foreke Tschatscha, Fosi Mongdi, Foso Nge, Fotabong	77.4	46	17	Drontschilow '13	—
139	Sogen. Bamileke	Fombab, Fondzatualla, Fonyungo	76.1	110	3	Drontschilow '13	—
140	Bana	Bana, Bangang, Basu, Fontshanda, Fotsinga	78.8	67	8	Drontschilow '13	—
141	Bafusam, Balesing, Bamekom, Bamungum, Batsham	—	78.9	85	5	4 Drontschilow '13	1 Berké '05
142	Bagam	—	77.8	95	4	—	Berké '05
143	Bali Ke - Mbad, Bamunko	—	77.9	72	7	1 Drontschilow '13	6 Berké '05
144	Babungo, Bambalang, Bameka, Bamesinge, Bamunka, Bangola	—	78.3	29	44	3 Drontschilow '13	41 Berké '05
145	Babanki	—	76.6	42	21	—	Berké '05
146	Bafueng, Bamedenda, Bandeng	—	76.9	30	39	—	Berké '05
147	Bali	Bali	77.9	47	16	5 Drontschilow '13	11 Berké '05
148	Bamesi, Bameta	—	80.0	85	5	—	Berké '05
149	Bafang	—	74.1	110	3	—	Berké '05
150	Bafut, Bamedjang, Bamedjung	—	78.7	34	31	—	Berké '05
151	Bekom	—	76.1	53	13	—	Berké '05
152	Bafumbum	—	77.1	57	11	—	Berké '05
153	Munkaf	Obang, Mashe	78.8	135	2	Dresden	—
154	Banso	—	80.5	191	1	Drontschilow '13	—
155	Bamum	Fumban	79.2	40	23	13 Drontschilow '13	10 Berké '05
156	Tikar	Ngambe	77.3	95	4	Heidelberg	—
157	Wute	Bongere, Linte	78.9	85	5	2 Heidelberg 1 Dresden 2 Berlin	—

Kamerun (Fortsetzung).

158	Mbum	Ngaundere	79.0	191	1	—	Mansfeld '08
159	Were	Werre-Gebirge	74.8	191	1	Hamburg	—
160	Boko	Idjulle	76.1	191	1	Hamburg	—
161	Kotoko ¹⁾	Gulfei	74.9	34	32	—	27 Poutrin '10 b 5 Talbot '11
162	Banana	—	77.3	57	11	—	Talbot '16
163	Wadama	—	78.0	42	21	—	Talbot '16
164	Mundang	—	78.8	43	20	—	Talbot '16
165	Laka	Lai-Lere	79.7	21	82	—	Couvy '07
166	Baya	Bertua	81.0	110	3	—	Mansfeld '08
167	Babinga ²⁾	Zomia (Lobaye)	81.7	64	9	—	Poutrin '11/2
168	"	Bomasa	79.5	57	11	—	Kuhn '14
169	"	Gandikolo, Mbio, Ngongo	79.3	36	28	—	Poutrin '11/2
170	"	Mbiru	79.5	43	20	—	Kuhn '14
171	"	Suankye	77.7	110	3	—	Poutrin '11
172	Basanga	—	77.2	57	11	1 Berlin	10 Poutrin '11
173	Kunabembe	Dji	77.6	67	8	Berlin	—
174	Ndjem	—	81.8	95	4	—	Poutrin '11
175	Fang ³⁾	Fong	80.7	55	12	—	Poutrin '11
176	"	Ntum	78.3	135	2	Davis '75	—
177	Bulu	Ebolowa	77.1	78	6	1 Virchow '00 b 3 Berlin	2 Berké '05
178	Bane	—	77.5	64	9	—	Berké '05
179	Yaunde	Mvoge Betsi	78.8	85	5	Virchow '97 c	—
180	"	Ongola	76.8	29	44	1 Reinecke '98	29 Berké '05
181	Mvele	Simekoa	74.8	85	5	1 Dresden	13 Mansfeld '08
182	Bati	Sananga	75.6	110	3	1 Berlin	4 Berké '05
183	Basa u. Babimbi	Edeabezirk	76.0	23	67	64 Berlin	1 Berké '05
184	Basa ?	Tinga, Jabassi- bezirk	75.3	110	3	Berlin	1 Mansfeld '08 3 Berké '05
185	Abo	Mbome	77.8	135	2	Virchow '95 f	—
186	Bakundu	Joh.-Albrechts- höhe	77.1	135	2	Drontschilow '13	—
187	Balondo-Bakogo	Ndiwa	74.9	191	1	Drontschilow '13	—
188	Bakwiri	Buea	75.2	85	5	1 Virchow '97 a 2 Dresden 2 München	—
189	Duala	Bonandjo	76.0	45	18	1 Virchow '87 a 1 Halle	5 Zintgraff '86 b 11 v. Luschan '97
190	Bakoko	Unt. Sanaga	75.6	95	4	Berlin	—
191	Ngumba	—	76.2	78	6	4 Waruschkin '97	1 Berké '05
192	Mabea	—	79.5	85	5	1 Hamburg 4 Davis '75	—
193	Banoho	Kribi	78.0	110	3	1 Dresden 1 Davis '75	2 v. Luschan '97

¹⁾ Vgl. 249. — ²⁾ Vgl. 220. — ³⁾ Vgl. 196, 208.

Spanisch-Guinea.

194	Kombe	Rio Benito	73.5	135	2	Poutrin '10 b	—
195	Mbenga	Corisco	75.5	110	3	1 Davis '67 1 Quatrefages '82 1 Shrubsall '98 a	—

Gabun.							
196	Fang ¹⁾	—	77.2	28	45	10 Schenk '05 2 Pittard '08 15 Poutrin '10b	3 Quatrefages '82 1 Wolf '86 u. Virchow '86b 14 Liotard '95 6 Liotard '95
197	Basheke	Ob. Munda-Muni	78.2	55	12	1 Davis '67 2 Davis '75 3 Poutrin '10b	—
198	Mpongwe	Gabun	75.7	85	5	Quatrefages '82 u. Poutrin '10b	—
199	Orungu	—	76.4	85	5	1 Poutrin '10b	4 Liotard '95
200	Galao	—	76.6	60	10	1 Liotard '95 1 Poutrin '10b	8 Liotard '95
201	Enenga	—	78.8	78	6	—	Liotard '95
202	Bakele	—	77.8	78	6	3 Davis '67 1 Quatrefages '82 2 Poutrin '10b	—
203	Okande	Lope	74.2	67	8	—	Deniker-Laloy '90
204	Aduma	Bundji-Fälle	78.8	60	10	2 Poutrin '10b	8 Deniker- Laloy '90
205	Abongo	Dume-Fälle	82.7	135	2	Poutrin '10b	—
206	"	Bayaka-Mitsho- go- u. Ashan- gogrenzgebiet	79.1	95	4	1 Poutrin '10b	1 Hartmann '76 1 Falkenstein '79 1 Leroy '97
207	"	Fernand Vaz	77.5	110	3	1 Poutrin '10b	2 Leroy '97
208	Nkomi u. Fang ²⁾	"	77.0	20	91	Topinard '81	—
209	Nkomi	"	76.0	95	4	1 Davis '75 2 Poutrin '10b	1 Lartigue '68
210	Eshira	Westl. Ouidji	74.6	191	1	Davis '67	—
211	Bandjavi-Mi- tshogo	—	75.1	135	2	1 Quatrefages '82 1 Poutrin '10b	—
212	Balumbo	Nyanga	74.7	110	3	Davis '75	—
213	Bavili ³⁾	Prov. Mbuku	73.8	85	5	2 Falkenstein '77 5 Hartmann '93 2 Schultz '18	—
214	"	Kuilu	73.8	110	3	3 Falkenstein '77 3 Hartmann '93 3 Schultz '18	—
215	"	Loango	74.5	28	47	12 Falkenstein '77 25 Hartmann '93 19 Krause '98 10 Schultz '18	1 Falkenstein '77 2 Zintgraff '86a 1 Deniker- Laloy '90 10 Poutrin '11

¹⁾ Vgl. 175, 176, 208. — ²⁾ Vgl. 175, 176, 196, 209. — ³⁾ Vgl. 381.

Moyen-Congo.

216	Balali	—	76.8	67	8	—	2 Mense '87 6 Poutrin '10b
217	Bateke	Bule Ntangu	74.2	26	55	—	1 Falkenstein '77 26 Mense '87 28 Poutrin '10ab
218	"	Mbe	74.3	110	3	—	Mense '87
219	"	Ob. Alima	73.8	135	2	—	Mense '87
220	Babinga ¹⁾	Ngali, Weso	78.5	55	12	—	Poutrin '11/2
221	Mondjembo	Ibenga	78.5	41	22	1 Mense '87 2 Poutrin '10b	19 Poutrin '10ab

¹⁾ Vgl. 167—171.

Ubangi-Schari-Territorium.

222	Togbo	Kemo-Posten	79.3	67	8	—	7 Maistre '95 1 Huot '02
223	Gbanziri	Ubangi	77.8	191	1	—	Huot '02
224	Gbugbu	—	73.7	95	4	—	Girard '01
225	Nsakara	oberh. Bangasu	76.3	191	1	—	Huot '02
226	Akare	—	75.1	191	1	—	Huot '02
227	Azande ¹⁾	Semio	79.0	95	4	—	1 Jacques '94 1 Huot '02 2 Keith '11
228	"	Adiga	77.0	67	8	—	Tucker-Myers '10
229	Kredj	Dar-Fertit	76.4	43	20	2 Ecker '79	14 Waterston '08 4 Tucker-Myers '10
230	Langwasi	Kuango	75.8	191	1	Hamburg	—
231	Banda	Mbru, Kha, Ndi-kongo, Ngurra, Gbaga, Alesibu	78.6	14	181	—	1 Jacques '97 b 176 Poutrin '10 ab 4 Tucker-Myers '10
232	Mandjia	Bakutone - Kongono, Ob. Fafa u. Kumi	78.7	19	100	3 Gaud '11	13 Maistre '95 57 Poutrin '10 ab 27 Gaud '11
233	Wiawia	—	78.8	55	12	—	Maistre '95
234	Awaka	Yagusu	76.7	55	12	—	Maistre '95
235	Akunga	Les Loutos	76.3	26	53	—	12 Maistre '95 41 Poutrin '10 a
236	Ndokwa	—	78.3	40	23	—	Poutrin '10 b

¹⁾ Vgl. 300 — 303, 550.

Tschad-Territorium.

237	Westl. Sara	Garenki, Kumra	83.3	34	31	—	22 Maistre '95 9 Talbot '16
238	" "	Demi, Dai	81.9	18	115	—	90 Decorse '05 25 Poutrin '10 a
239	Östl. Sara	Dendje	78.7	19	102	—	19 Decorse '05 83 Poutrin '10 a
240	Kaba	—	79.4	18	121	—	52 Decorse '05 69 Poutrin '10 a b
241	Horo	—	81.0	—	?	—	Decorse '05
242	Tunia	—	80.0	?	54	—	? Decorse '05 54 Poutrin '10 a
243	Nyelim	—	77.4	26	ca. 55	—	Poutrin '10 a
244	Boa	—	77.1	26	55	—	Poutrin '10 a
245	Ndam u. Tumak	—	78.5	36	28	—	Poutrin '10 b
246	Miltu	—	77.4	—	?	—	Poutrin '10 a
247	Bagirmi	Tshekna	75.9	20	89	—	33 Poutrin '10 b 1 Tucker-Myers '10 34 Bertholon-Chantre '13 21 Talbot '16
248	Bulala	Südw. Fitri	75.0	21	85	—	Couvy '07
249	Kotoko ¹⁾	Mani	73.3	49	15	—	Talbot '11
250	Buduma	Guria u. Madjagodia	73.9	15	160	—	26 Couvy '07 (34 Poutrin '10 a) 32 Talbot '11 102 Gaillard-Poutrin '14
251	Kuri	Monokum, Kelbu, Duroduro	73.4	35	30	—	Gaillard-Poutrin '14
252	Araber ²⁾	Djimtilo	74.2	67	8	—	Talbot '11
253	"	Dagana	74.5	57	11	—	Talbot '11
254	"	Ulad Sliman	74.6	26	55	—	Gaillard-Poutrin '14

¹⁾ Vgl. 161. — ²⁾ Vgl. 6, 26, 587 — 589, 652 — 661.

Tschad-Territorium (Fortsetzung).

255	Kanembu	Mao	78.4	19	94	—	(47 Poutrin '10a) 4 Talbot '11 90 Gaillard-Poutrin '14
256	Teda	Kanem	74.8	33	33	—	Gaillard-Poutrin '14
257	"	Tibesti	77.8	29	42	—	Noël '20
258	"	Bardai	76.0	38	25	—	Bertholon-Chantre '13
259	"	Borku	72.9	36	28	—	1 Tucker-Myers '10 27 Bouilliez '13
260	Wadai	Abeshe	76.7	33	34	—	1 Virchow '79 18 Couvy '07 15 Bertholon-Chantre '13
261	Sokoro	—	75.5	33	34	—	Couvy '07
262	Runga	—	76.2	191	1	—	Tucker-Myers '10

Belgisch-Kongo.

263	Asorongo	Banana	74.7	85	5	3 Quatrefages '82 2 Hartmann '93	—
264	Bayombe	Mayombe, Mavungu Zhinga	75.0	26	52	—	40 Jacques '97b 12 Poutrin '11
265	Bakongo ¹⁾	Mboma	75.3	47	16	1 Abraham '88 2 Krause '98 2 Shruballs '99 a	11 Zintgraff '86 a
266	"	Ntumba	77.0	36	27	—	Thonner '98
267	"	Lutete	74.2	41	22	2 Davis '67 1 Dresden	9 Mense '87 10 Jacques '94 Mense '87 Mense '87
268	Babwende	—	76.6	191	1	—	—
269	Bambundu	—	74.0	85	5	—	—
270	Bayaka	Mwene Kundi	71.5	191	1	Pittard '00	—
271	Babuma	—	77.9	135	2	—	Mense '87
272	Bayanzi	—	77.7	47	16	1 Mense '87	15 Mense '87
273	Batshua ²⁾	Bikoro	77.7	35	30	—	12 Starr '09 18 Poutrin '11/2
274	Balolo	Mongo	78.0	46	17	—	2 Jacques '94 7 Jacques '97 a 6 Jacques '97 b
275	Ngombe	Lulongo	79.4	57	11	—	2 Keith '11 10 Jacques '97 a
276	Bokote	Wangata	78.6	43	20	2 Mense '87	1 Keith '11 3 Mense '87 1 Jacques '94 7 Jacques '97 a 7 Jacques '97 b
277	Bangiri	Ngiri	74.7	135	2	1 Mense '87	1 Keith '11

1) Vgl. 382. — 2) Vgl. 377.

Belgisch-Kongo (Fortsetzung).

278	Bangala	Nouvelle-Anvers	76.8	17	131	3	Mense '87	48 Wolf '86 u. Virchow '86 b 5 Mense '87 16 Jacques '94 4 Jacques '97 a 52 Jacques '97 b 3 Keith '11 1 Keith '11 15 Thonner '98 2 Keith '11 Thonner '98
279	Akula?	Mongala	76.2	95	4	3	Virchow '86 b	1 Keith '11
280	Bapoto	Upoto	78.4	46	17	—	—	2 Keith '11 Thonner '98
281	Maginza	Bokapo	79.6	55	12	—	—	1 Jacques '97 b
282	Budja	Yaminga	82.4	135	2	—	—	1 Keith '11 10 Jacques '94 14 Jacques '97 b
283	Basoko	—	81.1	32	35	—	—	11 Keith '11 2 Calonne '09 3 Keith '11
284	Likwangola, Babula, Bagbwe	—	82.1	85	5	—	—	Thonner '10 Thonner '98 2 Huot '02
285	Mongbandi	Mogbogoma	82.0	72	7	—	—	78 Poutrin '10 b
286	"	Businga	82.1	64	9	—	—	9 Jacques '94 1 Huot '02
287	Mgbaka	Boboya, Yakatu	77.8	21	80	—	—	8 Poutrin '10 b 10 Keith '11
288	Sango	Banzyville	77.1	35	30	2	Shrubsall '99 a	30 Girard '01 1 Huot '02 Calonne '09
289	Yakoma	—	79.4	34	31	—	—	4 Jacques '94 1 Jacques '97 b
290	Ababwa	Mabenge, Bokiba	79.9	110	3	—	—	4 Calonne '09 1 Keith '11
291	"	Djabbir	81.4	85	5	—	—	2 Jacques '94 5 Calonne '09
292	"	Mongingita	74.4	85	5	—	—	Calonne '09 1 Fraipont '11
293	"	Balisi	78.2	95	4	—	—	3 Calonne '09 1 Keith '11
294	"	Bawenza, Rubi	79.0	72	7	—	—	2 Jacques '94 5 Calonne '09
295	"	Mobalia	81.2	135	2	—	—	Calonne '09
296	"	Babati	80.6	95	4	—	—	Jacques '94
297	"	Monganzholo	81.4	57	11	—	—	Calonne '09
298	"	Mondongwale, Bobwa	79.7	47	16	—	—	10 Czekanowski '10 a 6 Calonne '09
299	"	Mondingima	80.6	110	3	—	—	Calonne '09
300	Azande ¹⁾	Ndorama	77.2	53	13	2	Shrubsall '01	10 Waterston '08 1 Tucker-Myers '10
301	"	Bokoyo na Ganga	77.6	60	10	—	—	Czekanowski '10 a
302	"	Risasi	79.9	60	10	—	—	Czekanowski '10 a
303	"	Manziga	78.4	60	10	—	—	Czekanowski '10 a
304	Abarambo	Amadi	78.0	60	10	—	—	Czekanowski '10 a
305	"	Surango	77.2	60	10	—	—	Czekanowski '10 a
306	"	Poko	78.7	60	10	—	—	Czekanowski '10 a

¹⁾ Vgl. 227, 228, 550.

Belgisch-Kongo (Fortsetzung.)							
307	Mamgbetu	—	74.1	72	7	3 Hartmann '93 3 Mochi '06 a	1 Keith '11
308	Akka ¹⁾	stidl. Mamgbetu	75.7	191	1	Flower '89	—
309	Bamgba	Benge	76.0	60	10	—	Czekanowski '10 a
310	"	Rungu	74.9	57	11	1 Hartmann '93	10 Czekanowski '10 a
311	Medje	—	76.6	191	1	Hartmann '93	—
312	Mayogu	Nala	75.1	60	10	—	Czekanowski '10 a
313	Mangbele	am Akafloss	76.7	60	10	—	Czekanowski '10 a
314	Momvu	Adjamu	76.6	60	10	—	Czekanowski '10 a
315	"	Gumbari	79.4	57	11	—	10 Czekanowski '10 a
316	"	Bagba	76.5	60	10	—	1 Keith '11 Czekanowski '10 a
317	"	Duru, Gadda	77.0	43	20	10 Hartmann '93	10 Czekanowski '10 a
318	"	Tagba	77.9	60	10	—	Czekanowski '10 a
319	Mombutu	Mangeri, Akossi	78.5	55	12	2 Shruballs '01	10 Czekanowski '10 a
320	"	Arebi	77.2	60	10	—	Czekanowski '10 a
321	Abokaya-Oigiga	Lemvo	75.9	60	10	—	Czekanowski '10 a
322	Logo	Agambi	77.3	60	10	—	Czekanowski '10 a
323	Kalika	—	72.7	110	3	Fridolin '03	—
324	Aluru	Mahagi	77.6	60	10	—	Czekanowski '10 a
325	"	Mswa	76.7	57	11	—	1 Virchow '95 g 10 Czekanowski '10 a
326	Lendu	Kilo	76.4	55	12	—	2 Johnston '02 10 Czekanowski '10 a
327	"	Tsili	78.4	60	10	—	Czekanowski '10 a
328	Ituripygmäen ²⁾	Giapanda (Ma- wambi)	79.2	35	30	1 Berlin	1 Emin Pascha bei Stanley '90 3 v. Luschan '06 25 Czekanowski '10 b
329	Maberu	Ngayu	76.6	60	10	—	Czekanowski '10 a
330	Mabudu	Nepoko	74.5	55	21	2 Hartmann '93	10 Czekanowski '10 a
331	Bandaka	Burika	80.0	60	10	—	Czekanowski '10 a
332	Mabali	Avakubi	77.6	60	10	—	Czekanowski '10 a
333	Barumbi	—	79.8	60	10	—	Czekanowski '10 a
334	Bapopoye	{ a	78.0	62	51	—	Delhaise '12
		{ (b)	72.6	def.	2	—	Virchow '95 g
335	Bangelima	—	80.0	191	1	—	Keith '11
[336]	Topoke	Isangi	74.7	def.	3	—	1 Jacques '97 b
337	Bagenya	Stanleyfälle	76.1	191	1	Mense '87	2 Keith '11
338	Bakumu	—	78.1	57	11	—	1 Jacques '97 b 10 Czekanowski '10 a

¹⁾ Vgl. 323. — ²⁾ Vgl. 308.

Belgisch-Kongo (Fortsetzung).

339	Balengola	—	78.4	60	10	—	Czekanowski '10a
340	Babira	Mawambi	79.7	60	10	—	Czekanowski '10a
341	"	Baruti	76.8	60	10	—	Czekanowski '10a
342	"	Andisidi	76.9	60	10	—	Czekanowski '10a
343	"	Shindano	79.8	60	10	—	Czekanowski '10a
344	"	Irumu-Mahagiweg	77.5	60	10	—	Czekanowski '10a
345	Bambuba	Orani	78.7	110	8	—	Stuhlmann '94
346	Baamba	Kasudju	79.8	53	18	—	Czekanowski '10b
347	Bakondjo	Mbeni	77.7	57	11	1 Berlin	10 Czekanowski '10a
348	"	Kazindi	77.1	60	10	—	Czekanowski '10a
349	"	Makoma	77.5	60	10	—	Czekanowski '10a
350	"	Vitshumbi	79.8	60	10	—	Czekanowski '10a
351	Balondo	Rutshuru	77.2	60	10	—	Czekanowski '10a
352	Barega	Kampunzu	78.1	53	18	2 Jacques '96 1 Shruballs '99a	10 Czekanowski '10a
353	Bakusu	eigentliche	79.2	53	18	1 Jacques '96	2 Schweinitz-Virchow '93 10 Czekanowski '10a
354	"	Malela	79.2	72	7	—	Jacques '97 b
355	N.-W.-Manyema	Babamba?	78.8	53	18	—	3 Schweinitz-Virchow '93 10 Czekanowski '10a
356	Batetela	—	79.1	23	70	2 Jacques '96 50 Keith '11	1 Jacques '94 17 Jacques '97b
357	Mbangubangu	Kasongo	78.9	57	11	—	1 Schweinitz-Virchow '93 10 Czekanowski '10a
358	"	Kabambare	78.4	28	48	1 Hamy '06b	5 Jacques '97b 42 Leys-Joyce '13
359	Babembo	—	77.8	60	10	—	Czekanowski '10a
360	Babwari	Some	78.8	41	22	—	3 Hoesemann '97 9 Ramsay '97 10 Czekanowski '10a
361	Babujwe	—	75.7	60	10	—	Czekanowski '10a
362	Baholoholo	Albertville	77.9	60	10	—	Schmidt '12
363	Batabwa	Mpala, Mtombwa	76.2	110	8	2 Houzé '86	1 Ramsay '97
364	"	Mpampa	78.4	191	1	Houzé '86	—
365	Baluba	Katanga	74.5	78	6	1 Hamburg	3 Jacques '94 1 Jacques '97b 1 Keith '11
366	"	„Urua“ östlich d. Luvwa	81.4	191	1	Hamy '06b	—
367	"	Basanga	81.6	191	1	—	Jacques '94
368	"	Bahemba	79.1	95	4	—	Jacques '97b
369	Basonge	Nsapusapu	75.6	78	6	1 Fraipont '08	5 Jacques '94

Belgisch-Kongo (Fortsetzung).

370	Bena Luluwa	Tshingenge	83.0	51	14	—	Wolf '86 u. '87
371	"	Tshitebwa	79.4	95	4	—	Wolf '86 u. '87
372	"	Mupuya	78.2	135	2	—	Wolf '86 u. '87
373	"	Mukenge	79.9	39	24	4 Virchow '86 b	20 Wolf '86 u. '87
374	"	Bakwa Mpika	80.2	191	1	—	Wolf '86 u. '87
375	Bashilange	westl. d. Luebo	77.1	95	4	—	1 Virchow '84 3 Wolf '86 Maistre '95
376	"	Kasai-Luluwa	76.9	36	27	—	8 Verner '02
377	Batua ¹⁾	Ndombe	77.5	40	23	—	15 Starr '09
378	Bakuba	Bushongo	78.3	44	19	—	1 Jacques '97 b 18 Keith '11
379	Basongo Mino	Kasai-Sankuru	77.2	85	5	1 Virchow '86 b	3 Jacques '94 1 Keith '11
380	Lunda	Musumba	74.5	110	3	2 Berlin	1 Deniker Laloy '90

¹⁾ Vgl. 273.

Angola.

381	Bavili ¹⁾	Tjintjotjo	72.5	67	8	6 Hartmann '93 1 Krause '98 3 Schultz '18	1 Weisbach '78
382	Bakongo ²⁾	Kabinda, Landana	73.7	67	8	1 Falkenstein '77 4 Abraham '88 2 Hartmann '93	2 Zintgraff '86 a
383	Eshikongo	São Salvador	72.8	67	8	—	4 Zintgraff '86 a 4 Jacques '97 a
384	—	Rio Cuango	74.7	135	2	Hartmann '93	—
384 a	Luangu	Dembos (Zambi Aluquem)	75.6	72	7	2 Mendes Corrêa '22	5 Mendes Corrêa '22
385	Ambundu	Loanda, Dondo	73.2	67	8	2 Rüdinger '92 1 Hartmann '93 2 Shruballsall '99 a	2 Weisbach '78 1 Mendes Corrêa '18
386	Ovimbundu	Bihe, Kapoku	75.1	85	5	—	1 Deniker-Laloy '90 4 Mendes Corrêa '18
387	Andulu	Tshisamba, Moshinge	75.1	35	23	—	Mendes Corrêa '18
388	Luimbe	—	75.6	21	82	—	Mendes Corrêa '16
389	Tjokwe	Ndumba Tembo, Moshiku	77.1	20	91	—	1 Deniker-Laloy '90 90 Mendes Corrêa '16
390	Luena	Mana Kandundu, Kakenge	77.0	19	101	—	Mendes Corrêa '16
391	Lutjaze	Luatamba	75.1	28	46	—	Mendes Corrêa '16
392	Ambuela-Mambunda	Kangamba	74.9	72	7	—	Mendes Corrêa '18
393	Kasekere	—	73.4	191	1	—	Deniker-Laloy '90
394	Ngangela	—	75.3	135	2	—	Deniker-Laloy '90
395	Asumbi	Novo Redondo	74.2	110	3	1 Flower '79 2 Mendes Corrêa '15	—
396	—	Benguella	72.4	191	1	Shruballsall '99 a	—
397	Bandombe	Dombe grande	77.5	110	3	1 Flower '79	2 Deniker-Laloy '90
398	—	Mossamedes	75.2	191	1	Shruballsall '99 a	—

¹⁾ Vgl. 213—215. — ²⁾ Vgl. 265—267.

Deutsch-Südwestafrika.

399	Ovambo	Ondonga	74.1	191	1	Virchow '87 b	—
400	Hottentotten	Topnaar	78.8	110	3	—	2 Belck '85 b 1 v. François '96
401	"	Zwaartbooi	75.9	85	5	2 Belck '85 b	2 Belck '85 b 1 v. François '96
402	Ovaherero	Okombahe, Okahandja, Otjiseva, Waterberg, Omaruru	75.0	38	25	1 Fritsch '72 1 Virchow '95 d 1 Hambruch '07 6 S. Sergi '09 2 Hamburg	1 Belck '85 b 2 v. François '96 4 v. Luschan '97 3 Eggeling '09 4 Zeidler '15 Werner '06
403	Buschmänner	Heikum	76.3	51	14	—	—

Britisch-Südafrika.

404	Buschmänner	Ngami	75.0	110	3	—	Virchow '86 a
(405)	Bamangwato	Shoshong	70.4	110	3	Fritsch '72	—
406	Makaranga?	Chum Ruins	74.3	135	2	Shrubsall '09	—
407	Wawemba und Wawisa	—	73.7	135	2	1 Hamy '06 b	1 Virchow '95 g
408	Wanyamwanga	—	76.2	42	21	—	Fülleborn '02
409	Warambia	—	75.3	110	3	—	Fülleborn '02
410	Wahenga	Mroi	76.2	110	3	2 Shrubsall '99 a	1 Fülleborn '02
411	Atonga	Nkata	74.6	135	2	—	Fülleborn '02
412	Angoni ¹⁾	westl. Mpondas	74.5	38	25	Shrubsall '99 a	—
413	Mangandja	Shire-Hochland	75.0	36	28	6 Shrubsall '99 a	1 Schweinitz-Virchow '93 21 Leys-Joyce '13 16 Leys-Joyce '13
414	Wayao ²⁾	Tshikala	75.4	46	17	1 Shrubsall '99 a	—

¹⁾ Vgl. 468. — ²⁾ Vgl. 434, 435.

Comoren und Madagascar.

415	Comoren	Gr. Comoro	81.0	30	39	1 Delisle '07	12 Bouchereau '97 3 Delisle '07 23 Leys-Joyce '13
416	"	Anjouan	79.0	55	12	—	Bouchereau '97
417	"	Mayotte-Pamanzi	83.3	191	1	—	Delisle '07
418	Sakalava	Mahajamba	76.6	45	18	1 Flower '79 5 Quatrefages '82	12 Bouchereau '97
419	"	Ambodi-Madiro und Wooded Island	79.7	46	17	6 Virchow '80 b 3 Trucy '86 2 Weisbach '89	6 Virchow '79 c
420	Antankara	Diego Suarez	78.3	72	7	1 Quatrefages '82 2 Chudzinski '86 3 Grandidier '86	1 Virchow '79 c
421	Antsihanaka	—	73.0	191	1	Quatrefages '82	—
422	Betsimisarakaka	Tamatave	75.9	42	21	1 Davis '67 3 Davis '75 3 Quatrefages '82 1 Duckworth '96/7	1 Virchow '79 c 12 Deniker '96
423	Antankai	Bezanozano	78.2	135	2	—	Deniker '96
424	Hova	Antananarivo	81.6	40	23	2 Quatrefages '82 4 Trucy '86 2 Virchow '96 1 Duckworth '96/7	2 Deniker '96 12 Bouchereau '97
425	"	Imerina	84.0	55	12	—	Bouchereau '97
(426)	Antaimoro	Vangaindrano	78.2	135	2	—	Deniker '96
427	Betsileo	—	73.8	191	1	Duckworth '96/7	—
(428)	Bara	—	74.9	191	1	Virchow '96	—

Portugiesisch-Ostafrika.

(429)	Inhambane	—	72.6	135	2	1 Dumoutier '54	1 Dumoutier '54
430	Sena	—	72.0	191	1	Hartmann '93	—
431	Maravi	—	72.5	85	5	Welcker '86	—
432	Baroro	nördl. Morumbala	74.2	53	13	12 Quatrefages '82	—
433	Makua	Moçambique	74.0	47	16	1 Hartmann '93 1 Dusseau '69 2Zuckerkandl'75 1 Passavant '84 1 Rüdinger '92 3 Hartmann '93 5 Shruballsall '99a	2 Dumoutier '54
434	Wayao ¹⁾	Ostufcr des Nyassa	73.9	95	4	1 Dresden 1 Ecker '79	3 Fülleborn '02

¹⁾ Vgl. 414, 435.

Deutsch-Ostafrika.

435	Wayao ¹⁾	südl. Kilwa	73.5	67	8	Shruballsall '99a	—
436	Wamwera	—	73.1	85	5	2 Freitag '08	2 Fülleborn '02
437	Makonde	—	79.0	135	2	1 Hartmann '93	1 Struck '04
438	Wapogoro	—	77.3	191	1	—	1 v. Luschan '97
439	Watshungwe	—	74.4	64	9	—	Fülleborn '02
440	Wahehe	Iringa	73.8	47	16	1 Virchow '95a 1 Virchow '00a 8 Freitag '08	Fülleborn '02 6 Fülleborn '02
441	Wabena	Kidugala	75.0	38	25	—	Fülleborn '02
442	Wakinga	—	79.9	85	5	2 Freitag '08	3 Fülleborn '02
443	Wapangwa	—	75.9	135	2	—	Fülleborn '02
444	Wampoto	—	75.6	110	3	—	Fülleborn '02
445	Wakesi	Wiedhafen	76.2	55	12	—	Fülleborn '02
446	"	Alt-Langenburg	74.0	135	2	Freitag '08	—
447	Kondestämme	Unterland	76.1	33	34	4 Freitag '08	30 Fülleborn '02
448	"	Oberland	75.6	28	46	3 Freitag '08	43 Fülleborn '02
449	Wandali	—	74.7	44	19	—	Fülleborn '02
450	Wawungu	—	76.1	95	4	—	Fülleborn '02
451	Wafipa	—	76.5	60	10	—	Czekanowski '10a
452	Wawinza	—	79.7	78	6	—	Ramsay '97
453	Wadjidji	Udjidji	71.2	72	7	—	1 Hoesemann '97 6 Ramsay '97
454	Waha	Kilungwe, Nyangwe, Ugaga	72.3	72	7	—	Hoesemann '97
455	Warundi	südöstlich Rumonge	77.8	95	4	—	Hoesemann '97
456	Watusi ²⁾	Taborabezirk	74.4	95	4	—	Schweinitz-Virchow '93
457	"	Lusambiko	74.5	78	6	3 Zuckerkandl '94 1 Virchow '97 b	2 Hoesemann '97
458	Batwa	Nyanza	75.1	36	28	—	Czekanowski '10b
459	Banyaruanda	"	74.0	60	10	—	Czekanowski '10a
460	"	Isawi	75.4	45	18	—	Czekanowski '10b
461	"	Kakoma	73.7	60	10	—	Czekanowski '10a
462	Bagoye	Nyundo	75.3	60	10	—	Czekanowski '10a
463	Balera	Ruasa	76.7	60	10	—	Czekanowski '10a

¹⁾ Vgl. 414, 434. — ²⁾ Vgl. 534.

Deutsch-Ostafrika (Fortsetzung).

464	Baziba	Kifumbiro	73.7	46	17	—	7 Schweinitz-Virchow '93 10 Czekanowski '10a
465	Bahamba	Kanazi	74.3	60	10	—	Czekanowski '10a
466	Bazindza	Uzindza	75.8	60	10	—	Czekanowski '10a
467	"	Kome	74.2	64	9	—	Schweinitz-Virchow '93
468	Wangoni ¹⁾	Runsewe	75.5	47	16	—	Schweinitz-Virchow '93
469	Wasumbwa	südwestliche	75.7	60	10	—	Czekanowski '10a
470	Wasukuma	Bukumbi, Mwanza, Nasa, Nera, Seke, Urima	76.0	29	41	—	10 Schweinitz-Virchow '93 10 Czekanowski '10a 21 Leys-Joyce '13
471	Wanyamwezi	Masali	76.2	67	8	Virchow '93	—
472	"	Msalala	76.6	60	10	—	Czekanowski '10a
473	"	Urambo, Kaseri	74.5	51	14	—	2 Schweinitz-Virchow '93 12 Leys-Joyce '13
474	"	Ugunda	74.5	191	1	—	Schweinitz-Virchow '93
475	"	Unyanyembe	74.2	36	27	10 Dutrieux '80 3 Hartmann '93	2 Schweinitz-Virchow '93 10 Czekanowski '10a
476	"	Wirwana	75.5	17	131	2 Virchow '89a 12 Weisbach '89	6 Johnston '02 10 Czekanowski '10 101 Leys-Joyce '13
477	Waniramba	einschl. Isanzu	73.9	57	11	1 Freitag '08 10 Ried '15	—
478	Wanyaturu	Turu	73.7	51	14	1 Freitag '08 7 Ried '15	6 Ried '15
479	Wagogo	—	75.4	57	11	1 Freitag '08 1 Dresden	9 Schweinitz-Virchow '93
480	Wasandawe	Kwa Kokwe bei Kwa Mtoro	74.5	64	9	2 Virchow '95b 1 Freitag '08 6 Ried '15	—
481	Wakindiga	—	73.5	64	9	2 Ried '15	7 Ried '15
482	Waburunge	—	73.3	60	10	Ried '15	—
483	Wandorobo ²⁾	Asa südl. Kilima Ndjaro	72.8	95	4	—	Merker '04
484	Masai ³⁾	südwestliche	72.7	45	18	16 Virchow '93 2 Zuckerkandl '94	—
485	"	Sigirari	70.9	51	14	1 Frédéric '06b 2 Dresden	8 v. Luschan '97 3 Merker '04
486	"	Sogonoi	71.5	78	6	—	Merker '04
487	"	Kibaya	73.0	64	9	2 Virchow '89a 6 Reinecke '98	1 Merker '04
488	Wadschagga	Moschi	74.5	29	43	12 Widenmann '98 4 Wagner '07 2 Dresden	4 Virchow '89c 3 Virchow '95g 18 Leys-Joyce '13

¹⁾ Vgl. 412. — ²⁾ Vgl. 513. — ³⁾ Vgl. 515—518

Deutsch-Ostafrika (Fortsetzung).

489	Wapare	Südpare	37.6	72	7	4 Weisbach '91 3 Reinecke '98	—
490	Washambaa	—	75.6	135	2	Reinecke '98	—
491	Wadigo	—	75.9	47	16	1 Virchow '91 b	15 Leys-Joyce '13
492	Wasegedju	—	74.7	32	36	—	Leys-Joyce '13
493	Wabondei	—	74.0	191	1	Virchow '91 b	—
494	Wazigua	Mbuzini	76.0	49	15	1 Virchow '89 a	1 Hildebrandt '79 12 Leys-Joyce '13 1 Struck '21
495	Wakami u. Wadongwe	—	74.4	135	2	—	1 Schweinitz-Virchow '93 1 Fülleborn '02 v. Luschan '97
496	Waswahili ¹⁾	Lindi	76.4	64	9	—	—
497	"	Pangani	75.0	135	2	Virchow '91 b	—

¹⁾ Vgl. 600.

Ibea.

498	Watumbatu	Tumbatu	78.7	135	2	Virchow '91 b	—
499	Waswahili ¹⁾	Zanzibar	73.8	53	13	1 Reynaud '97	12 Bouchereau '97
500	"	Mombasa	76.6	26	54	—	53 Leys-Joyce '13 1 Struck '21
501	"	Kipini	74.8	78	6	Freitag '08	—
502	"	Lamu	77.2	31	37	11 Freitag '08	26 Leys-Joyce '13
503	Somali (Hashia) ²⁾	Witu-Juba (südl. Darod)	74.7	35	29	2 Virchow '91 b	27 Leys-Joyce '13
504	Galla ³⁾	Wituland	71.9	95	4	Virchow '91 b	—
505	Wagiryama	—	76.6	39	24	—	Leys-Joyce '13
506	Warabai	—	76.2	53	13	—	Leys-Joyce '13
507	Wanyika	—	77.7	45	18	—	Leys-Joyce '13
508	Waduruma	—	75.5	23	67	—	Leys-Joyce '13
509	Wakamba	südliche	77.3	95	4	3 Virchow '91 b 1 Shruballsall '99 a	—
510	"	nördliche	76.5	17	132	1 Duckworth '09 3 Adams '02/4	128 Leys-Joyce '13
511	Agikuyu	—	76.0	10	384	—	Leys-Joyce '13
512	Embu	—	75.6	18	110	—	Leys-Joyce '13
513	Wandorobo ⁴⁾	Laikipia	76.0	67	8	—	Johnston '02
514	Wak*afi	Ndjemps	73.3	57	11	—	Leys-Joyce '13
515	Masai ⁵⁾	Leitokitok	72.1	110	3	—	Merker '04
516	"	Inguruman	73.8	95	4	Göttingen	—
517	"	Nairobi-Reserve	73.2	20	92	1 Hamburg	91 Leys-Joyce '13
518	"	Mau-Naivasha	73.0	72	7	1 Hamburg	5 Johnston '05 1 Merker '04 Leys-Joyce '13
519	Luo	Südkavirondo	76.2	31	37	—	4 Johnston '02
520	"	Katshamega	77.5	19	104	—	100 Leys-Joyce '13
521	Bawanga	Nordkavirondo	75.8	36	28	—	4 Johnston '02 24 Leys-Joyce '13
522	Nandi	—	73.8	44	19	—	5 Johnston '02 14 Leys-Joyce '13
523	Kamasia	—	75.0	38	25	—	5 Johnston '02 20 Leys-Joyce '13
524	Suk	—	76.9	39	24	—	9 Johnston '02 15 Leys-Joyce '13

¹⁾ Vgl. 600. — ²⁾ Vgl. 602—610, 630. — ³⁾ Vgl. 636—642. — ⁴⁾ Vgl. 483. — ⁵⁾ Vgl. 484—487.

Uganda-Protectorat.

525	Turkana	—	74.2	64	9	—	Leys-Joyce '13
526	Karamoyo	—	73.3	95	4	—	Johnston '02
527	Bageshu	Masaba	74.4	45	18	Wien	—
528	Basoga	—	75.9	67	8	4McKerrow '02/4	4 Johnston '02
529	Baganda	Kyagwe (Klane Musu, Ndjovu, Nyonyi)	74.6	27	51	—	16 Castellani-Mochi '04
530	"	Busiro, Kyadondo (Klane Butiko, Fumbe, Lugava, Mamba Bakerekere, Mbogo, Mpewo, Mpollogoma, Ndiga, Ngeye, Ngo, Nkima, Katinvuma)	74.4	14	194	1 Fridolin '03	35 Roscoe '11 5 Felkin '79 a 1 Schweinitz-Virchow '93 3 Johnston '02 10 Czekanowski '10 a 131 Roscoe '11 44 Leys-Joyce '13
531	"	Busudju, Buntambala, Matwokota (Klane Kobe, Ngabi, Ngonge, Nsenene)	73.3	28	47	—	Roscoe '11
532	"	Sese In. (Klan Mamba Muguaya)	73.3	49	15	—	Roscoe '11
533	"	Budu (Klane Kasimba, Mutima, Namungona, Nte teriko mukiro)	73.8	24	62	—	Roscoe '11
534	Bahima ¹⁾	Buganda	73.1	—	?	—	Castellani-Mochi '04
535	Banyambo	Rufua Mpororo	72.5	60	10	—	Czekanowski '10 a
536	Banyankole	Mbarara	74.4	60	10	—	Czekanowski '10 a
537	Batoro	Toro	74.5	60	10	—	Czekanowski '10 a
538	Banyoro	Hoima	74.9	60	10	—	Czekanowski '10 a
539	Batshopi	Fawera	74.9	78	6	—	Felkin '79 b
540	Atsholi	—	77.9	53	13	—	3 Johnston '02 10 Czekanowski '10 a
541	Madi	Nimule	76.5	60	10	—	Czekanowski '10 a
542	Bari	Nyanki	73.7	60	10	—	Czekanowski '10 a
543	"	Gondokoro	74.9	110	3	—	Emin Bei '86

¹⁾ Vgl. 456, 457.

Englisch - Ägyptischer Sudan.

544	Bari	Kerri	75.3	53	13	—	9 Felkin '79 b 4 Waterston '08
545	"	Lado	72.5	41	22	—	14 Felkin '79 a 7 Emin Bei '86 1 Tucker-Myers '10
546	Tshir	—	73.4	135	2	Quatrefages '82	—
547	Nyangbara	—	75.7	36	28	5 Fridolin '03	19 Waterston '08 4 Tucker-Myers '10

7*

Englisch-Ägyptischer Sudan (Fortsetzung).							
548	Fadjelu	—	76.9	191	1	—	Tucker-Myers '10
549	Kakwak	—	75.3	60	10	—	Czekanowski '10 a
550	Azande ¹⁾	Makakalaka	77.9	60	10	—	Czekanowski '10 a
551	Abaka	—	72.5	191	1	—	Tucker-Myers '10
552	Luba	—	76.5	135	2	1 Fridolin '03	1 Virchow '85b
553	Buguru	—	75.5	110	3	Hartmann '93	—
554	Moru	Bengue	74.8	135	2	—	1 Felkin '84 1 Tucker-Myers '10
555	Mitu	—	74.8	191	1	Hartmann '93	—
556	Bongo	Dagudu	75.9	29	42	14 Hartmann '93 2F ridolin '03	15 Mochi '03 7 Waterston '05 4 Tucker-Myers '10 Virchow '85 b
557	Golo u. Shere	—	78.5	135	2	—	5 Virchow '95g
558	Gbaya	—	76.9	72	7	—	2 Tucker-Myers '10 Felkin '79 a
559	Dembo	—	75.7	135	2	—	1 Tucker-Myers '10
560	Djur	—	72.9	135	2	1 Hartmann '93	4 Virchow '95g 10 Chantre '04 a 10 Waterston '05
561	Shilluk	Fashoda	71.9	26	52	2 Quatrefages '82 10 Hartmann '93 1 Krause '98 4 Fridolin '03	11 Tucker-Myers '10 40 Waterston '08 u. Seligmann '13 1 Tucker-Myers '10
562	Nuer	—	78.5	29	41	—	Felkin '79 a 3 Buchta '81
563	Bor	Bor	72.6	78	6	—	3 Ascherson '76 2 Virchow '95g
564	Kitsh	Ghaba Sham-beh	72.4	78	6	—	2 Lombroso-Carrara '96 3 Girard '00 1 Huot '02
565	Dinka	Rek	69.0	55	12	2 Hartmann '93	1 Hamy '81 1 Virchow '95g 3 Lombroso-Carrara '96 11 Chantre '04 a 60 Waterston '05
566	"	ggbr. Fashoda	73.3	19	101	2 Ecker '79 3 Hartmann '93 3 Mochi '05	17 Tucker-Myers '10 1 Virchow '79a 3 Virchow '89c
567	"	Abyalang	70.2	45	18	1 Fridolin '03	11 Lombroso-Carrara '96 2 Fritsch '04 43 Waterston '08
568	Burun	—	78.9	29	44	—	1 Tucker-Myers '10
569	Tabi	—	73.2	191	1	—	Tucker-Meyers '10
570	Hamadj	Fazoql	73.3	60	10	4 Ecker '79 1 Fridolin '03	5 Tucker-Myers '10

1) Vgl. 227, 228, 300—303.

Englisch-Ägyptischer Sudan (Fortsetzung).

571	Funj	Tegem, G. Dul	75.2	135	2	Ecker '79	—
572	Sennaar	Gebel Moya ¹⁾	75.2	110	3	2 Ecker '79 1 Fridolin '03	—
573	Nördl. Bergnuba	G. Haraza	72.7	78	6	—	1 Virchow '85 b 5 Tucker-Myers '10
574	Kordofan	El Obeid u. G. Kordofan	74.7	67	8	1 Ecker '79 2 Quatrefages '82	1 Virchow 85 b 2 Tucker-Myers '10 2 Meissner '15
575	Mittl. Bergnuba	Daier, Dubab, Kadero	74.6	110	3	—	Tucker-Myers '10
576	Südl. Bergnuba	G. Ghulfan	79.5	85	5	2 Ecker '79	3 Tucker-Myers '10
577	Tegele	—	77.8	64	9	2 Ecker '79	7 Tucker-Myers '10
578	—	Tira Achdar, Tira Mandi, Kinderma, Kawarma	77.7	72	7	—	Seligmann '10
579	—	Lumun, G. Shat	78.7	64	9	—	1 Tucker-Myers '10 8 Seligmann '10
580	—	Lifofa	77.0	41	22	—	Seligmann '10
581	—	Eliri, Talodi	74.3	53	13	—	Seligmann '10
582	—	Miri, Kurungu	76.4	135	2	—	Tucker-Myers '10
583	—	Telau, Katla, Nyima	81.2	110	3	—	Tucker-Myers '10
584	Birket	—	74.7	135	2	—	Tucker-Myers '10
585	Kara	—	77.4	110	3	—	Tucker-Myers '10
586	For	Kobe	76.5	21	83	1 Spengel '75 2 Ecker '79 14 Quatrefages '82 1 Halle	1 Kopernicki '71 1 Langerhans '73 2 Virchow '85 b 1 Felkin '86 15 Chantre '04a 15 Waterston '08 18 Tucker-Myers '10 12 Bertholon-Chantre '13
587	Kababish ²⁾	Kordofan	74.1	49	15	—	Seligmann '13
588	"	Dongola	74.5	64	9	—	Seligmann '13
589	Djaalin ²⁾	—	74.2	110	3	—	Virchow '78
590	Barabra	Dongola	74.8	135	2	Ecker '79	—
(591)	"	Ibrim bis Assuan	76.2	24	64	—	Chantre '01u.'04b
(592)	"	Elephantine-Philae-Bigheh	75.6	29	45	24 Quatrefages '82 20 Schmidt '86 1 Chantre '01	—
(593)	Ababde	Nil-Kosseir	75.0	27	50	—	Chantre '00
594	Bisharin	Etbay	79.0	22	79	1 Rüdinger '92	78 Chantre '00
595	Amarar	—	77.0	22	74	—	60 Duckworth '12 b 14 Seligmann '13
596	Hadendoa	—	76.1	27	50	8 Seligmann '13	2 Virchow '78 40 Seligmann '13
597	Halenga	Taka	76.4	47	16	1 Ecker '79 1 Jentsch '97	13 Virchow '78 1 Virchow 79 a
598	Mischbevölkerg. des Ostsudan	Chartum	75.0	40	23	22 Ecker '79	1 Meißner '15
(599)	Neuägypter	Oase Chargeh	74.8	16	150	—	Hrdlička '12

¹⁾ 16 Schädel ptolem. Zeit red. 77. 9 (Seligmann '13). — ²⁾ Vgl. 6, 26, 252—254, 652—661.

Italienisch-, Britisch- und Französisch-Somaliland.

600	Waswahili ¹⁾	Djumbo	78.6	95	4	—	Puccioni '17
601	Wata	Gobawin, Kalinshwe	72.3	135	2	—	Puccioni '17
602	Somali ²⁾ (Sab)	Rahanwin	74.2	47	16	—	Puccioni '17
603	"	Digil	75.3	85	5	—	Puccioni '17
604	" (Hawiya)	Adjuran	74.0	85	5	—	Puccioni '17
605	"	Gugundabe, Darandoli	75.7	72	7	1 Regnault '86 2 Zoja '94 2 Puccioni '19	2 Puccioni '17
606	" (Hashia)	mittlere Darod	75.0	55	12	—	Puccioni '17
607	"	nördliche Darod (Midjirtin, B. Meraya)	75.0	135	2	1 Hamy '82	1 Radlauer '15
608	"	Berbera, Habr Awal	75.6	51	14	—	3 Hildebrandt '79 2 Keller '96 2 Puccioni '11 4 Radlauer '15 2 Puccioni '17 1 Struck '21
609	"	Zeyla, Gadabursi	75.8	35	29	—	25 Puccioni '11 4 Radlauer '15
610	"	Djibuti, Eysa	73.4	25	57	—	42 Santelli '94 1 Hamy '06d 13 Radlauer '15 1 Struck '21
611	Danakil	Obok	74.1	23	66	—	54 Santelli '93 12 Bouchereau '97

¹⁾ Vgl. 496—502. — ²⁾ Vgl. 503, 630.

Eritrea.

612	Danakil	Assab	78.8	85	5	1 Mochi '04	4 G. Sergi '97
613	"	Damohita	78.0	—	?	—	Mochi '06b
614	Samhara	Massaua	73.6	135	2	1 Virchow '91b 1 Hartmann '93	—
615	"	Ailet, Magat	74.6	95	4	2 Jentsch '97	2 G. Sergi '97
616	Habab	—	74.8	47	16	—	Seligmann '13
617	Marea	—	76.4	72	7	1 Jentsch '97	5 Virchow '78 1 Virchow '79a
618	Beni Amer	eigentliche	74.6	32	35	—	Seligmann '13
619	"	Haikota	75.6	85	5	—	Virchow '79b
620	Barea	Mogareb	72.5	46	17	—	Pollera '13
621	"	Hegir	76.2	31	37	—	Pollera '13
622	Kunama	Aimasa, Tauda, Selest Logodat	76.6	44	19	—	Pollera '13
623	"	Balka	77.0	135	2	—	Pollera '13
624	"	Sogodas	75.1	85	5	—	Pollera '13
625	"	Sassal	75.5	135	2	—	Pollera '13
626	"	Marda	75.1	38	25	—	Pollera '13
627	Sarae	Godofelassi, Gabien	76.3	135	2	1 Jentsch '97	1 G. Sergi '97
628	Saho	Kohaito	76.2	46	17	S. Sergi '12	—

Abessinien.

629	Saho	Dahimela	77.0	—	?	—	Mochi '06b
630	Somali (Hashia) ¹⁾	Daua, Eysa	75.0	33	33	3 Paulitschke '86 1 G. Sergi '97 3 S. Sergi '12	26 Perfiljew '01
631	Agau	Lasta	77.7	37	26	—	1 Montandon '13 25 Castro bei Puccioni '17

¹⁾ Vgl. 503, 602—610.

Abessinien (Fortsetzung).

632	Tigre	—	74.6	14	176	69 S. Sergi '12	22 Garson '93
							85 Castro '15
633	Amhara	Gondar	77.8	14	179	3 Quatrefages '82	12 Garson '93
						2 Rüdinger '92	23 G. Sergi '97
						81 G. Sergi '97	32 Verneau '09
							1 Montandon '13
							25 Castro '15
634	"	Godjam	79.4	22	76	—	29 Verneau '09
							47 Castro '15
635	"	Addis Abeba	77.8	27	50	2 Castro '11	5(?) Koettlitz '00
							13 Verneau '09
							5 Montandon '13
							25 Castro '15
636	Galla ¹⁾	Shoa, Mudera	76.2	27	50	1 G. Sergi '97	3 Garson '93
						5 S. Sergi '12	1 Montandon '13
							40 Castro '15
637	"	Wollo	76.4	27	50	—	3 Garson '93
							6 Verneau '09
							1 Montandon '13
							40 Castro '15
638	"	nordöstliche	75.0	36	28	25 G. Sergi '91	3 Keller '96
639	"	Arusi	74.7	191	1	G. Sergi '97	—
640	"	Boran	74.5	191	1	G. Sergi '97	—
641	"	Gera, Limmu, Djimma	76.3	85	5	—	Montandon '13
642	"	Wallega (Nadjo)	75.9	55	12	3 Ecker '79	5(?) Koettlitz '00
						1 G. Sergi '97	
						3 Castro '11	
643	Schangalla	am blauen Nil	75.7	17	124	1 Schaaffhausen '80	123 Castro '15
644	Berta	Beni Shongul	75.2	47	16	—	5(?) Koettlitz '00
							8 Tucker-Myers '10
							3 Montandon '13
645	Anywak	Barotal, Bure	77.1	135	2	1 Hamy '01	1 Montandon '13
646	Masongo	—	81.3	191	1	—	Montandon '13
647	Gimira	Shako, Gura- farda	76.2	78	6	—	Montandon '13
648	"	Dizu	73.3	44	19	—	Montandon '13
649	Shuro	—	75.4	191	1	—	Montandon '13
650	Kaffitsho	Kafa	76.7	95	4	1 Ecker '79	1 Verneau '96
							2 Montandon '13
651	Konso	—	74.4	135	2	—	Puccioni '17

¹⁾ Vgl. 504.

Südliches Arabien.¹⁾

(652)	Hedjaz	Djiddah	78.1	39	24	—	12 Bouchereau '97
							12 Mochi '07
653	Yemen	Lohaya	88.3	85	5	—	Mochi '07
654	"	Kamaran-In.	83.6	191	1	—	Mochi '07
655	"	Hodeda	82.9	110	3	—	1 Hildebrandt '79
							2 Mochi '07
656	"	Sebid	81.5	38	25	—	21 Mugnier '86
							1 Mochi '07
							3 Puccioni '19
657	"	Mokka	77.9	34	32	—	1 Hildebrandt '79
							1 Mochi '07
							30 Duckworth '12
658	"	Aden, Subir	80.6	39	24	—	1 Hildebrandt '79
							1 Hamy '06 d
							20 Leys-Joyce '13
							2 Puccioni '19

¹⁾ Vgl. 6, 26, 252—254, 587—589.

Süd-Arabien (Fortsetzung).							
659	Yemen	Inneres u. Berg- land (Hogriya, G. Sabor, Ibb, Auas, G. Dellali, G. Hodeiz, Sana)	82.5	60	10	—	8 Mochi '07 2 Puccioni '19
660	Hadramaut	Mokalla, Schehr	80.9	21	85	—	1 Toldt '02 82 Leys-Joyce '13 2 Puccioni '19
(661)	Oman	Maskat	78.8	34	32	1 Davis '67	31 Leys-Joyce '13

* * *

Nachtrag zu Anhang I. Nr. 117.

Nach Ausdruck der Karte erhalte ich während der Korrektur des Textes durch die Freundlichkeit von Herrn N. W. Thomas Häufigkeitspolygone von 11 während seiner ersten Nigeriaexpedition 1909--10 gemessenen, noch unveröffentlichten Gruppen mit zusammen 457 erwachsenen Männern, darunter die Edo von Benin getrennt nach (91) Häuptlingen (74.8), (96) Volk (74.9) und (18) Trägern (76.8). Zwar lassen Klassenhäufigkeiten nur eine angenäherte Berechnung der Mittelwerte zu, aber diese werden schwerlich ungenauer sein, als z. B. diejenigen, die Czekanowski aus seinen auf je 10 Individuen gekürzten Beobachtungsgruppen berechnet hat, und sollen hier der Vervollständigung wegen sofort mitgeteilt werden, vor allem um auch andere Besitzer unveröffentlichter Materialien zu deren Bekanntheit anzuregen.

Lfd. Nr.	Stamm	Ort	Mittelwert d. Kopfindex	Individuenzahl
116 a	Yoruba und Edo	Uten	74.9	24
117	Edo	Benin	74.94	214 (einschl. der 9 bisherigen)
117 a	Ora	Sabongida	74.4	31
117 b	Kukuruku	Okpe	76.2	36
117 c	"	Otua	74.1	34
117 d	"	Agbede	74.1	47
117 e	"	Irua	75.1	34
117 f	Sobo	Adjeyubi und Agbora	73.4	22
117 g	"	Okpara	74.9	24

Bevor mehrere Nachträge Gelegenheit geben, mit Deckblättern die Karte auf dem Laufenden zu halten, ergibt sich also folgendes. Unter leichter Abschwächung rückt das Indexminimum von Benin selbst mehr nach Süden der Küste zu: im inneren Bergland der Kukuruku und Yoruba-verwandten Kleinstämme tritt eine 76-Enklave auf¹⁾, durch die auch der Verlauf der 75-Isarithme geringe Veränderungen erfährt; damit zusammenhängend verkürzt sich etwas der Brachykephalen-Ausläufer nördlich des Crossflusses.

¹⁾ Vergl. auch Thomas J. Anthr. Inst. Bd. 50 (1920), S. 378 zu meinen linguistischen Nachweisen. I Afr. Soc. Bd. 11 (1911/12), S. 54 f.

Anhang II.

Quellenverzeichnis zur anthropologischen Karte.

Außer der für Anhang I benutzten Literatur und den nach Ortsnamen alphabetisch eingeordneten Herkunftsangaben unveröffentlichten Materials enthält die Liste der bibliographischen Vollständigkeit wegen einige Nachweise mir nicht zugänglich gewesenen Originalmaterials, die durch * bezeichnet sind.

- Abraham, P. S.** (1879/88), On a collection of crania and other objects of ethnological interest from the South-West coast of Africa: Proc. R. Irish Ac. 2nd ser. Bd. 2, S. 82—90.
- Adams, J.** (1902/04), The characteristics of five Wakamba skulls: Proc. Aberdeen Anthr. Anat. Soc., S. 36—58.
- Ascherson, P.** (1876), Messungen von Afrikanern: Z. f. Ethn. Bd. 8, Verh. S. 71 f.
- Atgier** (1909), Les Touareg à Paris: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 5e sér. Bd. 10, S. 222—243.
- , (1910), Un nègre blanc. Etude d'albinisme comparé dans la race noire et la race blanche: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 6e sér. Bd. 1, S. 451—455. Hierzu Bloch S. 526.
- Belek, W.** (1885 a), Messungen von Buschmännern und Hottentotten: Z. f. Ethn. Bd. 17, Verh. S. 59—61. Hierzu Virchow S. 61 f.
- (1885 b), Reise nach Angra Pequena und Damaraland: Z. f. Ethn. Bd. 17, Verh. S. 314—324.
- Berké, Th.** (1905), Anthropologische Beobachtungen an Kamerunnegern. Med. Diss. Straßburg. 41 S.
- Berlin. Museum für Völkerkunde (von Drontschilow, Wesnigk und mir gemessen).
- Bertholon, L., und E. Chantre** (1913), Recherches anthropologiques dans la Berbérie orientale (Tripolitaine, Tunisie, Algérie). Lyon. 2 Bde. 662 S.
- Bouchereau, A.** (1897), Note sur l'anthropologie de Madagascar, des îles Comores et de la côte orientale d'Afrique: L'Anthr. Bd. 8, S. 149—164.
- Bouilliez, M.** (1913), Notes sur les populations Goranes: L'Anthr. Bd. 24, S. 399—418.
- Buchta, R.** (1881), Meine Reise nach den Nil-Quellseen im J. 1878: Pet. Geogr. Mitt. Bd. 27, S. 81—89 (Messungen S. 84).
- Busk, G.** (1875), Notice of a skull from Ashantee, and supposed to be that of a chief or superior officer: J. Anthr. Inst. Bd. 4, S. 62—66.
- Calonne-Beaufaict, A. de** (1909), Les Ababua, caractères anthropologiques: Mouv. Soc. Int. Bd. 10, S. 304—306, und Coll. Mon. Ethn. publ. p. Cyr. van Overbergh Bd. 7, S. 595 f.
- Castellani, A., und A. Mochi** (1904), Contributo all' antropologia dell' Uganda: Boll. Soc. Geogr. Ital. Bd. 11/12, S. 1018—1036, 1076—1089.
- Castro, L. de** (1911), Contributo alla craniologia dell' Etiopia: Arch. Antr. Etn. Bd. 41, S. 327—339.
- (1915), Nella terra dei Negus. Milano. Bd. 2.
- Chantre, E.** (1900), Les Bicharich et les Abableh, esquisse ethnographique et anthropométrique: Ac. Sciences, belles-lettres et arts de Lyon (nach Ref. in L'Anthr. Bd. 13, S. 122 f.).
- (1901), Les Barabra. Esquisse ethnographique et anthropométrique: Bull. Soc. Anthr. Lyon Bd. 20, 7. déc. 20 S.
- (1904 a), Les Soudanais orientaux émigrés en Egypte: Bull. Soc. Anthr. Lyon Bd. 23, 7e mai (nach Ref. in L'Anthr. Bd. 15, S. 600 f.).
- (1904 b), Recherches anthropologiques en Egypte. Lyon, H. Georg. 318 S.
- (1910), Observations anthropométriques sur 15 nomades sahariens: Bull. Soc. Anthr. Lyon Bd. 29, S. 34—40.
- * (1918), Contribution à l'étude des races humaines du Soudan Occidental: Bull. Soc. Anthr. Lyon.
- Chudzinski, Th.** (1886), Les crânes des Antankares: Bull. Soc. Anthr. Par. 3e sér., Bd. 9, S. 504—507.
- Collignon, R.** (1896), Présentation d'indigènes de Madagascar et du Soudan: Bull. Soc. Anthr. Par. 4e sér., Bd. 7, S. 483—487.
- und **J. Deniker** (1896), Les Maures du Sénégal: L'Anthr. Bd. 7, S. 257—269.
- Collomb** (1885), Les races du Haut-Niger; ethnographie — anthropométrie: Bull. Soc. Anthr. Lyon Bd. 4, S. 207—235 (237).
- Conradt, L.** (1894), Tabellarische Übersicht der an Negeren des Adeli-Landes ausgeführten Aufnahmen: Z. f. Ethn. Bd. 26, Verh. S. 164—173. Hierzu Virchow S. 173—186.
- Corre, A.** (1888), Les peuples du Rio Nunez (côte occidentale d'Afrique): Mém. Soc. Anthr. Par. 2e sér., Bd. 3, S. 42—73.

- Couvy** (1907), Notes anthropométriques sur quelques races du Territoire militaire du Tchad (Saras, Sokoro, Boudoumas, Boulalas, Ouadaïens): *L'Anthr.* Bd. 18 S. 549—582.
- Cull, R.** (1850), Remarks on three Naloo negro skulls: *J. Ethn. Soc.* Bd. 2, S. 238—245.
- Czekanowski, J.** (1910 a), Beiträge zur Anthropologie von Zentralafrika: *Bull. Ac. Sciences Cracovie, Sc. math. et nat. sér. B (sc. nat.)*, S. 414—432.
- (1910 b), Verwandtschaftsbeziehungen der zentralafrikanischen Pygmäen: *Korr.-Bl. dtsh. Anthr. Ges.* Bd. 41, S. 101—109.
- Dally und Manouvrier** (1886), Les cinq crânes senégambiens de M. Bellamy: *Bull. Soc. Anthr. Par.* 3^e sér., Bd. 9, S. 253—260.
- Davis, J. B.** (1867), *Thesaurus craniorum; catalogue of the skulls of the various races of man.* London. S. 182—218 African races.
- (1875), *Supplement to Thesaurus craniorum.* London S. 38—48 African races.
- Decorse** (1905), nach Aug. Chevalier, Rapport sur une mission scientifique et économique au Chari-Lac-Tschad: *Nouv. Arch. Miss. Sc.* Bd. 13, S. 7—52 (auf S. 28 u. 30).
- Delhaise-Arnould, Ch.** (1912), Les Bapopoïe: *Bull. Soc. R. Belg. Géogr.* Bd. 36, S. 86—113, 149—202.
- Delisle, F.** (1907), Sur un crâne de la Grande-Comore: *Bull. Mém. Soc. Anthr. Par.* 5^e sér., Bd. 8, S. 450—457.
- (1909), Sur un crâne Maure: *Bull. Mém. Soc. Anthr. Par.* 5^e sér., Bd. 10, S. 10—12.
- Deniker, J.** (1896), Les indigènes de Madagascar exposés au Champ de Mars: *Bull. Soc. Anthr. Par.* 4^e sér., Bd. 7, S. 480—483.
- und **L. Laloy** (1890), Les races exotiques à l'exposition universelle de 1889. Les Nègres de l'Afrique occidentale: *L'Anthr.* Bd. 1, S. 257—294.
- Döring** (1896), Anthropologisches von der deutschen Togo-Expedition: *Z. f. Ethn.* Bd. 28, Verh. S. 505—524.
- Dresden, *Museen für Tierkunde und Völkerkunde* (von Oettinger und mir gemessen).
- Drontschilow, K.** (1913), Metrische Studien an 93 Schädeln aus Kamerun: *Arch. f. Anthr.* N. F. Bd. 12, S. 161—183.
- Duckworth, W. L. H.** (1897), An account of skulls from Madagascar in the Anatomical Museum of Cambridge University: *J. Anthr. Inst.* Bd. 26, S. 285—293; unter gleichem Titel anscheinend Fortsetzung in **Stud. Anthr. Lab. Anat. School Camb.* Nr. 28.
- (1904), Measurements of a Negro (Kroo Native): *Stud. Anthr. Lab. Anat. School Cambridge* Nr. 14, S. 79.
- (1909), Report on three skulls of A-Kamba natives, British East Africa: *Man* Bd. 9, S. 114—116.
- (1912 a), Description of an Ashanti skull with defective dentition: *J. Anat. Physiol.* Bd. 47, S. 215—219.
- (1912 b), Contributions to Sudanese anthropometry: *Rep. Dundee meeting Brit. Ass. Adv. Sc.* Bd. 82, S. 614—616; *Man* Bd. 12, S. 167 f.
- Dumoutier** (1854), Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes L'Astrolabe et La Zélée 1837—1840, sous le commandement de M. J. Dumont d'Urville. Atlas d'Anthropologie. Paris, Gide et J. Baudy (Textband von E. Blanchard, 264 S.), 2 Büsten von Makua, 1 von Inhambane nach Dresdner Abgüssen, 1 männl. Inhambaneschädel nach Taf. 42 gemessen.
- Dusseau, J. L.** (1865), Musée Vrolik. Catalogue de la collection d'anatomie humaine, comparée et pathologique, de MM. Ger. et W. Vrolik. Amsterdam, Roever Kröber. Partie ethnogr. S. 3—128.
- Dutrieux, P.** (1880), Notes d'anthropologie: *Z. f. Ethn.* Bd. 12, Verh. S. 12—15; *Ass. intern. afr.* 1879, S. 85—98; *Bull. Soc. Belge Géogr.* 1880, S. 102—114; *Souvenirs d'une exploration médicale dans l'Afrique intertropicale*, Bruxelles 1885, S. 118 f.
- Duttenhofer** (1855), Über die Emancipation der Neger. Nördlingen, C. H. Beck. S. 77—79, Beil. I.
- Ecker, A.** (1879), Freiburg i. B., Katalog der anthropologischen Sammlungen der Universität (Die anthr. Sign. Dtschl. III). Braunschweig, Vieweg. 86 S.
- Eggeling, H. von** (1909), Anatomische Untersuchungen an den Köpfen von vier Hereros, einem Herero- und einem Hottentottenkind: *Denkschr. med.-naturw. Ges. Jena* Bd. 15, S. 323—348.
- Elissejoff** (1885), Antropologitscheskaja ekskursia w Saharu: *Isv. Imp. Geogr. Obsch. Petersb.* Bd. 21, H. 5 (nach Ref. in *Rev. d'Anthr.* Bd. 15, 1886, S. 352—354).
- Emin-Bey** (1886), Sur les Akkas et les Baris: *Z. f. Ethn.* Bd. 18, S. 145—166.
- Eysserie, J.** (1899), Rapport sur une mission scientifique à la Côte d'ivoire. II. 9. Données anthropométriques. Note du docteur F. Delisle: *Nouv. Arch. Miss. Sc.* Bd. 9, S. 205—214.

- Falkenstein, J.** (1877), Über die Anthropologie der Loango-Bewohner: *Z. f. Ethn.* Bd. 9, Verh. S. 163—203.
 — (1879), Die Loango-Expedition. Bd. 1, Abt. 2. Leipzig, P. Froberg. S. 26 f.
- Felkin, R.** (1879 a), Messungen von Wayanda, Bari, Kidj und anderen zentralafrikanischen Stämmen: *Z. f. Ethn.* Bd. 11, Verh. S. 316—326.
 — (1879 b), Messungen an Bari und Bachopi: *Z. f. Ethn.* Bd. 11, Verh. S. 415—419.
 — (1883/84), Notes on the Madi or Moru tribe of Central Africa: *Proc. R. Soc. Edinb.* Bd. 10, S. 303—353 (Measurements p. 313).
 — (1886), The Fur tribe: *Proc. R. Soc. Edinb.* Bd. 13, S. 205—265.
- Fetscher, Chr.** (1914), Rassenanatomische Untersuchungen an 17 Hottentottenköpfen: *Z. f. Morph. Anthr.* Bd. 16, S. 95—156.
- Flower, W. H.** (1879), Catalogue of the specimens illustrating the osteology and dentition of vertebrated animals, recent and extinct, contained in the Museum of the Royal College of Surgeons of England. I. Man, *Homo sapiens* Linn. London, David Bogue. XXIV, 257 S.
 — (1889), Description of two skeletons of Akkas, a Pygmy race from Central Africa: *J. Anthr. Inst.* Bd. 18, S. 3—19.
- Frapont, J.** (1908), Un crâne de Basonge adulte appartenant à M. Robert Schmitz: *Coll. Mon. Ethn. publ. p. Cyr. Van Overbergh* Bd. 3 (Les Basonge), S. 544—546.
 — (1911), Mensurations prises sur le Tisambi: *Coll. Mon. Ethn. publ. p. Cyr. Van Overbergh* Bd. 7 (Les Ababua), S. 596 f.
- François, H. von** (1896), Nama und Damara. Deutsch-Süd-West-Afrika. Magdeburg, Baensch. S. 311—324 anthropologische Messungen.
- Frédéric, J.** (1906 a), Untersuchungen über die Rassenunterschiede der menschlichen Kopthaare: *Z. f. Morph. Anthr.* Bd. 9, S. 248—324.
 — (1906 b), Untersuchungen über die normale Obliteration der Schädelnähte: *Z. f. Morph. Anthr.* Bd. 9, S. 373—456.
- Freitag, C.** (1908), Beiträge zur Völkerkunde von Ostafrika. *Phil. Diss.* Berlin. 77 S.
- Fridolin, J.** (1903), Afrikanische Schädel: *Arch. f. Anthr.* Bd. 28, S. 339—347.
- Fritsch, G.** (1872), Die Eingeborenen Süd-Afrikas ethnographisch und anatomisch beschrieben. I. Breslau, Ferd. Hirt. XXIV + 528 S.
 — (1904), Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. Nach anthropologischen Grundsätzen aufgenommene Aktstudien. Wiesbaden, Kreidel. IV + 76 S.
- Fülleborn, F.** (1902), Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassaländer (Deutsch-Ost-Afrika VIII). Berlin, D. Reimer.
- Gaillard, R., und L. Poutrin** (1914), Etude anthropologique des populations des régions du Tchad et du Kanem (*Doc. scient. Mission Tilho*, Bd. 3, I). Paris, Larose. 111 S.
- Garson, J. G.** (1893), On the morphological characters of the Abyssinians: *Rep. Nottingham meet. Brit. Ass. Adv. Sc.* Bd. 63, S. 563 f. Auch erweitert in: J. T. Bent, *The sacred city of the Ethiopians*, London 1893, S. 286—296 Appendix.
- Gaud, M., und Cyr. van Overbergh** (1911), Les Mandja. Congo Français (*Coll. Mon. ethn.* Bd. 8), Bruxelles. Caractères anthropologiques No. 188 crâne et tête. S. 523—528.
- Gillebert d'Hercourt** (1868), Etudes anthropologiques sur soixante-seize indigènes de l'Algérie: *Mém. Soc. Anthr. Par.* Bd. 3, S. 1—23. Vgl. Quatrefages-Hamy, *Crania ethnica*, S. 349.
- Girard, H.** (1900), Les Dinkas nilotiques: *L'Anthr.* Bd. 11, S. 409—429.
 — (1901), Yakomas et Bougous anthropophages du Haut-Oubanghi: *L'Anthr.* Bd. 12, S. 51—91.
 — (1902), Notes anthropométriques sur quelques Soudanais occidentaux Malinkés, Bambaras, Foulahs, Soninkés, etc.: *L'Anthr.* Bd. 13, S. 41—56, 167—181, 329—347.
- ***Giuffrida-Ruggeri, V.** (1916), Tre crani provenienti da Lamu e due calotte trovate a Mokattam: *Rend. R. Acc. Sc. Fische e Matematiche*, Napoli.
 *— (1917/18), Alcuni dati antropometrici su indigeni del Mar Rosso: *Annuario R. Inst. Orient.* Napoli, S. 153.
- Göttingen, Anthropologische Sammlung der Universität (von Prof. Dr. M. W. Hauschild gemessen).
- Grandidier, A.** (1886), Des rites funéraires chez les Malgaches: *Rev. d'ethn.* Bd. 5, S. 213—232 (S. 216 f. Schädel von Nosy Loapasana).
- Halle, Anatomisches Institut d. Universität (von mir gemessen).
- Hambruch, P.** (1907), Beiträge zur Untersuchung über die Längskrümmung des Schädels beim Menschen: *Korr.-Bl. Dtsch. Anthr. Ges.* Bd. 38, S. 19—25.
- Hamburg, Anthropologische Abteilung des Museums für Völkerkunde (von Prof. Dr. O. Reche gemessen).

- Hamy, E. T.** (1872), Sur l'existence de nègres brachycephales sur la côte occidentale d'Afrique: Bull. Soc. Anthr. Par. 2^e sér., Bd. 7, S. 208—210.
 — (1881), Les nègres de la vallée du Nil: Rev. d'Anthr. 2^e sér. Bd. 4, S. 222—235.
 — (1882) Quelques observations sur l'anthropologie des Çomalis: Bull. Soc. Anthr. Par. 3^e sér., Bd. 5, S. 697—706.
 — (1901), Les Yambos, esquisse anthropologique: Bull. Mus. Hist. Nat. Par., S. 245—247.
 — (1906 a), Note sur les collections anthropologiques, recueillies par M. le lieutenant L. Desplagnes, dans le Moyen-Niger: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 5^e sér., Bd. 7, S. 433—437.
 — (1906 b), Aouemba, Warouas, Bango-bangos: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 5^e sér., Bd. 7, S. 443—447.
 — (1906 c), Deux crânes de Wydah: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 5^e sér., Bd. 7, S. 460—461.
 — (1906 d), Toukou de Haoussa, souvenirs de laboratoire: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 5^e sér., Bd. 7, S. 490—496.
- Hartmann, R.** (1876), Die Nigritier. Eine anthropologisch-ethnologische Monographie. I. Berlin. S. 498 f. (= Falkenstein, Afrikas Westküste, Leipzig und Prag 1885, S. 135).
 — (1893), Das anthropologische Material des anatomischen Museums der kgl. Universität zu Berlin (Die anthr. Slgn. Dtschl. V). Teil 2. II. Braunschweig, Vieweg. VII + 15 S.
- Heidelberg, Anatomisches Institut der Universität (von mir gemessen, vgl. auch Th. Mollison bei Fr. Thorbecke, Im Hochland von Mittelkamerun, III. Abh. Hamb. Kolinst. Bd. 41, S. 1—12).
- Hildebrandt, J. M.** (1879), Tabelle von Rassenmessungen: Z. f. Ethn. Bd. 11, Verh. S. 184 f.
- Hoesemann, F.** (1897), Anthropologische Aufnahmen von Eingeborenen von Ujiji: Z. f. Ethn. Bd. 29, Verh. S. 410—426.
- Houzé** (1886), Les tribus occidentales du lac Tanganika: Bull. Soc. Anthr. Brux. Bd. 5, S. 43—63.
- Hrdlička, A.** (1912), The natives of Kharga Oasis, Egypt: Smithsonian Miscell. Coll. Washington, Bd. 59, Nr. 1.
- Huot, M.** (1902), Les peuplades de l'Oubangui et du Bahr-el-Ghazal: Revue Scientifique, 4^e sér., Bd. 17, S. 301—306, 394—400.
- Jacques, V.** (1894), Les Congolais de l'exposition universelle d'Anvers: Bull. Soc. Anthr. Brux. Bd. 13, S. 284—331 (auch gesondert ersch. Brüssel 1895, Hayez. 51 S.).
 —, (1896), Contribution à l'ethnologie de l'Afrique centrale; huit crânes du Haut-Congo: Bull. Soc. Anthr. Brux. Bd. 15, S. 188—194.
 — (1897 a), Mensurations anthropométriques de trente-neuf nègres du Congo: Bull. Soc. Anthr. Brux. Bd. 15, S. 237—241.
 — (1897 b), Les Congolais de l'exposition universelle de Bruxelles-Tervueren: Bull. Soc. Anthr. Brux. Bd. 16, S. 183—243.
- Jentsch, E.** (1897), Studii su cinque cranii di criminali abissini: Arch. psych. sc. pen. antr. crim. Bd. 18, S. 493—500.
- Johnston, H. H.** (1902), The Uganda Protectorate. Bd. 2. London, Hutchinson & Co.
- *Jradier, M.** (1887), Africa. Viajes y trabajos . . . 1875—1884. Vitoria. Bd. 2. S. 176 f.
- Keith, A.** (1911), On certain physical characters of the negroes of the Congo Free State and Nigeria; being a report on material supplied by Mr. E. Torday, Mr. T. A. Joyce, Mr. P. A. Talbot, and Mr. Frank Corner: J. Anthr. Inst. Bd. 41, S. 40—71.
- Keller, C.** (1896), Reisestudien in den Somaliländern V.: Globus Bd. 70, S. 331—334.
- Koettlitz, R.** (1900), Notes on the Galla of Walega and the Bertat: J. Anthr. Inst. Bd. 30, S. 50—55.
- Kopernicki, J.** (1871), Anatomico-anthropological observations upon the body of a Negro: J. of Anthr. Bd. 1, S. 345—358.
- Kraemer, A.** (1906), Anthropologische Notizen über die Bevölkerung von Sierra Leone: Globus Bd. 90, S. 13—16.
- Krause, W.** (1898), Das anthropologische Material des I. anatomischen Institutes der Kgl. Universität zu Berlin (Die anthr. Slgn. Dtschl. V.). Teil 3, I. Braunschweig, Vieweg. 11 S.
- Kuhn, Ph.** (1914), Über die Pygmäen am Sangha: Z. f. Ethn. Bd. 46, S. 116—136.
- Langerhans, P.** (1873), Beiträge zur anatomischen Anthropologie: Z. f. Ethn. Bd. 5, S. 27—32.
- *Lapouge, G. de** (1897), Crânes dahoméens: Bull. Soc. scient. méd. de l'Ouest (Rennes).
- Lartigue** (1868), Note sur l'anthropologie du Camma, Gabon: Mém. Soc. Anthr. Par. Bd. 3, S. 343—354.

- Lajard und Regnault** (1891), Sur un squelette d'Aceréen, offert à la Société d'anthropologie: Bull. Soc. anthr. Par. 4^e sér., Bd. 2, S. 701—705.
- ***Lebedinski, M. J.** (1911), Anthropometrische Messungen, vorgenommen an Galla; vorläufige Mitteilung: Russkij Wratskij Nr. 46.
- Le Roy** (1897), Les Pygmées: Les Missions catholiques Bd. 29, S. 78. Siehe auch: *Anthropos* Bd. 1 (1906), S. 556.
- Leys, N. W. und T. A. Joyce** (1913), Note on a series of physical measurements from East Africa: *J. Anthr. Inst.* Bd. 43, S. 195—267.
- Liotard, M.** (1895), Les races de l'Ogoué notes anthropologiques: *L'Anthr.* Bd. 6, S. 53—64.
- Lombroso, C., und M. Carrara** (1896), Contributo all' antropologia dei Dinka: *Atti Soc. Rom. Antr.* Bd. 4, S. 103—126; *Giorn. R. Acc. Med. Torino* Bd. 50, 9, S. 377; *Arch. Psych., Scienze pen., Antr. crim.* Bd. 17, S. 349.
- Lusehan, F. v.** (1897), Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete (Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896, S. 203—269). Berlin, D. Reimer. 87 S. (erweiterter Abdr.).
- (1906), Über sechs Pygmäen vom Ituri: *Z. f. Ethn.* Bd. 38, S. 716—730.
- Maclaud** (1907), Notes anthropologiques sur les Diola de la Casamance: *L'Anthr.* Bd. 18, S. 69—98.
- Maistre, C.** (1895), A travers l'Afrique centrale du Congo au Niger, 1892—1893. Paris, Hachette. S. 301 Résultats des mesures anthropométriques prises dans différentes tribus.
- Manouvrier** (1887), Crânes de Mandingues: *Bull. Soc. Anthr. Par.* 3^e sér., Bd. 10, S. 636—638.
- Mansfeld, A.** (1908), Urwald-Dokumente. Vier Jahre unter den Croßflußnegern Kameruns. Berlin, D. Reimer. S. 249—258, Anthropologische Beobachtungen.
- Mc Kerrow, W. A. H.** (1902/04), Notes on ten Wasoga crania: *Proc. Aberdeen Anthr. Anat. Soc.* S. 131—133.
- Meißner, W.** (1915), Messungen an Sarrasanis Sudanesen (unveröffentl., Akten des Ethnogr. Museums Dresden).
- Mendes Corrêa, A. A.** (1915), Sobre três crânios de negros Mossumbes. Porto.
- (1916), Antropologia Angolense. Quiocos, Luimbes, Luenas e Lutchazes (Notas antropológicas sobre observações de Fonseca Cardoso): *Arquivo de Anat. e Anthropol.* Bd. 2, S. 323—356.
- (1918), Antropologia Angolense II. Bi-N'Bundos, Andulos e Ambuelas-Mambundas, Notas antropológicas sobre observações de Fonseca Cardoso: *Arquivo de Anat. e Anthropol.* Bd. 4, S. 283—321.
- (1922), Notas antropológicas sobre os Luangos da região dos Dembos (Angola): *O Instituto* Bd. 69 (Coimbra), Nr. 3, 20 S.
- Mence, C.** (1887), Anthropologie der Völker vom mittleren Congo: *Z. f. Ethn.* Bd. 19, Verh. S. 624—650.
- Merker, M.** (1904), Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes. Berlin, D. Reimer. S. 397—409 Körpermessung.
- Meyer, A. B. und E. Tümgel** (1878), Verzeichnis der Rassen-Skelette und -Schädel des Dresdner Anthropologischen Museums: *Mitth. K. Zool. Museum Dresden*, 3. Heft, S. 325—348.
- Mochi, A.** (1903), Osservazioni antropologiche sui Bongo: *Boll. Soc. Afr. Ital.* Bd. 24, Nr. 5.
- (1904), Lo scheletro di un Dancalo di Assab: *Arch. Antr. Etn.* Bd. 34, S. 403—428.
- (1905), Sull' antropologia dei Denca: *Arch. Antr. Etn.* Bd. 35, S. 17—70.
- (1906 a), Dati craniologici sui Sandé: *Arch. Antr. Etn.* Bd. 36, S. 175—187.
- (1906 b), Missione scientifica in Eritrea. Risultati antropologici (nota preventiva). Firenze.
- (1907), Sulla antropologia degli Arabi: *Arch. Antr. Etn.* Bd. 37, S. 411—428.
- Mondière, A. T.** (1880), Les nègres chez eux ou études ethnographiques sur les populations de la Côte d'or: *Rev. d'antr.* 2^e sér., Bd. 3, S. 621—650.
- Montandon, G.** (1913), Au pays Ghimirra. Récit de mon voyage à travers le massif éthiopien 1909—1911 (*Bull. Soc. Neuchât. Géogr.* Bd. 22). Neuchâtel, Attinger. S. 133—157 Observations et mensurations anthropométriques.
- Mugnier** (1888), Etudes sur la main et la taille d'indigènes asiatiques: *Mém. Soc. Anthr. Par.* 2^e sér., Bd. 3, S. 391—429.
- München, Anthropologisch - prähistorische Sammlung des Staates (von Prof. Dr. R. Martin gemessen).
- Noel, P.** (1920), Etude ethnographique et anthropologique sur les Têda du Tibesti: *L'Anthr.* Bd. 30, S. 115—135.
- Passavant, C.** (1884), Craniologische Untersuchung der Neger und der Negervölker. *Med. Diss. Basel.* 94 S.
- Paulitschke, Ph.** (1886), Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somal, Galla und Harrar. Leipzig.

- Perfljew, L.** (1910), Die Somali: Russk. Antr. Zhurn. Mosk. Bd. 2, S. 177—183. (nach Ref. in Arch. f. Anthr. Bd. 28, S. 415 f.).
- Pittard, E.** (1900), Note sur deux crânes de Congolais peu connus: L'Anthr. Bd. 11, S. 535—542.
- (1908), Notes sur deux crânes Fang: Bull. Soc. Neuchât. Géogr. Bd. 19, S. 58—68.
- ***Planteau** (1885), Présentation de deux crânes Mandingues: Bull. Soc. Anthr. Bordeaux Bd. 2, H. 1/2.
- Pollera, A.** (1913), I Baria e i Cunama. Roma, R. Soc. Geogr. S. 278—281 dati antropometrici raccolti su tipi Baria, S. 282—285 su tipi Cunama.
- Poutrin, L.** (1910 a), Notes anthropologiques sur les nègres africains du Congo Français: Bull. Mém. Soc. Anthr. Par. 6^e sér., Bd. 1, S. 33—47.
- (1910 b), Contribution à l'étude des pygmées d'Afrique; les Négrilles du centre africain (type brachycéphale): L'Anthr. Bd. 21, S. 435—504.
- (1911), Etude des documents anthropologiques recueillis à la Mission Cottes, par le docteur Gravot: A. Cottes, La Mission Cottes au Sud-Cameroun (1905—1908). Paris, E. Leroux. S. 123—191.
- (1911/12), Contribution à l'étude des pygmées d'Afrique; les Négrilles du centre africain (type sous-dolichocéphale): L'Anthr. Bd. 22, S. 421—559; Bd. 23, S. 349—415.
- Puccioni, N.** (1911), Ricerche antropometriche sui Somali: Arch. Antr. Etn. Bd. 41, S. 295—326; Appunti sull' antropometria dei Somali: Riv. di antr. Bd. 16, S. 3 f. Vgl. Risposta al dott. Radlauer: Arch. Bd. 45 (1915), S. 200 f.
- (1917/19), Studi sui materiali e sui dati antropologici ed etnografici raccolti dalla Missione Stefanini-Paoli nella Somalia Italiana meridionale: Arch. Antr. Etn. Bd. 47, S. 13—164; Bd. 49, S. 41—223.
- Quatrefages, A. de, und E. T. Hamy** (1882), Cranica ethnica. Les crânes des races humaines. Paris, Baillière. XI + 516. SS.
- Radlauer, C.** (1915), Anthropometrische Studien an Somali (Häschia): Arch. f. Anthr. Bd. 41, S. 451—473.
- Ramsay** (1897), Anthropologische Aufnahmen in Udjidji: Z. f. Ethn. Bd. 29, Verh. S. 561—571.
- Regnault** (1886), Crâne de Çòmali: Bull. Soc. Anthr. Par. 3^e sér., Bd. 9, S. 664—667.
- Reinecke, P.** (1898), Beschreibung einiger Rassenskelette aus Afrika: Arch. f. Anthr. Bd. 25, S. 185—231.
- ***Reynaud** (1889), Note sur le crâne d'un nègre d'Afrique: Loire médicale St. Etienne Bd. 8, S. 1—7.
- (1897), Présentation d'un crâne de nègre: Ass. franç. pour l'av. des sc. Bd. 26, Teil I, S. 322.
- Ried, H. A.** (1915), Zur Anthropologie des abflußlosen Rumpfschollenlandes im nordöstlichen Deutsch-Ostafrika (Abh. Hamb. Kol.-Inst. Bd. 31, Reihe B Bd. 17). Hamburg, Friederichsen. X + 295 SS.
- Roscoe, J.** (1911), The Baganda. An account of their native customs and beliefs. London, Macmillan. S. 493—522 Anthropometric Tables.
- ***Rouquette** (1914), Recherches anthropométriques sur les Antandroy: Rev. anthr. Vgl. L'Anthr. 1916, S. 186.
- Rüdinger** (1892), Die Rassen-Schädel und -Skelette in der Kgl. anatomischen Anstalt in München (Die anthr. Slgn. Dtschl. X.). Braunschweig, Vieweg. XV + 207 SS.
- Ruelle, E.** (1904), Notes anthropologiques, ethnographiques et sociologiques sur quelques populations noires du 2^e territoire militaire de l'Afrique occidentale française: L'Anthr. Bd. 15, S. 519—561, 657—703.
- Santelli** (1893), Les Danakils: Bull. Soc. Anthr. Par. 4^e sér., Bd. 4, S. 479—501.
- (1894), Notes sur les Somalis: Rev. mens. éc. anthr. Par. Bd. 4, S. 85—90.
- Schaaffhausen, H.** (1880), Frankfurt a. M. Die anthropologische Sammlung des Museums der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft und des Senckenbergischen Anatomischen Instituts (Die anthr. Slgn. Dtschl. VI). Braunschweig, Vieweg. 36 SS.
- Schenck** (1905), Note sur dix crânes du Congo Français, tribu de Yeveng; race des Fang: Bull. Soc. Neuchât. Géogr. Bd. 16, S. 296—303.
- Schmidt** (1912), Mensurations de 20 Baholoholo, hommes prises à Albertville, durant l'année 1910: Coll. Mon. Ethn. publ. p. Cyr. Van Overbergh Bd. 9 (Les Baholoholo), S. 579.
- Schmidt, E.** (1886), Catalog der im anatomischen Institut der Universität Leipzig aufgestellten craniologischen Sammlung des Herrn Dr. Emil Schmidt (Die anthr. Priv.-Slgn. Dtschl. I). Braunschweig, Vieweg. VIII + 181 SS.
- Schultz, A.** (1918), Anthropologische Untersuchungen an der Schädelbasis: Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 16, S. 1—103.
- Schweinitz, v., und R. Virchow** (1893), Kopfmessungen an Ost-Afrikanern, insbesondere der Seengegend: Z. f. Ethn. Bd. 25, Verh. S. 484—495.

- Seligmann, C. G.** (1910), The physical characters of the Nuba of Kordofan: *J. Anthr. Inst.* Bd. 40, S. 505—524.
 — (1913), Some aspects of the Hamitic problem in the Anglo-Egyptian Sudan: *J. Anthr. Inst.* Bd. 43, S. 593—705.
- Sergi, G.** (1891), Crani Africani e crani americani: *Arch. Antr. Etn.* Bd. 21, S. 215—268.
 — (1897), Africa. *Antropologia della stirpe camitica.* Torino, Bocca.
- Sergi, S.** (1909), Crani di Herero: *Denkschr. med.-naturw. Ges. Jena* Bd. 15, S. 273—309 (= *Sulla craniologia degli Herero: Boll. R. Acc. med. Roma* Bd. 34, 1908, S. 1—19)
 — (1912), *Crania habessinica.* Contributo all' antropologia dell' Africa orientale. Rom, Loescher & Co.
- Shrubsall, F.** (1898), Crania of ancient Bush races: *J. Anthr. Inst.* Bd. 27, S. 263—292.
 — (1899 a), A study of A-Bantu skulls and crania: *J. Anthr. Inst.* Bd. 28, S. 55—94.
 — (1899 b), Notes on Ashanti skulls and crania: *J. Anthr. Inst.* Bd. 28, S. 95—103.
 — (1901), Notes on crania from the Nile-Welle watershed: *J. Anthr. Inst.* Bd. 31, S. 256—260.
 — (1909), A brief note on two crania and some long bones from ancient ruins in Rhodesia: *Man* Bd. 9, S. 68—70.
- Smith, J. A., und Turner** (1869), Observations on some Negro crania from Old Calabar, West-Africa: *J. Anat. Physiol.* Bd. 3, S. 385—389.
- Spengel, J. W.** (1875), Die von Blumenbach gegründete anthropologische Sammlung der Universität Göttingen (*Die anthr. Slgn. Dtschl.* II). Braunschweig, Vieweg. VI + 93 S.
- Stanley, H. M.** (1890), Im dunkelsten Afrika. Leipzig, Brockhaus. Bd. 2, S. 95.
- Starr, F.** (1909), Ethnographic notes from the Congo Free State. An African miscellany: *Proc. Davenport Acad. Sc.* Bd. 12, S. 96—222.
- Stassano, E.** (1886), Studi antropologici su trentino negri della Guinea superiore, costa della Liberia: *Arch. Antr. Etn.* Bd. 16, S. 413—429.
- Struck, B.** (1904), Unveröffentlichte Messung eines Mwera-Mannes.
 — (1921), Unveröffentlichte Messungen im Zoologischen Garten Dresden.
- Stuhlmann, Fr.** (1894), Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin, D. Reimer. S. 625.
- Talbot, P. A.** (1911), The Buduma of Lake Chad: *J. Anthr. Inst.* Bd. 41, S. 245—259.
 — (1913), Measurements of Nkokolle, Cross River, Southern Nigeria: *Man* Bd. 13, S. 201 f.
 — (1916), Notes on the anthropometry of some Central Sudan tribes: *J. Anthr. Inst.* Bd. 46, S. 173—183. Vgl. auch *Rep. Dundee meeting Brit. Ass. Adv. Sc.* Bd. 82 (1912), S. 613 f.
- Ten Kate und Serrurier** (1886/9), Musée R. d'ethnographie de Leyde. Notices anthropologiques No. 1: Nègres Kru. Leyden, Brill.
- Thonner, F.** (1898), Im afrikanischen Urwald. Berlin, D. Reimer. S. 86—88 Körpermessungen.
 — (1910), Vom Kongo zum Ubangi. Meine zweite Reise in Mittelafrika. Berlin, D. Reimer. S. 48.
- Toldt, K.** (1902), Vorführung eines Hadhrami- und eines Sokotri-Mannes: *Mitt. Anthr. Ges. Wien* Bd. 32, S. [55].
- Topinard, P.** (1881), L'indice céphalique chez les nègres d'Afrique: *Bull. Soc. Anthr. Par.* 3e sér., Bd. 4, S. 240. Vgl. auch dessen „Anthropologie“ (1885) S. 376 u. 405.
 — (1885), *Éléments d'anthropologie générale.* Paris, Delahaye & Lecrosnier. P. 409 (Amat).
- Tremearne, A. J. N.** (1911), Notes on some Nigerian tribal marks: *J. Anthr. Inst.* Bd. 41, S. 162—178.
 — (1912), Notes on the Kagoro and other Nigerian head-hunters: *J. Anthr. Inst.* Bd. 42, S. 136—199.
- Tracy** (1886), Crânes de Hovas et de Sakalaves: *Bull. Soc. Anthr. Par.* 3e sér., Bd. 9, S. 19—28.
- Tucker, A. W. und C. S. Myers** (1910), A contribution to the anthropology of the Soudan: *J. Anthr. Inst.* Bd. 40, S. 141—163.
- Verneau, R.** (1895), Ouolofs, Leybous et Sérères: *L'Anthr.* Bd. 6, S. 510—528.
 — (1896), Note sur un Galla vivant à Paris: *Bull. Mus. Hist. Nat. Par.*, S. 53 f.
 — (1899), Les migrations des Ethiopiens: *L'Anthr.* Bd. 10, S. 641—662.
 — (1905), Note sur quelques crânes du deuxième territoire militaire de l'Afrique Occidentale Française: *L'Anthr.* Bd. 16, S. 41—56.
 — (1909), Anthropologie et ethnographie de l'Abyssinie: *J. Duchesne-Fournet, Mission en Ethiopie 1901—1903.* Paris, Masson. Bd. 2, S. 119—266.
 — (1916/17), Résultats anthropologiques de la mission de M. de Gironcourt en Afrique occidentale: *L'Anthr.* Bd. 27 S. 47—95, 211—242, 407—430, 539—568; Bd. 28, S. 263—283, 403—426, 537—568.
- Verner** (1902), Pioneering on the Congo. S. 258—280.

- Virchow, R.** (1878). In Berlin anwesende Nubier: Z. f. Ethn. Bd. 10, Verh. S. 333—355, 387—407.
- (1879 a), Über die Nubier, namentlich den Dinka: Z. f. Ethn. Bd. 11, Verh. S. 888—397.
- (1879 b), Nubier: Z. f. Ethn. Bd. 11, Verh. S. 449—455.
- (1879 c), Beobachtungen des Hrn. J. M. Hildebrandt auf Madagascar: Mon.-Ber. Kgl. Akad. Wiss. Berlin, phys.-math. Kl., S. 546—554.
- (1880 a), Schädel von Tebu und Westafrikanern: Z. f. Ethn. Bd. 12, Verh. S. 121—124.
- (1880 b), Über die Sakalaven: Mon.-Ber. Kgl. Akad. Wiss. Berlin, phys.-math. Kl., S.
- (1884), Anthropologische Gegenstände von den Tuschilange: Z. f. Ethn. Bd. 16, Verh. S. 603—610.
- (1885 a), Untersuchung der Zulu: Z. f. Ethn. Bd. 17, Verh. S. 17—22.
- (1885 b), Neger von Darfur: Z. f. Ethn. Bd. 17, Verh. S. 488—497.
- (1886 a), Buschmänner: Z. f. Ethn. Bd. 18, Verh. S. 221—239.
- (1886 b), Schädel von Baluba und Congo-Negern: Z. f. Ethn. Bd. 18, Verh. S. 752—767.
- (1887 a), Schädel von Dualla von Kamerun: Z. f. Ethn. Bd. 19, Verh. S. 331—334.
- (1887 b), Physische Anthropologie von Buschmännern, Hottentotten und Omundonga: Z. f. Ethn. Bd. 19, Verh. S. 656—666.
- (1889 a), Über ostafrikanische Schädel: Sitz.-Ber. Kgl. Akad. Wiss. Berlin, I, S. 381—391.
- (1889 b), Kopfmaasse von 40 Wei- und 19 Kru-Negern: Z. f. Ethn. Bd. 21, Verh. S. 85—93.
- (1889 c), Wadjagga vom Kilima Ndjaro: Z. f. Ethn. Bd. 21, Verh. S. 505—510.
- (1889 d), Zwei junge Bursche von Kamerun und Togo: Z. f. Ethn. Bd. 21, Verh. S. 541—545.
- (1889 e), Dinka-Neger: Z. f. Ethn. Bd. 21, Verh. S. 545—551.
- (1889 f), Das vom Stabsarzt Dr. L. Wolf hinterlassene anthropologische Material: Z. f. Ethn. Bd. 21, Verh. S. 766—784.
- (1891 a), Zur Anthropologie der Westafrikaner, besonders der Togo-Stämme: Z. f. Ethn. Bd. 23, Verh. S. 44—65.
- (1891 b), Neue Untersuchungen ostafrikanischer Schädel: Sitz.-Ber. Kgl. Akad. Wiss. Berlin, I, S. 123—147.
- (1893), Wanyamwesi- und Massai-Schädel: Z. f. Ethn. Bd. 25, Verh. S. 495—500.
- (1895 a), Das Skelett eines Mhehe: Z. f. Ethn. Bd. 27, Verh. S. 59—64.
- (1895 b), Die Schädel zweier Wassandau: Z. f. Ethn. Bd. 27, Verh. S. 64—69.
- (1895 c), Schädel aus einer Höhle in Transvaal: Z. f. Ethn. Bd. 27, Verh. S. 69—73.
- (1895 d), Der Schädel eines Hereró: Z. f. Ethn. Bd. 27, Verh. S. 73 f.
- (1895 e), Dinka: Z. f. Ethn. Bd. 27, Verh. S. 148—168.
- (1895 f), Kraniologie der Dahome: Z. f. Ethn. Bd. 27, Verh. S. 286—296.
- (1895 g), Anthropologische Aufnahmen der HHrn. Stuhlmann und Simon aus Ost-Africa: Z. f. Ethn. Bd. 27, Verh. S. 656—671.
- (1896), Schädel von Hova und Bara aus Madagascar: Z. f. Ethn. Bd. 28, Verh. S. 411—429.
- (1897 a), Zwei Bakwirischädel: Z. f. Ethn. Bd. 29, Verh. S. 154—159.
- (1897 b), Über einen ächten Mtussi-Schädel: Z. f. Ethn. Bd. 29, Verh. S. 426—429.
- (1897 c), 6 Schädel von Jaunde aus Kamerun: Z. f. Ethn. Bd. 29, Verh. S. 604—609.
- (1900 a), Mhehe-Schädel: Z. f. Ethn. Bd. 32, Verh. S. 136—140.
- (1900 b), Rothgefärbter Schädel eines Buli-Negers von Kamerun: Z. f. Ethn. Bd. 32, Verh. S. 309—311. Vgl. S. 347.
- Wagner, W.** (1907), Demonstration von Rieger-Sarasinschen Sagittalkurven des Schädels: Korr.-Bl. Dtsch. Anthr. Ges. Bd. 38, S. 181—183.
- Warusehkin, A.** (1897), Beschreibung von 5 Ngumba-Schädeln aus der Sammlung Zenker: Z. f. Ethn. Bd. 29, Verh. S. 405—410.
- Waterston, D.** (1908), Report upon the physical characters of some of the Nilotic negroid tribes: 3rd Rep. Wellcome Research Laboratories Khartoum, S. 325.
- Weisbach, A.** (1878), Körpermessungen verschiedener Menschenrassen. Berlin, Wiegandt Hempel & Parey. 336 S. Vgl. Z. f. Ethn. Bd. 9 (1877), S. 1—8.
- (1889), Einige Schädel aus Ostafrika: Ann. K. K. Naturh. Hofm. Bd. 4, S. 21—31.
- (1891), Untersuchung von 6 Schädeln aus dem Paregebirge: O. Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete. Berlin, D. Reimer, S. 332—339.
- Welcker, H.** (1886), Die Capacität und die drei Hauptdurchmesser der Schädelkapsel bei den verschiedenen Nationen: Arch. f. Anthr. Bd. 16, S. 1—159.
- Werner, H.** (1906), Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute: Z. f. Ethn. Bd. 38, S. 241—268.

- Widenmann, A.** (1898), Untersuchung von 30 Dschaggaschädeln: Arch. f. Anthr. Bd. 25, S. 361—396.
- Weninger, J.** (1918), Anthropologische Untersuchungen indischer und afrikanischer Völkerschaften in deutschen Kriegs-gefangenenlagern im Sommer 1917: Mitt. Geogr. Ges. Wien Bd. 61, S. 545—562.
- Wien, Anthropologisches Institut der Universität (von Frau Prof. Dr. Pösch gemessen). Vgl. R. Kmünke, Quer durch Uganda. Berlin 1913, S. 48 f.
- Wolf, L.** (1886), Volksstämme Central-Afrikas: Z. f. Ethn. Bd. 18, Verh. S. 725—753. Vgl. S. 24—27.
- (1887), Anthropologische Messungen: H. von Wissmann, L. Wolf, C. von François und H. Mueller, Im Innern Afrikas. Leipzig, Brockhaus, S. 436—443.
- Zeidler, H. F. B.** (1915), Beiträge zur Anthropologie der Herero: Z. f. Morph. Anthr. Bd. 17, S. 185—246. Auch phil. Diss. Berlin 1914, 62 S.
- Zeltner, Fr. de** (1914), Etude anthropologique sur les Touareg du Sud: L'Anthr. Bd. 25, S. 459—476.
- Zintgraff, E.** (1886 a), Körpermessungen von Negern am Congo: Z. f. Ethn. Bd. 18, Verh. 26—33.
- (1886 b), Forschungen und Messungen in Kamerun: Z. f. Ethn. Bd. 18, Verh. S. 644—646.
- Zoja, G.** (1894), Sopra due crani Somali: Boll. scient. Pavia Bd. 16, S. 97—100. Auch in: Robecchi-Bricchetti, Somalia e Benadir. Milano 1899, S. 52.
- Zuckermandl, E.** (1875), Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde 1857—1859. Anthropologischer Theil. Erste Abth.: Cranien der Novarasammlung. Wien, Gerold. XII + 120 S.
- (1894), Untersuchung von acht Schädeln: O. Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin, D. Reimer. S. 360—362.
- Zürich, Privatslg. Dr. Ad. Schultz (von diesem gemessen).

Die Anfänge der Bodenkultur in Südamerika.

Von

Max Schmidt.

Bekanntlich können die zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse erforderlichen Rohstoffe aus der Pflanzenwelt auf zweierlei Art gewonnen werden. Einmal, in dem der Mensch diesen nachgeht und sie an der Stelle sammelt, wo die Natur sie ihm darbietet, und zweitens, in dem er an einem ihm zusagenden Platze die geeigneten Vorbedingungen fürs Wachstum schafft und dort die den begehrten Rohstoff liefernden Pflanzen kultiviert. Man hat vielfach diese beiden Arten des Erwerbs von Pflanzenstoffen, die sogenannte Sammelwirtschaft und die Bodenkultur als zwei von einander getrennte Entwicklungsstadien der menschlichen Wirtschaft aufgefaßt. In Amerika aber kommen diese beiden Wirtschaftsformen so häufig neben einander vor, und es bestehen so viele Übergänge zwischen beiden, daß von einer scharfen Trennung zwischen ihnen nicht die Rede sein kann.

Vor allem schließen Bodenkultur und Sammelwirtschaft sich keineswegs gegenseitig aus, sind vielmehr im hohen Maße dazu angetan, sich gegenseitig zu ergänzen. So kultiviert z. B. der Guató-Indianer auf den von seinen Vorfahren errichteten Erdhügeln seine Palmpflanzungen, den wilden Reis sammelt er. Die zahlreichen verschiedenen Früchte des Sertão, wie die Cayu-Frucht oder die Goyaba wurden von den Paressi-Indianern während meines dortigen Aufenthaltes nicht nur in großen Mengen als Wegkost verzehrt, sondern auch in großen Kiepen zum Wohnplatz gebracht. Auf den Pflanzungen dieser Indianer waren Mandioca und Mais angebaut. So hat auch im Wirtschaftsleben des höchstentwickelten Kulturvolkes Amerikas, der alten Mexikaner, die Sammelwirtschaft neben einer gut

entwickelten Bodenkultur bei der Beschaffung der vegetabilischen Rohstoffe eine verhältnismäßig große Rolle gespielt. Ganz allgemein sind auch diejenigen Indianerstämme, bei denen im übrigen die Bodenkultur zur vollen Entwicklung gelangt ist, bei der Beschaffung der nicht zu Nahrungszwecken dienenden Rohstoffe hauptsächlich auf die Sammelwirtschaft angewiesen. So liefern die Blätter der wildwachsenden Palmen das Material für die Bedachung der Häuser so wie für eine große Anzahl verschiedener Geflechte. Je nach ihrem verschiedenen Verwendungszwecke werden die verschiedenen Holzarten im Walde aufgesucht, so der Jatobá-Baum zur Herstellung von Rindenbooten, andere Baumarten, um das Bogenholz zu liefern u. s. f. Allerdings kommen andererseits auch vereinzelt Fälle vor, in denen solche nicht zu Nahrungszwecken verwendbaren Pflanzen kultiviert werden. So werden bei den Wohnungen vieler brasilianischer Waldindianer Baumwollsträucher angepflanzt¹⁾, und die Bakairí-Indianer pflanzten außerdem das Uba-Rohr, das sie zu ihren Pfeilschäften verwendeten.²⁾

Noch deutlicher zeigen sich die engen Beziehungen zwischen Sammelwirtschaft und Bodenkultur in den vielfachen Übergängen, welche zwischen beiden Wirtschaftsformen nachzuweisen sind. Es steht uns schon jetzt hinreichendes Material von diesen Übergangsformen zwischen Sammelwirtschaft und Bodenkultur zur Verfügung, um die Entstehung der Bodenkultur auf induktivem Wege erklären zu können, so daß wir dieselbe nicht aus sinnreichen Hypothesen herauszukonstruieren brauchen. Von solchen Theorien möchte ich hier nur die eine anführen, nach welcher der Mensch möglicherweise dadurch zuerst auf die Pflanzenkultur gekommen sein soll, daß man den Toten Pflanzenkost mit ins Grab gegeben habe und daß diese Pflanzen sich dann, eventuell durch die Verhältnisse des Begräbnisses unterstützt, fortgepflanzt hätten. Schon dadurch, daß diese Hypothese jeder empirischen Grundlage entbehrt, ist sie vom ethnologischen Standpunkte aus bedeutungslos.

Bei den zahlreichen Übergangsformen zwischen Sammelwirtschaft und Bodenkultur ist es zunächst nötig, diese beiden Begriffe möglichst scharf zu fixieren, um die Grenze angeben zu können, wo die eine anfängt und die andere aufhört. Das Anpflanzen oder Aussäen von Wildpflanzen schafft an sich noch keine Bodenkultur. Wenn der nordamerikanische Indianer, wie uns berichtet wird³⁾, die Körner des wilden Reis zur weiteren Verbreitung der Pflanze in bisher von ihr nicht bewachsene Seen und Sümpfe überträgt, so ist das wohl als ein Übergangsstadium zur Bodenkultur, aber noch nicht als ihr Anfang anzusehen. Das Verbreitungsgebiet der Pflanze ist allerdings hierdurch künstlich erweitert worden, aber sie wächst an ihrem neuen Standplatze unter denselben Bedingungen als Wildpflanze weiter, wobei sie auch in ihrer weiteren Fortpflanzung sich selbst überlassen bleibt. Erst dann, wenn gewisse Manipulationen mit dem Boden, auf dem gepflanzt werden soll, zur Erleichterung der Existenzbedingungen der Pflanzung vorgenommen werden, können wir von

¹⁾ Max Schmidt: Die Paressi-Kabiši. Ethnologische Ergebnisse der Expedition zu den Quellen des Jauru und Juruena im Jahre 1910. Baessler-Archiv Bd. IV Heft 4/5. (1914) S. 192.

²⁾ Karl von den Steinen: Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin 1894. S. 210.

³⁾ Albert Ernest Jenks: The wild rice gatherers of the upper lakes. In Nineteenth annual report of the Bureau of American ethnology 1900. S. 1057 ff.

Bodenkultur sprechen. Erst durch diese künstliche Veränderung des Bodens wird für die betreffende Pflanzenart ein neuer Entwicklungsgang geschaffen, erst durch sie wird die Wildpflanze zur Kulturpflanze. Wenn wir daher andererseits von denselben Indianern im Wildenreisdistrikt erfahren, daß sie die zwischen dem Reis aufkommenden und diesen in seinem Wachstum behindernden anderen Pflanzen entfernen, so werden wir hierin schon die Anfänge der Bodenkultur zu erblicken haben, denn der wichtigste Teil des Wesens der Bodenkultur besteht gerade darin, den für die Pflanzung erforderlichen guten Boden von anderer Vegetation freizuhalten, so daß die Nährstoffe desselben ihr allein zugute kommen. Ganz ähnliche Übergänge lassen sich bei verschiedenen Fruchtbäumen und vor allem bei einer Anzahl gewisser Palmen in Südamerika beobachten, die von denselben Leuten zum Teil in wildwachsendem Zustande ausgebeutet werden, zum Teil durch Beseitigung der störenden Nachbarvegetation in ihrem Wachstum begünstigt und zum Teil endlich regelrecht angepflanzt werden. Ein typisches Beispiel hierfür bietet die Anpflanzung der Akuripalme bei den Guató-Indianern, bei denen die Bodenkultur im übrigen nicht geübt wird, so daß wir es hier mit einem jener interessanten Anfangsstadien der Bodenkultur zu tun haben, die uns das einzige Mittel zur Erklärung der Entstehung der Bodenkultur überhaupt an die Hand geben.

Bei der Untersuchung der Anfangsstadien der Bodenkultur, wie sie sich bei den Guató-Indianern beobachten ließen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, daß hierbei mit der bisher üblichen Einteilung der Bodenkultur in Hackbau, Ackerbau und Gartenbau überhaupt nichts anzufangen ist. Ein Umhacken des Bodens kommt überhaupt bei keinem südamerikanischen Naturvolke vor und ebensowenig ein Instrument, daß die Funktionen einer Hacke zu verrichten hätte, und auch bei den Kulturvölkern der Anden sind es ganz andere Momente wie Terrassenbau und künstliche Bewässerung und Entwässerung, welche für die betreffende Erscheinungsform der Bodenkultur charakteristisch sind.

Wir haben also zunächst da, wo es sich um die Entstehung der Bodenkultur handelt, von dem Begriff Hackbau überhaupt abzu- sehen, da er nur geeignet ist, verkehrte Vorstellungen hervorzurufen. Die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale der Bodenkultur sind nach ganz anderer Richtung hin zu suchen.

Für die Bodenkultur lassen sich zwei ihrem Wesen nach grund- verschiedene Ausgangspunkte durch große Teile Amerikas verfolgen, da es zwei verschiedene Gewalten sind, die sich der Entstehung der Bodenkultur feindlich entgegenstellen können, nämlich einmal die Unfruchtbarkeit des Bodens und sodann die üppige Vegetation, mit welcher der an sich zur Anpflanzung geeignete Boden bedeckt zu sein pfl egt. Es kann sich daher bei der Bodenkultur nur um zweierlei verschiedene Manipulationen handeln, nämlich entweder darum, durch künstliche Mittel den an sich unfruchtbaren Boden für die Pflanzung geeignet zu machen oder aber auf dem guten Boden die wildwachsende, zumeist aus Urwald bestehende Vegetation zu beseitigen. Auf diese an sich selbstverständliche Tatsache muß hier deshalb mit aller Schärfe hingewiesen werden, da sie meines Erach- tens bisher bei der Frage nach der Entstehung der Bodenkultur nicht genügend beachtet worden ist.

Vor allem hängt hiermit auch aufs engste das Verhältnis zu- sammen, in welchem bei den den Wald rodenden südamerikanischen

Waldindianern der Wohnplatz in räumlicher Beziehung zur Pflanzungsanlage steht. So liegen z. B. die Wohnplätze der im Quellgebiet des Cabaçal, Jauru und Jurnena wohnhaften Paressi-Kabiši stets auf dem freien steppenhaften Campo in der Nähe der kleinen, von verhältnismäßig schmalen Galeriewaldstreifen umgebenen Quellflüsse⁴⁾. Der nur mit spärlichem Pflanzenwuchs versehene Sandboden bietet leicht einen solchen für eine Pflanzungsanlage bieten, wenn er die nötige Fruchtbarkeit besäße. Wäre aber das letztere der Fall, so würde er aber auch schon von Natur mit dichter Vegetation bedeckt sein. Die Paressi-Indianer sind daher darauf angewiesen, ihre Pflanzungen mehr oder weniger weit von ihren Wohnplätzen entfernt im Innern der Galeriewälder anzulegen, indem sie hier den guten zur Vegetation geeigneten Boden vom Urwalddickicht befreien und für ihre Kulturpflanzen freimachen.

Wo es im Gegensatz hierzu weite Waldgebiete sind, in denen sich die Pflanzungsanlagen der walddrodenden Indianer befinden, liegen dann auch die Wohnplätze in einer künstlich hergestellten Lichtung, zu deren Herstellung dann natürlich wieder ein besonderer Aufwand von Arbeitskräften erforderlich ist. Wenn als Dorfplatz auch wohl zumeist eine Stelle des Urwalds gewählt werden wird, an welcher man schon vorher den Baumbestand zum Zwecke einer Pflanzungsanlage gefällt hatte, so müssen in diesem Falle doch noch die großen Stämme, die in der Pflanzung am Boden liegen bleiben, fortgeschafft und der ganze Platz von der stets wieder üppig aufwachsenden Vegetation gesäubert werden. Solche Dorfanlagen an gerodeten Waldstellen waren z. B. bei den verschiedenen Indianerstämmen im Xingú-Quellgebiet üblich, und solche traf ich ebenfalls bei den von mir in Paraguay aufgesuchten Wohnplätzen der Kaingua wieder.

Natürlich ist eine enorme Arbeitsleistung dazu erforderlich, um Pflanzungen in größerem Umfange an einer von dichtem Urwald bedeckten Örtlichkeit anzulegen. Bedenken wir, daß verhältnismäßig kleine Steinbeile für die südamerikanischen Waldindianer bis zum Eindringen der europäischen Kultur das einzige Hilfsmittel zum Fällen der dicken Waldriesen auf kilometerweite Strecken hin gewesen sind, so darf diese Arbeitsleistung wahrlich nicht zu gering eingeschätzt werden.

Auf meiner Reise ins Xingú-Quellgebiet bot sich mir seinerzeit eine günstige Gelegenheit, der Herrichtung einer solchen Waldrodung beizuwohnen, wobei allerdings die Indianer, die von den von den Steinenschen und Meyerschen Expeditionen herkommenden Stahläxte benutzten. Die Arbeit wurde in der Weise vollzogen, daß man zunächst die einzelnen Bäume nur anschlug, um ihre Fallrichtung zu bestimmen und dann einen am Ende stehenden dicken Baum zu Fall brachte, der dann in seinem Sturze die übrigen Reihen von Bäumen mit sich riß⁵⁾. Ohne diese geschickte Ausnutzung der Naturkräfte würde es überhaupt unerklärlich sein, wie es möglich gewesen ist, den dicken Urwald auf so weite Strecken hin mit so primitiven Werkzeugen zu Fall zu bringen.

Es liegt auf der Hand, daß derartige Arbeitsleistungen, wie sie mit der hier in Frage stehenden Art der Bodenkultur, die wir am

⁴⁾ Max Schmidt, Die Paressi-Kabiši I. c. Vgl. die Kartenskizze auf S. 191 sowie die Abb. 33—40.

⁵⁾ Max Schmidt, Indianerstudien in Zentralbrasilien. Berlin 1905. S. 102f.

besten einfach als Waldrodung bezeichnen können, verbunden sind, schon einen beträchtlichen Grad von Kulturhöhe zur Voraussetzung haben. Es fragt sich daher, ob die ersten Anfänge der Bodenkultur überhaupt in dieser Richtung liegen oder ob wir dieselben nicht vielmehr bei ihrem anderen Ausgangspunkte zu suchen haben, bei welchem es sich darum handelt, durch irgendwelche künstlichen Mittel den an sich unfruchtbaren und daher mit keiner dichten Vegetation bedeckten Boden für Pflanzungszwecke geeignet zu machen. Meiner Ansicht nach sprechen alle Anzeichen dafür, daß wir die ersten Anfänge der Bodenkultur in dieser letzteren Richtung zu suchen haben.

Die künstlichen Mittel, welche von der Menschheit und speziell auch von den Bewohnern Südamerikas angewandt worden sind, um den an sich unfruchtbaren Boden für Pflanzungszwecke herzurichten, können je nach den Eigenschaften des betreffenden Bodens sehr verschiedene sein. Ich will hier nur kurz auf die riesigen Bewässerungsanlagen der alten Peruaner hinweisen, durch welche weite Trockengebiete, deren Nährstoffe bisher von keiner wildwachsenden Vegetation ausgenutzt worden waren, für Pflanzungszwecke gewonnen wurden⁶⁾. Ein anderes Mittel, künstlich fruchtbaren Boden zur Kultur zu schaffen, bestand bei den alten Peruanern darin, die sterilen Sandflächen soweit abzutragen, bis man auf eine tiefer liegende, für die Bodenkultur geeignete Bodenschicht stieß, auf der dann die Pflanzungen angelegt wurden. Sowohl aus dem nördlichen Küstengebiet Perus als auch im Süden bei Ica wird uns von dieser interessanten Form der Bodenkultur berichtet.

Auch in allen diesen Fällen handelt es sich um Arbeitsleistungen, die einen verhältnismäßig hohen Kulturgrad voraussetzen. Aber es gibt noch ein einfacheres Mittel, den an sich unfruchtbaren Boden für Pflanzungszwecke geeignet zu machen, das sich verhältnismäßig sehr einfach anwenden läßt und daher auch schon von sehr primitiven Völkerstämmen angewandt worden ist, die es noch nicht einmal zu geschliffenen Steingeräten, wie sie in der Form des geschliffenen Steinbeils gerade für die die Waldrodung betreibenden Indianer charakteristisch sind, gebracht haben. Das Mittel besteht einfach darin, die unfruchtbaren Bodenteile, auf denen bisher keine üppige Vegetation wachsen konnte, mit guter Humuserde aus nahen Sümpfen zu bedecken, und da sich durch das wiederholte Auftragen immer neuer Humusschichten auf den abgenutzten Boden künstliche Erdhügel bilden, so möchte ich diese Art der Bodenkultur zur Unterscheidung von der Waldrodung und der Bewässerungskultur als Moundkultur bezeichnen.

Wenn auch schon im Jahre 1879 A. J. Conant in seinem Buche⁷⁾: „Foot-Prints of vanished races in the Mississippi valley“ mit aller Bestimmtheit die Meinung vertritt, daß ein bestimmter Typus nordamerikanischer Mounds, die man vorher auch als inexplicable mounds bezeichnet hatte, seine Entstehung Agrikulturzwecken zu verdanken hätte, so hat doch diese Meinung bisher keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden, und namentlich bezüglich der ganz ähnlichen südamerikanischen Erdhügel sind erst in allerjüngster Zeit bei den Erklärungsversuchen ihrer Entstehung die wirtschaftlichen Gesichtspunkte mehr in den Vordergrund gerückt.

⁶⁾ Vgl. Hiram Bingham, Further explorations in the land of the Incas In The national geographic magazine. Vol. XXIX Nr. 5 (1916) p. 431ff.

⁷⁾ St. Louis 1879.

Auf meiner zweiten Reise in das Sumpfbgebiet im Alto Paraguay bot sich mir eine günstige Gelegenheit, einige Klarheit in diese Frage zu bringen, indem ich hier solche Mounds antraf und näher untersuchen konnte, die noch heutigentags von den Guató-Indianern, ihrer ursprünglichen Bestimmung entsprechend, benutzt wurden, nämlich als Pflanzungen⁸⁾.

Schon auf meiner ersten Reise zu den Guató⁹⁾ hatten mir diese Indianer von künstlichen Erdhügeln in ihrem Gebiete, den sogenannten Atterrados, gesprochen, aber damals hatte ich des zu tiefen Wasserstandes wegen nicht hinkommen können. Erst auf meiner zweiten Reise im Jahre 1910 gelang es mir, an dem kleinen Caracara-Fluß, einem Seitenarm des S. Lourenço, eine Anzahl solcher Hügel aufzufinden, von denen zwei näher untersucht werden konnten.

Von weitem machten sich diese Atterrados dadurch kenntlich, daß ein Flecken dichten Waldbestandes aus dem Schilfgras und dem Gestrüpp der weithin übersehbaren Sumpffläche herausragte. Bei näherer Untersuchung des Geländes ließ sich feststellen, daß der Erderhöhung in einiger Entfernung eine entsprechende Vertiefung des Bodenniveaus entsprach, aus der man, wie mir auch die Guató bestätigten, die aufgeschüttete Erde entnommen hatte. Die größte Länge und Breite des größeren der beiden Atterrados, dessen Grundriß ungefähr die Form einer Ellipse hatte, betragen 140 und 76 m, die des anderen 52 und 42 m.

Man hatte offenbar zur Anlage der Atterrados von vornherein möglichst hochgelegene Stellen im Sumpfbgebiet ausgesucht und diese an sich unfruchtbaren Sandflächen mit einer etwa $\frac{1}{2}$ m dicken Schicht schwarzer Humuserde überdeckt.

Beide Atterrados waren mit einem dichten Waldbestand aus sehr dicken alten Bäumen bewachsen, und inmitten dieser Waldung befand sich auf dem größeren Atterrado eine jener Akuripalmpflanzungen, die noch heutigentags den wichtigsten Lebensfaktor im Wirtschaftsleben der Guató ausmachen. Die Akuripalme liefert dem Guató außer den großen Blättern zur Hausbedachung und außer den genießbaren Früchten den berauschenden Palmwein, den „amokirda“, durch dessen Gewinnung die Palme jedesmal zugrunde gerichtet wird, so daß sie stets von neuem wieder angepflanzt werden muß. Wie tief der Besitz der Palmbestände noch heutigentags in das Wirtschaftsleben der Guató eingreift, geht schon daraus hervor, daß noch kurze Zeit vor meiner Reise in jene Gebiete zwischen den Guató des unteren und oberen Caracara-Flusses erbitterte Kämpfe um den Besitz einiger Atterrados ausgefochten sind.

Nach den Untersuchungen der beiden Atterrados am Caracara-Fluß ist ihr Gebrauchszweck schon zur Zeit ihrer Errichtung derselbe gewesen wie jetzt. Man hat einen passenden Standort für die Akuripalme und vielleicht auch noch andere Kulturpflanzen schaffen wollen, der einmal durch seine Höhe Schutz gegen Überflutung in der Hochwasserperiode gewährte und andererseits durch die dem Sumpf entnommene schwarze Humuserde die nötigen Nährstoffe enthielt. Jedenfalls sind die zum Teil ziemlich ausgedehnten Atterrados allmählich aus kleinen Anfängen vergrößert und erhöht worden.

⁸⁾ Vgl. Max Schmidt, Die Guató und ihr Gebiet. Ethnologische und archäologische Ergebnisse der Expedition zum Caracara-Fluß in Matto-Grosso. Baebler-Archiv. Bd. IV. Heft 6. S. 251ff.

⁹⁾ Derselbe, Indianerstudien in Zentralbrasilien. S. 135ff.

Ferner haben die Grabungen auf den Atterrados ergeben, daß die archäologischen Funde von Tonscherben und sonstigen Geräten denen der heutigen Guató entsprechen¹⁰⁾, und daß auch die in alter Zeit auf den Atterrados angewendete Bestattungsweise von den Guató noch heutigentags in derselben Weise geübt wird¹¹⁾. Es kann also kaum einem Zweifel unterliegen, daß die alten Vorfahren der jetzigen Guató als die einstigen Erbauer der noch jetzt von ihren Nachkommen zu demselben wirtschaftlichen Zweck verwendeten Atterrados anzusehen sind.

Die Untersuchung der Atterrados im Guató-Gebiet hat sich deshalb als so besonders günstig für die Erklärung der über Südamerika weit verbreiteten, ihrem Wesen nach ziemlich gleichartigen Erdhügel erwiesen, weil wir in den Guató die einzigen Indianer kennengelernt haben, bei denen noch heutigentags diese Hügel in derselben Weise benutzt werden wie zur Zeit ihrer einstigen Erbauer. Allerdings habe ich keine Anzeichen dafür entdecken können, daß der Guató noch heutigentags Atterrados erbaut. Der kleine Rest, welcher zur Zeit noch von dieser einst viel zahlreicheren Bevölkerung übriggeblieben ist, hat nicht das Bedürfnis, neue Atterrados anzulegen oder die vorhandenen zu erweitern, aber die Herstellungsweise ist auch den heutigen Guató noch vollständig bekannt. Sie wußten, daß die Erde zum Aufschütten der Hügel aus dem nahen Sumpfe entnommen war und wiesen mich aus freien Stücken auf die der Erdanhäufung entsprechende Vertiefung im Boden hin.

Ihre Bestätigung hat meine Ansicht über den ursprünglich rein wirtschaftlichen Zweck der Atterrados bzw. Mounds in den archäologischen Untersuchungen E. Nordenskiölds gefunden, der ebenfalls zu der Meinung gelangt ist, daß die den Atterrados am Alto Paraguay ähnlichen Mounds in Mojos, im nördlichen Bolivien, ursprünglich aufgeworfen sind, um auf ihnen Pflanzungen anzulegen¹²⁾.

Eingehende Untersuchungen hat ferner Torres an ähnlichen künstlich aufgeworfenen Erdhügeln am Delta des La Plata vorgenommen, wo die Funde von Altertümern sowie die Bestattungsweise darauf schließen lassen, daß die einstigen Erbauer derselben ebenfalls eine ähnliche Kultur wie die heutigen Guató besessen haben. Auch hier liegen die Hügel im Überschwemmungsgebiet, und auch hier hebt sich die schwarze aufgeschüttete Erde von dem unfruchtbaren Untergrunde ab, und auch hier erweisen sich diese Hügel noch heutigentags besonders günstig für eine üppige Vegetation. Aus den ausführlichen Berichten von Torres läßt sich der Schluß ziehen, daß auch diese Hügel ursprünglich zu Pflanzungszwecken angelegt sind¹³⁾.

Gehen wir jetzt auf die Frage über, inwieweit wir berechtigt sind, die Resultate unserer südamerikanischen Moundforschung auch auf die über so weite Gebiete Nord- und Zentral-Amerikas verbreiteten Mounds anzuwenden, so sprechen viele Gründe dafür, daß es sich auch hier, wenigstens bei einem großen Teile dieser Mounds, ursprünglich um Pflanzungsanlagen gehandelt hat. Die von uns als Moundkultur bezeichnete Art der Bodenkultur muß hiernach also

¹⁰⁾ Vgl. Max Schmidt, Die Guató und ihr Gebiet. I. c. S. 256ff.

¹¹⁾ Ebenda S. 255.

¹²⁾ Erland Nordenskiöld, Die Anpassung der Indianer an die Verhältnisse in den Überschwemmungsgebieten in Südamerika. Ymer. 1906. H. 2. S. 148.

¹³⁾ Torres, Luis Maria, Arqueologia de la cuenca del Rio Paraná. Revista del Museo de la Plata. Tomo XIV. 1907. S. 53ff.

längere Zeitperioden hindurch über weite Gebiete des amerikanischen Kontinents verbreitet gewesen sein. Aus den genauen Untersuchungen, welche in den letzten Jahrzehnten von den Nordamerikanern, speziell vom Smithsonian Institution aus in großem Stil an zahlreichen Mounds angestellt worden sind, geht allerdings deutlich hervor, daß ein Teil dieser Mounds jedenfalls anderen als rein wirtschaftlichen Zwecken gedient hat. So sind namentlich eine große Anzahl von ihnen zweifelsohne speziell als Begräbnisplätze oder als erhöhte Fundamente für Baulichkeiten anzusehen, aber die erste Entstehung dieser oft in sehr großem Maßstabe aufgeführten Erdarbeiten überhaupt muß dennoch wohl ebenso wie in Südamerika rein wirtschaftlichen Motiven zugeschrieben werden. Für diese Annahme möchte ich als die Hauptgründe die folgenden anführen:

1. Die große Übereinstimmung vieler nordamerikanischer Mounds nach Form, Aufschüttungsmaterial und Lage mit den südamerikanischen, die wir ursprünglich als Pflanzungsanlagen aufzufassen haben.
2. Die allgemein anerkannte Tatsache, daß die alten Mound-builders tatsächlich in großem Maßstabe Bodenkultur betrieben haben. So sind bekanntlich Abdrücke von Maiskolben in gebranntem Ton in den Mounds gefunden worden.
3. Die Tatsache, daß noch jetzt das Erdreich vieler Mounds zur Anlage von Pflanzungen besonders geeignet ist und von Eingeborenen wie von europäischen Ansiedlern im weitgehendsten Maße zur Bodenkultur benutzt wird.
4. Findet die Anhäufung von den oft enormen Erdmassen ebenso wie in Südamerika am leichtesten ihre Erklärung, wenn man sie, wie es bei der Pflanzungstheorie der Fall ist, auf eine allmähliche Entstehung zurückführen kann. Denn hiernach wäre die Entstehung so zu denken, daß man jedesmal eine neue Humusschicht auf die alte aufgeschüttet hat, wenn das Erdreich durch die Kulturpflanzen erschöpft war, so daß der Mound je nach den im Erdreich enthaltenen Nährstoffen und den von der betreffenden Pflanze gestellten Ansprüchen nach je einer oder mehreren Wachstumsperioden um eine Aufschüttungsschicht angewachsen wäre. Die vielen Funde von Artefakten und Skeletteilen, welche in den Mounds gemacht werden, sind nur dazu geeignet, diese Ansicht noch zu bestätigen, denn solche Reste finden sich auch ganz allgemein in den südamerikanischen Mounds. Noch jetzt wohnen die Guató-Indianer während der Zeit der Ernte des Palmweins auf den Atterrados, und noch jetzt begraben sie ihre Toten, wie es ihre einstigen Vorfahren getan haben, inmitten der Palmbestände, woraus sich unter der Voraussetzung des allmählichen schichtenweisen Anwachsens der Hügel die vollständige Durchsetzung des Bodens mit Resten von Gebrauchsgegenständen und Skeletteilen von selbst ergibt.

Zum Schlusse möchte ich hier dann noch kurz auf eine interessante Parallele zu den Atterrados der Guató-Indianer aus Mexiko hinweisen, eine bestimmte Art der Bodenkultur, die in allen wesentlichen Punkten der Moundkultur entspricht und insofern dieser zuzurechnen ist. Ich meine die sogenannten schwimmenden Gärten in Mexico, die Chinampas, die von den Anwohnern des Sees von Chalco und Xochimilco angelegt wurden und noch jetzt angelegt werden und diesen

den Namen Chinampaneca eingetragen haben. Von Seler, der diese Chinampas bei Xochimilco selbst gesehen hat, haben wir im II. Bande seiner gesammelten Abhandlungen¹³⁾ eine genaue Schilderung derselben. Hier wird zunächst jene Vorstellung widerlegt, die namentlich durch v. Humboldt im Anschluß an eine Beschreibung Clavigeros über diese Chinampas verbreitet worden ist. Hiernach sollten diese letzteren aus einem Geflecht von Rohr und Wurzeln bestanden haben, auf die man Rasenstücke und Schlamm des Seegrundes gebracht hätte. Das ganze soll auf dem Wasser geschwommen haben und fahrbar gewesen sein, so daß man es von einem Ufer zum anderen bewegt habe. Im Gegensatz zu dieser Anschauung handelt es sich bei den Chinampas in Wirklichkeit um ein weites Sumpfbgebiet, aus dem man Bodenstücke durch schmale Gräben herausgeschnitten und mit Pfählen und durch angepflanzte Baumreihen ringsum befestigt hat. Durch Schlamm, den man mit einem großen an einer Stange befestigten Beutel vom Grunde der Kanäle heraufholt, sind diese Feldgrundstücke erhöht und werden noch fortwährend in derselben Weise weitererhöht. Noch jetzt gedeiht nach Seler neben allerhand Getreide jegliche Art von Gemüse vorzüglich auf diesen Chinampas.

Vorläufige Mitteilungen über die Llamazucht im alten Peru.

Natürlich können wir der Frage nach der Entstehung einer rein wirtschaftlichen Funktion, wie es die Haustierzucht ist, nur in der Weise nähertreten, daß wir die wirtschaftlichen Motive bei ihrer ersten Entwicklung in gebührender Weise berücksichtigen und nicht in ihrer Bedeutung für kultische Zwecke ihren alleinigen Ausgangspunkt suchen. Der Grund für die Bedeutung, welche die Haustierzucht ganz allgemein und speziell die uns hier näher beschäftigende Llamazucht im alten Peru im Kultus erlangt hat, kann doch wohl erst sekundär auf ihrer rein wirtschaftlichen Bedeutung beruhen.

Zunächst ist zu beachten, daß das Zähmen und Halten von Wildtieren nichts mit der Haustierzucht zu tun hat. Hierdurch werden an sich keine Haustiere geschaffen, selbst wenn es gelingen sollte, durch Gewährung geeigneter Lebensbedingungen diese Tiere im Einzelfalle einmal zur Fortpflanzung zu veranlassen. Erst durch künstliche Veränderung der natürlichen Lebensbedingungen der betreffenden Tierart und den dadurch verursachten willkürlichen Eingriff in ihren natürlichen Entwicklungsgang wird das Wildtier zum Haustier, und dieser Vorgang ist es, der das eigentliche Wesen der Viehzucht ausmacht.

Interessante Übergänge nach dieser Richtung hin hat das alte Peru aufzuweisen, das ja, wenn wir vom Hunde und einigen Vogelarten absehen, das einzige Land in Amerika ist, in dem die Viehzucht zur Entwicklung gelangt ist, und zwar sind es hier die Euchenia-Arten, die den Gegenstand der Viehzucht gebildet haben.

Guanaco und Vicuña sind Wildtiere, Llama und Alpaco Haustiere. Aber obgleich Guanaco und Vicuña Wildtiere waren, so blieben sie doch keineswegs unbeeinflusst durch den Menschen. Zu bestimmten Zeiten wurden unter Aufsicht des Inka selbst oder seines Stellvertreters große Treibjagden auf diese Tiere veranstaltet, zu denen ein

¹³⁾ Seler, Eduard: Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde Bd. II. Berlin 1904. S. 200 f.

ungeheures Aufgebot von Treibern aufgebracht wurde und bei denen man das Wild in großen Massen in Hürden zusammentrieb. Nur ein Teil dieser Tiere wurde zur Fleischgewinnung für große gemeinsame Feste getötet, während namentlich die Vicuñas zum Teil nur lebend eingefangen wurden, um sie ihrer geschätzten zarten Wolle zu berauben und sie dann wieder freizulassen. Außerdem waren schwere Strafen auf die Übertretung der engbegrenzten Jagdvorschriften gesetzt. Wir sehen also in diesem Falle, wie nicht das einzelne Tier an den Menschen gewöhnt wird, sondern daß der ganzen Tierart eine gewisse Fürsorge zuteil wird.

In der angegebenen Richtung haben wir uns denn auch meiner Ansicht nach die erste Entwicklung der Llamazucht aus der wilden Euchenia-Stammform, für die vielfach das Guanaco direkt gehalten wird, zu denken. Auch hier sind die typischen Folgeerscheinungen der künstlichen Zucht, Leucismus und der ihm korrele Melanismus zur deutlichen Ausprägung gekommen, und weiße resp. schwarze Llamas galten bei den alten Peruanern als besonders zum Opfer bevorzugt. So möchte ich hier auf die von mir an anderer Stelle veröffentlichte Opferszene auf einem alten Gewebe verweisen, bei welcher ein schwarzes Llama geopfert wird.¹⁴⁾ Als einzig bisher bekannt gewordenes Exemplar seiner Art ist in der Sammlung des Berliner Museums die Mumie eines jungen weißen Llamas vorhanden.¹⁵⁾

Darstellungen von Llamas auf Geweben und Tongefäßen sowie Llamafiguren aus Stein und Metall sind in den Sammlungen verhältnismäßig häufig. So ist auf einem von mir an anderer Stelle¹⁶⁾ abgebildeten Gewebe eine ganze mit Lasten bepakte Llamaherde wiedergegeben. Mehrere Tongefäße lassen uns die Aufzäumung genau erkennen, und andere wiederum, auf deren Rücken sich eine liegende, mit dem Kopf nach der Hinterseite des Tieres gerichtete menschliche Figur befindet, führen uns auf die vielbestrittene Frage, ob das Llama im alten Peru auch als Reittier benutzt worden ist. Unter den zahlreichen Darstellungen von dem Kopfe des Llamas ist besonders diejenige bemerkenswert, welche uns den Kopf einer Llamamumie wiedergibt.

Zum Schluß sei hier dann noch auf die Llamafigur auf dem bekannten Ancon-Gewebe aus der Sammlung Reiß und Stübel hingewiesen, auf welchem der einen menschlichen Figur ein vierfüßiges Tier folgt, das von Reiß und Stübel in ihrer Veröffentlichung des Gewebes¹⁷⁾ als die einzige bisher bekanntgewordene Darstellung des *canis ingae* bezeichnet wird. Die deutlich zum Ausdruck gebrachte zweiteilige Hufform an dem Tiere ist aber meines Erachtens als ein sicherer Beweis dafür anzusehen, daß wir es auch hier mit der Darstellung eines Llamas zu tun haben.

¹⁴⁾ Max Schmidt: Über altperuanische Gewebe mit szenenhaften Darstellungen. Baessler-Archiv. Bd. I. Heft 1. Tafel IV

¹⁵⁾ Nr. VA 60410.

¹⁶⁾ Max Schmidt: Ebenda. S. 59. Fig. 47.

¹⁷⁾ W. Reiß und A. Stübel: Das Totenfeld von Ancon in Peru. Tafel 49.

Die oberste Gottheit bei den Naturvölkern.¹⁾

Von

K. Th. Preuß.

Die Religion eines jeden Volkes ist nicht vom Verstande geschaffen und entwickelt, sondern von dem Wunsche, die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen und die Nöte des Daseins zu besiegen. Deshalb sehen wir in erster Linie die Ausübung aller Arten von Kult als das Wesen der Religion an, möge er als Zauber gegenüber mehr oder weniger personifizierten Dingen oder als frommes Gebet gegenüber Göttern erscheinen. Indessen gibt es zwei Arten von Wesen, die unbedingt zur Religion gehören und doch mehr ein bloßes Erzeugnis der Erkenntnis zu sein scheinen, das sind die Urahnen oder Heilbringer einerseits und die sogenannten höchsten Gottheiten der Naturvölker andererseits. Von ersteren erzählt man nämlich nur, daß sie dieses oder jenes in der Welt gestaltet oder auch die Menschen in allerhand Dingen unterrichtet und ihnen Gebräuche und Zeremonien hinterlassen haben. Solche Erzählungen stehen scheinbar auf der gleichen Stufe wie irgendwelche Märchen und Mythen, die unter anderem Erscheinungen der Naturumgebung und des Himmels erklären, ohne doch in den Beziehungen zu Dämonen und Göttern, d. h. im Kult eine Bedeutung zu haben. Auch die Urahnen und Heilbringer sind ja nicht Gegenstand des Kults, sie sind vielmehr gestorben oder sind nach Vollendung ihrer Taten irgendwohin verschwunden. Und ähnlich ist es mit den höchsten Göttern, denen man öfters die Schöpfung der Welt und der Menschen nachsagt, die zwar nachher als herrschende Wesen meistens im Himmel leben, aber auch so gut wie gar keinen Kult genießen, weil sie sich sehr wenig oder garnicht um die Menschen kümmern. Sie erscheinen auf den ersten Blick in der Tat, wie Ehrenreich²⁾ sagt, als rein mythische Gestalten.

Bei näherem Zusehen aber dürfen wir nicht zögern, sowohl die Urahnen und Heilbringer wie die obersten Götter als zwei ebenso wichtige Elemente der Religion zu bezeichnen, wie den dritten, die Religion bildenden Bestandteil, den ich im Hinblick auf die ihm vorzugsweise zukommenden übernatürlichen, um nicht zu sagen zauberischen Kräfte mit dem Namen Dämonen belegen möchte. Diese umfassen die Naturobjekte, die Toten und die Phantasiewesen, die der Mensch als Ursachen von Krankheiten und Förderer menschlicher Tätigkeiten braucht. Diesen Dämonen ist der Kult gewidmet, durch ihn sucht man sie sich dienstbar zu machen.

Im Buche Söderbloms, Das Werden des Gottesglaubens³⁾, das uns so tiefen Einblick in die Urahnen- und Urgötternatur gibt, sind beide nicht deutlich voneinander getrennt. Das erscheint mir aber zunächst für die Beurteilung ihres Wesens notwendig. Denn die ersteren — Urväter d. h. Urahnen, erste Menschen und Heilbringer

¹⁾ Inhaltsangabe eines am 15. Januar 1921 gehaltenen Vortrages.

²⁾ Paul Ehrenreich, Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen, Leipzig 1910 S. 79.

³⁾ Deutsche Bearbeitung, Leipzig 1916.

sind im wesentlichen nur dazu da, die Ordnung in der schon bestehenden Welt einzuführen, und dazu gehören auch die Zeremonien, die das Verhältnis der Menschen zu den Dämonen regeln. Sie dienen also dazu, die Wirksamkeit und damit die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Gebräuche zu gewährleisten. Was auch alles nach und nach eingeführt werden mag, alles wird der Zeit ihrer Tätigkeit unter den Menschen zugeschrieben. Man braucht sie also nur in der Phantasie; es ist genug, daß sie irgendeinmal gelebt haben. Sie können daher sehr früh entstehen, sobald es überhaupt zauberische Einwirkungen auf die Natur und auf dämonische Wesen, Tabugebräuche unscheinbarer Art usw. gibt. Daß solche Gestalten in der Religion nicht entbehrt werden können, liegt auf der Hand. Denn sie heben den Kult und alle Gebräuche auf eine höhere sittliche Stufe, indem nicht mehr die gegenwärtig lebenden Menschen das alles ausgeklügelt haben und so auf ihre zauberische Macht pochen, sondern mit dem Gefühl der Ehrfurcht vor dem Überlieferten sogar unsinnig Gewordenes getreulich weiter beobachten, oft unter großen physischen Anstrengungen und in dem Gefühl ihrer unzulänglichen Kraft, die sie durch kultische Reinheit, d. h. durch magische Behandlung ihres Körpers, zu stärken bemüht sind. Es ist nun auch klar, daß die Menschen sie nicht mit dem Verstande allein, sondern vor allem aus ihren Bedürfnissen heraus geschaffen haben.

Diese Heilbringer nennt Söderblom ebenso wie die höchsten Götter Urheber, und sie sind es auch, die ersteren mehr für die Kultgebräuche, die letzteren mehr für die Welt- und Menschenschöpfung. Aber der Ausdruck Urheber hat demnach für die Heilbringer oder Urhnen eine bestimmte Begrenzung, für die Urgötter betont er zu ausschließlich die Schöpfertätigkeit. Denn auch die höchsten Götter haben keinen bloß erkenntnistheoretischen Ursprung, als ob der Verstand einen Schöpfer für alles brauche. Setzen wir ihn nämlich ursprünglich außerhalb der Natur, wie es Söderblom (S. 162) tut, so hat er nach vollbrachter Tat gar keine Obliegenheiten, ja, wenn er gestorben wäre, so würde es nichts schaden. Er lebt aber, wenn auch in weiter Ferne, meistens im Himmel, und scheinbar unbekümmert um das Wohl seiner Geschöpfe, der Menschen. Abgesehen von den noch anzuführenden direkten Belegen muß man also schon aus seinem Weiterleben schließen, daß er für die Menschen als Ziel der Religion notwendig bleibt. Ein vorläufiger Beweis dafür sei hier mit der von Söderblom selbst mit Recht betonten Tatsache angeführt, daß der Urherbergott letzten Endes die tödliche Krankheit sendet, gegen die es kein Kultmittel gibt, woraus zu folgern ist, daß er überhaupt das Leben in seiner Hand hat.

Was ist nun aber, wenn wir unsere Erfahrungen über die in der Religion tätigen Wesen zu Rate ziehen, die notwendige Grundlage für die Möglichkeit des Wirkens einer solchen obersten Gottheit? Sie muß wie die Dämonen ein Naturobjekt verkörpern, von dem diese ihre Kräfte haben, und das kann für den obersten Gott nichts anderes sein als die ganze Natur, die ganze Welt. Diese ist aber in allen ihren Teilen schwer vorzustellen, und aus diesem Grunde wird er oft mit dem Himmel identifiziert, der sich gebietend über der Erde ausspannt, kann aber auch, wie es in Amerika zuweilen der Fall ist, den Nachthimmel bzw. die Erde oder ein alles durchdringendes Element wie das Feuer verkörpern. Solche umfassenden Naturwesen können frühzeitig auftreten. Dieses ergibt sich aus der Tatsache, daß z. B. Sonnen- und Mondgötter oft erst im Anschluß an den

Tag- und Nachthimmel in Wirksamkeit treten¹⁾ und daß schon die kulturell tiefstehenden Botokuden eine Himmelsgottheit haben, über die ich noch sprechen werde. Man muß sich also vorstellen, daß sich die Idee einer Schöpfergottheit und eines damit in engster Verbindung stehenden Allerhalters in der Tat an einem das Wesentliche der Welt vertretenden Teile, namentlich an dem Himmel gebildet hat, wie das besonders von vielen afrikanischen Forschern hervorgehoben wird.

Für die Religion kommt aber mehr die Eigenschaft als Allerhalter in Betracht, während die Schöpfernatur nur die Voraussetzung bildet, und bei dieser Überlegung ist es zu verstehen, daß man ihn wenig anruft und meint, er kümmere sich nicht um die Menschen. Die Vorstellung von der Macht der Naturdinge beruht auf Beobachtung, und das Streben, sie sich dienstbar zu machen, gebraucht im wesentlichen die Mittel der Nachahmung, indem man entweder durch Darstellung eines komplexen Naturvorgangs oder als Vertreter des Naturwesens dessen Kräfte ausübt. Beim Erhalter des Lebens, der Verkörperung der Welt, ist das aber nicht möglich. Es drängt sich dem Menschen nicht auf, wie er wirkt, wie es etwa bei den Krankheit verursachenden Totendämonen oder den dämonischen Schützern von menschlichen Tätigkeiten der Fall ist, die man ebenso wie die Naturwesen etwa durch bildliche Darstellung, durch Masken u. dgl. m. nachahmt. Es ist daher nicht erstaunlich, daß man seiner nur im Gedanken oder durch Anruf Erwähnung tut und sein Wirken mehr als eine Art Walten des Schicksals empfindet. Erst wenn er sich mit einem oder mehreren anderen leicht in ihrer Tätigkeit zu erfassenden Naturobjekten, z. B. Sonne, Mond, Wolken verbindet, lenkt er neben der früheren Art der Verehrung zauberische Kulte auf sich, und letzteres ist auch von vornherein eher der Fall, wenn er mit der Erde oder dem Feuer identifiziert wird.

Aus der Art des ihm gewidmeten Kultes oder aus der gegenüber dem Kult der Naturdämonen geringfügigen Bedeutung der Zeremonien darf man daher nicht auf eine früher umfassendere und reinere Gottesanschauung und auf eine spätere Überwucherung durch polytheistische Riten, kurz auf eine Degeneration des Menschengeschlechtes schließen. Ebensowenig fallen die dem höchsten Wesen zuerkannte Güte, Gerechtigkeit und sonstigen sittlichen Grundzüge aus dem Rahmen der übrigen Anschauungen der Naturvölker heraus. Man muß sich gegenwärtig halten, daß die Dämonen von Hause aus feindlich sind und nicht durch Güte, sondern durch kultische Behandlung segensreich wirken. Dagegen ist die oberste Gottheit von vornherein gütig gegen die Menschen, denn das Leben, das sie geschaffen hat, wird von allen als süß und unschätzbar empfunden, und für Übelergehen sind die Dämonen verantwortlich zu machen. Sie erhält das Leben auch dadurch, daß ihr vielfach im allgemeinen die Einführung des Kults zugeschrieben wird, die im einzelnen jedoch die Urahnen und Heilbringer vollbringen, diese von vornherein zum Wohle der Menschen und im Gegensatz zu den Dämonen tätigen Gestalten. Auch das ewige Bestehen der Urgottheit ergibt sich aus der dauerhaften Natur der Welt, insbesondere des Himmels, von selbst.

Nun ist, nach amerikanischen Quellen zu urteilen, die Einführung des Kults bei den Menschen von seiten der höchsten Gottheit wohl doch von größerer Bedeutung zur Kennzeichnung seines Wesens, als

¹⁾ Vgl. Preuß, die Nayarit-Expedition I S. I. f.

bisher hier hervorgetreten ist. Obwohl nämlich vielfach die ersten Menschen oder Heilbringer die Kultzeremonien im einzelnen verliehen haben, wird an manchen Stellen die Gottheit als ihre alleinige Quelle und die Urahnen nur als Vermittler angegeben. Man muß daher als die beiden wesentlichsten Eigenschaften der Urgottheit sowohl die Weltschöpfung und Erhaltung wie den Kult ansehen, der in amerikanischen Religionen kurz als Gesang oder Wort zusammengefaßt wird, obwohl Tanz und alles andere dazu gehört. Demnach müßte der Weltschöpfer nicht nur die Welt, sondern als zur Welt gehörig das Wort, den Kult verkörpern, was bei den Uitoto, süd-amerikanischen Waldindianern an nördlichen Zuflüssen des Iza (zum oberen Amazonas), unzweideutig durch die Angabe ausgedrückt wird: „Im Anfang gab das Wort dem Vater (= Moma, so heißt die oberste Gottheit) den Ursprung“¹⁾. Obwohl das dort auch naturmythologisch spezieller erklärt werden kann, so scheint mir eine allgemeinere Bedeutung dieses Ausspruchs doch am Platze. Er würde besagen, daß der Kult, der nach geschichtlicher Anschauung von seiten der Menschen erfunden ist und ausgeübt wird, so notwendig für die Erhaltung der Welt ist, daß er von vornherein zum Wesen der Welt und der sie verkörpernden höchsten Gottheit gerechnet ist.

Die amerikanischen Urgötter erscheinen meistens als Spitze einer Götter- oder Dämonenhierarchie, so daß sie sich nicht so schroff von der übrigen Religion abheben wie etwa in Afrika. Daher ist auch Söderblom weniger auf sie eingegangen und hat sich mit einer Aufzählung von Namen aus älteren Quellen begnügt. Da nun gerade aus neuerer Zeit, größtenteils durch meine eigenen Forschungen bezeichnende Belege für diese obersten Gottheiten gefunden worden sind, so möchte ich einiges von ihnen anführen, was das eben Gesagte deutlicher macht und bestätigt.

Eine der wenigen obersten Gottheiten aus Amerika, die dem isolierten klassischen Typus dieser Gestalten nahezu an die Seite gesetzt werden kann, ist der vor kurzem bekannt gewordene Maret Khmakniam (= der Greis) der Botokuden in Minas Geraes am Rio Doce.²⁾ Er hat übermenschliche Gestalt und einen kolossalen Penis. Sein Kopf ist weiß, das Gesicht bis an die Augen mit rotem Tierhaar bedeckt. Er hat eine Frau und viele Kinder. Sein Aufenthalt ist der Himmel. Ihm gehören die Sterne. Die Sonne wird von dem Alten auf die Reise geschickt, abends tritt sie in den Himmel ein, um bei Maret zu verweilen, des Morgens verabschiedet sie sich von ihm, um ihren Platz am Horizont im Osten einzunehmen. Wenn kein Mond am Himmel ist, so verweilt er bei Maret, der auch die Mondphasen durch Bedecken hervorbringt. Er geht auf den Wolken und im Wasser und schickt Regen und Ungewitter. Wenn ihn einer erzürnt, trifft er ihn mit unsichtbarem Pfeil mitten ins Herz. Er liebt die Boruns (= Menschen), wie sich die Botokuden nennen, und ist erzürnt auf diejenigen, die sie übel behandeln.

Er ist also der typische liebevolle Erhalter der Welt, der den Bösewichtern, d. h. den Gegnern der Boruns, den Tod sendet. Dazu soll man ihn auch bei nächtlichen Tänzen auffordern. Die einzige

¹⁾ Preuß, Religion u. Mythologie der Uitoto, I, Quellen der Religionsgeschichte. Göttingen u. Leipzig, 1921, S. 25, 32.

²⁾ H. H. Manizer, Les Botocudos d'après les observations recueillies pendant un séjour chez eux en 1915. Archivos do Museu Nacional XXII Rio de Janeiro 1919. Vgl. P. Ehrenreich, Über die Botocudos der brasilianischen Provinzen Espiritu Santo und Minas Geraes Z. E. XIX. Berlin 1887.

nahe Verbindung mit den Boruns hat er durch seine Identifizierung mit Regen und Gewitter, wodurch er aus seiner Zurückgezogenheit am Himmel heraustritt, und was demnach später ist. Da beginnen auch sofort Ansätze von zauberischem Kult. Sie schießen dann Pfeile mit entzündeten Halmen oder mit Wachs an der Spitze ab und bitten ihn, sie nicht zu töten. Diese brennenden Pfeile sind wahrscheinlich eine Nachahmung des Blitzes, indem die Boruns gewissermaßen als seine Vertreter und in Nachahmung seiner Tätigkeit die Blitze von sich fort senden. Auch Speiseopfer erhält er, und es wird ihm nachgesagt, daß er bei fortwährenden Tänzen Rollentabak und eiserne Werkzeuge für seine Boruns im Walde ausstreue. Da man von der sonstigen Religion dieser Botokuden nur weiß, daß sie die Verstorbenen, manitiong, sehr fürchten, so könnte man denken, daß die Nachrichten nicht ausreichen. Sie können aber in den Grundzügen in der Tat das richtige Bild geben, da auch die Uitoto nach den zahlreichen, von mir aufgezeichneten Texten an Mythen und Gesängen zu urteilen, nur eine Urgottheit und die Vorfahren bzw. Seelen der Verstorbenen haben. Daneben gibt es zwar eine Unzahl Tierdämonen, aber ein Kult ihnen gegenüber findet nur statt, um sie als Helfer der rächenden Seele von Gefressenen unschädlich zu machen. Man tanzt dann mit den Figuren dieser Tiere, die man auf dem Kopfe befestigt hat, herum, wirft auch einige mit Holzstücken von einer Stange herab. Das Ganze der Religion beruht aber auf dem Urvater, der *moma*, Vater, genannt wird. Dieser hat die Welt und alles darauf geschaffen, dann aber ging einer der ersten Menschen mit Namen *Husiniamui* an den Himmel, nahm das gute Feuer mit und wurde zur Sonne, während er dem Urvater das schlechte Feuer zurückließ. Dieser mußte deshalb sterben und mit ihm alle Menschen, aber seine Seele erscheint alle Jahre in den Früchten.

Dieser oberste Gott und Weltschöpfer verliert also scheinbar seine Macht über alles Erschaffene, obwohl er die Welt verkörpert und dementsprechend auch Tiere und Pflanzen gelegentlich aus seinem eigenen Körper „absondert“. In seinem Wesen steht nämlich die Weltschöpfung mit der Welterhaltung in Widerstreit. Der Weltschöpfer mußte um der Welterhaltung willen sterben, denn das unaufhörliche Vergehen und sich Erneuen des Lebens in der Welt verkörperte in ihm selbst fortwährenden Tod und entsprechendes Wiedererstehen als Seele in den Dingen. Das brauchbare Symbol dafür war der Mond. Und so kam man dazu — um den Widerspruch zwischen Weltschöpfung und -erhaltung zu lösen — auch die Welt ursprünglich aus einem Scheinding, einem Truggebilde hervorgehen zu lassen, wie es der Dunkelmond ist. Dieses nannte man *naino*, genau so wie der unwirkliche Zustand, das Nichts, hieß, aus dem jedes Jahr die Gewächse und die Früchte hervorkommen. Aus diesem Grunde hieß der oberste Gott selbst *Nainuema*, „der ein Scheinding ist“, das aber immer wieder Wirklichkeit erlangt gleich dem neuen Monde, der aus dem Dunkelmond hervorgeht.

Zu seinem Wesen als Erhalter gehört aber auch seine Verkörperung als Wort (*ikino*) oder Erzählung (*rafue*). Daher heißt er *Rafuema*, „der die Erzählung oder das Wort ist“. Nach der Schöpfung der Welt „machte *Rafuema* nach vielem Nachdenken dieses Wort (*bikino*)“. Darunter ist nicht bloß die Erzählung von der Weltschöpfung gemeint, sondern der ganze Kult, den die ersten Menschen von ihm erhalten, um das Vergehen und sich Erneuen zu bewerkstelligen. Der Kult erscheint also als ungeheuer wichtig und keines-

falls als eine bloße Erfindung der ersten Menschen. Er ist vielmehr nicht nur eine Uoffenbarung, sondern die alleinige Grundlage der Welt. Diese ist aus dem Wort (ikino, rafue) hervorgegangen, ebenso wie sie aus dem unwirklichen Scheiding naino erwachsen ist. Es ist daher verständlich, wenn es heißt „Im Anfang gab das Wort dem Vater den Ursprung“.

Die Veränderungen des Mondes lieferten dazu ein passendes Symbol. Der dunkle Mond zeigt naino und rafue, Scheiding und Wort, und der Weltschöpfer verkörpert als Nainuema und Rafuema den dunklen Mond, aus dem er als neue Mondsichel hervorkommt. Doch ist nicht notwendig, daß das Mondsymbol allein diesen Gedanken von dem Wort als Anfang der Dinge hervorgebracht hat. Vielmehr scheint der Ursprung aus dem Wort auch an Stellen, wo der Mond keine Bedeutung hat, im Ideenschatz der Menschheit insofern möglich zu sein, als der obersten Gottheit die Einführung des Kults, d. h. der Zauberkraftzeremonien vielfach zugeschrieben wird.

Der Kult zur Erhaltung der Welt richtet sich aber bei den Uitoto vollkommen auf die Gewährleistung der Monderneuerung, die das Symbol der Erneuerung aller Dinge in der Welt ist. Er strebt also nicht die Beeinflussung von Naturwesen an, sondern eines Naturdinges, das im letzten Grunde das Wesen der obersten Gottheit selbst darstellt. Diesem Zweck dienen hauptsächlich drei Feste: 1. okima, das das Hervorkommen der Mondsichel bezweckt, indem es die Reife der Juka als ihr Symbol feiert. Es fand daher statt, als die Mondsichel am Himmel sichtbar wurde. 2. uike, das Fest der reifen Früchte und des Kautschukballs, mit dem gespielt wurde, als Symbol des Vollmonds. 3. dyadiko, das Fest des Zerbrechens eines dünngehauenen Baumstamms, der an den Enden unterstützt wurde, und auf dem man tanzte, als Nachahmung des Übergangs des vergehenden Mondes in den Dunkelmond.

Wie es einer obersten Gottheit meist geschieht, gedenken die Uitoto ihres Urvaters in den Gesängen und Erzählungen in einer Weise, aus der man das Gefühl der Dankbarkeit entnehmen kann: Anrufungen und Opfergaben kommen aber nicht vor. Ihm wird aber auch voll Dankbarkeit der Regen zugeschrieben, durch den alles reif wird, und zwar gebietet er über diesen ebenfalls als Herr des Dunkelmondes, der bald als etwas Hohles, Dunkles (Trommel, Trog, Topf, Loch), bald als die dunkle Nässe erscheint. Trommelt er auf seiner Schlitztrommel, so entsteht Regen ¹⁾.

Eine andere sehr bezeichnende oberste Gottheit ist hava Gautéováñ, die Mutter des Feuers oder hava Sibalanćumáñ, die Mutter der Gesänge, bei den Kágaba am Nordabhang der Sierra Nevada de Santa Marta in Kolumbien, die die Mutter der Welt und aller Dinge, die Mutter der Menschen wie aller Naturdämonen genannt wird, z. B. der Sonne, die sie erschaffen hat, der Milchstraße, Berge, Seen, Flüsse und Donner. Eine Erzählung der Weltschöpfung gibt es aber nicht. In dem Wort Mutter liegt bereits wie bei den Uitoto in dem Wort Vater für die höchste Gottheit die Fürsorge für den Menschen ausgedrückt. Obwohl ihr Wohnsitz das Innere eines Berges ist, so hat sie doch keinen ausgesprochenen Aufenthalt in der Erde oder am Himmel, sondern ihre Haupteigenschaft als Verkörperung der Welt ist das Feuer, dessen Wichtigkeit auch darin zum Ausdruck kommt, daß es in Einzelercheinungen durch sehr viele Naturdämonen vertreten ist.

1) Alles Nähere in meinem schon erwähnten Buch über die Uitoto.

Dadurch besonders und durch den Kult, den sie als Mutter der Gesänge den Menschen verliehen hat, erscheint sie als Erhalterin der Welt. Man gedenkt ihrer gelegentlich voll Dankbarkeit, und sie wird auch in einem Gesänge um Regen angerufen, aber ihr sind keinerlei Zauberzeremonien gewidmet wie den zahlreichen Dämonen. Von diesen unterscheidet sie sich auch dadurch, daß man von ihr keine einzige Maske, vielleicht sogar keine Darstellung hat.

Obwohl diese oberste Göttin einige besondere Kultgebräuche persönlich eingeführt hat, so treten doch als selbständige Träger aller Kulte die vier Urpriester oder Urahn, die ersten Menschen ein. Sie selbst hält sich auch hierin wie in der Erhaltung der Welt im Hintergrunde. Die Urahn, die zugleich die schon bestehende Welt bewohnbar gemacht haben, schlossen mit den Naturdämonen Verträge, wodurch diese sich bereit erklärten, auf bestimmte Gesänge und Tänze der Menschen zu hören. Auch veranlaßten sie die Dämonen, sich die Gesichter abzunehmen, so daß die Menschen in ihren kultischen Tänzen Dämonenmasken tragen und so die Naturgewalten unmittelbar nach ihrem Gefallen nachahmen konnten. Die dazu geeigneten Persönlichkeiten schufen die Urahn durch Einführung der Novizen, die 9 Jahre von Kindheit an im Tempel abgeschlossen unter Fasten und geschlechtlicher Enthaltbarkeit leben mußten und dadurch höchste magische Kraft erlangten. Diese Urahn und Heilbringer ergänzen zwar in mancher Beziehung die Allmutter, sind ihr auch darin ähnlich, daß sie keinen Kult genießen und daß keine Bilder und Masken von ihnen vorhanden sind, aber sie sind doch von ihr grundverschieden, indem sie als Menschen gestorben sind und nur durch die eingeführten Gebräuche fortwirken, während die oberste Göttin dauernd als Allerhalterin tätig ist.

Endlich ist das Heer der Dämonen, seien es Natur- oder Phantasiewesen, wiederum von den genannten beiden Elementen der Religion ganz verschieden, insofern sie lediglich das Ziel zauberischer, nachahmender Kulte sind, deren Macht durch Beeinflussung gelenkt wird, und die eigentlich die Bezeichnung Götter noch nicht verdienen. Im Gegenteil werden gerade häufig feindliche Dämonen so gezwungen, wider ihre eigene Natur den Menschen zu dienen. Aber selbst auf diesem Wege ist es nicht ausgeschlossen, daß sich allmählich ein herzlicheres Verhältnis zu ihnen anbahnt und sie zu Göttern werden können.¹⁾

Das Gewöhnliche pflegt aber zu sein, daß Götter durch Verbindung der Eigenschaften von obersten Gottheiten oder von Urahn und Heilbringern mit Dämonen entstehen. Es würde uns hier zu weit führen, Beispiele dafür anzuführen, wie sie namentlich im mexikanischen Kulturkreise häufig sind. Aber es dürfte bereits aus dem Angeführten ersichtlich sein, daß die Eigenschaften der Welterhaltung und der Einführung der Kultgebräuche, sei es im vollen Umfange oder in Einzelheiten erhaltender Einrichtungen, für die Ausgestaltung einer Gottheit notwendig sind. Dadurch ist zugleich darauf hingewiesen, daß es die Aufgabe der Religionswissenschaft ist, die Stellung der höchsten Gottheit nicht nur in ihrer Isolierung, sondern mehr noch in ihren vielfachen Verbindungen zu untersuchen.

¹⁾ Näheres Preuß, Forschungsreise zu den Kägaba; (erster Teil) *Anthropos* Bd. XIV-XV 1919/20.

Über Bregmanarben und ihre mutmaßliche Entstehung nach Untersuchungen an Guanchenschädeln und nach Tierexperimenten.¹⁾

Von

Geheimrat Dr. med. et phil. Ph. Bockenheimer,

a. o. Professor für Chirurgie an der Universität Berlin.

Aus der Anthropologischen Sammlung des Museums für Völkerkunde, Berlin;

Leiter: Prof. v. Luschan.

Seit langer Zeit kannte man von den Canarischen Inseln richtig trepanierte Schädel (Chil y Naranjo, Broca). Zu diesen einwandfrei kunstgerecht trepanierten Schädeln lernte man dann gleichfalls von den Canarischen Inseln andere kennen, die durch große Narben in der Bregmagegend ausgezeichnet sind. v. Luschan erwähnt sie 1896 in einem Schlußkapitel zu dem Buche von H. Meyer, wo die wichtigsten Formen auf Tafeln abgebildet sind.

Eine lehrreiche Zusammenstellung einer größeren Zahl von Guanchen-Schädeln ist v. Behr zu verdanken. In seiner Arbeit „Metrische Studien an 152 Guanchen-Schädeln“ gibt er eine genaue Beschreibung und erwähnt, daß diese Schädel alle aus der Zeit vor 1496 datieren und von den alten Bewohnern der Insel Teneriffa stammen, die sich selbst mit dem Namen „Guanchtinerf“ bezeichneten, ein Wort, das die Spanier in „Guanche“ verstümmelten.

Von diesen 152 Guanchen-Schädeln, die sich im Berliner Museum für Völkerkunde befinden, zeigen 9, also rund 6 % Schädel von Erwachsenen, und zwar 6 männliche und 3 weibliche Bregmanarben, während solche an Kinderschädeln fehlen.

Bevor ich mich über die Entstehung der Narben äußern will, lasse ich zunächst eine Beschreibung der 9 Schädel folgen. Zur näheren Erläuterung sind die Schädel in Scheitelansicht photographiert, so daß man zunächst eine Gesamtübersicht über das Schädeldach hat, wobei auch Lage und Ausdehnung der Narben zu erkennen sind. Um diese aber noch deutlicher zu Gesicht zu bringen, ist die Gegend der Narben noch einmal photographiert. Die Photographien in Scheitelansicht sind unter meiner Leitung von Herrn Dr. Bröckelmann in $\frac{1}{3}$, diejenigen der Narbengegend sind in $\frac{1}{1}$ der natürlichen Größe aufgenommen. Die Schädel waren vorher im Martinschen Kubuskraniophor mit Horizontierungsnadel eingespannt.

1. S. 415 (v. Behr 41).

Dieser Schädel, das Calvarium einer adulten Frau, zeigt in der Bregmagegend eine Narbe, die genau symmetrisch zur Mittellinie gelegen ist und sich, dem Stirnbein angehörend, bis zur Coronarnaht fortsetzt. Die Narbe ist 4,1 cm lang und 2,1 cm breit. Die Ränder der Narbe sind allseitig aufgeworfen, während in ihrer Mitte eine breite starke Vertiefung besteht. Die der Vertiefung angehörende Schädelfläche unterscheidet sich in nichts von den umgebenden Rändern, d. h. sie ist normal glatt (vgl. Taf. 1). Die Begrenzung ist längsoval. Als nebensächlicher Be-

¹⁾ Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde an der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin. Die gesamten Kosten für den Druck und die Tafeln hat der Verfasser getragen.

fund, wohl von einer Verletzung herrührend, zeigt sich eine zweite Narbe am rechten Stirnbein, etwas seitlich von der Medianlinie. Die rundliche Narbe ist flach, hat die Ausdehnung eines Einpfennigstückes und zackige Ränder.

2. 1586 (v. Behr 31).

Dieser Schädel, das Calvarium eines maturen Mannes, zeigt eine sehr große Narbe, die sich besonders auf das rechte Scheitelbein ausdehnt. Die Narbe beginnt an der Coronarnaht, um sich dann nach hinten auszudehnen. Sie weicht ungefähr in einem Winkel von 15° von der Mittellinie ab, so daß sie in ihrem vorderen Abschnitt noch zum Teil das linke Scheitelbein trifft, während sie in ihrem hinteren Teil sich ausschließlich auf das rechte Scheitelbein ausdehnt. Die Narbe zeigt besonders an der medialwärts gewandten Seite deutlich aufgeworfene Ränder, die hyperostotischem Knochen entsprechen. Im hinteren Teile erscheint die Narbe gegen die Mitte zu stark eingesenkt; der Knochen ist verdünnt und zeigt an einer Stelle einen schräg nach hinten rechts verlaufenden, 1,5 cm langen, 0,2 cm breiten Spalt. Sonst ist die Narbe im allgemeinen glatt; nur an der am meisten vertieften Stelle ist die Oberfläche unregelmäßig und höckerig. Die Länge der Narbe ist 5,2 cm, die Breite 4,3 cm.

An diese Narbe schließt sich eine zweite symmetrisch zur Mittellinie gelegene kleinere Narbe an, die gewissermaßen eine Fortsetzung der hinteren medianen Umrandung der ersten Narbe darstellt und die hintersten Partien beider Scheitelbeine einnimmt. Diese zweite Narbe ist von der ersten durchaus verschieden. Sie hat eine dreieckige Form, ist von hochaufgeworfenen Knochenrändern gebildet, die nur eine kleine Vertiefung des Knochens umschließen. Sie ist 2,1 cm lang und 1,3 cm breit.

Endlich findet sich noch eine dritte Narbe auf dem rechten Stirnbein, wohl von einer Verletzung herrührend, 1 cm vor der Coronarnaht und 1,5 cm von der Mittellinie entfernt. Ihre Ränder sind leicht aufgeworfen und umfassen eine mäßige Knochenvertiefung. Sie ist fünfpfennigstückgroß und zeigt den Knochen durchweg rau (vgl. Taf. 2).

3. S. 311 (v. Behr 47).

Dieser Schädel, das Calvarium eines maturen Mannes, zeigt eine genau symmetrisch zur Mittellinie gelegene Narbe, die das Stirnbein und die Scheitelbeine betrifft. Sie beginnt 5,4 cm vor der Coronarnaht, ist 9 cm lang, 6,6 cm breit und von längsovaler Form. Ihre Ränder sind stark aufgeworfen. An die Ränder schließt sich erst eine schmale Vertiefung an, während der Knochen dann wieder erhaben und glatt ist. Im Bereich der vertieften Zone zeigt sich der Knochen an einigen Stellen bereits durchlöchert, sonst stark verdünnt. Namentlich zeigt sich diese Durchlöcherung im hinteren Teil der Narbe, wo die Löcher bis Stecknadelkopfgröße annehmen. Da dieselben überaus zahlreich sind, so können Emissarien nicht in Betracht kommen, vielmehr sind die Löcher, die bei genauer Besichtigung nicht von kreisrunder, sondern von unregelmäßiger Gestalt sind, durch Nekrose des Knochens entstanden, auf dessen gesamte Abstoßung im Bereich der Narbe auch seine Verdünnung schließen läßt. Genau in der Mitte der Narbe verläuft die in Verknöcherung begriffene, stark vorspringende Pfeilnaht (vgl. Taf. 3).

4. S. 294 (v. Behr 15).

Dieser Schädel, das Calvarium einer adulten Frau, zeigt in der Bregmagegend eine ausgedehnte Knochennarbe, die 1,6 cm vor der Coronarnaht beginnt. Sie liegt zum kleineren Teil im Bereich des Stirnbeines, zum bei weitem größeren Teile im Bereich der Scheitelbeine. Ein Drittel der Narbe fällt auf die linke, zwei Drittel kommen auf die rechte Schädelhälfte. Die Narbe verläuft parallel zur Sagittalnaht und hat eine birnförmige Gestalt, ihre Ränder treten im hinteren Drittel fast gar nicht hervor, während sie sich in den vorderen Partien deutlich markieren. Man hat daher zunächst den Eindruck, daß die Narbe kreisrund ist, erst bei genauerer Betrachtung ergibt die Fortsetzung nach hinten die Gestalt einer Birne. Die Narbe ist 6,6 cm lang und 5 cm breit, glatt und nur in der Mitte ein wenig vertieft; die Schädelnähte sind noch nicht verknöchert. Im hinteren Teil der Narbe zeigen sich teils kreisrunde, teils unregelmäßige Durchlöcherungen der Schädelknochen von Stecknadelkopfgröße. Die runden Löcher entsprechen fraglos Emissarien, die unregelmäßigen sind wohl als durch Knochennekrose entstanden zu deuten (vgl. Taf. 4).

5. S. 295 (v. Behr 59).

Dieser Schädel, das Calvarium eines maturen Mannes, zeigt genau in der Bregmagegend eine zweimarkstückgroße Einsenkung. Die Ränder derselben sind scharf und glatt. Im Bereich der sehr starken mittleren Vertiefung ist der Knochen rau und sehr dünn. Auch hier fallen unregelmäßige Durchlöcherungen, namentlich nach der Mitte der Narbe zu, auf. Der von außen gesehenen Vertiefung ent-

spricht innen ein Torus, in dessen Bereich der Knochen glatt ist. Ein auf dem rechten Scheitelbein fingerbreit neben der Mittellinie liegendes, fast kreisrundes, dreistecknadelgroßes Loch hat wohl als Emissarium gedient (vgl. Taf. 5).

6. S. 32 (v. Behr 75).

Dieser Schädel, das Calvarium eines maturen Mannes, weist im ganzen drei Knochennarben auf. Die erste Narbe beginnt direkt an der Coronarnaht und erstreckt sich von da symmetrisch auf beiden Seiten der Mittellinie 8,2 cm nach hinten. Sie ist 5,7 cm breit und hebt sich von der Umgebung weniger deutlich ab, als die bisher an den anderen Schädeln beschriebenen Narben. Auch hat sie nur an der linken Seite einen scharfen erhabenen Knochenwall als Rand, während der rechte Rand wenig erhaben und leicht geschlängelt ist. Die Gestalt der Narbe ist daher ganz unregelmäßig. Bei genauerer Betrachtung zerfällt eine Narbe in zwei Abschnitte, einen vorderen kleineren und einen hinteren größeren Abschnitt, der durch einen stark vorspringenden, schräg verlaufenden Knochenwall von dem vorderen getrennt ist. Beide Abschnitte sind zur Sagittalnaht, welche verknöchert ist, schräg gestellt, der kleinere in einem Winkel von etwa 10°, der größere in einem Winkel von etwa 30°. Der vordere kleinere Abschnitt ist 2,7 cm lang und 2,3 cm breit. Seine Ränder sind breit und glatt. Die Vertiefung in der Mitte ist gering und glatt. Der zweite größere, schräg gestellte Abschnitt ist 5,5 cm lang und 3,4 cm breit mit glatten, teilweise vorspringenden Rändern. In der Mitte ist eine ausgesprochene Vertiefung, in deren Bereich der Knochen ganz rauh und porös ist und direkt vor der Durchlöcherung steht (vgl. Taf. 6).

Die zweite Narbe liegt auf der rechten Seite des Stirnbeines und ist von längsovaler Gestalt. Sie verläuft in einer Linie, die man sich vom processus maxillaris des Stirnbeines nach dem Bregmapunkt gezogen denkt; sie ist 3,1 cm lang, 2,4 cm breit. Ihre Umrandung ist aufgeworfen. Sodann wechseln Vertiefungen namentlich in der Mitte der Narbe, mit Erhöhungen ab. Entsprechend den Vertiefungen ist der Knochen rauh, an den Erhöhungen dagegen ist er glatt (vgl. Taf. 6). Sie hat große Ähnlichkeit mit den typischen Bregmanarben, und ist wohl als Narbe nach einer Verletzung zu deuten.

Die dritte Narbe sitzt fast korrespondierend auf dem linken Stirnbein dicht neben der oberen, sehr hoch gelegenen Temporallinie. Es handelt sich hier um eine 3 mm tiefe, glatte Einsenkung im Knochen, welche keinerlei Ähnlichkeit mit den Bregmanarben hat und wohl als Verletzungsnarbe angesehen werden muß (vgl. Taf. 6).

7. S. 313.

Dieser Schädel, das Calvarium einer älteren, wohl weiblichen Person, zeigt eine Narbe, genau symmetrisch zur Mittellinie, von längsovaler Form, auf dem os frontale gelegen. In der Mitte des Stirnbeines beginnend, reicht sie 5 mm weit nach hinten und schließt mit der Coronarnaht ab. In der Mitte der 4,2 cm breiten Knochennarbe zeigt sich eine längsverlaufende, deutlich sichtbare Vertiefung am Knochen, der an dieser Stelle rauh ist und eine ungleichmäßige höckerige Oberfläche zeigt, im Gegensatz zu den glatten, elfenbeinähnlich angrenzenden Rändern der Knochennarbe (vgl. Taf. 7).

8. S. 457 (v. Behr 76).

Dieser Schädel, das Calvarium eines maturen Mannes, zeigt eine längsovale, fast symmetrisch zur Sagittalnaht, doch etwas mehr auf der linken Seite gelegene Narbe. Sie beginnt 2,5 cm vor der Coronarnaht und reicht 6,5 cm nach hinten. Ihre größte Breite beträgt 4,5 cm. Die Ränder der Narbe sind scharf aufgeworfen, während in der Mitte sich eine unregelmäßige, längsgestellte Vertiefung befindet, welche der verknöcherten Sagittalnaht entspricht. Im hinteren Abschnitt der Narbe wird die Sagittalnaht wieder deutlich (vgl. Taf. 8).

9. S. 443 (v. Behr Nr. 1).

Dieser Schädel, das Calvarium eines maturen Mannes, zeigt eine sehr große Knochennarbe. Im hinteren Teil des Stirnbeines, 2,4 cm vor der Coronarnaht, symmetrisch zur Mittellinie beginnend, verläuft dieselbe 9,3 cm weit nach hinten, bei einer größten Breite von 5,5 cm. Die Ränder der Narbe sind glatt. In der Mitte ist die Narbe unregelmäßig und rauh, wobei Knochenvertiefungen mit Knochenvorsprüngen abwechseln (vgl. Taf. 9).

Unterziehen wir nun die neun untersuchten Schädel einer allgemeinen Betrachtung, so läßt sich folgendes sagen:

Zunächst finden sich die Narben nur bei maturen Schädeln und zwar sechsmal an männlichen und dreimal an weiblichen Schädeln. Alle Narben, abgesehen von den auf Verletzungen zurückzuführenden

Veränderungen am Schädel (Fall 1. 2, 6), welche letztere als zufällige Befunde betrachtet werden müssen, liegen in der Bregmagegend und zwar siebenmal symmetrisch zur Mittellinie (vgl. Taf. 1, 3, 5, 6, 7, 8 u. 9) und zweimal asymmetrisch zur Mittellinie (Taf. 2. u. 4). Die Gestalt der Narben ist teils kreisförmig (Taf. 5), teils birnenförmig (Taf. 4), teils oval (Taf. 1, 3, 6, 7, 8 u. 9).

Die Verteilung der Narben auf die Schädelknochen ist folgende:

In zwei Fällen sind Scheitel- und Stirnbein gleichmäßig von der Narbe eingenommen (Taf. 3 u. 5). Zweimal sitzen die Narben auf dem Stirnbein (Taf. 1 u. 7), einmal sind nur die Scheitelbeine betroffen (Taf. 6) und viermal liegt der kleinere Teil der Narben auf dem Stirnbein, der bei weitem größere auf dem Scheitelbein (Taf. 2, 4, 8 u. 9).

In der Mehrzahl haben die Narben einen wallartig aufgeworfenen Rand, während sie sich nach der Mitte zu abflachen und daselbst starke Verdünnungen des Knochens bis zur Durchlöcherung, letztere namentlich in der Mitte der Narben, aufweisen.

Die Länge der Narben schwankt zwischen 2,1 und 9,3 cm., die Breite zwischen 2,1 und 6,6 cm. Die näheren Maße sind folgende:

Tafel:	Länge:	Breite:
1	4,1 cm	2,1 cm
2	6,0 "	3,1 "
3	9,0 "	6,6 "
4	6,6 "	5,0 "
5	2,1 "	2,1 "
6	8,2 "	5,9 "
7	5,0 "	4,2 "
8	6,5 "	4,5 "
9	9,3 "	5,5 "

Vergleicht man die Bregmanarben mit anderen auf Verletzungen zurückzuführenden Narben, z. B. an den Schädeln Taf. 1, 2 u. 6, so ist ein deutlicher Unterschied vorhanden. Einmal fällt die ziemlich regelmäßige Gestalt der Bregmanarben auf, weiter ihre regelmäßige Begrenzung und sodann die Verdünnung des Knochens nach der Mittellinie zu. Im Gegensatz dazu hat die traumatische Narbe eine unregelmäßige Gestalt und daher auch eine unregelmäßige Umrandung. Sie hat sodann keine Verdünnung nach der Mitte zu, sondern sie weist entweder einen Spalt als Zeichen der penetrierenden Verletzung auf oder der Knochen ist hyperostotisch infolge einer gleichmäßig einsetzenden Knochenneubildung.

Bei den Bregmanarben hat man sofort den Eindruck, daß sie künstlich und alle unter denselben Bedingungen, so z. B. mit einander ähnlichen Instrumenten hergestellt sein müssen. Daß bei der künstlichen Herstellung der Bregmanarben die verletzende Gewalt im Zentrum am stärksten gewirkt haben muß, ist aus den einzelnen Abbildungen ersichtlich. Jedenfalls haben die Bregmanarben mit einem Trauma nichts zu tun und daher muß ihre Entstehung auf andere Momente zurückgeführt werden.

Bevor wir zu der Annahme einer künstlichen Entstehung der Bregmanarben die Berechtigung hatten, mußten natürlich noch eine Reihe anderer ätiologischer Momente mit Sicherheit ausgeschlossen werden können.

Die Veränderungen am Knochen als Drucknarben aufzufassen, war nicht angängig. Zwar können durch das dauernde Tragen von Lasten Narben in der Haut sowohl wie in der Galea, im Periost und

selbst im Knochen, im letzteren in Form von Hyperostosen, entstehen, doch ist dieser Befund einmal selten, sodann würden wir, da auf den Canarischen Inseln zu dieser Zeit ausschließlich die Frauen als Lastträgerinnen funktionierten, die Narben nur an weiblichen Schädeln gefunden haben, und endlich haben wir bei der Mehrzahl der Bregmanarben an einzelnen Stellen eine Durchlöcherung der Knochen finden können, wie sie wohl niemals durch einen einfachen Druck zustande kommt.

Solche von v. Luschan zuerst beschriebene Bregmanarben mit partieller Durchlöcherung finden sich auch in dem Werke von H. Meyer, „Die Insel Teneriffa“ abgebildet.

Um Macerationsprodukte kann es sich ebenfalls nicht gehandelt haben, da dann größere Partien des Schädels und nicht so regelmäßig wiederkehrende Stellen Veränderungen gezeigt hätten.

Aus diesem Grunde können wir auch die vielen Erkrankungen, die eine allmähliche Zerstörung und dementsprechende Veränderungen des Knochens herbeiführen, ausschließen, so in erster Linie die Lues, bei der es infolge Zerfalls der Gummigeschwülste zu ganz unregelmäßigen Zernagungen des Knochens kommt oder bei der uhrglasförmige Vorwölbungen als Produkte einer multiplen Hyperostosenbildung dem ganzen Schädel ein gebuckeltes Aussehen geben.

Auch Tuberkulose und Osteomyelitis machen nie und nimmer an einer so ganz bestimmten Stelle so regelmäßige Veränderungen des Schädelknochens und endlich können wir auch alle anderen Erkrankungen der Knochen — wie die Rachitis, die Osteomalacie, die Ostitis deformans und die Tumoren der Knochen ausschließen. Die von Virchow beschriebenen fissuralen Angiome kommen zwar über fötalen Spalten vor und können, wenn sie an Größe zunehmen, auch den Knochen, dem sie aufsitzen, in seiner Oberfläche verändern, doch ist das Vorkommen solcher Geschwülste über der großen Fontanelle so selten, daß man ohne weiteres diese Geschwülste als Ursache der Bregmanarben von der Hand weisen kann.

Im Vorigen glaube ich genügend dargetan zu haben, daß andere Ursachen als künstliche Eingriffe bei den Bregmanarben nicht in Betracht kommen. Der regelmäßig wiederkehrende Sitz, die fast stets ovaläre Form der Narbe, die charakteristischen, gleichmäßigen Veränderungen an den Schädelknochen, das Vorkommen nur bei Erwachsenen beider Geschlechter, alle diese Umstände sprechen dafür, daß hier am Schädel irgendwelche bewußte Eingriffe gemacht worden sind.

Für diese Eingriffe können die verschiedensten Gründe maßgebend gewesen sein. Zunächst könnte man geneigt sein, an eine sog. „Fontanelle“ zu denken, d. h. an ein künstlich angelegtes Geschwür an der Oberfläche des Körpers, wie solche früher vielfach als Heilmittel verwandt wurden. Um ein solches Geschwür zu erzeugen, machte man mit Hilfe des Messers, eines Ätzmittels, eines Blasenplasters oder des Glüheisens eine Wunde in die Haut und legte eine Erbse hinein, um die Wunde am Schließen zu hindern und in ständiger Eiterung zu halten. Natürlich konnte, falls eine Fontanelle über den Schädelknochen angelegt und lange Zeit in Eiterung gehalten wurde, der Knochen an seiner Oberfläche allmählich angegriffen werden. Später kam dann eine Heilung in den veränderten Knochenpartien zustande unter Zurücklassung einer Narbe in entsprechender Ausdehnung. Die Größe unserer Bregmanarben entspricht jedoch keineswegs derjenigen dieser sog. Fontanellen.

Mehr begründet jedoch war die Annahme von Trepanationen, da ja wie bekannt nach H. Meyer, Tillmanns u. A. bereits in der Steinzeit Trepanationen ausgeführt worden sind und zwar sowohl aus medizinischen wie aus religiösen Gründen. So zeigen sich an den in Südfrankreich gefundenen neolithischen Schädeln Veränderungen, die eine Trepanation mit Bestimmtheit annehmen lassen. Auch auf den Canarischen Inseln gefundene Schädel weisen Löcher auf, die nicht auf eine Verletzung, sondern auf einen operativen Eingriff zurückgeführt werden müssen. Diese aus der Steinzeit stammende Sitte hat sich auch bei den Berberischen Kabylen am Dschebl Aurés erhalten, worüber schon der Feldchirurg Napoleon I., Larrey, berichtet. Bei den wechselseitigen Beziehungen zwischen dem afrikanischen Kontinent und den Canarischen Inseln kann von hier oder von dort die Sitte übernommen worden sein. Und so könnten noch viele aus der Literatur bekannte Fälle angeführt werden. —

Die posthume Trepanation (Broca) kommt für unsere Bregmanarben keinesfalls in Betracht, da sonst Teile vom Schädeldache fehlen würden. Wahrscheinlicher ist es, daß es sich um an Lebenden versuchte Trepanationen handelt. Solche Eingriffe wurden ja vor allem bei Geisteskrankheiten, Verletzungen und ihren Folgezuständen, z. B. der Epilepsie gelegentlich auch bei dauerndem Kopfschmerz und bisweilen aus ganz geringfügigen Ursachen (n. Larrey bei den Kabylen) gemacht. Daß man gerade in der Bregmagegend, also an der Stelle, wo in der Jugend entsprechend der großen Fontanelle das Schädeldach eine große Lücke zeigte, den Schädel künstlich öffnen wollte, ist verständlich. Damit erklärt sich aber auch die Größe unserer Narben, die der Größe der ursprünglichen Fontanelleöffnung ungefähr gleichkommen sollen.

Die uns zur Untersuchung vorliegenden Schädel zeigen einwandfrei, daß die Narben in ziemlich gleichmäßiger Weise entstanden sein mußten. Daß die Schädel mit einem Meißel oder Schaber aus Feuerstein u. a. bearbeitet worden waren, war nach dem Aussehen der Knochennarben nicht anzunehmen. Denn dann wären ja richtige Trepanationslöcher entstanden. Mithin lag die Annahme nahe, daß man zwar den Versuch machen wollte, den Schädel zu öffnen, dies aber nicht kunstgerecht machte, sondern dazu andere, vielleicht weniger eingreifend scheinende Manipulationen heranzog. So war ja z. B., wenn nach einer Verletzung eine Epilepsie entstanden war, bei den anfallsweise wiederkehrenden, nicht dauernd bestehenden Krämpfen eine eilige Öffnung des Schädels gar nicht nötig, so daß man zu einer allmählichen Eröffnung der Schädelhöhle seine Zuflucht nehmen konnte.

Vergleicht man unsere Schädelnarben mit Schädeln, an denen durch Schaben eine Trepanation ausgeführt oder versucht worden war, so ergibt sich ein sinnfälliger Unterschied. Bei den durch Schaben ausgeführten Trepanationen ist in der Mitte ein Loch, während die Ränder des Defektes abgeschrägt sind. Bei unvollständigen Trepanationen mit Schabemeißeln sieht man rinnenförmige Spalten, entsprechend der Richtung des Instrumentes. Solche waren an unseren Schädeln aber nicht zu sehen. Es zeigte sich vielmehr eine scharfe Begrenzung am Rande der Narbe und ebenso waren in ihrem Bereiche, abgesehen von einzelnen dünnen Stellen, Knochenwucherungen festzustellen.

Solche Veränderungen können meines Erachtens nur auf zwei Arten entstanden sein. Entweder durch Anätzung oder durch Kau-

terisation. Beide Methoden sind in der Medizin der Naturvölker bekannt. So berichtet Bartels, daß der Saft einer zerquetschten Weinrebe, der der Wirkung des Ätzkali nicht unähnlich ist, zu Ätzungen benutzt wird, während das Glüheisen und andere glühend gemachte Gegenstände noch viel häufiger bei der Behandlung von Erkrankungen angeführt werden.

Da die Gegenstände, mit denen die ätzenden Mittel aufgetragen wurden oder mit denen die Kauterisation ausgeführt wurde, immer dieselbe ovale oder runde Form hatten, mußten aus der Form unserer Bregmanarben auch runde oder ovale Narben entstehen.

Zur Entscheidung der Frage, ob durch Ätzmittel oder Kauterisation solche Narben entstehen, wurden von mir Tierversuche an 8 Meerschweinchen und an 8 Kaninchen angestellt. Diese Tierversuche sollten vor allen Dingen zwei Fragen klären: einmal, wie verhalten sich die Schädelknochen gegenüber andauernder Anätzung mit Ätzmitteln, und sodann, was erreicht man durch wiederholtes Bearbeiten der Schädelknochen mit dem Glüheisen.

Was zunächst die Versuche mit Ätzmitteln betrifft, so wurden verwandt:

- A. Calcium hydricum mit Arsentrisulfid,
- B. Argentum nitricum,
- C. Clorzink,
- D. Depilatorium,
- E. Chromsäure,
- F. Trichloressigsäure,
- G. Schwefelsaures Kupfer,
- H. Alaun,
- I. Tartarus stibiatus s. Unguentum Autenriethi.

Es empfahl sich vor Anwendung der in Form von Ätzpasten verwandten Ätzmittel ein Enthaarungsmittel wirken zu lassen. Nach der Enthaarung konnten die Ätzmittel besser auf die Haut aufgetragen werden und blieben auch besser haften. Auf festes Haften der Ätzmittel mußte auch deshalb gesehen werden, da die Tiere keine Verbände duldeten. Die Tiere äußerten bei der Applikation der Ätzmittel auf die allmählich geschwürig zerfallende Haut Schmerzen. Allerdings schwanden die Schmerzen mit zunehmender Zerstörung der Hautnerven durch die Ätzmittel.

Die zerstörende Wirkung der Ätzmittel war verschiedenartig. A, B, C (vgl. Taf. 10, Schädel I, II und IV) zerstörten den Knochen in Form der trocknen Gangrän oder der Mumifikation. D (vgl. Taf. 10, Schädel IV) zeigte nur geringe Tiefenwirkungen. E (vgl. Taf. 12, Schädel V) machte allgemeine Vergiftungserscheinungen bei Necrosis sicca der Gewebe. F (vgl. Taf. 12, Schädel VI) dagegen ein sehr schnell zerstörendes Mittel, führte zur feuchten Gangrän und rief starke Entzündungserscheinungen unter dem Bilde einer jauchigen Phlegmone weit im Umkreis des angeätzten Gebietes hervor. G (vgl. Taf. 12, Schädel VII) machte wieder Vergiftungserscheinungen und führte zu einer trocknen Gangrän, wobei sich nicht nur eine Totalnekrose des angeätzten Knochens bildete, sondern der Knochen seinerseits in bröckligen Zerfall geriet. H (vgl. Taf. 11, Schädel VIII) führte zur trocknen Gangrän und wirkte langsam.

Während die Tiere bei öfter wiederholter Anätzung mit der Zeit langsam abmagerten und bisweilen auch zugrunde gingen, zeigte sich bei der Verwendung von I eine besonders schädigende Wirkung auf den Gesamtorganismus. Die Tiere starben kurze Zeit nach

Applikation des Mittels, nachdem sich in der Umgebung der angeätzten Stellen ausgedehnte entzündliche Ödeme gebildet hatten. Eine Einwirkung auf den Knochen war nicht zu sehen, da die Tiere rasch zugrunde gingen.

Daß in der Mehrzahl der Fälle eine trockne Gangrän auftritt, ist verständlich. Handelt es sich doch hier nicht um eine bakterielle Infektion, sondern um einen chemischen Prozeß. Daher ist auch die Einwirkung der Ätzmittel eine durchaus beschränkte und nur im Applikationsbereich wahrnehmbar. Regelmäßig ist um die Knochennekrose ein Demarkationswall entstanden, von dem die Regeneration des Knochens ausgehen soll. Denn sobald die Ätzungen ausgesetzt wurden, überwog die Heilungstendenz. Manchmal ließen die Ätzmittel nach längerer Applikation in ihrer Wirkung so nach, daß sie verstärkt werden mußten, um die Heilungstendenz des Körpers zu übertreffen. Auch hier fällt wieder ins Gewicht, daß es sich nicht um bakterielle, sondern um chemische Prozesse handelt. Sobald das Ätzmittel wegbleibt, hört auch die zerstörende Wirkung auf und der Körper ist bestrebt, sofort das Verlorengegangene zu ersetzen. Unter Bildung von Schorfen und Granulationsgeweben schließt sich schnell das Weichteilgeschwür und der nekrotische Knochen heilt wie ein Transplantat an, indem er von den Randpartien aus mit neugebildetem Knochen durchwachsen und so allmählich substituiert wird.

Die am Knochen entstehenden Veränderungen zeichnen sich durch ihre große Regelmäßigkeit in ihrer Gestaltung aus, da das Ätzmittel ja immer mit demselben Instrument, einem Spatel, aufgetragen wurde, und daher der Form des letzteren entsprechend, die Ätzzone entsteht. Was letztere anbetrifft, so erzielten wir teils totale Nekrosen, wobei infolge der Ätzmittel die Knochengefäße thromboisierten und dadurch ein Absterben des Knochens bedingt war, teils nur partielle Knochennekrosen mit Durchlöcherung des Knochens, teils direkte Auflösung desselben.

Bis es zu einem vollständigen Defekt in dem Schädelknochen kam, mußten häufige Ätzungen, oft mehrere Monate lang, vorgenommen werden. Und so ist wohl anzunehmen, daß bei dieser Behandlung am Menschen Schädel wohl nie eine größere Öffnung des Schädeldaches erreicht wurde. In der Tat stellen ja auch die Bregmanarben nur Veränderungen in den oberflächlichsten Schichten des Knochens dar.

Was nun die Wirkung des Ferrum candens betrifft, so litten die Tiere im allgemeinen mehr unter dieser Behandlung. Die Zerstörung des Knochens war eine schnellere und ausgedehntere (vgl. Taf. 10, Schädel XIV, XV u. XVI, sowie Taf. 11, Schädel XII u. XIII). Ein Demarkationswall um den zerstörten Knochen fehlte und ebenso blieb die Knochenneubildung während der Behandlung aus. Das Glüheisen brachte die Knochengefäße zur Thrombose (Weißfärbung des Knochens) und damit war der Gewebstod des Knochens besiegelt. Die Kauterisation des Knochens selbst war schmerzlos. Wurde die Behandlung ausgesetzt, so kam es fast noch schneller zur Ausheilung und auch zur Knochenneubildung, wie bei den mit Ätzmitteln behandelten Fällen. Dieser Befund ist so zu erklären, daß die der Kauterisationszone benachbarten Gebiete vollständig intakt blieben, während die Ätzmittel noch auf die Umgebung der Ätzzone wirkten. So konnten die intakten umgebenden Weichteile bei der Kauterisationsbehandlung schneller an der Neubildung der verlorengegangenen Gewebe teilnehmen.

Vergleichen wir nun zum Schlusse die von den Tieren gewonnenen Präparate mit den Bregmanarben an den Schädeln, so läßt sich sagen, daß die durch Kauterisation entstandenen Knochenveränderungen mit den Bregmanarben weniger Ähnlichkeit haben. Anders verhält sich dies mit den durch Ätzmittel gewonnenen Präparaten.

So ist vor allem, wie Taf. 10, Schädel I zeigt, hier mit den Bregmanarben eine frappierende Übereinstimmung. Denn hier wie da zeigt sich eine längsovale Marke am Schädeldach, die von einem ziemlich regelmäßigen Demarkationswall umgeben ist. In der Demarkationsfurche ist der Knochen an einzelnen Stellen siebförmig durchlöchert, an anderen Stellen liegt nur die Diploe frei. In der Mitte zeigt sich das im Absterben begriffene Knochenstück, welches der oberflächlichen Schichten beraubt ist. Es ist also eine totale Nekrose des Knochens im Werden. An den Menschenschädeln ist es jedoch nicht zur Abstoßung der Nekrose gekommen, da die Behandlung, wie erwähnt, zu langwierig und schmerzhaft war, deshalb wohl ausgesetzt wurde und nunmehr die Ausheilung und Substituierung der Knochennekrose durch neue Knochen erfolgte. Daß aber auf den Knochen im Sinne einer Ätzung eingewirkt wurde, zeigen einmal der Demarkationswall, sodann die Veränderungen der oberflächlichen Knochenschichten und endlich die vielen kleinen Perforationen, die wir an verschiedenen Schädeln finden. Bei der Anwendung des Glüheisens wäre hier wohl ein großes rundes Loch, wie in unseren Tierpräparaten entstanden.

Daß nicht alle von uns gewonnenen Tierpräparate mit den Bregmanarben identisch sind, ist so zu erklären, daß wir die Ätzungen länger einwirken ließen, daher unsere Präparate ein späteres Stadium der Knochenerkrankung darstellen und außerdem nach Tötung der Tiere die Veränderungen der Schädelknochen im selben Zustand bleiben mußten, während an den Menschenschädeln nach Aussetzen der Ätzungen durch die nun einsetzende Heilung wieder ein Zurückführen zur fast normalen Beschaffenheit des Knochens erfolgte.

Daher scheint mir auf Grund meiner Tierexperimente die Annahme durchaus berechtigt, daß Ätzmittel, die wohl in größerer Zahl als in der Literatur angegeben, bekannt waren, die ganz allmählich auftretenden Veränderungen der Schädelknochen, wie sie unsere Bregmanarben zeigen, hervorriefen.

Unter der Annahme, daß die Narben von versuchten Trepanationen an Lebenden herrühren, ist dann noch ein weiteres Ergebnis der Arbeit, die Widerlegung der Ansicht Brocas, daß wegen Verletzungen Trepanationen im allgemeinen nicht ausgeführt wurden. Die auf ein Trauma zurückzuführenden Narben als Nebenbefunde an den Schädeln Taf. 1, 2, 6, machen es höchstwahrscheinlich, daß wegen einer im Anschluß an ein Trauma entstandenen Epilepsie die Schädel allmählich zu öffnen versucht wurden.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch, Herrn Prof. v. L u s c h a n für die vielfache Förderung dieser Arbeit aufrichtigen Dank auszusprechen.

Literatur.

- Ambialet, S.: La déformation artificielle de la tête dans la région toulousaine. Toulouse. Thèse 1893.
 — L'encéphale dans les crânes déformés du Toulousain. Anthropologie, t. 4, p. 11.
 Anutschin, D. N.: Über künstlich deformierte Schädel, die im Gebiete des Russischen Reiches gefunden worden sind. Anthropol. Sektion Moskau. 1887.

- Anutschin, D. N.:** Sur les crânes anciens, artificiellement déformés, trouvés en Russie. Congrès international d'archéologie. Moskau 1892.
- Bartels:** Die Medizin der Naturvölker. Verlag Grieben. Leipzig 1893.
- Baye, J. de:** Sur les amulettes crâniennes. Soc. d'Anthropol. Paris 1874.
— Les amulettes crâniennes à l'âge de la pierre poli. Tours 1879.
— Sur les grottes de la vallée de Petit Morin. Soc. d'Anthropol. Paris 1874.
- v. Behr-Vanselow:** Metrische Studien an 152 Guanchenschädeln.
- Bertholon, L.:** Notes sur les Marques sincipitales des certains crânes antiques. Soc. Anthropol. Paris, 1904.
- Bockenheimer:** Allgemeine Chirurgie. Verlag Klinkhardt. Leipzig 1914.
- Broca, P.:** Sur la déformation toulousaine du crâne. Soc. d'Anthropol. Paris 1871.
— Sur la trépanation du crâne et les amulettes crâniennes à l'époque néolithique. Revue Anthropol. 1877.
— Sur les trépanations préhistoriques. Soc. d'Anthropol., Paris 1874 und 1876.
- Buckland, Miss A. W.:** Surgery and superstition in neolithic times. Journ. of the anthrop. Institut. of Great Britain and Irland. Vol. XI.
- Capitan, L.:** Recherches expérimentales sur les trépanations préhistoriques. Soc. Anthropol., Paris 1882.
- Chauvet:** Trépanations préhistoriques. Soc. d'Anthropol., Paris 1877.
- Crump, J. A.:** Trephining in the South Seas. Journ. Anthropol. Inst., London 1901.
- Delisle, F.:** Les déformations artificielles du crâne en France. Carte de leur distribution. Soc. Anthropol. Paris 1902.
- Dudik, B.:** Über trepanierte Schädel im Beinhaus zu Sedlec (Böhmen). Zeitschrift für Ethnologie, 1878.
- Ella, Samuel:** Native medicine and surgery in the South Sea Islands. The Medical Times and Gazette, 1874.
- Erekert, von:** Prähistorische Schädeltrépanation. Zeitschrift für Ethnologie, 1879.
- Farquharson, J.:** Amulets and post-mortem trepanation. The american antiquarian and oriental Journal, 1880/81.
- Fletscher, R.:** On prehistoric trephining and Cranial Amulets. Contrib North. Americ. Ethnol. 1882.
- Fossel, Viktor:** Volksmedizin und Medizin. Aberglaube in Steiermark. Graz 1886.
- François, Ph.:** Sur la déformation artificielle du crâne chez les Néo-Hébridais. Miscellanées biologiques 1890.
- Gosset, L. A.:** Mémoires sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855.
- Grön, F.:** Rémarques sur l'opération préhistorique écrite par M. Manouvrier sous le nom: „T sincipital“. Anthropologie t. 21, p. 625.
- Horsley, V.:** Trephining in the neolithic. period. Journ. Anthr. Inst., London 1888.
- Jäger, K.:** Beiträge zur frühzeitigen Chirurgie. C. W. Kreidels Verlag. Wiesbaden 1907.
- Lehmann-Nitsche, R.:** Notes sur les lésions de crânes des îles canaries analogues à celles de Mononville et leur interprétation probable. Revista del Museo de la Plata, t. 9, p. 211.
— Les lésions brégnatiques des crânes des îles canaries et les mutilations analogues des crânes néolithiques français. Soc. Anthropol., Paris 1905.
— Erklärung der Bregmanarben an alten Schädeln von Teneriffa. Berl. Anthropol. Ges. 1906.
- Lenhossek, J. v.:** Die künstlichen Schädelverwundungen im allgemeinen und zwei künstlich verbildete makrocephale Schädel aus Ungarn. Wien 1881.
- Lesson, A.:** Die Chirurgie der Südseeinseln. Soc. d'Anthropol. de Paris 1875.
- Luschan, F. v.:** Drei trepanierte Schädel von Teneriffa und Schädel mit Narben in der Bregmagegend. Berl. Anthropol. Ges. 1896.
— Trepanierte Schädel aus Neu-Britannien. Berl. Anthropol. Ges. 1898.
— Über eine Schädelammlung von den Canarischen Inseln. Aus: Hans Meyer, Teneriffa. Leipzig 1896. 319.
- Manouvrier, L.:** Le T sincipital, Curieuse mutilation crânienne néolithique. Soc. Anthropol., Paris 1905.
— Les marques sincipitales des crânes néolithiques. Soc. Anthropol., Paris 1903.
— Incisions, Cauterisations et trépanations crâniennes de l'Epoque néolithique. Soc. Anthropol., Paris 1904.
- Martin, R.:** Lehrbuch der Anthropologie. Verlag G. Fischer, Jena 1914.
- Meyer, A. B.:** Über künstlich deformierte Schädel von Borneo und Mindanao. Leipzig und Dresden 1881.
- Meyer, H.:** Die Insel Teneriffa. Festschrift für Bastian. Verlag von Dietrich Reimer. Berlin 1896.
- Miklucho-Maclay, N. v.:** Bericht über Operationen australischer Eingeborener. Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1882.
- Mortillet, de:** Trépanation préhistorique. Soc. Anthropol. 1882.

- Muniz, M. A. und Mc. Gee, W. J.:** Primitive Trephining in Peru. Rep. Bur. A.M. Ethnol. 1897..
- Munro, R.:** Notes on prehistoric Trepanning in the old and New-worlds. Soc. Antiqu. Scotland, vol. 1898.
- Naranjo, Chil. Y.:** Mémoire sur l'origine des Guanches ou habitants primitives des îles canaries. Congrès international des sciences anthropologiques. Paris 1878.
- Niederle, L.:** Die neuentdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformierte prähistorische Schädel aus Böhmen. Anthropol. Gesellsch. Wien, 1892.
- Pagel:** Geschichte der Medizin. Berlin 1898.
- Parkinson:** Trepanation bei den Südseeinsulanern, aus: „Dreißig Jahre in der Südsee“. Stuttgart 1908.
- Parrót:** Trépanations préhistoriques. Soc. d'Anthropol. 1881, Paris.
- Petitot:** Trepanationen an Indianerschädeln. Soc. d'Anthropol. 1880, Paris.
- Pokrowsky, E. K.:** Über den Einfluß der Wiege auf die Deformation des Schädels. Anthropol. Sektion Moskau, 1884.
- Porter, J. H.:** Notes on the artificial deformation of children among savage and civilised peoples Rep. Smithson. Inst. 1887.
- Prunières:** Sur les crânes artificiellement perforés à l'époque des dolmens. Soc. d'Anthropol., Paris 1874.
- Quedenfeld, M.:** Krankheiten, Volksmedizin und abergläubische Kuren in Marokko. Das Ausland 1891.
- Ranke, J.:** Der Mensch. Leipzig 1892.
- Retzius, G.:** On trepanation of hufrudskalen, sasom folkshed i forna och nyare tider. Ymer. H. 1, 1881.
- Riedel, J. G. F.:** Über künstliche Verbildung des Kopfes. Berl. Ges. für Anthropol. 1871.
- Rivière, E.:** Trépanations préhistoriques. Soc. d'Anthropol., Paris 1877.
- Rüdingen, N.:** Über künstlich deformierte Schädel und Gehirne von Südseeinsulanern. Abh. Akad. Wissenschaften, München 1887.
- Sanson, A.:** Sur les perforations artificielles du crâne chez les insulaires de la mer du Sud. Soc. Anthropol., Paris 1874.
- Schlis, A.:** Künstlich deformierte Schädel in germanischen Reihengräbern. Arch. Anthropol., N. F., 1905.
- Schmidt, E.:** Die Schädeltrepanation bei den Inca-Peruanern. Globus 1898.
- Schneider, L.:** Prähistorische Schädel. Zeitschrift für Ethnologie 1879.
- Schreiber, W.:** Beitrag zur Kraniologie der alt-peruanischen Schädel. Zeitschrift Morph. Anthropol. 1909.
- Sergi, G.:** Crani peruviani trepanati. Atti soc. rom. Anthropol. 1909.
- Squier, George E.:** Peru, incidents of travel and exploration in the Land of the Incas. London, Mac Millan Co., 1877.
- Tarenetsky, A. J.:** Postmortale Beschädigungen des Schädels. Anthropol. Gesellsch. K. milit. med. Akad. St. Petersburg, 1895.
- Tillmanns, H.:** Über prähistorische Chirurgie. Archiv für klin. Chir. 1883.
- Topinard, P.:** Les déformations ethniques du crâne. Rev. Anthropol. 1879.
- Trojanowic, S.:** Die Trepanation bei den Serben. Corr.-Bl. Anthropol. Ges. 1900.
- Turner, George:** Samoa a 100 years ago and before. London 1884.
- Virchow, R.:** Schädel mit Carionekrosis der Sagittalgegend. Zeitschr. f. Ethnol. 1896. — Prähistorische Schädeltrepanationen. Zeitschr. für Ethnol. 1879.
- Wankel, H.:** Über die angeblich trepanierten Cranien des Beinhauses zu Sedlec. Anthropol. Ges. Wien, 1879.
- Zdekauer, A.:** Über Schädeltrepanation im Bismarckarchipel. Anthropol. Ges. Wien. 1900.

Erklärung der Tafeln.

Taf. 1—9. Schädel von Guanchen.

Taf. 10. Schädel I. Schädel eines Meerschweinchens, einen Monat lang mit Salbe A (vgl. S. 136) behandelt. Längsovale Narbe von einem ziemlich regelmäßigen Demarkationswall umgeben. In der Demarkationsfurche ist der Knochen an einzelnen Stellen siebartig durchlöchert; an anderen liegt nur die Diploë frei: Totalnekrose des Knochens.

Taf. 10. Schädel II. Schädel eines Meerschweinchens, 2½ Monate lang mit Salbe B behandelt; stellenweise ist der Knochen völlig zerstört. Der anfangs ganz scharf gewesene Demarkationswall ist durch vom Periost ausgehende Knochenneubildung verwischt.

- Taf. 10.** Schädel IV. Schädel eines Meerschweinchens, einen Monat lang mit Salbe D behandelt; Zerstörung des Knochens teils bis zur Diploë, teils bis zu siebartiger Durchlöcherung vorgeschritten.
- Taf. 10** Schädel XIV. Meerschweinchen, 10 Tage lang täglich kauterisiert. Längsovaler Knochendefekt, ohne Neubildung von Knochen und ohne Demarkationswall.
- Taf. 10.** Schädel XV. Meerschweinchen, 10 Tage lang täglich kauterisiert; Ergebnis genau wie bei Schädel XIV.
- Taf. 10.** Schädel XVI. Meerschweinchen, 6 Tage lang täglich kauterisiert; kleiner totaler Defekt im Knochen, ringsum Weißfärbung, keine Knochenneubildung, kein Demarkationswall.
- Taf. 11.** Schädel VIII. Kaninchen, 2 Monate lang mit Salbe H behandelt. An einzelnen Stellen bis an die Diploë reichende Defekte. Die Tab. externa stellenweise weich und bröcklig, so dass der Knochen wabenartig aussieht; auch an einer Stelle der Tab. interna hat sich ein Sequester abgestoßen, so dass die Dura freiliegt. An anderen Stellen ist die Tab. externa ganz abgestoßen und die interna durchlöchert. Die Umrandung der nekrotischen Zone ist unregelmäßig, zackig, wenig erhaben.
- Taf. 11.** Schädel XII. Kaninchen, 14 Tage lang täglich kauterisiert. Drei Defekte im Knochen, kein Demarkationswall; im Bereich der Ätzstelle ist der Knochen weiß und dadurch von der gesunden Umgebung scharf abgegrenzt.
- Taf. 11.** Schädel XIII. Kaninchen, 25 Tage lang täglich kauterisiert. Mehrfache Defekte der Tab. externa, die, so weit erhalten, gegen die Umgebung weich erscheint.
- Taf. 12.** Schädel V. Kaninchen, 25 Tage mit Salbe E behandelt; an der Außenseite keine Veränderung, doch ist die Scheitelgegend stellenweise so dünn, fast als ob trotz intakter Tabula externa die interna zerstört wäre.
- Taf. 12.** Schädel VI. Kaninchen, einen Monat lang mit Salbe F behandelt; längsovaler, von zackigen, aufgeworfenen, überhängenden Rändern umgebenden Defekt, der bis auf die Tab. interna geht, die an einzelnen Stellen durchlöchert ist.
- Taf. 12.** Schädel VII. Kaninchen, 2 Monate lang mit Salbe G behandelt; der Knochen ist meist glatt, nur an einigen Stellen bröcklig. Rings um den nekrotisierenden Knochen ein tiefer, bis an die Diploë gehender Demarkationsgraben mit einigen perforierenden Löchern und von wallartig aufgeworfenen Rändern umgeben.

Nachtrag zu dem Artikel: „Rassenelemente der Sikh“.

Von Dr. Egon v. Eickstedt.

(Vgl. Jahrg. 1920/21 S. 317 ff.)

In meiner Arbeit über die „Rassenelemente der Sikh“ war die Angabe vergessen worden, daß bei der Abnahme der direkten Armmaße das untersuchte Individuum den Arm gestreckt hielt, also nicht, wie es besser gewesen wäre, und wie ich es heute bevorzugen würde, den Arm fest an den Körper legte. Dadurch ergeben sich gegenüber den indirekten Maßen, die mit Akromionhöhe, Radialhöhe, Stylium- und Daktylionhöhe gleichfalls in der Arbeit bereits gegeben sind, eine Differenz von im Mittel 13 mm für den Arm, 19 mm für den Oberarm und nicht ganz 3 mm für den Unterarm. Die Mittelwerte der indirekten Maße betragen darnach: Armlänge = 801 mm, Oberarmlänge = 350 mm, Unterarmlänge = 263 mm. — In den Tabellen auf S. 335/6 muß es beim physiognomischen Obergesichtsindex $v = \pm 6,34 \pm 0,52$, und beim Arm-Rumpf-Index $v = \pm 4,21 \pm 0,34$ heißen. Der Mittelwert des Brachialindex ebenda beträgt 78,55 (nicht 88,55).

Ein weiterer Druckfehler, auf den Herr Professor v. Lecoq so freundlich war, mich aufmerksam zu machen, ist S. 322 „Ephtaliten“, richtig ist „Ephthaliten“. Ferner ist S. 321 auch besser „Maurya-Reich“ statt englisch „Mauriya-Reich“ (vgl. Holderness 11, 41) zu schreiben, und S. 365 zu sagen: „Nordische Barbaren zogen nach Iran“ (statt „nach dem“). Eine vorsichtiger Fassung des Satzes auf S. 321 Zeile 4/5 von unten wäre: „So kamen Usunen, Yüe-Tschi, Saka und andere innerasiatische Völker nach Afghanistan und Indien.“ Dadurch wird vor allem eine Stellungnahme zu dem noch schwebenden linguistischen Problem der Beziehungen der indogermäischen Sprachen des alten Turfan mit den Saka und Yüe-Tschi vermieden. (Vgl. hierzu die Schriften von v. Lecoq, sowie Lüders, Sitz.-Ber. Berlin 1914, S. 94/95 und 1919, S. 766; O. Franke, Abh. Preuß. Akad. 1914, S. 42, 54, 61 und 76; A. Stein, Ind. Antiqu. 1905, S. 77 und 83 und die in der Arbeit zitierte Literatur). Für den Typus türkischer Völker bitte ich zu vergleichen Ujfalvy 1896, S. 24/25 (für Kadphises besonders S. 71/72); Deniker 1900, S. 438/9, Joyce, J. Anthr. Inst. 1912, S. 468, und O. Franke, a. a. O. S. 45. — Für seine Anregungen spreche ich Herrn Professor v. Lecoq meinen verbindlichsten Dank aus.

v. Eickstedt.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 21. Januar 1922.

Vortrag: Dr. Hans Virchow: Die Hände von Wilhelm von Waldeyer-Hartz.
(Mit Lichtbildern.)

Vorsitzender: Dr. Hans Virchow.

(1) Die Gesellschaft ist von einem schmerzlichen Verlust betroffen durch den Tod des Herrn Professors Otto Olshausen. Vor 8 Tagen, am 14. Januar standen wir an seinem Sarge, um ihm den letzten Gruß zu entbieten und den Dank der Gesellschaft auszusprechen, denn O. war nicht nur ein Empfangender, sondern auch in hervorragendem Maße ein Gebender und zwar in doppeltem Sinne, sowohl in geschäftlichen Angelegenheiten wie in wissenschaftlichen Fragen. Nachdem er im Jahre 1881 in die Gesellschaft aufgenommen war, wurde er 1836 Schriftführer. Obwohl er schon 1888 dieses Amt wegen anderweitiger dringender Geschäfte niederlegte, so war doch diese kurze Zeit für die Gesellschaft von eminenter Bedeutung, denn in ihr kam der Vertrag zwischen ihr und dem Museum zustande, durch welchen der Gesellschaft ein stattliches Heim mit der Möglichkeit, Bibliothek und Sammlung unterzubringen, gesichert wurde. Er war dann wieder Schriftführer von 1894 bis 1896 und noch einmal, in Vertretung des nach Neu-Guinea verreisten Professors Neuhaus 1909 bis 1911, Beweise, wie sehr man seine Tätigkeit schätzte. Wissenschaftlich trat er zuerst 1883 mit einem Vortrage hervor, an welchem sich sogleich zeigte, wie wertvoll seine Mitgliedschaft für die Gesellschaft war. Er war Chemiker und übertrug seine Arbeitsmethoden auf prähistorische Fragen. Oft mußte ihm ein Körnchen Substanz für die chemische Analyse und ein Splitterchen für die mikroskopische Untersuchung genügen. Diese Arbeiten waren um so schwieriger, da vielfach durch den Einfluß des Bodens die Metalle ihre Zusammensetzung und selbst die Knochen ihre chemische Beschaffenheit verändert hatten. Mit den prähistorischen Gräbern der Insel Amrum, die er aufs gewissenhafteste durchforschte, begann und beschloß er seine archäologische Tätigkeit.

Verstorben ist ferner der Geheime Medizinalrat Sander, Mitglied seit 1876, dem Berliner Publikum und namentlich den Ärzten bekannt als langjähriger Leiter der Irrenanstalt in Dalldorf.

Emile Cartailhac, der in Genf an einem Schlaganfall verstorben ist, war korrespondierendes Mitglied seit 1881. Sein prächtig ausgestattetes Werk über die Höhlenzeichnungen von Altamira würde allein genügen, ihm ein dauerndes Andenken zu sichern. Nicht weniger gründlich aber sind seine Bücher über die prähistorischen Funde von den Balearen und die von Portugal sowie das geschmackvoll ausgestattete Buch *La France préhistorique* und viele kleinere Mitteilungen.

(2) Es sei hier auch der Tod des prof. ord. d'antropologia generale an der Universität Neapel Vincenzo Giuffrida-Ruggeri angezeigt.

(3) Neue Mitglieder:

Museo de Etnologia y Antropologia, Santiago de Chile,
 Herr cand. arch. Erich J. R. Schmidt, Jena,
 „ Reg.-Rat Dr. v. Weickhmann, Berlin.

(4) Die Wahl zum Ausschuß ergab die gleichen Mitglieder. Es gehören also dem Ausschusse an die Herren Ankermann, Conwentz, Goetze, A. Maaß, F. W. K. Müller, Staudinger, Karl v. d. Steinen, Strauch (Contreadmiral) und Strauch (Dr. med.). Der Ausschuß erwählte zu seinem Obmann Herrn Karl v. d. Steinen.

(5) Hinsichtlich der Redaktion bleibt es bei der vorjährigen Bestimmung, daß die der Zeitschrift durch Herrn von Luschan, die der Sitzungsberichte durch den Vorsitzenden besorgt werden wird. Herr von Luschan wird die ihm durch den Vorsitzenden übergebenen Sitzungsberichte in geeigneter Weise in die Zeitschrift einfügen.

(6) Der Vorsitzende hält die folgende Erinnerungsrede zum

100 jährigen Geburtstage Heinrich Schliemanns.

Wir treten in das neue Jahr ein mit einem Rückblick, mit Worten der Erinnerung an unser früheres Ehrenmitglied Heinrich Schliemann, welchen unsere Gesellschaft mit ganz besonderen Gefühlen, mit ganz besonderem Stolz den Ihren nennen darf, denn zu einer Zeit, wo diejenigen, die seinen Entdeckungen hätten zujubeln sollen, ihn gering schätzten, ja ablehnten, wenn nicht gar verspotteten, hat unsere Gesellschaft ihm unter Führung ihres klarblickenden Vorsitzenden durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft zur Anerkennung verholfen und ihn, der schon halb zum Ausländer geworden war, mit dem Vaterlande wieder enger verbunden. Im Jahre 1881 erhielt er die Ehrenmitgliedschaft.

Bei Gelegenheit der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Berlin im Jahre 1880 war am Abend des 9. August eine gesellige Zusammenkunft in Treptow. Als man in der Dunkelheit auf Dampfern zurückkehrte, waren an einer Stelle des Ufers zwei hohe Gerüste sichtbar, von welchen, in Lämpchen ausgeführt, die Namen Virchow und Schliemann leuchteten. Schon während des Vorbeifahrens erloschen in dem Namen Schliemann viele Lichter. Schliemann war ganz in den Anblick vertieft; ich hörte, halb hinter ihm stehend, ihn vor sich hinsprechen: „Mein Name erlischt zuerst“. Diesmal war der große Entdecker ein schlechter Deuter: er konnte wohl früher aus dem Leben scheiden wie Rudolf Virchow, aber sein Name kann nicht untergehen; die Archaeologie, die Vorgeschichte, die Geschichte, die Kunstgeschichte, sie alle dürfen ihn um ihrer selbst willen nicht vergessen. Vor allem aber muß unsere Gesellschaft sich seiner stets erinnern. Für sie und das prähistorische Museum als Hüter des trojanischen Schatzes gehören die Namen Rudolf Virchow und Heinrich Schliemann zusammen, und wenn Herr Schuchhardt seine Absicht ausgeführt haben wird, an die beiden Seitenpfosten der Eingangstür der trojanischen Sammlung in dem neuen prähistorischen Museum die Bilder von Schliemann und von Rudolf Virchow aufzuhängen, so wird dieser Bund einen sichtbaren und bleibenden Ausdruck gefunden haben.

Am 14. Dezember 1890 verließ Schliemann zum letzten Male Berlin. Er hatte am 13. November eine schwere Operation durchgemacht, indem er sich in Halle elfenbeinharte Exostosen aus beiden Gehörgängen entfernen ließ. Aber der Rastlose und mit sich Harte

gönnte sich keine längere Ruhe. Albert Voss und ich waren die letzten, die ihn sahen; wir hatten ihm das Geleit auf den Bahnhof gegeben. Wir waren besorgt, denn es war kalt. Aber Schliemann ließ es sich nicht nehmen, mit der feierlichen Würde, die er bei Begrüßungen immer an sich hatte, seinen weichen Hut aus dem Fenster des abfahrenden Zuges zu schwenken. Kurz darauf, am 27. Dezember, erfuhr man durch die Zeitungen, daß er in Neapel auf der Straße bewußtlos zusammengebrochen und am 26. Dezember im Spital unter Fremden gestorben war. So schied Schliemann von uns, und so schied er aus seinem tatenreichen Leben, betrauert von seinen Freunden und zum Kummer derer, die noch weitere Entdeckungen von ihm erwarteten. Denn nichts schien seiner Tatkraft unerreichbar. Auch auf Kreta hatte er seine Blicke geworfen, und ich erinnere mich, daß er bei meinem Vater angefragt hatte, ob er mit ihm dort graben wolle.

Es ist interessant, von einem Leben, welches so ungewöhnlich verlaufen ist und so große Erfolge gehabt hat, sich die Daten zu vergegenwärtigen, um zu ermessen, in welches Alter die einzelnen Entwicklungen fielen und welche Zeiträume für die einzelnen Aufstiege gebraucht wurden. Am 6. Januar 1822 wurde Schliemann in Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin geboren; 1836, also 14 Jahre alt, trat er in einen kleinen Krämerladen in Fürstenberg als Lehrling ein; er blieb dort $5\frac{1}{2}$ Jahre, also bis zu seinem 19. Jahre; nach kurzem Aufenthalt in Hamburg trat er als Schiffsjunge eine Reise an, um in Venezuela sein Glück zu versuchen, so arm, daß er seinen Rock verkaufen mußte, um sich eine wollene Decke für die Fahrt anschaffen zu können; erlitt Schiffbruch an der holländischen Küste und kam dadurch nach Amsterdam als Laufbursche in ein Handelshaus. Nachdem er im Jahre 1844 in einem anderen Handelshause eine Stellung als Korrespondent und Buchhalter gefunden hatte, wurde er von diesem im Jahre 1846, also 24 Jahre alt, nach Petersburg geschickt, wo er sehr bald selbständig wurde und ein beträchtliches Vermögen erwarb. Zwischendurch reiste er im Jahre 1850 nach Kalifornien, weil er von seinem dorthin ausgewanderten Bruder lange nichts gehört hatte. (Derselbe war inzwischen verstorben). 1858, also 36 Jahre alt, hielt er sein Vermögen für groß genug, um sich vom Geschäft zurückzuziehen, reiste nach Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Aegypten, Palästina, Syrien, im folgenden Jahre nach Smyrna, den Kykladen und Athen. Er mußte jedoch wegen eines langwierigen Prozesses nach Petersburg zurückkehren, nahm seine Handelsgeschäfte „sehr wider Willen“, wie er sagt, wieder auf, und zwar in weit größerem Maßstabe als je zuvor. Anfang 1864, also 42 Jahre alt, liquidierte er sein Geschäft und trat eine Weltreise an, welche ihn bis 1866 in Anspruch nahm, in welchem Jahre er sich, nunmehr also 44 Jahre alt, in Paris niederließ, um sich dauernd dem Studium der Archaeologie zu widmen, Nachdem er im Jahre 1868 kleinere Versuchsgrabungen in Ithaka und in der Troas gemacht, fast das ganze Jahr 1869 in den Vereinigten Staaten zugebracht und 1870 eine kleine Probegrabung auf Hissarlik angestellt hatte, unternahm er im Jahre 1871, also nunmehr 49 Jahre alt, die erste größere Grabung auf Hissarlik, womit die stattliche Reihe seiner glänzenden Unternehmungen beginnt.

Ausführlicher von den Unternehmungen Schliemanns zu sprechen, ist nicht Zeit und tut auch nicht not, denn Schliemann hat uns mit einer Autobiographie beschenkt, welche dem Werke „Ilios“ von 1881

vorgedruckt ist; Carl Schuchardt hat 1890 in einem besonderen Buche „Schliemanns Ausgrabungen“ eine klare zusammenfassende Darstellung der letzteren gegeben, die auch mit Karten und Plänen versehen ist; Alfred Brückner hat im Auftrage der Frau Sophie Schliemann „Heinrich Schliemanns Selbstbiographie, bis zu seinem Tode vervollständigt“, verfaßt, welche 1892 erschienen ist. Wichtige Ergänzungen und Beleuchtungen des Lebensbildes und der Arbeiten Schliemanns erhält man außerdem durch die Vorreden zu „Ilios“ 1881 von Rudolf Virchow und zu „Troja“ 1884 von Sayce.

Aber wir sind doch dem heutigen Tage einige Bemerkungen über das Wesen und Streben des Mannes schuldig.

Als wir im Jahre 1889 mit Schliemann in Paris gelegentlich einer Weltausstellung in dem gleichen Hotel wohnten, fiel mir zweierlei als so bemerkenswert auf, daß es in meiner Erinnerung haften geblieben ist: erstens, daß Schliemann uns, die wir ein kleiner deutscher Kreis waren, zu bestimmen versuchte, uns auch im Verkehr untereinander der französischen Sprache zu bedienen; zweitens, daß er jeden Morgen, wenn er zum Frühstück herunterkam, zunächst aufmerksam die Kursberichte durchsah. Beides war nur auffällig für meinen kleinen Standpunkt, nicht für einen Schliemann.

Für einen Mann, der nach selbsterfundener Technik in je einem halben Jahre englisch und französisch, in je sechs Wochen spanisch, holländisch, italienisch, portugiesisch erlernt, der dann die schwere russische Sprache bewältigt, dann schwedisch und polnisch hinzugenommen, sich in dem seit seiner Jugend vernachlässigten Lateinisch vervollkommenet, dann griechisch (und zwar erst neu- und dann altgriechisch) gelernt hatte, dann gelegentlich einer ägyptischen Reise arabisch; und zwar auch die Schrift, so daß er bei der Rückreise durch Syrien sein Tagebuch arabisch führte, war es nicht verwunderlich, daß er die Sprache nach Bedarf wechselte. Ich erfuhr, daß seine Angehörigen, wenn sie mit ihm auf Reisen waren, sich jedesmal der Sprache desjenigen Landes bedienen mußten, in welchem sie sich gerade befanden. Er erfreute sich durch diese Sprachgewalt einer wundervollen Freiheit, war immer gleich in der Sphäre seiner Umgebung, konnte mit den Gelehrten aller Kulturländer in nahen Verkehr treten und sich mit der Bevölkerung, mit seinen Arbeitern verständigen, was seinen Unternehmungen sehr zugute kam. Durch pathetischen Vortrag und eigene Begeisterung fesselte er die einfachen Leute. So wie er auf Ithaka die Bauern durch Vorlesung von 200 Versen aus dem 24. Gesange der Odyssee so zu Tränen rührte, daß Männer, Frauen und Kinder ihn umarmten, so fesselte er die Araber der Wüstendörfer durch Vortrag der Suren des Koran dermaßen, daß die Gläubigen zum Schlusse im Gebet ihre Haupt neigten und mit der Stirn die Erde berührten. Der Erlernung des Griechischen wendete er sich erst spät (1856, also mit 34 Jahren) zu, weil er fürchtete, durch den Zauber der herrlichen Sprache seinen kaufmännischen Interessen entfremdet zu werden.

Das zweite, die tägliche Durchsicht der Kursberichte, war ebenfalls nicht verwunderlich. Für einen Mann, der so große Vermögensinteressen hatte, war es nur natürlich, daß er sich um die Bewegungen des Geldmarktes kümmerte. Aber dies führt uns auf die Frage, wie weit sein Interesse am Gelde an sich ging und welches Verhältnis zwischen dem erfolgreichen Großkaufmann und dem ebenso erfolgreichen Ausgraber bestand. Schliemann läßt uns darüber nicht im Zweifel. An der Stelle seiner Biographie, wo er von der Aufgabe

seines Geschäftes spricht, fügt er hinzu: „Wohl hing mein Herz jetzt am Gelde, aber nur, weil ich dasselbe als Mittel zur Erreichung meines großen Lebenszweckes betrachtete. Außerdem hatte ich nur mit Widerwillen und weil ich für die Zeit des langwierigen Prozesses mit Solovieff eine Beschäftigung und Zerstreuung brauchte, meine kaufmännische Tätigkeit wieder aufgenommen“ (Ilios, Seite 22). Sein Herz hing also an der Ausgrabung von Troja, aber er bekam die Mittel dazu nicht in jungen Jahren von einer Staatsbehörde, einer Akademie oder gelehrten Gesellschaft, sondern er der gänzlich Mittellose mußte alles selbst verdienen durch Geschäftsbegabung, Beharrlichkeit und Wagemut, und er drängte seine glühenden Wünsche so lange zurück, bis er völlig unabhängig war.

An dieser Stelle nun müssen wir uns fragen: Was ist wunderbarer? daß ein Kind in dem Mecklenburg von 1830 den festen Entschluß faßte, Troja auszugraben? oder daß ein junger Mensch in der Übergangszeit vom Knaben zum Jüngling, der 5½ Jahr lang in einem kleinen Krämerladen eines stillen Städtchens diente, wo seine Tätigkeit nach seinem eigenen Bericht (Ilios, Seite 8) „in dem Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Kaffee, Zucker, Öl, Talglichtern usw., in dem Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, in dem Ausfegen des Ladens und ähnlichen Dingen“ bestand, an dem Entschluß seiner Kindheit festhielt? oder daß ein gereifter Mann, der jahrelang ganz in großen geschäftlichen Unternehmungen aufgegangen war, doch an dem Traum seiner Jugend hing?

Jedenfalls kamen Schliemann, als er an die Ausführung seines Lebenswerkes ging, die Erfahrungen und Gewohnheiten seines großkaufmännischen Betriebes zugute. Er wußte alle Schwierigkeiten, die sich seinen Unternehmungen entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen, und er behielt die Gewohnheit der pünktlichen Abrechnung bei. Seine Berichte ruhten nicht nonum in annum, sondern wenn eine Grabungsperiode abgeschlossen war, so machte er mit bewunderungswürdiger Konzentrationsfähigkeit seine Ausarbeitungen in wenigen Monaten fertig, und dieselben erschienen sofort. Es konnte nicht ausbleiben, daß dabei — namentlich im Anfange — einiges unfertig und phantastisch war. Aber was schadete das auf die Dauer? war nicht der Nutzen, den die Welt durch die unverzügliche Mitteilung einer Fülle erstaunlicher neuer Tatsachen erfuhr, unendlich viel größer als der Schaden, der durch einige naive enthusiastische falsche Deutungen, die überdies leicht als solche zu erkennen waren, angerichtet werden konnte? Aber diese Irrtümer des Anfängers boten dem Spott willkommene Handhaben. Als ich um die Wende der 70/80er Jahre Assistent in Würzburg war, hörte ich eines Tages, daß Schliemann dort in einem philologischen Kreise vorgetragen habe. Zufällig traf ich am Tage darauf einen jüngeren Philologen in einer Musikalienhandlung; ich sehe sein Bild noch vor mir, wie ein unübertreffbarer Zug von Geringschätzung um seine Nasenflügel zuckte.

Die Ablehnung, welche Schliemann in manchen Kreisen erfuhr, von denen er Anerkennung erwartete, mußte ihn kränken. Denn mag auch der Wille, welcher enthusiastisch gesteckte Ziele verfolgt, noch so hart sein, der Enthusiasmus selbst ist weich, und das weiche Gefühl verlangt Mitempfindung.

Diese fand Schliemann in unserem Kreise, und dafür war er dankbar. In den Sitzungsberichten unserer Gesellschaft finden sich.

abgesehen von den Mitteilungen über Schliemann, fortlaufende Berichte von ihm selbst. Es sind deren 13: „Über Ausgrabungen in Mykenae“ 1877; über „Ausgrabungen in Troja“ 1878, 1882, 1890 (in letzterem Jahre zweimal); über „Ausgrabungen in Orchomenos“ 1880 und 1886; „Reise in die Troas und Besteigung des Ida“ 1881; „Untersuchung der Thermopylen“ 1883; über „das sogenannte Grab der 192 Athener in Marathon“ 1884; über den „Aphrodite-Tempel in Kythera“ 1888; über „mykenische Königsgräber und prähistorischen Palast des Königs von Tiryns“ 1888; „Reise im Peloponnes und an der Westküste Griechenlands“ 1889.

Jahrzehntelang hatte Schliemann warten müssen, 49 Jahre alt war er geworden, bevor er an die Aufgabe gehen konnte, die er als das Werk seines Lebens betrachtete. Als er nun auf dem Hügel von Hissarlik seine Arbeit begann, da tat er es mit dem Ungestüm, welches seiner Sehnsucht und seiner Energie entsprach. Als er obenauf spätgriechische Bauten und darunter mehrere Schichten ärmlicher Ansiedelungen fand, fiel es ihm nicht ein, fein säuberlich Schicht um Schicht abzudecken, sondern er führte den berühmten Nord—Süd-Graben durch alle Schichten hindurch bis auf den Felsboden; ihn trieb ein Dämon, er wollte schauen, in Händen halten, wonach es ihn seit seinen Kindertagen verlangt hatte. Manche fanden dies Verfahren unwissenschaftlich, ja wohl gar barbarisch. Aber es war nicht nur verständlich, sondern erwies sich auch als nützlich, denn für das Unwesentliche, was an der Oberfläche zerstört wurde, gewann die Archäologie Schätze von unermeßlicher Bedeutung.

Ein Mann von so ungewöhnlichen Eigenschaften ist nicht vollständig zu begreifen, obwohl in seiner Biographie und in seinen Arbeiten sein Leben so offen vor uns liegt. Aber man kann dem Verständnis näher kommen. In dieser Hinsicht möchte ich dreierlei bemerken.

Schliemann der Willensstarke war doch nicht halsstarrig. Nachdem sein Sehnen gestillt war, nachdem er die verbrannte Stadt, die von Poseidon und Apollo gefügten Mauern und das skäische Tor mit Augen gesehen hatte, begannen sich seine Anschauungen zu wandeln. „Ganz von selbst ist an die Stelle der Phantasie die nüchterne Forschung getreten“ sagt Rudolf Virchow (Ilios X).

Das Zweite ist, daß Schliemann durchaus nicht als der kenntnislose Dilettant an die Arbeit ging, zu dem ihn manche gern gemacht hätten. So wie er eine erstaunliche Fülle von Sprachen beherrschte, ohne sie nach der Methode unserer Gymnasien erlernt zu haben, während heutzutage viele Schüler, welche 8 Jahre lang auf einer Lateinschule gesessen haben, sich beständig in Pluralformen und im Geschlecht vergreifen und überhaupt eine erstaunliche Geringschätzung gegen Lateinisch und Griechisch an den Tag legen (wie wir auf dem Präpariersaal täglich beobachten), so konnte er auch sehr gut eine ausgebreitete Kenntnis und ein tiefes Verständnis der Klassiker besitzen, ohne eine deutsche Universität besucht zu haben. In den zwei Jahren von 1856 bis 58 las er „beinahe alle alten Klassiker kursorisch durch, die Ilias und Odyssee aber mehrmals“ (Ilios S. 18). Der gelehrte Sayce, der als Engländer wohl nicht in den Verdacht nationaler Voreingenommenheit für Schliemann kommen wird, rühmt dessen „wissenschaftlichen Geist, der ihn durch die Museen Europas wallfahrten und ihn die Hilfe von Archäologen und Architekten nachsuchen ließ, und der ihn veranlaßt hat, seine Lieblingstheorien aufzugeben, sobald Beweisgründe es von ihm verlangten“ (Troja S. XI).

Das dritte und Reizvollste möchte ich in die Form einer Frage kleiden: Wenn der Knabe Schliemann fest davon überzeugt war, daß Troja existiert habe, und wenn der Mann, als er auf dem Hügel von Hissarlik stand, zu der Überzeugung kam, nur hier kann Troja gestanden haben und sonst nirgends, und wenn sich beim Nachgraben Verhältnisse ergaben, die tatsächlich dem Kern der Sage entsprachen, war das Zufall? War es nicht vielmehr ein feiner Wirklichkeitssinn, welcher schon den Knaben leitete?

In den siebziger Jahren hörte ich einen öffentlichen Vortrag in der Akademie der Wissenschaften, in welchem die Behauptung aufgestellt wurde, an der Ilias sei überhaupt kein realer Kern; die Kämpfe der Griechen und Trojaner seien nur eine Personifikation der Kämpfe zwischen Winter und Frühling. Dies zeigt, wie weit man unter der Herrschaft der Ding-an-sich-Philosophie durch die Neigung zu Abstraktionen hat kommen können.

Dieser blassen Gedankenwelt stand Schliemann gegenüber mit seinem Kinderglauben, und sein Kinderglauben hat Recht behalten. Seine homerische Welt war farbenprächtig, voll Blut und Leben. Es war ganz einfach die Welt, wie sie der Dichter gesungen hat. Nun wird man vielleicht sagen: das ist doch nichts Besonderes; auch andere haben geglaubt, daß auf dem Hügel von Hissarlik Troja gestanden habe, wie es das ganze Altertum tat, bis Demetrius von Skepsis die Bunarbaschi-Hypothese aufbrachte. Auch manche Moderne blieben der alten Meinung treu; Schliemann führt sie selbst an; Frank Calvert, der Besitzer eines Teiles des Hügels von Hissarlik, hat sogar in einer Zuschrift an unsere Gesellschaft behauptet, er habe Schliemann auf seine Idee gebracht. Aber der Glaube Schliemanns war denn doch noch verschieden von dem der übrigen Zeitgenossen. Sein Glaube war von der Art, die Berge versetzen möchte, und sein Wille hat sie versetzt. Sein Sehnen und sein Handeln war ganz auf das eine große Ziel gerichtet, sowohl das des mittellosen Jünglings wie das des reichen Mannes. Deshalb muß man sich darüber freuen, daß er sein Ziel so vollständig erreicht hat. Die homerische Dichtung aber — und das war vielleicht das Überraschende an der Sache — hat nichts dadurch verloren, daß das Geheimnis von Ilion entschleiert ist. Die homerische Welt strahlt in noch vollere Glanze, seitdem der Schauplatz der Kämpfe zwischen den Griechen und Trojanern, seitdem Mauern und Häuser, Gerät und Schmuck bekannt geworden sind; und Ströme von Belehrung und Anregung sind von dem Hügel von Hissarlik und von den Königsgräbern vom Mykenae ausgegangen.

(7) Herr Hans Virchow hält den angekündigten Vortrag über
die Hände von Wilhelm von Waldeyer-Hartz.

Der Vortrag wird an anderem Orte erscheinen.

Sitzung vom 18. Februar 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Mair: Über den Bregma-Wulst und die Lage des Bregma mit besonderer Berücksichtigung des Pithekanthropus. Mit Lichtbildern.

(1) Verstorben ist Herr Professor Dr. Theophil Studer in Bern, korrespondierendes Mitglied seit 1885. Er hat sich, ausgehend von der Zoologie, um die Vorgeschichte hervorragende Verdienste

erworben. Das massenhafte Material der schweizerischen Pfahlbauten an Haustierknochen bot ihm reiche Gelegenheit, die Frage der Haustiere der Pfahlbaubevölkerungen zu untersuchen. Es handelte sich dabei um das Problem, ob in den Pfahlbauten, die ja verschiedenen Epochen der Steinzeit und der Metallzeit angehören, neue Menschen und neue Haustiere und neue Kulturen gleichzeitig eingetreten sind. Eine besondere Schwierigkeit entstand dadurch, daß zwar in der älteren Steinzeit die Schädelform brachycephal gewesen war, daß sich aber schon in der späteren Steinzeit und nicht erst in der Metallzeit Dolichocephale eingestellt hatten. So kam St. von der Zoologie auch auf die physische Anthropologie und auf die Prähistorie. Analogien für letztere entnahm er der Ethnologie, denn auch auf diesem Gebiete war er zu Hause. Er hatte von ihr als Teilnehmer an der Gazelle-Expedition eigene Anschauung gewonnen. — Die Untersuchung der menschlichen Skelettreste führte schließlich zu dem Werke von Studer und E. Bannwarth: *Crania helvetica antiqua*. Leipzig 1894, von dem R. Virchow in der Besprechung im 27. Bande unserer Zeitschrift (S. 44) sagt, er betrachte „diese Arbeit als eine Ruhmestat des 19. Jahrhunderts“.

Verstorben ist ferner in Bukarest Herr Dr. Emil Fischer, seit kurzem korrespondierendes Mitglied, nachdem er schon vorher ordentliches Mitglied gewesen war; vielbeschäftigter Arzt, um die geistige und kulturelle Entwicklung der deutschen Kolonie in Bukarest hochverdient, 9 Jahre lang Mitglied des Gemeindevorstandes und außerdem — worauf unsere Beziehungen zu ihm beruhten — als Forscher und Schriftsteller unermüdlich tätig. — Bei Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg wurde er zunächst interniert, später jedoch nur unter strenger Aufsicht gestellt. Während der deutschen Besetzung hielt er Vorträge, um unsere Soldaten über das fremde Land und Volk aufzuklären. Das hatte er schwer zu büßen. Ohne Rücksicht auf sein Alter und eine Krankheit wurde er verhaftet und sein ärztliches Bureau gesperrt. Nach seiner Freilassung fand er außerhalb der Stadt ein sehr dürftiges Unterkommen. Später, als sich keine der gegen ihn erhobenen Anklagen aufrechterhalten ließ, durfte er nach Bukarest zurückkehren und seine Praxis wieder aufnehmen. — Seine Hauptwerke sind: Die Herkunft der Rumänen 1903; die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien 1911. Ein nachgelassenes Manuskript behandelt „die kulturhistorische Palaeontologie der rumänischen Sprache“. In der Zeitschrift für Ethnologie hat er veröffentlicht: „Sind die Rumänen, anthropologisch betrachtet, Romanen?“ (Jahrg. 1909, S. 847); „Die thrakische Grundlage im Rumänischen“ (Jahrg. 1910, S. 311); „Sind die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier?“ (Jahrg. 1911, S. 564); „Die Pelasger“ (Jahrg. 1914, S. 45). Außerdem gibt es zahlreiche wissenschaftliche Beiträge von ihm in anderen Zeitschriften, namentlich im Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Verstorben ist auch Herr Dr. Kurt Niehoff, Mitglied seit 1919.

(2) Neu aufgenommen sind

Ethnographisches Seminar der Universität Leipzig,

Frl. Grete Bauer in Berlin-Wilmersdorf,

Herr Dr. med. Arthur Friedel in Berlin,

„ Rechtsanwalt Dr. Eberhard Henke in Berlin-Wilmersdorf,

„ Major a. D. Max Hermann in Charlottenburg,

Herr Professor Dr. R. Koldewey in Berlin-Friedenau,
 „ Gerhard Krones in Berlin,
 „ Fabrikbesitzer Georg Kuhlmann,
 „ Dr. med. Kurt Lichtwitz-Düren in München-
 Thalkirchen,
 „ Amtsgerichtsrat Dr. Lind in Berlin,
 „ stud. Helmut Preidel in Bodenbach in Böhmen,
 Frä. Gertrud Richter in Berlin-Friedenau,
 Herr Lithograph Emil Schoch in Stuttgart,
 „ Dr. phil. Alfred Segall in Berlin,
 „ Dr. phil. Karl Stoye in Quedlinburg am Harz,
 „ Dr. Bernhard Struck in Dresden,
 „ cand. med. Herbert Weidner in Spandau.

(3) Im „schwäbischen Merkur“ hat Herr P. Goeßler gelegentlich des 50 jährigen Bestehens des Württemberg. Anthropologischen Vereins eine Übersicht über die Wirksamkeit dieses Vereins gegeben, aus welcher man mit Bewunderung ersehen kann, welche Fülle von kenntnisreichen, auf den verschiedensten Gebieten beharrlich und klar arbeitenden Forschern in diesem Vereine tätig war. Darauf gründen sich die schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

(4) Vor der Tagesordnung legt Herr Conwentz ein aus der Priegnitz stammendes Tollholz vor. Dazu äußert sich Herr Mielke.

(5) Herr Mair hält den angekündigten Vortrag über den **Bregmawulst und die Lage des Bregma mit besonderer Berücksichtigung des Pithekanthropus.**

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Friedenthal, Staudinger, Hauschild, Weinert, Remane, Hintze, Werth, Mair.

Sitzung vom 18. März 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Curt Strauch: Zur Kenntnis der Mumienbildung: Herr Arnold Kühnemann: Vergleichende Untersuchungen über die Abstammungsgeschichte der spitzartigen Haushunde an Hand von Material aus dem Nachlaß von Rudolf Virchow.

(1) Verstorben ist Herr Jaroslav Palliardi; Notar in Budweis, Mitglied seit 1897.

(2) Neu aufgenommen sind

Frau Alice Balint, Grunewald,
 Herr Hermann Baumann, Tempelhof,
 „ Dr. Emil Forrer, Berlin,
 „ Dr. Adolf Friedemann, Rechtsanwalt, Charlottenburg,
 „ Felix Hartenheim, Wilmersdorf,
 „ Dr. Julian Hirsch, Studienrat, Berlin,
 „ Dr. Jacob-Friesen, Direktor des Provinzialmuseums, Hannover.
 „ Dr. Adolf Mahr, Wien,
 „ Joseph Mendel, Redakteur, Berlin,
 Frä. Margarete Neuß, stud. arch. praehist., Tübingen,

Herr Dr. Viktor Nordmark, Berlin,
 „ Dr. phil. L. Ribbing, Dozent an der Universität Lund,
 „ stud. Roman Schulz, Lichtenberg,
 „ Dr. med. Trautner, Berlin,
 „ Friedrich Wrede, Rittergutsbesitzer, Kennath.

(3) Herr Curt Strauch hält den angekündigten Vortrag:

Zur Kenntnis der Mumienbildung.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Minden, Hiltz-heimer, Friedenthal, Brühl, Strauch.

(4) Herr Kühnemann trägt vor über
die spitzartigen Haushunde.

Dazu spricht Herr Hiltzheimer.

Ausserordentliche Sitzung vom 25. März 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Davidsen aus Kopenhagen (als Gast): Die Fellachen Oberägyptens. Mit Lichtbildern.

(1) Vor der Tagesordnung legt der Vorsitzende den Kopf des am 14. März im Zoologischen Garten gestorbenen weiblichen

Schimpanse „Chica“

vor und macht darüber die folgende Mitteilung:

Obwohl der Abend ganz unserem Gaste gehören sollte, mache ich doch diese Vorlage, um den Mitgliedern Gelegenheit zu bieten, das wertvolle Objekt frisch zu sehen.

Seitdem uns die Augen dafür geöffnet worden sind, wie verschiedenartig die äußere Erscheinung bei den verschiedenen Rassen oder — wie Herr Matschie es auffaßt — Arten des Schimpanse sind, erwuchs uns die Aufgabe, unseren Blick für die Erfassung solcher Unterschiede zu schärfen, was nur durch genaue Beobachtung aller einzelnen Fälle geschehen kann. Ich beschränke mich heute darauf, das zur Sprache zu bringen, was am frischen Präparat gesehen werden muß, die Färbung der nicht behaarten und der wenig behaarten Teile des Kopfes. Begrenzen wir also zuerst, was unbehaart bzw. wenig behaart ist.

Die Haut der Supraorbitalwülste ist unbehaart, d. h. die Brauen fehlen. Die Stirn oberhalb davon ist ebenfalls unbehaart in Breite von 7 cm, was dem Abstände zwischen den vordern Enden der Temporalinien entspricht. Dieses unbehaarte Stirnfeld verschmälert sich abgerundet nach oben und hat vom Supraorbitalwulst nach oben eine Höhe von 5 cm, wovon allerdings der oberste Zentimeter schon spärliche Haare trägt. In dieses 5 cm hohe Stirnfeld ragt in der Mitte eine Schneppe 1,5 cm tief hinab. Das angrenzende Kopfhaar ist am oberen Rande des Stirnfeldes rückwärts, am Seitenrande zuerst seitwärts, und dann allmählich seit- und abwärts gerichtet. Vom oberen Rande des Ohres reicht diese Fellbekleidung bis an das laterale Ende des Supraorbitalwulstes; dann aber nach unten hin verschmälert sie sich, so daß sie dadurch als Backenbart wirkt, und reicht bis etwas unter die Ebene der Mundspalte. Behaart sind also, topographisch gesprochen, die Regio tempor., masset., parotidea.

Die ganze Nasengegend ist haarlos. Dasselbe gilt auch von dem größten Teil der Oberlippe. In der Mitte der letzteren ist nur ein schmaler Streifen, der seitlich höher hinaufreicht, haartragend, aber doch nicht so reichlich, daß der Eindruck eines Bartes entstände. Diese Haare sind von eigentümlicher Art: sie sind sehr kurz, an den Wurzeln dick und an den Spitzen ganz fein; ihre Bälge sind dick, und die am Lippensaum stehenden mit großen Talgdrüsen ausgestattet. Diese borstenartigen Haare starren rechtwinklig zur Oberfläche aus der Haut hervor; sie reichen bis unmittelbar an den Lippensaum, und da der letztere nicht wie das Lippenrot des Menschen nach aussen umgestülpt, sondern horizontal gestellt ist und die unmittelbar an ihn angrenzenden Borsten an der Oberlippe schief ab-, an der Unterlippe schief aufwärts gerichtet sind, müssen sie beim Vorschieben der Lippen von diesen berührt und muß die Orientierung begünstigt werden. Die Haarbälge sind dick und die zugehörigen Talgdrüsen in der Nähe des Lippensaumes groß. Auch die Färbung dieser Haare ist merkwürdig, indem unter ihnen sowohl ganz schwarze als auch ganz weiße vorkommen, die letzteren in Überzahl.

Auch die Unterlippe ist mit Haaren so spärlich besetzt, daß sie aus einiger Entfernung betrachtet, als unbehaart wirkt. In der Unterkinngegend ist die Behaarung etwas reichlicher. In der Gegend unter dem Kiefer (Regio suprahyoidea), die wegen des Vortretens des Kiefers ausgedehnter ist wie beim Menschen, finden sich einige Büschel glänzend schwarzer Haare, die aber nicht wie die des Felles glatt, sondern gekräuselt sind, doch nur so wenige, daß die Gegend in der Hauptsache als haarlos erscheint. — Die Wangen tragen spärliche kurze Härchen, so daß sie als unbehaart wirken. — Die Ohren sind unbehaart.

Fassen wir nun die Färbung ins Auge. Dieselbe ist an den unbehaarten und schwach behaarten Stellen nicht einheitlich, wodurch die Erscheinung des Gesichtes etwas Unruhiges bekommt. Die einzelnen Stellen wieder haben z. T. eine gleichmäßige, z. T. aber eine fleckige Färbung. Ganz gleichmäßig ist die letztere nur an denjenigen beiden Stellen, von welchen die eine am dunkelsten und die andere am hellsten ist. Diese wollen wir zuerst betrachten und damit zugleich die Extreme kennen lernen, zwischen welchen sich die übrigen Färbungen bewegen.

Ganz dunkel ist die Nase mit ihrer Umgebung, d. h. ein Gebiet, welches nach oben die „Glabella“ in sich begreift, seitwärts bis zu 4 cm von der Mitte reicht und unten den Mittelteil der Oberlippe bis dicht an den Lippensaum, aber nicht bis ganz an diesen heran in sich begreift. Dieses Gebiet ist schwarz gefärbt. Es ist nicht das tiefste, kein absolutes, aber doch ein sehr dunkles Schwarz, etwas schieferig. Am nächsten kommt es 35 der Luschanschen Skala. Ganz genau läßt sich der Ton nicht angeben, weil wegen der seidigen Beschaffenheit der Oberfläche ein spiegelnder Glanz auf der letzteren liegt.

Im starken Gegensatz dazu ist in der Gegend unterhalb des Kiefers bis an das Zungenbein heran die Haut so hell, daß ihre Farbe der einer ganz hellen Europäerhaut gleicht. In der Luschanschen Skala findet sich kein geeigneter Ton, am ähnlichsten ist Fritsch I. 1, doch müßte hier das Rötlich bei gleicher Helligkeit mehr gelblich sein.

Die Stirn ist sehr dunkel, doch nicht so schwarz wie die Nasenpartie, etwa Fritsch V. 6, die Farbe aus gelb und grauschwarz gemischt. Sieht man sehr genau zu, so ist sie nicht einheitlich, sondern

marmoriert, indem in dem Grunde das Gelb und in den Flecken mehr das Schwarz zur Geltung gelangt, wodurch der Eindruck des Schmutzigen entsteht; doch sind Grund und Flecke nur wenig voneinander verschieden. Auf den Wangen findet sich eine Grundfarbe von Gelbrot, etwa wie Luschen 15, welche aber durch eine Fülle von schwarzgrauen Flecken ein viel dunkleres und schmutziges Aussehen bekommt. Diese Mischung zieht sich auch auf die seitliche Partie der Oberlippe und den am Lippensaum entlangziehenden Streifen in der Mitte und nimmt auch die Unterlippe ein, wo die Grundfarbe aber mehr Fritsch I. 4 gleicht. Die Lippensäume schließen sich in der Färbung den Lippen selbst an, d. h. an der Oberlippe ist die mittlere Partie gleichmäßig schwarz, die seitlichen Partien haben schwarze Flecke auf gelbrotem Grunde, und das letztere ist auch der Fall an dem ganzen unteren Lippensaum.

Übereinstimmend mit letzterem greift auch an den Lidern die Färbung über die innere Lidkante hinüber, indem ein 1 mm hoher Streifen der Conjunctiva ganz gleichmäßig dunkelschokoladenbraun gefärbt ist, dunkler als der Hautteil des Lides. (Ich habe bei früherer Gelegenheit mitgeteilt, daß bei Affen die Meibomschen Drüsen pigmentiert sind.) Unnötig zu erwähnen, daß die Conjunctiva corneae ganz dunkel ist. Die Ohren haben eine ähnlich helle Grundfarbe wie die Wangen mit vielen grauschwarzen Flecken; doch sind Helix, Anthelix und Ohrläppchen gleichmäßig grauschwarz.

(2) Herr **Davidson** hielt den angekündigten Vortrag über
die Fellachen Oberägyptens.

Eingeleitet wurde derselbe durch eine Ansprache des Herrn **Schweinfurth**, in welcher dieser anschaulich schilderte, wie Herr **Davidson** in der Nähe des fellachischen Dorfes, in welchem er seinen Aufenthalt genommen hatte, unter dem Schatten einer Sykomore einen großen Kreis der Einwohner, Männer, Frauen, Kinder, durch Erzählungen in lebhaftes Entzücken versetzte.

Sitzung vom 22. April 1922.

Vorsitzender: Herr **Hans Virchow**.

Tagesordnung: **Fhr. Erland Nordenskiöld**: Über die Einführung des Huhnes und der Banane in Südamerika. Mit Lichtbildern.

(1) Der Vorsitzende gibt Nachricht von dem Hinscheiden des Herrn **Geheimen Sanitätsrates Dr. Moritz Kroner**, eines der Mitbegründer der Gesellschaft, der am 18. April entschlafen ist. Er hat brieflich die Teilnahme der Gesellschaft ausgedrückt.

(2) Der Vortragende begrüßt den Vortragenden des Abends, den **Fhr. Nordenskiöld**, und ebenso Herrn **Professor Fürst** aus Lund, der zum ersten Male seit seiner Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede in der Gesellschaft anwesend ist.

(3) Neu aufgenommen sind

Frau Gräfin Haller von Hallerstein in Berlin-Grunewald,

Herr Dr. M. Heepe, Privat-Dozent in Hamburg,

„ **H. A. Koehler** in St. Louis

Frau Dr. Stephanie Oppenheim in München,

Herr Ludwig Virchow in Charlottenburg,

„ **Dr. Ernst Weisker**, Studienrat in Neuruppin,

„ **Oekonomierat Bernhard Wunder** in Kleinbeeren.

(4) Am 24. März feierte das Museum für Völkerkunde in Leipzig sein 50 jähriges Bestehen. Herr Professor Hans Meyer ist gebeten worden, die Glückwünsche unserer Gesellschaft bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck zu bringen.

(5) Herr Karl von den Steinen macht folgende Mitteilung über den bevorstehenden Amerikanisten-Kongreß.

Der XX. Internationale Amerikanisten-Kongreß soll vom 20. bis 30. August dieses Jahres in Rio de Janeiro im Anschluß an die Festlichkeiten zur Hundertjahrfeier der politischen Unabhängigkeit Brasiliens stattfinden. Der erste Vizepräsident des Organisations-Komitees Dr. Simoens da Silva macht in einem Einladungsschreiben die Mitteilung, daß der Mitgliedsbeitrag (sonst 20 Milreis) „für Deutschland und Österreich auf dieselben 20 Mark wie vor dem Kriege“ festgesetzt ist. Nur Mitglieder erhalten den Band der Verhandlungsberichte, — in Vervollständigung der langen, jedem Amerikanisten vertrauten stattlichen Serie. Anmeldungen zur Mitgliedschaft (Name, Titel genaue Adresse) sind unter gleichzeitiger Einsendung obigen Beitrags zu senden an den „Secretario Geral Prof. A. Morales de los Rios, Sociedade de Geographia, Rio de Janeiro, Brazil“.

(6) Der Fhr. Erland Nordenskiöld hält den angekündigten Vortrag

Die Einführung des Huhnes und der Banane in Südamerika.

Aussprache: die Herren von den Steinen und Nordenskiöld.

(7) Für Herrn von Luschan, der durch Unpäßlichkeit verhindert ist, den angekündigten Vortrag zu halten, ist Herr Max Schmidt eingetreten. Derselbe legte aus der Sammlung peruanischer Altertümer eine größere Anzahl von Stücken vor, die unter verschiedenen Gesichtspunkten interessant sind, und knüpfte daran Betrachtungen z. T. über die Deutung der Gegenstände, z. T. über die Technik des Webens.

III. Literarische Besprechungen.

F. von Luschan, Die Altertümer von Benin. Berlin und Leipzig 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 4°. Bd. I: XII u. 522 S., 889 Abb. im Text und auf Erg.-Taf. A—Z. Bd. II: Taf. 1—50. Bd. III: Taf. 51—129. (Veröffl. Mus. Völkerkde. Berlin. Bd. VIII—X.)

Aus dem Elend, unter dem die wissenschaftliche Produktion aller nicht unmittelbar praktischen Nutzen gewährenden Disziplinen bei uns je länger je mehr zu versiegen droht, hebt sich das vorliegende Monumentalwerk wie ein Denkmal besserer Zeiten hervor. Als ein Zeugnis sowohl des tatkräftigen Verständnisses, das außer der Virchow- und der Baeßlerstiftung Kolonial- und Landesregierung für die Erschließung eines einzigartigen kulturgeschichtlichen Materials betätigt haben, als auch echt deutscher Gelehrtenarbeit werden diese prachtvollen drei Bände auf lange hinaus unerreicht bleiben. Rund zwanzig Jahre nur durch die Pflichten seines Museums- und Lehramtes unterbrochener Arbeit hat der verehrte Meister der Anthropologie und kolonialen Völkerkunde der Durchforschung und Darstellung eines Stoffes gewidmet, der mit Fug und Recht als seine ureigenste Domäne bezeichnet werden darf. Verdanken wir doch seiner Initiative, daß die als englische Kriegsbeute von hoffnungsloser Verschleuderung bedrohten Schätze des alten Benin der Wissenschaft gerettet und zum großen Teil gerade für Deutschland erworben worden sind. Seinen Lieblingswunsch, mit dem Britischen Museum zusammen durch

Ausgrabungen an Ort und Stelle in größere zeitliche Tiefe, wenn möglich an die Anfänge dieser merkwürdigen Kultur vorzudringen und über manches in der Kriegsbeute ganz Fehlende (z. B. die Keramik, vgl. S. 427) Aufschluß zu gewinnen, hatte der Krieg und haben seine Folgen auch auf absehbare Zeit hinaus vereitelt, und so wurde der Druck des seit 1900 vorbereiteten und immer wieder durchgearbeiteten Manuskriptes 1916 begonnen und in der ersten Hälfte 1919 glücklich zu Ende gebracht.

Was Benin für die Völkerkunde von Afrika, für die eigentliche Kulturgeschichte der Neger und ihre Entwicklungsfähigkeit, für die Kenntnis vom Auslaufen mittelmeerischer Einflüsse im fernsten Süden bedeutet, braucht an dieser Stelle nicht mehr angeführt zu werden, so oft sind diese Fragen schon Gegenstand der Betrachtung in unserer Gesellschaft gewesen. v. Luschan selbst hat hier bald nach Druckbeginn Inhalt und Ergebnisse seines Werkes in vorzüglicher Weise zusammengefaßt (Z. f. E. 1916, S. 307 ff.), so daß es genügen muß, kurz über die Anlage des Werkes zu referieren und dann einzelne Gebiete herauszugreifen, auf die im besonderen ich die Aufmerksamkeit der Fachgenossen lenken möchte.

Die Einleitung (S. 1—26) berichtet zunächst im Anschluß an die Quellen über die Einnahme von Benin durch die Engländer am 18. 2. 97, dann (S. 8 ff.) über die Art und Weise, in der die dort gefundenen Altertümer in die Museen gelangt sind, und den Gang ihrer Bearbeitung für das vorliegende Werk, und skizziert zusammenfassend die allgemeinen Ergebnisse desselben hinsichtlich Stil, Technik, Material und Erhaltung, sowie zeitlicher Folge. Nicht hoch genug zu schätzen ist hier vor allem die nach menschlicher Möglichkeit vollkommene statistische Übersicht über die Gesamtmasse der Benin-Altertümer (S. 12 f.), wie sie sich nach 64 Sachrubriken geordnet auf die einzelnen Sammlungen verteilen. Berlin steht mit 580 Stücken an der Spitze,¹⁾ dann folgen London mit 280, Rushmore mit 227 Stücken (letzte Zahl sicher auch viele mit irrümlicher Herkunftsangabe enthaltend), Hamburg, Dresden und Wien mit 167—196 Stücken, Leiden mit 98, die anderen deutschen Museen mit 51—87, so daß mit einem verstreuten Rest von 379 die Gesamtzahl 2400 erreicht wird.²⁾ Mit Ausnahme von Elfenbeinschnitzereien, die seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts ziemlich zahlreich in europäische Kunstkammern und Raritätenkabinette gelangt sind und einem einzigen Plattenbruchstück (S. 152), ist alles erst seit der Eroberung nach Europa bzw. Amerika gekommen. Daß uns nur ein Teil der Altertümer erhalten ist, beweist schon das Fehlen des überreichen Korallenschmuckes des letzten Königs (S. 7) und der von Bacon gesehenen „vergoldeten“ Messingbeschläge am Palaverhaus (S. 4), beweist vor allem auch die Frage nach der Herkunft des Gußmaterials in Verbindung mit der relativen Einheitlichkeit der Produktion der guten Zeit und dem auffallenden Mangel an älteren Stücken, so daß wir annehmen, daß immer wieder ältere Erzeugnisse eingeschmolzen worden sind. Wieviel uns verloren ist, darüber gibt v. Luschan anläßlich der Beschreibung kleiner schildförmiger Anhänger einen ungefähren Anhalt (S. 393): diese bilden ursprünglich mit je 3 Stück „Garnituren“, 62 sind auf uns gekommen, die zu 35 Garnituren gehören; unter der Annahme, daß aus keiner Garnitur alle drei Stücke ganz verschwunden sind, ergäbe sich, daß von dieser Gruppe von Benin-Altertümern rund 40% uns verloren sind, und „eine Verallgemeinerung dieses Ergebnisses auf unseren Gesamtbestand an Benin-Altertümern würde ungefähr zu der Vermutung

¹⁾ Die Zahl wäre noch größer, wenn nicht v. Luschan wiederholt Stücke, die für Berlin geradezu als Dubletten anzusprechen waren (vgl. S. 455, Anm.), nach Köln, Leipzig, Stuttgart, Wien und Petersburg abgegeben hätte. Selbstverständlich gibt es bei der Gußtechnik der verlorenen Form keine wirklichen Dubletten, und wenn dessen ungeachtet und trotz der bereits feststehenden Absicht der monographischen Bearbeitung jene Stücke abgegeben wurden, so zeigt das doch recht schlagend, wie gerade in diesem wichtigen Einzelfall gewisse Vorwürfe gegen das Berliner Museum unbegründet sind.

²⁾ Da diese Zahl in mehreren Besprechungen des Werkes bereits ohne weitere Bemerkung genannt wird, so bitte ich zu beachten, daß v. Luschan in den Nachträgen S. XII ausdrücklich angibt, daß seit dem Druck dieses ersten Bogens die Zahl noch etwas gestiegen ist, und schon S. 317 14 noch 1917 von Wien erworbene Stücke, S. 353 weitere 7 (große Plinthenköpfe) namhaft macht. Auch Leiden hat noch 1920 9 weitere Bronzesachen erworben (Verlag over 1. 1.—31. 12. 20, 1921, S. 10). Dazu kommt, daß der Verbleib einiger Websterscher Platten nicht mehr zu ermitteln war, so daß die Gesamtzahl jedenfalls 2421 noch etwas übersteigt (vgl. auch Anm. 7). Nicht ausmachen läßt sich, ob manche weiteren Stücke in Privatbesitz (vgl. z. B. Ziemann, Mola Koko. Berlin 1907, S. 130; ein großer Kopf in Dresden u. a. m.) nicht schon in anderer Verbindung mitgezählt sind. Einzelne Platten, die von vornherein in zwei Hälften gegossen waren und jetzt getrennt in Berlin, Hamburg, London und Wien sind (S. 14), sind dagegen mit jeder Hälfte gezählt. Übrigens hat v. Luschan für Austausch von Abgüssen gesorgt.

führen, daß bisher etwa die Hälfte des alten Bestandes in Sicherheit gebracht ist". Das ist und bleibt die einzige, einigermaßen begründete Berechnung (vgl. S. 14).

In den folgenden 64 Kapiteln werden nun nach der schon der statistischen Übersicht zugrunde gelegten Einteilung, d. h. nach Form, Darstellung und Material geordnet (Begründung S. 11), sämtliche in in- und ausländischen Sammlungen befindlichen Beninstücke behandelt, vielfach natürlich von den Exemplaren des Berliner Museums als Typen ausgehend, das ja so viele auserlesen gute und schöne Stücke enthält wie kein anderes der Welt. Die Beschreibung ist, trotz ihrer Akribie und aller Einzelheiten völlig anschaulich bleibend, allein schon eine museal-ethnologische Riesenleistung; durch die stets nebenhergehende Interpretation und zahlreich eingeflochtene archäologische und völkerkundliche Exkurse gewinnt dieses „Repertorium der ganzen uns gegenwärtig erreichbaren alten Beninkultur“ (S. 15) der Einleitung wie den Schlußkapiteln gegenüber eine so unbedingte Wichtigkeit, daß von jedem Fachmann zu fordern ist, nicht nur jene Zusammenfassungen einzusehen, sondern sich wirklich die Mühe zu nehmen, diesen 477 Seiten starken Hauptteil selbst durchzuarbeiten oder doch an Hand des vortrefflichen Sachregisters stets auf die Einzelbearbeitung zurückzugreifen. Für die Fortsetzung wissenschaftlicher Forschung, deren Notwendigkeit zu betonen der Verfasser selbst oft genug Gelegenheit nimmt, ist darauf hinzuweisen, daß der Zettelkatalog, den v. Luschan im Laufe seiner Bearbeitung angelegt hat, nunmehr als „Corpus Antiquitatum Beninensium“ im Berliner Museum allgemein zur Verfügung steht.

Die Darstellung beginnt mit den rund 700 Platten, Kap. 1—10, wobei im 1. Kap. diejenigen mit Europäern und im 2. Kap. die mit je einem Eingeborenen zugleich der Erörterung aller allgemeingültigen Fragen der alten Beninkultur zugrunde gelegt sind; die erstere Gruppe namentlich die Chronologie betreffend, die andere eine erschöpfende Ethnographie des Beninvolkes des 16. und frühen 17. Jahrhunderts darbietend. In ihr erblickt (S. 57 ff.) v. Luschan sicher mit Recht über alle technischen oder künstlerischen Einzelfragen hinaus den unschätzbaren Wert dieser Altertümer. Nirgends sonst in Neger-Afrika vermögen wir in die kulturelle Vergangenheit eines bestimmten Volkes so tief und umfassend zurückzublicken als hier, wo wie auch sonst an der Guineaküste jahrhundertelanger europäischer Einfluß seither alles einheimische Kulturleben teils überhaupt zerstört, teils in unkontrollierbarer Weise gewandelt und zersetzt hat. Für den „vollständigen Mangel einer Tradition“ (S. 12) ist nichts bezeichnender, als daß einerseits, wie schon von Johnston (*Man* Bd. 11, S. 124) und Avelot (*L'Anthr.* Bd. 25, S. 170) hervorgehoben, die zweibändige Monographie der modernen Beninleute³⁾ der Altertümer auch nicht mit einem Wort Erwähnung tut, sie andererseits aber auch v. Luschan an keiner Stelle Veranlassung gegeben hat, sie zum Vergleich heranzuziehen. Die auf v. Luschans Betreiben durch Herrn v. Stefenelli von dem letzten König eingeholten Erklärungen einzelner Altertümer haben auch kaum Brauchbares ergeben (s. S. 223, 265, 269, 330). Mit Ausnahme der Schilde (vgl. S. 72 f.) ist aber fast aller Kulturbesitz, der auf den Platten erscheint, uns glücklicherweise auch in gewissen, freilich nicht immer gleich alten Originalen erhalten, und recht erfreulich auch die sich mehrfach erweisende Übereinstimmung mit den zeitgenössischen Nachrichten (z. B. S. 196, 198, 431). An die Platten schließen sich als zweite Hauptabteilung in Kap. 11—18 die **Rundfiguren** von Menschen und Tieren, unter denen namentlich die Untersuchung der figurenreichen Sockelgruppen ethnographisch und chronologisch wichtige Ergebnisse erzielt hat. Dann folgt in neuartiger Gliederung die Behandlung der verschiedenen Arten von männlichen und weiblichen Köpfen, Kap. 19—24, und der teils in der Form von menschlichen oder Tiermasken, teils in der von kleinen Wappenschildern vertretenen „**Anhänger**“ Kap. 27—29. Kap. 26 ist den **Glocken**, Kap. 30—40 dem übrigen Gerät und Schmuck gewidmet, soweit es Gußarbeiten in verllorener Form sind. Die sämtlich sehr späten repoussierten Arbeiten sind in Kap. 41 vereinigt. Dann folgen ohne Unterscheidung des Materials kleinere Schmucksachen, Werkzeuge und die Waffen, soweit in Originalen erhalten, und in Kap. 47—49 die eigentümlichen „**Stammbäume**“, Zeremonialgeräte und „**Tanzstäbe**“. Mit Kap. 50, das in durch die vorgeschriebene Bogenzahl bedingter, leider stark gedrängter Darstellung die verzierten, inhaltreichen Elefantenzähne enthält, schließt sich die Behand-

³⁾ N. W. Thomas, *Anthropological report on the Edo-speaking peoples of Nigeria*. London 1910. Vgl. auch dessen Vortrag *Journ. Afr. Soc.* Bd. 10, S. 1—15, und meine Besprechung *Pet. Mitt.* 1912, I, S. 170. Einzelheiten von N. W. Thomas im *Man* Bd. 10 (1910), Nr. 37 (Hausornamentik), Nr. 53 (Töpferei) und Nr. 72 (Incest) behandelt, sowie im *Anthropos* Bd. 10—11 (1915/16), S. 234—265 (Totemismus), und *J. Anthr. Inst.* Bd. 50 (1920), S. 377—411 (Bestattung). — S. ferner die wertvolle Mitteilung W. B. Rumanans „*Funerae Ceremonies for the late Ex-Oba of Benin*“ (*J. Afr. Soc.* Bd. 14, S. 35—39) mit höchst interessanten, doch noch merkwürdig viel Tradition verzehenden Abbildungen.

lung der mancherlei Schnitzwerke aus Elfenbein und Holz bis einschließlich Kap. 61 an. S. 479 sind hier auch die runden Königsschemel aus Bronze eingeschaltet, wie umgekehrt die Anhänger und Armbänder aus Elfenbein bereits S. 379 bzw. 397 mit den entsprechenden Bronzesachen zusammen behandelt werden. Kap. 62—64 enthält die verschiedenen übrigen aus Benin erhaltenen Gegenstände, z. T. altes Einfuhrgut aus Europa oder entsprechende Nachahmungen, z. T. Beninarbeiten aus jüngster Zeit oder gar zweifelhafter Herkunft.

Soviel über den Inhalt des Textbandes, da über die Schlußkapitel des Werkes noch des Näheren zu sprechen sein wird. Die beiden anderen Bände enthalten in der Form von Tafeln mit ihren 159 Quartblättern das Schönste, was überhaupt von Abbildungsmaterial auf dem Gebiet der afrikanischen Völkerkunde erschienen ist. Gerade sie dürften berufen sein, auch bei dem verwöhntesten Kunstkenner Geschmack und Freude an diesem ihm sonst fernliegenden Stoffe wachzurufen, und für ihr prächtiges Gelingen können wir nicht weniger der geübten Photographenhand des Verfassers wie der seitens der Firma W. Neumann & Co. auf die Reproduktion verwandten Sorgfalt dankbar sein. Auf 51 Tafeln sind Platten dargestellt, die wichtigsten Typen einzeln, sonst zu 3—6 Stück auf einer Tafel vereinigt; 15 Tafeln bringen die Köpfe, 8 die menschlichen Rundfiguren, 4 die Panther, Hähne und Schlangenköpfe, 8 die Königs- und Königinnengruppen zur Darstellung; aus den weiteren Tafeln, Nr. 87—124, seien, um hier nicht alles aufzuzählen, nur die Glockenserie (Taf. 94 f.), die Vergrößerungen von zwei „Stammbaum“-Köpfen (Taf. 111 f.) und die Elfenbeinarmbänder (Taf. 118) hervorgehoben. Zum Vergleich sind auf Taf. 125—128 moderne Gußarbeiten aus Oberguinea und Holzplastiken aus Kamerun und vom Kongo aufgenommen, darunter (Taf. 127) auch eine der Schönheit dieser Häuptlingsfigur von den Baluba (besser: bena Lulua) endlich würdige Wiedergabe des schon bei Wißmann-Wolf, Im Innern Afrikas, bei S. 265 veröffentlichten Makabu-Buanga. Geben die Tafeln der beiden Mappenbände ausschließlich Berliner Material in künstlerisch wie typologisch bester Auswahl wieder, so ist dasjenige der fremden Museen auch in den fast 900 Abbildungen des Textbandes reich vertreten, dank der Unterstützung der dortigen Kollegen; selbst Aufnahmen aus englischen Privatsammlungen fehlen nicht. Hervorzuheben sind hier auch die von Ankermann meist schon 1898/99 in musterhafter Treue und Deutlichkeit ausgeführten Herauszeichnungen von Kostüm- und Waffendetails und besonders zu erwähnen die 13 nur z. T. schon bei H. Ling-Roth, Great Benin, reproduzierten kleinen Aufnahmen aus der Stadt Benin (S. 1—5, 25—27, 348), die ein Hamburger Kaufmann Erdmann noch kurz vor der Zerstörung gemacht hat: das einzige, wirklich authentische Bildmaterial zur sterbenden Beninkultur.⁴⁾

Umfang und überreicher Inhalt des Werkes machen es schlechthin unmöglich, der sonst selbstverständlichen Pflicht des Rezensenten genügend, auch nur in kürzerer Übersicht alles klar herauszustellen, was hier für den Fortschritt der Erkenntnis des so schwierigen Stoffes geleistet und auf welchem Wege es erreicht worden ist. Als erster und einziger über das gesamte Material und, wie kein Beninforscher vor ihm, über ausgebreitete persönliche Erfahrungen auf den Gebieten der Archäologie und Afrikanistik verfügend, hat v. Luschan natürlich nicht nur viele irrige Beschreibungen und, z. T. auf Grund der alten Literatur, mißverständene Deutungen seiner Vorgänger richtigzustellen gehabt (Schulbeispiele s. S. VII f.), sondern gerade in letzterer Hinsicht auf der ganzen Linie einen gewaltigen Fortschritt, oft bis zu restloser Aufklärung, zu verzeichnen; um wenigstens einige Punkte anführen zu können, beschränke ich mich hier auf solche, die den früheren Darlegungen auch v. Luschans selbst gegenüber ganz oder teilweise neu sind. Von größtem Interesse sind so z. B. hinsichtlich der gegossenen Köpfe (S. 347—350, 361, 496) die Gründe, aus denen er zwar erneut die „Tusk-holder-Theorie“ für die alte Zeit zurückweist, aber auch seine eigene frühere Auffassung der Köpfe als Ersatzstücke für Menschenopfer aufgibt,⁵⁾ mit Ausnahme etwa eines bestimmten kleineren Typs. Denn einerseits ist in einem Hamburger Exemplar der den Bronzeköpfen in ganz später Zeit nachgebildeten Holzköpfe noch ein Rest des Pfahles erhalten, auf dem der Kopf ganz in der bei De Bry abgebildeten Weise an einem Grab aufgestellt zu denken ist (so daß also wenigstens im 17. Jahrhundert von der zuerst durch Nyendael angegebenen Aufstellung auf Altarstufen nicht die Rede sein kann), anderer-

⁴⁾ Am merkwürdigsten erscheint darunter ein in Ton modelliertes, riesengroßes menschliches Gesicht an einem Wandpfeiler. Wer nicht mit v. Luschan an den Zufall einer photographischen Illusion zu glauben geneigt ist, mag die sehr ähnlichen Bronzegüsse auf den querhornförmigen Zeremonialkeulen (Abb. 729 und 657 A (Erg. Taf. A) vergleichen.

⁵⁾ Trotz guter Analogien in Aschanti vgl. P. Sarasin, Ber. üb. d. Slg. f. Vlkd. d. Basler Mus. (Ver. Naturhist. Ges. Basel, Bd. 20, 3), S. 33 f.

seits ergibt sich für die Scheitellöcher eine von Bildgießern der Gegenwart bestätigte einfache gußtechnische Erklärung.⁹⁾ — ganz zu schweigen von der Unmöglichkeit, Elefantenzähne auf jenen beiden Köpfen aufzustellen, deren Scheitelkolben man dafür hat in Anspruch nehmen wollen, die sich aber als so glattgegriffen erweisen, daß sie wohl irgendwie als Lärmgeräte gebraucht worden sind. Für die großen Flügelköpfe wird im Gegenteil daraus, daß es sich typologisch an die Figuren mit der „Ebere“-Schleife anschließen und in 28 durch Vergleich mit den Sockelgruppen sicher als Königinnen zu bestimmenden weiblichen Köpfen (S. 350 f.) stilistisch und zahlenmäßig entsprechende Gegenstücke haben, geschlossen, daß es sich um Repliken eines Königsporträts handelt, und insofern Punchs Erkundung bestätigt (bei Ling-Roth S. 81). Nach Analogie des übrigen mittleren Sudan ist v. Luschan auch geneigt, auf den Platten den König überall dort zu erblicken, wo der vornehmen Mittelfigur ein besonderer Schwerträger beigegeben ist (vgl. Aschanti, Ewe, Nupe usw.), mindestens aber auf der Platte Abb. 190 wegen der hervorragenden Größe dieser Platte und der sonst unerreichten Anzahl von 15 oder mehr Begleitern (S. 209). In der Tätowierung unterscheidet von Luschan (S. 61 und sonst) aufs strengste zwischen den die Regel bildenden je 3 (vereinzelt auch 1 oder 4) Strichen über den Augen als echten Keloiden und den auf den Köpfen durch eingelegte, z. T. rostzerstörte Eisenstreifen wiedergegebenen (meist) 2 Strichen über der Nasenwurzel, die eine Tätowierung im eigentlichen Sinne, also bläulich wirkende Farbeinreibung in punktiertem Feld darstellen sollen und auf den Platten und Anhängern nur darum so selten erscheinen (S. 62), weil solche Einlagen in so kleinem Maßstab technisch zu schwer und künstlerisch ohne Wirkung gewesen sein würden. Auch hinsichtlich der Narbentätowierung des Rumpfes ergab sich die wesentliche Feststellung, daß die fünf geraden Striche die ältere, die spindelförmige Teilung des Mittelstrichs die jüngere Form gewesen sein müssen. Die Auffassung der netzartigen oder sonst dichteren Bemusterung des ganzen Körpers bei nackten Jünglingen (Abb. 356) als Bemalung zur Puberlätsweihe (S. 219) ist sehr ansprechend (vgl. auch S. 221 den Stirnnastrifen als weiße Kreidebemalung?). In scharfer Trennung von wirklichen Kopfbedeckungen finden wir die schier unübersehbare Fülle verschiedenster Haarrachten, wohlgeordnet in 10 Gruppen (S. 116); Bärte erscheinen nicht nur bei Europäern, sondern auch bei ganz zweifelsfreien Eingeborenen (S. 78 ff.), die vermeintlich „assyrischen Bärte“ auf den geschnitzten Zähnen sind dagegen nichts anderes als der gewöhnliche hohe Perlenhalsschmuck (S. VII, 464 f.). Erschöpfend und endgültig ist jetzt das bei so vielen Plattenfiguren unter den linken Arm heraufreichende Gebilde als gestiftes Schurzende nachgewiesen, z. T. wohl in stilisierender Übertreibung (S. 66, vgl. Taf. 20 B, 22); sehr gut wird ferner hinsichtlich der kleinen wappenschildförmigen Gegenstände mit Ösen gezeigt (S. 385), daß sie zu je drei ohne Mühe zu „Garnituren“ zu vereinigen sind und von den durch Perlhelm und priesterlichen „apex“ auf dem perlbedeckten Helm ausgezeichneten Würdenträgern als Anhänger am Gurtband getragen wurden, nicht etwa als Hals- oder Brustschmuck von Frauen. Die Untersuchung von Tracht und Bewaffung auf solche regelmässigen Kombinationen hat überhaupt dazu geführt, eine gewisse Reihe von feststehenden Typen des Hofpersonals oder der Berufsstände herauszuarbeiten (vgl. u. a. S. 76, 82, 100, 109, 112, 115, 135, 144, 215, 223, bes. S. 184 ff. die Musiker), obwohl der Verfasser selbst nicht alle auf dieses Schlußverfahren gesetzten Hoffnungen verwirklicht sieht, da es schließlich doch oft zweifelhaft bleiben müsse, ob wirklich die Attribute der Nebenpersonen immer in „eigenem Recht“ zukommen (S. 171, 201, 215). Bei den Waffen selbst berichtigt v. Luschan außer den Herkunftsangaben von allerlei Dolchen und Schwertern (S. 443, 445) nochmals seine ursprüngliche Auffassung des Bogens als „zusammengesetzt“ und läßt ihn durch die (doch nur scheinbare!) auffällige Übereinstimmung mit den Pygmäenbogen vom Gabun (S. VIII, 80 f.) nach Besohnung und Kleinheit nunmehr als sicher zu Frobenius' „frontalem“ Bogentypus gehörig erkennen; u. a. wird dann eine sichere Unterscheidung zwischen Schwertgehänge und Gürtelschmuck gewonnen (S. 100), und der unverstandene, so häufige Gegenstand unter dem linken Arm ebenso befriedigend als der von vorn gesehene Eingang der Schwertscheide erklärt (S. 82, 102). Als besonders anziehender Abschnitt, Musikethnologen als Ergänzung zu Ling-Roth, Gerat Benin, S. 153 ff., hochwillkommen, sind die Ausführungen über Musik- (einschl. Lärm- und Signal-) Instrumente zu nennen (S. 175—195). Die echten Benin-Querhörner haben (unter 40 Darstellungen) stets das Blasloch an der konvexen Seite (S. 191) und fallen auch hinsichtlich der nicht seltenen Ansatzstücke (aus Bronze.

⁹⁾ Dazu vgl. die konischen oder auch zylindrischen Scheitelvertiefungen, auf die Neel in seiner Monographie der Steatitfiguren von Kissi und „Sherbro“ aufmerksam gemacht hat, und die er für die Öffnungen erklärt, aus denen nach Kissi-Vorstellung die Hauchseele des Verstorbenen entweicht (L'Anthr., Bd. 24, S. 1913, S. 442 f.).

S. 193 f.), ganz unter den lokalen Typ der jüngeren Sudankultur; als ebenso feste Regel ergab sich für die Glocken, daß die viereckigen (sämtlich aus Bronze) als Halsschmuck, die runden und dütenförmigen (wohl meist aus Eisen) als Schwertscheidenbehang getragen wurden (S. 102 f.).⁷⁾

Auf weitere Einzelheiten verzichtend, hebe ich nur noch die treffende Kritik der landläufigen, meist ganz übertriebenen Auffassung über die Rolle hervor, die die Europäer im alten Benin spielten (S. 513, vgl. S. 56 und 386), und den Nachweis, daß die beliebte, natürlich auch zeitliche Unterscheidung zwischen Helm- und Hutträgern als Portugiesen bzw. Holländern durchaus illusorisch ist (S. 49); die Platten mit letzterer Darstellung dem 17. Jahrhundert zuzuweisen, ist nach Stil und der übrigen zur Darstellung kommenden Tracht ausgeschlossen, auch diese gehören ins 16. Jahrhundert, und zwar nach v. Luschan's Darlegung, der man sich nur voll und ganz anschließen kann, eher in die erste als in die zweite Hälfte. Diese und andere Zeitbestimmungen vermag der Verfasser auch für die meisten übrigen Kategorien der Altertümer zu geben; in ihrer Gesamtheit lassen sie den Gang des Verfalls und z. T. auch der Entwicklung der Beninkultur bereits recht im einzelnen verfolgen, und ich gehe an dieser Stelle nur deshalb auf so wichtige Ergebnisse nicht weiter ein, weil sie auf Grund einer genauen Zusammenstellung und in bezug auf sonst zu ermittelnde geschichtliche Daten demnächst in dieser Zeitschrift gesondert behandelt werden sollen. Ebenso nötigt mich die gegebene Raumbeschränkung, davon abzusehen, die Ausführungen v. Luschan's über den Kunstcharakter hier wiederzugeben; ich bin aufgefordert, das in den „Monatsheften für Kunstwissenschaft“ (hrsg. v. Prof. Dr. Biermann) zu tun, und das darin liegende Werturteil allein würde schon genügen, um v. Luschan Recht zu geben, wenn er für die mindestens 2 Jahrhunderte der großen, alten Zeit und noch in die Verfallsperioden hinein von einer wirklichen Benin-Kunst und nicht von „sogenannter Kunst“ spricht, wie manche uns haben einreden wollen.

Zu der ästhetischen Freude, die bis jetzt jeder Beschauer der herrlichen Tafeln empfinden hat, zu der aufrichtigen Wertschätzung seitens schaffender Künstler wie prüfender Kunsthistoriker und dem Gefühl, aus dem Formenschatz des Kleingeräts wie auch der Ornamentik neue Anregungen erhalten zu haben, das mir tüchtige Kunstgewerbler zum Ausdruck gebracht haben, trägt bei der großen Masse der Gußwerke nicht minder die vollendete Technik bei, die die gleichzeitigen Leistungen Europas fast übertrifft und, wie der Verfasser bemerkt (S. 15), entschieden „auf der Höhe des überhaupt Erreichbaren“ steht. Das Verfahren der verlorenen Form hat v. Luschan oft genug beschrieben, aber jetzt erhalten wir eine solche Fülle von interessanten Einzelfeststellungen dazu und von Beobachtungen über die Art der nach Sachverständigenurteil beispielsweise für eine einzige Platte gut 6–8 Wochen in Anspruch nehmende Tätigkeit der Nachbearbeitung, daß mir zu diesem Punkt noch einiges zu sagen verstattet sei. Wie hoher Wert im Benin der großen Zeit auf tadellose Ausführung der in Auftrag gegebenen Gußarbeiten gelegt worden ist,

⁷⁾ Hierher gehört auch die Frage der rechteckigen Täfelchen, die bisher und auch von v. Luschan selbst, als Briefflaschen (im Verkehr fremder Händler, S. 137) aufgefaßt wurden, jetzt jedoch (S. 187–189) unter Vorbehalt als Rahmenromanelein gedeutet werden im Anschluß an ähnliche Vorkommen im alten Vorderasien, bei den Ägyptern der 18. Dynastie und im modernen Algerien. Diese Gegenstände erscheinen einerseits bei dem weiblichen Gefolge auf den Sockelgruppen, andererseits auf den Platten in der Hand von ganz bestimmte Tracht aufweisenden Jünglingen (S. 169, 232) und weisen hier gelegentlich eine den Eindruck von Pantherfell hervorrufende Verzierung auf (s. auch Abb. 421). Das erstere Auftreten, dort (S. 316) und auf schildförmigen Anhängern (S. 188, 389) mit Glocken vikariierend, spricht ebenso für die Deutung als Musikinstrument wie ihr Vorkommen auf Bronze-Doppelglocken und in Verbindung mit der dämonischen Trias (S. 413) und die wohl vom Zeichner mißverständene Darstellung runder Tamburine bei Dapper (S. 431). Nicht recht verständlich bleibt aber die auf den Elfenbeinwerken und gelegentlich auch bei Rundfiguren (S. 326) erscheinende Verzierung mit schrägen, kreuz und quer angeordneten Leisten. Daraus ist m. E. wohl ausgeschlossen, etwa an die in Dahome und Nordnigerien verbreitete Floßzither zu denken, eher an Rasselbretter, wie v. Luschan einmal schreibt (Erg. Taf. L, dagegen S. 466 als Rahmentrommel). Übrigens beschreibt Quick (Ann. Rep. Horniman Free Mus. London, Bd. 7, S. 18 f., m. Abb.) zwei bei v. Luschan nicht erwähnte, durch Deckelschieber verschließbare, randlich schön ornamentierte Holzkästchen von $23 \times 18\frac{1}{2}$ bzw. $20 \times 14\frac{1}{2}$ cm Größe ausdrücklich als den japanischen „despatch-boxes“ gleichende Briefbehälter; aber die auf der einen Schmalseite aufsitzenden geschnitzten Figuren und der Handgriff an der Langseite lassen kaum einen Zweifel, daß es sich um kleine, gegen Stoß und Staub verschließbare Rahmen für Handspiegel handelt, in gleicher Ausführung wie die großen Spiegelrahmen, die v. Luschan S. 494 behandelt.

zeigen einige mit ausgedehnten Gußfehlern behaftete und in so ungewöhnlicher Weise durchgebrochene Platten, daß man annehmen muß, daß sie eben deshalb als mißlungen absichtlich zerbrochen wurden, und daß die zum Einschmelzen bestimmten Stücke nur zufällig auf uns gekommen sind (S. 51); daß viel umgeschmolzen worden ist, ist trotz des Fehlens jedes zahlenmäßigen Anhalts dafür (S. 14, vgl. oben) sicher; kleinere Fehler sind wohl oft durch Füllungen mit reinem, weichem Kupfer beseitigt worden (S. 298, 312, 339). Glattrandige Defekte in der Gegend der Einußstelle mehrerer Platten lassen auf eine ausnahmsweise mangelhafte Sicherung des Gußkernes schließen, durch die der Guß dicker als beabsichtigt geraten ist und die „Speise“ daher nicht mehr ganz ausgereicht hat (S. 58); doch ist gerade bei den ältesten Köpfen und Glocken, die auch stilistisch mehr oder weniger weit vor das 16. Jahrhundert anzusetzen sind, der Guß gleichmäßig besonders dünn (S. 304, 359, 372). Auch die Größe scheint bei jenen Platten auf das Gelingen des Gusses nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. In schwankendem Seitenverhältnis sind sie im allgemeinen 16—40 cm breit, 27—55 cm hoch (S. 57), einmal wird jedoch die Höhe von 70 cm erreicht (S. 190, 250); eine noch größer angelegte (S. 38 f.) ist in zwei Stücken gegossen, die 39,3 (London) und 39,5 (Wien) cm hoch sind (vgl. die instruktive Abb. 43), wodurch die Grenze, bis zu der die Beninkünstler ihrem Können vertrauten, ziemlich knapp umschrieben wird. Bewundernswert ist aber vor allem, neben dem netzartig durchbrochenen Guß einiger Glocken (S. 369), der freie Guß des Hochreliefs und des unterschrittenen Details so vieler Platten, unter denen Taf. 24, Abb. 319 20, hervorgehoben werden mögen (vgl. auch S. 252). Die hervortretenden Figuren sind natürlich hohlgegossen, nicht um Wachs oder Bronze zu sparen, sondern, wie v. Luschan an Hand moderner Gußtechnik erläutert (S. 15 f.), „um eine möglichst gleichmäßige Dicke der ganzen Bronzeschicht, also damit eine gleichmäßige Erkaltung der Masse zu sichern, und dadurch ungleichmäßiges Zusammenziehen und die Bildung von Rissen oder von unbeabsichtigten Einziehungen und Vertiefungen zu vermeiden“. Auch bei den besseren Rundgüssen tritt, wo einmal eine größere Bruchstelle das Innere für Auge und Finger zugänglich macht, dasselbe Bestreben bis in alle Einzelheiten der Tracht hervor (s. bes. S. 302); hinsichtlich der für die Sicherung des Gußkernes bemerkenswerten Einzelheiten, die bei den Hähnen zu beobachten waren, muß auf das Original (S. 339) verwiesen werden, ebenso für die Technik der Beizeichen (S. 506), denen im übrigen ein besonderes Kap. 65 im Anschluß an den beschreibenden Teil gewidmet ist. Anscheinend sehr geringer Wert wurde (s. Kap. 66) auf die Legierung gelegt, wenn nur Zink und Blei genügend vorhanden waren, um das Material leicht flüssig und doch hart zu machen. v. Luschan stellt 16 Analysen zusammen, darunter die von vier in Liverpool befindlichen Figuren, die sicher in derselben Werkstatt, zur gleichen Zeit und von dem gleichen Künstler gemacht worden sind, und findet „Unterschiede, die überhaupt fast bis an die Grenze des Möglichen gehen“ (S. 509), so daß nichts dazu berechtigt, mit Frobenius (Und Afrika sprach, S. 320) dabei an zeitliche Unterschiede schon zwischen Portugiesen- und Holländerperiode zu denken. Die vergleichsweise mitgeteilten Analysen typischen alten portugiesischen Kanonenguts, von Messing und Kupfer des modernen Hamburger Afrikaexports und einer großen Berliner „Manilla“ lassen einerseits die normale Bronze des damaligen Westeuropa, andererseits das Zinn von Bantschi aus der Herkunftsfrage ausscheiden, da letzteres siebenmal ganz fehlt, achtmal nur in 0,57 bis 3% und nur in dem Dorn der einen Liverpoolschen Figur in 7% vertreten ist! Die starken Anteile von Zink und Blei finden sich aber auch in dem erwähnten Geldring, und v. Luschan hat sicher Recht, wenn er in Erweiterung von Marquarts Gedankengang (a. O. S. XLVIII) darauf hinweist, daß die Herstellung einer solchen ungewöhnlichen Handelslegierung in Portugal nur unter der Voraussetzung Sinn hatte, daß eine bereits völlig entwickelte Gußtechnik in Benin dieses für andere Zwecke ungeeignete „Halbfabrikat“ begehrte (S. 507). Daß übrigens trotzdem an der Bezeichnung „Bronze“ festzuhalten ist, s. S. 24. Wo sehr dünne und lange Stücke doch eine gewisse Zähigkeit des Materials erforderten, das schöne Aussehen und die Dauerhaftigkeit der durch Rost unzerstörbaren Bronze aber beibehalten werden sollte, wurde in einer ebenso seltenen wie schwierigen Technik ein Kern aus Schmiedeeisen mit Bronze Guß überfangen (S. 24, 455, 509), so bei den Kap. 47 unter D beschriebenen „baumähnlichen Ständern“ (S. 453) und den Halsringen der Gruppe A (S. 410). Aus Teilstücken verschiedenen Materials bestehen dagegen die Tanzstäbe (S. 461) und mehrfach Armreifen (S. 394 und 409, wo eine Entwicklungsreihe versucht ist). Viel häufiger finden sich Eiseneinlagen in den Rundfiguren und Köpfen, so die Augensterne bei den Flügelköpfen (S. 343 ff.), den meisten weiblichen Köpfen des Kap. 22 (S. 355), den Hähnen (S. 339, hier auch aus Korallen!) und den meisten kleinen Maskenanhängern (S. 374); bei letzteren erscheint meist auch ein eingelegter Kupferstreifen vom Ophryon bis zur Nasenspitze, im übrigen aber die bereits erwähnten eisernen Stirnstreifen (Tätowierung, S. 171) bei den genannten weiblichen Köpfen, bei den meisten Flügelköpfen sowie bei den bessern Exemplaren der Königinköpfe (S. 352). Mit Eisen aus-

gelegt sind ebenso Augen und Stirnstrich des Tonkopfes Abb. 538 (S. 365) und selbst die Flecken des schönen Berliner Panthers Taf. 75 (S. 336). Die sehr schwierige und die Kenntnis der relativen Schmelztemperaturen voraussetzende Technik (des näheren S. 345 oben und S. 381 Anm. 2 beschrieben) wiederholt sich, mit dem Anbringen von Kupfernieten alternierend, bei den Tiermaskenanhängern (Kap. 28 A) und wird auch auf die kostbaren Elfenbeinmasken S. 379 f. übertragen, bei denen selbst die Augen und Hüte des aus Europäerköpfen bestehenden Ornamentkranzes mit Kupfer überzogen sind. Sicher fremd beeinflusst sind zwei Fälle, in denen Bronze vergoldet worden ist: die Figur einer „Frau mit Locke“ (S. 327 unter E) und die Einlagen in einem Elfenbeinarmband (S. 399). Bronze- oder Messing-Blechbeschläge an einem Elefantenzahn (S. 470 f.) sind natürlich ebenso spät wie an den holzgeschnitzten Köpfen und Vögeln, der guten Zeit fremd auch die geringfügigen repoussierte Arbeiten (S. 433); ausgezeichnet dagegen die auf den Platten vom Untergrund bis in die Einzelheiten der Figuren und ihrer Tracht vordringende Punzierung, die mit Spitzen und verschiedenen $\frac{1}{2}$ bis 3 mm breiten Schneiden gehandhabt worden sein muß (S. 19).

Während sich auch Überkritiker nun leicht überzeugen können, daß Formenschatz und Stil der Kunst rein afrikanisch, reine Negerkultur sind (S. 23), so bildet doch die Existenz dieser sonst unter ganz anderen Himmelsstrichen bekannten Technik in Benin ein so wichtiges Problem, daß v. Luschan, auch wenn er eine entfernte Möglichkeit bodenständiger Bronzefindung nicht leugnen will (S. 22), doch immer wieder im Laufe seines Werkes den Vergleichsmomenten nachgeht, die sich als möglich oder wahrscheinlich darbieten, um die kulturelle Schichtung des alten Benin zu verstehen und der Lösung jener Frage damit näher zu kommen. Der unmittelbare, auf der Hand liegende Zusammenhang der alten Beninkunst mit der gegenwärtigen Bronze- oder Messingtechnik von Oberguinea (Yoruba, Dahome, Aschanti und östliche Elfenbeinküste),⁸⁾ dem ein besonderes Kap. 67 gewidmet ist (vgl. auch S. 20), bringt uns solange nicht weiter, als nicht, wie zu hoffen, in Yoruba eine besser als durch Frobenius begrenzte zeitliche Tiefe erschlossen sein wird; einstweilen findet der Verfasser an Parallelen die Streifenfärbung auf zwei sehr alten Glocken (Taf. 95 B, C) zum Kopf der 'Mia' (S. 373, vgl. auch die Gesichter auf dem Bronzegefäß Abb. 648, S. 418), die eigentümliche Hockerfigur auf einem Münchner Beninzahn zu einem sehr ähnlichen Steinbruchstück aus Ife und die bei einigen alten Beninköpfen und dem vielerörterten „Poseidon“ von Ebolokun übereinstimmende Darstellung des Halses (S. 511), ferner beiderseits fast identische geschnitzte Büchsen (S. 485 Anm. 1) und selbstverständlich das Flechtbandornament, v. Luschan weist auch wiederholt auf die enge Kulturzusammengehörigkeit Benins, z. T. über Yoruba (S. 493 Abb. 860), mit dem alten Reiche „Haarder“ im Dahomevorland hin,⁹⁾ mit Dahome selbst und mit Aschanti (wo sich z. B. die „die Edelleute zu Benyn“ begleitenden Trommler und Querhornbläser genau so mit besonderen Melodien wiederholen, S. XII, vgl. schon Bowdich, dtsh. Ausg. 1820, S. 401, und auch die für die weitere Trommel-sprachforschung beachtlichen modernen Parallelen, S. 176 f., Anm. 2)^{9a)}; doch scheint im einzelnen auch mit Verschleppungen sowohl aus Aschanti wie aus Yoruba nach Benin zu rechnen zu sein (S. 331 f.). Nach Osten hat v. Luschan das Gebiet der Ölflüsse, wohl seiner starken kulturellen Abhängigkeit von Benin wegen, übergangen¹⁰⁾ und viel bedeutsamere Beziehungen in großer Entfernung aufgezeigt. In Togo, den

⁸⁾ Wohin sie sich natürlich erst aus Osten durch die in junger historischer Vergangenheit erfolgte Zuwanderung der Baule ausgedehnt hat.

⁹⁾ Auf die von v. Luschan nicht erwähnte, in der älteren Literatur aber meist richtig gekennzeichnete Identität mit dem Allada moderner Karten (40 km nördl. Whidah) möchte um so mehr hingewiesen werden, als G. A. Krause es versehentlich für Porto Novo (Mitt. Afr. Ges. Dtschl. Bd. 4, S. 342), Westermann, (Ewe-Wörterbuch Bd. 1, S. 317) für Whidah gehalten haben. Statt der europäischen Formen „Ardres“ (frz.) und „Ardrah“ (engl.) gab zuerst 1777 Oldendorp „Arrada“. Die Zerstörung dieses Staates (1720/21) durch Dahome, von Dalzel, Norris und dem Pseudonymus Pruneau de Pommegorge eingehend berichtet, ist als terminus ante quem für die von dort stammenden alten Prachtstücke wichtig. Sklaven von hier sollen sich noch auf Haiti als eine höhere Kaste abgesondert haben (Bastian, Das Beständige in den Menschenrassen, Berlin. 1868, S. 139).

^{9a)} Deutungen solcher Militärsignale finden sich gesammelt bei Schütte, Ztschr. Ver. f. Volksk. Bd. 16 (1906), S. 81 ff., und Freytag, Mitt. Ver. sächs. Volksk. Bd. 4 (1908), S. 872 ff.

¹⁰⁾ Vgl. die Kreuzigungsbäume bei den Ibo (Z. f. E. 1904, S. 725) und in Badagry (Lander, Records of Clappertons last expedition to Africa, London 1830, Bd. 2, S. 264 ff.) und den reichen Korallenschmuck der früheren Ibo- und Yorubahäuptlinge (Lander, Journal of an expedition etc., London 1832, Bd. 3, S. 177).

Benueländern und bei den Wute¹¹⁾ erscheinen die auf Elfenbeinbecher abgebildeten Spanndolche (S. 483), in Nordwestkamerun finden sich die besten Parallelen zu den Rundschemeln (S. 479—482) und zu dem ovalen Flechtschild des fremden Reiters (S. 297), weiterhin bei den Fangstämmen¹²⁾ und bis ins Kongo-becken treffen wir wieder die helmartigen Haartrachten mit sagittaler Kammeleiste (S. X), die Pantherschädel am Gürtel (S. 384), die Federhelme bzw. Kappen mit Federkrone (S. 174, 297), den Schwertbehang mit Glöckchen (S. 104, übrigens nach Dybowski und Stanley bis zum Ubangiknie und nach Manyema) und die runden aus Rindenbast genähten Schemel (S. X, 199, Bayanzi). Eine Haartracht in tonumkneteten Büscheln findet ihre Analogie bei den ostafrikanischen Wakinga (S. 174 f.). Ebenso wie diese altafrikanische Grundsicht sind auch die seit der Entdeckungszeit auftretenden europäischen Kulturwirkungen (S. 21) verhältnismäßig leicht auszusondern. Von ganz rezenten Einflüssen zu schweigen (S. X, 331 f., 489), werden außer den in Kap. 64 zusammengestellten Gegenständen als in alter Zeit von Europa in Benin eingeführt erwähnt: sicher die große wie wohl auch die kleine Sorte Geldringe (S. 479), einige, z. B. Websters eiserne Glocken (S. 373) wohl auch manche als Schwertbehang verwendete Schellen und Glöckchen (S. 104); europäischer Herkunft sind auch wohl sämtliche geschliffenen Korallen (S. 437) und das Messing- oder Bronzeblech der repoussierten Arbeiten (S. 433). Ethnologisch wertvoller sind die zahlreichen und glücklichen Nachweise von einheimischen Nachbildungen alter europäischer Tausch- oder Geschenkartikel: die Henkelkanne nach einem Muster des frühen 16. Jahrhunderts (S. 416), das Bronze-kästchen Abb. 480 A nach einem Holzschrein des ausgehenden Mittelalters (S. 432), die Kanone (S. 500 f.) und die Schlüssel (S. 432),¹³⁾ wohl auch die Lampe des Typus D (S. 429 f.); vor allem die glockenförmigen Helme (S. X, 142), die sicher (und eine andere Kopfbedeckung S. 165 unter π möglicherweise auch) auf die alte, seit a. d. 1300 zu belegende akademische Tracht von Coimbra zurückgehen, wie auch der Hängeschmuck aus Streifen und Quasten (S. 34); dann die Halskrausen der Anhängergruppe A und vielleicht auch die Spitzenkragen der Gruppe B (S. 376), sowie der spitzenartige Umlang der meisten Rundfiguren des Schnurrhaar-Mannes (S. 290); schließlich die den Bischofsmützen nachgeahmten mitraförmigen Kopfbedeckungen (S. 150—157), die v. Luschan in progressiver Verzerrung noch von den heutigen Duala nachweist und übrigens, genau wie der Coimbrahut am Sambesi (S. 142) sich auch in einem zweiten alten portugiesischen Kolonialgebiet, in Angola wiederholen.¹⁴⁾ Lediglich als Ähnlichkeit stellt der Verfasser deutsche Grabplatten des 15. bis 16. Jahrhunderts und Buchdeckel von Limoges des 14. Jahrhunderts mit der eigentümlichen Punzierung des Plattenuntergrundes zusammen (S. 17—20). In den portugiesischen Kolonialzusammenhang gehören auch, wenn sie überhaupt bestanden haben, die vorderindischen Beziehungen. Von der Ursprungsfrage schließt sie v. Luschan in ebenso nachdrücklicher Weise aus wie den gelegentlich behaupteten Einfluß deutscher Artilleristen oder portugiesischer Juden (S. IX). Die Herkunft der schlechten Messingvögel ist mit einigen weniger genügend sichergestellten Ausnahmen zwar doch wohl Indien und nicht Benin (S. 333 f.), aber sonst bleibt (vgl. auch S. 503), nur eine entfernte Möglichkeit, das „Stirnauge“ einiger Figuren der Elfenbeinsachen für das als „tilaka“ bekannte Sektenzeichen eingewanderter Inder zu halten (S. XII, 467, vgl. S. 217)¹⁵⁾ und die m. E. noch entferntere, das Svastika der Aschanti-Goldgewichte hier anzuführen (S. 510 f.). Nicht weniger zurückhaltend drückt sich der Verfasser über die von Marquart in den Vordergrund gestellten Beziehungen zu A b e s s i n i e n aus. Ebenso wie die Identifizierung der Fischarten nach den verschiedenen befragten Zoologen nicht einmal generisch gesichert ist (S. 273—275), konnte auch die schon 1901 angeschnittene Frage nach der

¹¹⁾ Solche oder ähnliche Bogenspanner jedoch schon bei Igbona und anderen Yorubastämmen (Crowther, Voc. of the Yoruba lang. London 1852, S. 130 und 148).

¹²⁾ Auf späteren Nachweis der von Avelot (L'Anthr. Bd. 25, 1914, S. 169) behaupteten „überraschenden Ähnlichkeiten der Edosprache mit dem Fang“ vermag ich freilich keine Hoffnungen zu setzen.

¹³⁾ Über die Bewandnis, die es mit den ziemlich zahlreichen Schüsseln haben mag, vgl. (übereinstimmend mit mir mündlich über Togo und Kamerun gemachten Berichten) de Compiègne, L'Afrique équatoriale, Paris 1875, S. 188.

¹⁴⁾ Buchner bei den Kiokwe (Z. f. E. 1908, S. 988, auch in Kamerun 1889). Ein holzgeschnittenes „Götzenbild“ mit Bischofsmütze, europäischer Gesichtsbildung und langem Bart sah Rohlf im nördlichen Yoruba (Pet. Mitt. Erg. H. 34, Gotha 1872, S. 93; Quer durch Afrika, Leipzig 1875, Bd. 2, S. 255) und faßt es als Nachbildung eines portugiesischen Heiligen auf. Einen wirklichen Bischofshut auf dem Kopf eines eingeborenen Händlers fand Fleuriot de Langie an der Elfenbeinküste (Globus Bd. 25, 1874, S. 209).

¹⁵⁾ So kommt es z. B. in Ostafrika bei den Weibern der Banianen vor (Fr. v. Bülow, Die Woche 1905, S. 1457).

Identität der häufig dargestellten Ibisart mit dem nur in Abessinien vorkommenden *J. carunculatus* Rüpp. zur Entscheidung gefördert werden (S. 269 Anm.); auffällig waren nur die Übereinstimmung der rechteckigen Helmform mit der abessinischen Priesterkrone (S. XII, 163, 488), der abessinische Charakter der Marien(?)figur auf der ihrer Herkunft nach nicht ganz sicheren Schale Egertons (S. 486 ff.) und die halbmond- oder schlangenförmigen Metallauflagen auf Kleidern, die sich aber ebenso auch in Mykenä finden (S. XII). Und solcher alten mittelmeerischen Zusammenhänge weist v. Luschan nun so viele nach, daß — wenn nicht für jeden einzelnen — so doch im allgemeinen Kultureinfluß als nachgewiesen zu gelten hat. Die Impluvium-Ähnlichkeit haben seit Burton (Abeokuta S. 278) Ling-Roth (Great Benin S. 167, 171, 184) und Frobenius wiederholt schon betont und sich nur Read-Dalton dagegen ausgesprochen, „Apex“ und „Tutulus“ sind hier reich vertreten (S. X, 169), die Platten zeigen ferner die typischen „busti“ der griechischen Vasen (S. 38, 53, 84—91), und an die Zeus-Sabazios-Hände der späteren römischen Kaiserzeit erinnern mehrere Darstellungen menschlicher, mit mystischen Emblemen ganz bedeckter Gesichter:¹⁶⁾ die Berliner (Taf. 64) und Dresdner Köpfe, eine Anhänger- maske des Britischen Museums und die Darstellung einer solchen an der Schwertscheide auf einer gleichfalls Londoner Platte (S. 105, 362, 378). Auch zu den durch v. Luschan mehrfach vertretenen sudanischen Hallstattähnlichkeiten liefert Benin in der Spiralumwicklung des Speerschaftes, die ihrerseits wieder mit kleinen Schnecken spiralen endigt (S. 71, 444), Yoruba mit mehreren an den Opferwagen von Stretweg erinnernden Fußgruppen (S. 512) seinen Beitrag; altsardische Ähnlichkeiten, die in das 2. vorchristliche Jahrtausend hinaufreichen mußten, werden als zufällig betrachtet (S. 392). Dagegen läßt der Verfasser keinen Zweifel, daß die „Prinzenlocke“ des alten Ägypten in Benin ihren Ausläufer gefunden hat (S. 125—130), wenn er auch für letzteres diese Bezeichnung nur als „deskriptive Abkürzung“ gebraucht und sie, statt wie in Ägypten rechts, in Benin (wo sie in drei etwas verschiedenen Formen bei 9% aller auf den Platten dargestellten Eingeborenen erscheint) regelmäßig links getragen wird. Nur einmal in der gerollten Abart erscheint sie auf einem sehr alten Sockelrelief auch rechts (S. 322 f.), und da sich als Zwischenstück in Marokko die gleichfalls rechts stehenbleibende Bräutigamslocke „qarn“ bietet (S. XII), so bedeutet die Tatsache eines unsymmetrischen Zopfes doch jedenfalls einen mittelbaren Zusammenhang, nur daß die Seite „im Lauf einer rund zweitausendjährigen Wanderung quer durch Afrika“ verwechselt worden ist (S. 126).¹⁷⁾ Auf eine S. 306 angedeutete Möglichkeit eines weiteren Zusammenhangs nicht eingehend, muß ich aber noch, wie schon Westermann (Lit. Zbl. 1920, Sp. 646), erwähnen, daß seit Jahren v. Luschan in seinen Vorlesungen auch die augenfällige Übereinstimmung der ägyptischen „Ka“-Seele mit der auf der Gold- und Sklavenküste (und anscheinend noch an den Öflüssen) vorliegenden Vorstellung von der Schutzseele okra aufgezeigt hat, deren Wortwurzel nach Westermann gleichfalls *ka ist.¹⁸⁾ Islamischer Einfluß von Nordafrika scheint bemerkenswerter-

¹⁶⁾ Vgl. auch die tahitischen Idole bei Ratzel, Völkerkunde, Bd. 2, S. 333, und Weule, Leitfaden der Völkerkunde Taf. 71, Abb. 1. Desgl. der „creative God“ der Austral-Inseln bei Brigham Occ. Pap. Bern. Pauahi Mus. Bd. 5, 5, S. 302 f., und Brit. Mus. Handb. Ethn. Coll. 1910, S. 158 u. Taf. 8; s. auch Finsch, Südseearbeiten. Hamburg 1914, S. 562.

¹⁷⁾ Daß die nordafrikanische Verbreitung im Altertum viel größer war, siehe Mehlis Arch. f. Anthr. N. F., Bd. 8 (1909), S. 254; Barth (Reisen, Bd. 2, S. 28; Karutz, Die afrikanischen Hörnermasken, S. 51) fand einen ähnlichen einzelnen Haarbüschel bei Tuaregmischlingen in Damerghu und brachte ihn über die gleiche Sitte der über die westliche Sahara ausgebreiteten Berber-Senägha schon mit der Horuslocke in Verbindung. Diese erscheint seit 1500 v. Chr. auch gelegentlich bei nubischen Prinzen (Alter Orient, Bd. 6, Heft 2, S. 13), bei einem libyschen Häuptling sogar schon auf der linken Seite (Mac Iver, J. Anthr. Inst. Bd. 30, S. 100). Staudinger sah seitliche Stirnzöpfe bei Fulbe der Haussaländer (Z. f. E. 1916, S. 326).

¹⁸⁾ Dies haben auch Ellis (Yoruba-speaking peoples, S. 132), Talbot (J. Afr. Soc. Bd. 13, S. 246) und Torday (Man, Bd. 13, S. 109) gesehen; Ellis beurteilt die Ähnlichkeit aber eher als „Völkergedanken“. Umgekehrt wie Torday identifiziert Martin ganz allgemein die afrikanische Schatten- (Wundt bzw. Bild- (Ankermann) Seele mit dem „Ka“ (Über Skelettkult und verwandte Vorstellungen. SA. aus Mitt. Geogr.-Ethn. Ges., Zürich 1920, S. 6). Doch vgl. auch Klamroth, Z. f. Kolspr., Bd. 1 (1910/1), S. 120—124. Unabhängig von solchen Gleichungen ist Ankermann schon nach Untersuchung der verschiedenen von Tsch. und Ewe vorliegenden Nachrichten zu dem C. Einstein, Afrikanische Plastik, Berlin 1921, S. 13, und besonders die Arbeit von N. W. Thomas „What is the ka?“ Journ. Egypt. Arch. Bd. 6 (1920), S. 265—273. Bei den Ibis heißt „the man's double“ übrigens wirklich noch ka und bekommt nach dem Tode des Individuums eine besonders erbautes Hüttchen zur Wohnung (Talbot).

weise zu fehlen, wenn auch die großen Bronzepanther an fatimidische Kunst erinnern (S. X, 335); die spitzen Weibernetzhauben dürften über Tunis (Abb. 519)¹⁹⁾ mit europäischen Trachten des 15. Jahrhunderts zusammenhängen (S. 353). Obschon nun Ägypten, falls nicht das Ursprungsland der Bronzetechnik überhaupt (S. X), so doch ihre älteste, vielleicht einzige Eingangspforte in Afrika ist, muß die Frage, ob sie Benin auf mehr nördlichem oder mehr östlichem Wege erreicht hat, einstweilen offen bleiben (S. 21 f.); v. Luschan macht aber nachdrücklich auf Schwierigkeiten aufmerksam, die der Dahseschen Erklärung durch Phönizier auf westlichem Seeweg entgegenstehen (S. 512 f.). Im Zusammenhang mit dem früher angetretenen Nachweis, daß vielfache Einflüsse „schon in vorhistorischer Zeit aus den Mittelmeerländern bis nach dem westlichen Sudan gedungen zu sein scheinen“ (S. 71), neigt er anscheinend doch mehr dazu, für die aufgeführten Zusammenhänge den Weg „von der nordafrikanischen Küste nach dem westlichen Sudan“ und von da „bis nach Benin“ anzunehmen (S. 362), wie ihn Referent bald noch näher zu begründen hofft. Einstweilen haben wir in einer eigenen Studie über die Kleinkunst der Aschanti, die v. Luschan in Aussicht stellt (S. 510), weitere Aufschlüsse über die Herkunft der westafrikanischen Bronzetechnik zu erwarten, zumal dann über das Gebiet der Delafosseschen Untersuchungen im Hinterland der Elfenbeinküste der räumliche Zusammenhang auch mit dem oberen Nigergebiete gewonnen werden dürfte.

Soviel steht nun jedenfalls fest, daß die Fülle der Beninkultur rein afrikanisch ist und sich im Sinne der Kulturkreisforschung als „westafrikanisch“ mit starkem „altsudanischem“ Einschlag darstellt, daß mit anderen östlichen („erythraischen“) und nördlichen Einflüssen ganz besonders die Gußtechnik ihr Aufblühen und die Erhaltung ihrer besten Erzeugnisse ermöglicht hat, während europäische Einwirkung zunächst zwar eine Bereicherung an künstlerischen Darstellungstoffen und kleine, unfruchtbare Entlehnungen, nur zu bald aber den tiefen Verfall gebracht hat. Auf welchen Wegen und zu welcher Zeit, wie und durch wen jene hochkulturellen Ausläufer bis Benin gelangt sind, wodurch sie hier eine das übrige Oberguinea so überragende Wirkung ausübten, bleibt noch offene Frage, und wer sich weiter mit Benin beschäftigt, wird gut tun, dem Vorgang v. Luschans folgend, auch die kleinsten Eigentümlichkeiten immer wieder in Betracht zu ziehen. So findet seine Auffassung gewisser Figuren als Tanzknaben gleich den „Batschas“ im westlichen Turkestan (S. 115, 219, 227) in Dahome ihre Bestätigung,²⁰⁾ hier wiederholen sich die Hofzwerge scharenweise²¹⁾ und die den Reiter stützenden Begleiter.²²⁾ Die über den Würdenträger bzw. König gehaltenen Schilde sah Rohlfis noch in Nupe,²³⁾ und kennen wir außer aus Kiziba (v. Luschan, S. 252) gelegentlich selbst von den Kaffern.²⁴⁾ Ob man auf diesem Wege auch in der Interpretation der Altertümer die wenigen Fragen einmal wird beantworten können, die selbst v. Luschan noch hat offen lassen müssen, kann freilich bezweifelt werden. Um sie den vielen endgültigen Feststellungen gegenüber der Aufmerksamkeit der Fachkollegen zu empfehlen, möchte ich wenigstens auf einige Gegenstände hinweisen, deren Deutung noch zu finden bleibt: so die Rundfiguren mit Ebereschleife am Scheitel (S. 209), der Mann mit Hammer (S. 134), die „Richtblöcke“ (S. 497), die mitgegossenen Zeichen auf der Kehrseite der Platten (S. 59, in Berlin in rund 10%, sonst leider noch kaum beachtet), die Absonderlichkeiten der Darstellung des Europäerhaars (S. 35, 38, 55), die „Busti“ (S. 84—91, vgl. auch S. 53), besonders warum diese stets nur Europäer sind; daß sie von den „Beizeichen“ zu trennen sind, hat v. Luschan genügend sichergestellt; vgl. das besondere Kap. 65 über diese (S. 504 ff.). Einiges, freilich sehr wenig, bleibt auch auf dem Gebiet der Materialfragen und der Technik

¹⁹⁾ Bei Jüdinnen: ebenso in Ägypten, siehe z. B. Langkavel, *Der Mensch und seine Rassen*, Stuttgart 1892, S. 236.

²⁰⁾ Duncan, *Reisen in Westafrika*, Dresden 1848, Bd. 1, S. 251. Als Zwischenglied Biskra s. VIII.—IX. Jb. Ver. Erdk. Dresden (1872), Anh. S. 43 (J. Seiff.).

²¹⁾ Cuhn, *Sammlg. merkw. Reisen i. d. Innere von Afrika*, Bd. 1, Leipzig 1790, S. 181.

²²⁾ Duncan a. a. O., S. 220 f., 228. Auch der Wutehäuptling Ngutte ließ sich beim Absitzen von seinen zwei Läufern stützen (Dominik, Kamerun. 2. Aufl. Berlin 1911, S. 190 f.). — Auf den Rumannschen Abbildungen hält beiderseits je ein Begleiter Hände und Ellenbogen sowohl des neuen Königs wie auch der lebensgroßen Statue des verstorbenen (J. Afr. Soc. Bd. 14, bei S. 36 u. 38).

²³⁾ a. a. O., S. 88 bzw. Bd. 2, S. 244.

²⁴⁾ Globus, Bd. 20, S. 167. Vgl. auch den Gaugrafen von Beni Hassan (mittleres Reich) im Tragsessel mit folgendem Schildträger (H. Schäfer, *Von ägyptischer Kunst*. Leipzig 1919. Bd. 1, S. 103 f.). — Noch 1914 wurde bei den Leichenfeierlichkeiten des verstorbenen Beninkönigs dessen Statue seitlich mit zwei großen Schilden „Assa“ beschirmt (J. Afr. Soc. Bd. 14, S. 38).

noch aufzuklären; so die Natur der Topf- (S. 165) und Jagdhelme (S. 149), die „Nasen“ an den Speeren der vierten Form (S. 71 f.), Art und Zweck der Gürtelscheiben (S. 110—112), die „Schächte“ bei den Rundfiguren (S. 288 ff., 321), wohl auch der Dorn der späten truhahnähnlichen Holzvögel (S. 496).²⁵⁾ Die zum großen Teil noch offene oder doch fragliche Identifikation der Hofwürdenträger, über die die alten Berichte je nach ihrer Zeit recht verschieden lauten (vgl. Read-Dalton, *Antiquities*, S. 19), wäre auf Grund der von v. Luschan bereits vorbereiteten Kombinatorik ihrer Attribute vielleicht wieder aufzunehmen, wenn die Chronologie der Altertümer weiter fortgeschritten ist.²⁶⁾ Im übrigen ist von den zeitgenössischen Quellen, soweit nicht noch unbekanntes portugiesisches Archivmaterial zutage tritt, kaum noch viel zu erwarten. Doch beantworten sie z. B. die S. 63 ff. offengelassene Frage nach der Natur der Schurze (ob Rindenstoff oder zusammengenähte Baumwollwebstreifen) dahin, daß schon um 1500 die Portugiesen aus Benin einheimische Baumwollzeuge nach der Goldküste ausführten.²⁷⁾ daß ebenso Anfang des 17. Jahrhunderts die Bewohner Benins sehr geschickt im Anfertigen von Kleidern aus Baumwolle waren und von hier auch Gabun seine Tücher bezog,²⁸⁾ genau wie wieder Ende des 17. Jahrhunderts aus dem Benin benachbarten Handelsplatz „Kuramo“ (Alt-Lagos) die Holländer baumwollene Tücher nach der Goldküste verhandelten und die Baumwollstoffe des zwischenliegenden Djebu in der Literatur um 1800 geradezu berühmt gewesen sind.

Gewisse Aufklärungen sind aber, trotz des unheilbaren Abreißens der Kulturüberlieferung, doch noch von der Volkskunde des modernen Benin bzw. seiner Nachbarstämme zu erwarten. v. Luschan selbst weist z. B. auf die vermutlichen Beziehungen des Schnitzwerks vieler doppeltgeschachtelter Elfenbeinarmbänder zur Mythologie (S. 405) und der auf den ampelartigen Gefäßen erscheinenden Tierzusammenstellungen mit der einheimischen Tierfabel hin (S. 422). In diesem Zusammenhang möchte ich selbst noch einiges zu gewissen fraglichen Punkten beitragen.

Da ist zunächst die Identifizierung der auf Platten und Rundfiguren dargestellten Fremdstämmigen, die, nachdem erst neuerdings wieder auf die ethnische Beständigkeit gerade der nigerischen Gesichtsmarken hingewiesen worden ist,²⁹⁾ in erster Linie von diesen auszugehen hat, zumal ja die Beninkünstler gerade auf diese Dinge Interesse und Sorgfalt zu verwenden pflegten. Wie ich bei späterer Gelegenheit nachweise, sind so die auf den Platten mit Kampfszenen dargestellten Feinde (S. 256—260) tatsächlich die in der Tradition genannten Egbon, d. h. Igbona, ein den Yoruba sprachverwandter Stamm südlich des Niger an der Nupergrenze. Der Gefangene der Erschießungsgruppe (S. 318) ist nach der Tätowierung ein Sobo (d'Avezac *Mém. Soc. ethn.*, Bd. 2, 1845, 2, S. 57) von dem Benin unterworfenen Stamme der Gegend Sapele-Gwaton. Aus dem fernen Gebiet nördlich des Benue müssen die jugendlichen Sklaven des Königs Taf. 81 stammen, da in der ganzen weiteren Umgebung nur hier (bei den Gannawari, Kibbo, Mada und Mama, *J. Anthr. Inst.*, Bd. 42, 1912, S. 153, 162) sich Penisfuturale finden (wenn auch z. T. von anderem Typ, Taf. 21, Abb. 2 und 4), mit einem Ausläufer ins westliche Bantschi (a. a. O., S. 139), wo sich bei den Kafautschan auch die beiderseitigen drei engen, etwas schräg nach außen herabgezogenen Striche unter den Augen wiederfinden (Taf. 19, Abb. 15). Hier im Norden und zwar in dieser einfachen Form nur bei den Haussa der Provinzen Daura, Kano und Zaria (*J. Anthr. Inst.* Bd. 41, 1911, Taf. 22—23) treten, als „aska-tokáritschi“ fest benannt (Passarge, *Adamaua*, S. 427), die drei kurzen, von beiden Mundwinkeln divergierenden Schnitte auf, die den rittlingsitzenden „vornehmen Gast“ der in mehreren Repliken vertretenen Reiterfigur

²⁵⁾ Vgl. vielleicht die Ifaschale aus Whidah, *Dtsch. Kol.-Lex.*, Bd. 3, Taf. bei S. 304, Abb. 10.

²⁶⁾ Siehe die Zusammenstellung bei Ling-Roth a. a. O., S. 91 ff. und 107 ff. Von größter Wichtigkeit ist aber ein von der ganzen Beninforschung anscheinend nicht gekannter amtlicher Bericht „Notes on the form of the Bini Government“, *Man* Bd. 4 (1904), Nr. 33 (S. 50—54). Die Angaben über die Trachtbesonderheiten knüpfen natürlich an die rezenten Schnitzwerke (z. B. Erg.-Taf. Y) an, da die Berichterstatter die Platten ja kaum kannten, und sind aus jenen leicht zu verstehen (z. B. die linksseitige Feder der Häuptlinge und der „zweizinkige Gegenstand“ in der Hand des Königs, als welcher eine Zeremonialglocke wie S. 178 f. und S. 458 f. mißverstanden ist).

²⁷⁾ D. Pacheco Pereira, *Esmeraldo de Situ Orbis* (hrsg. v. R. E. de Azevedo Basto). Lissabon 1892, S. 73.

²⁸⁾ Henning, Samuel Braun usw., *Phil. Diss.* Leipzig, Basel 1900, S. 41 u. 111 (übereinstimmend mit Dapper auch Streifenweberei schon an der Elfenbeinküste).

²⁹⁾ Mockler-Ferryman, *British Nigeria*, London 1902, S. 229, und die neueren Haussa-Autoren G. Merrick, A. N. Tremain und S. Fletcher (vgl. *J. Afr. Soc.*, Bd. 11, S. 356 f.).

(v. Luschan, Taf. 73, S. 297 ff.) charakterisieren; da Zaumzeug und Sporen dazu passen, Staudinger in eben diesem Gebiet noch Geflechtsschilde fand (Im Herzen der Haussaländer, S. 711) und der hohe Federhelm statt mit den umstülpbaren Federkappen der Kameruner Waldstämme (S. 174) wohl ebenso gut mit den bekannten, übrigens sehr variablen Helmen der zentralsudanischen Panzerreiter (Jb. ethn. Sig. Bern 1920, S. 29) zu vergleichen ist, so wäre in diesem Berittenen am besten wohl ein Gesandter des Zariareiches zu erblicken, von dem im 15. Jahrhundert eine so mächtige Expansion über Nupe südwärts gedrungen war. v. Luschan ist geneigt, auf diese für Benin mit Recht als historisch wichtig angesehene Persönlichkeit auch die Darstellung des einzelnen Reiters einer Wiener Platte zu beziehen (Abb. 295, S. 174, 199); dieser trägt aber keinen Schild, Panzer, Speer und Halskrause sind recht verschieden, der Federhelm hier eher mit Formen wie Barth, Bd. 3, S. 178 f., oder Passarge a. a. O. Abb. 262, zu vergleichen, und vor allem hat er eine ganz abweichende Tätowierung (S. 221), die ich bisher leider nicht zu identifizieren vermag (Nupe, Igbira-Panda und Kororofa, an die für jene Zeit zunächst zu denken ist, kommen nicht in Frage, aber etwa das ja auch noch Pferde haltende und nähere Reich des Ata von Igara?). Eine z. T. ähnliche, aber beiderseits und nur von den Augenwinkeln nach den Ohren divergierende Zeichnung hat die eine Gruppe der Querhornbläser, von der anderen auch durch die Tracht wesentlich unterschieden (S. 293 f.), so daß es sich wohl wieder um Soboleute handelt (s. oben). Durch Fehlen von Tätowierung fällt dagegen die Rundfigur Taf. 67 eines Mannes mit fremder Schwert- und Scheidenform (Abb. 338, 341), Bogen, Handschutzkissen (S. 301 ff.) und eigenartigen Kopfbedeckung auf, den v. Luschan als „einen vornehmen Gast aus einer benachbarten Landschaft“ auffaßt (S. 209); Stirnbogen, Lederpanzer, Doppelschurz und Flechtbandkante verweisen ihn jedenfalls in die Nähe von Benin und Yoruba; die Djekiri, an die man nach d'Avezac wohl denken könnte, hatten zu Dappers Zeit noch eine allgemeine Stammestätowierung (Ouwerri = Warri, Hauptstadt des Djekirireiches) und haben weder Bogen noch auch eine Spur von Flechtbandornament; nicht tätowiert und nur durch einen hier gegebenenfalls durch die Kopfbedeckung unsichtbaren Scheitelbüschel gekennzeichnet (d'Avezac a. a. O.) war aber auch die Bevölkerung des zu Benin vom 17. bis ins 19. Jahrhundert im Lehnverhältnis stehenden kleinen Staates von Alt-Iagos („Kuramo“, Korame der Beninleute), so daß dem auch sonst so interessanten Kunstwerk wohl die Anwesenheit eines Gesandten zugrunde liegt, wie er beim Ableben des dortigen „Olofin“ jeweils nach Benin geschickt werden mußte. Daß es, um der Vollständigkeit wegen erwähnt zu werden, nicht notwendig ist, auch in den mit langen Hemden bekleideten Eingeborenen Fremde, und zwar Mohammedaner zu sehen, hat v. Luschan sehr mit Recht bemerkt (S. 224 f.). Daß nicht ein einziger Vertreter der so charakteristisch tätowierten Yoruba zur Darstellung gekommen ist, bleibt freilich bei den engen historischen und religiösen Beziehungen zu Ife merkwürdig.

Gerade auf dem Gebiet der Religion bzw. des Kultus hat sich aus alter Zeit bei den modernen Beninleuten (Bini, Edo) doch noch manches Erwähnenswerte erhalten, wenn auch viel zu wenig, um die Altertümer wieder ganz zum Reden zu bringen. Die Frage, ob Benin Masken hatte (S. 498), ist für die Gegenwart zu bejahen (J. Afr. Soc., Bd. 10, S. 11); ein Tanz von Maskenträgern bildet bezeichnenderweise denjenigen Teil der bei Beginn der Trockenzeit in einem Buschlager gefeierten Riten des Ovia-Kults, bei dem die Frauen zugegen sind, und diese begleiten die verhüllte Oviafigur bei ihrem segnenden Umzug durch das Dorf mit feierlichen Gesängen. Hier besteht also ein positiver Zusammenhang zwischen Masken, Frauen und kultischer Musik, wie ihn v. Luschan bereits auf Grund jener eigentümlichen Tatsache annimmt (S. 377, 469), daß einerseits die maskenförmigen Anhänger überwiegend weibliche Personen darstellen, diese andererseits aber erst als Trägerinnen von Musikinstrumenten auf den in der Nachblüte einsetzenden Sockelgruppen erscheinen und meist als solche auch auf den annähernd gleichalterigen geschnitzten Zäunen fast ausnahmslos besonders häufig, ohne solche besondere Beziehung dann auf den viel später geschnitzten Holzbänken zu sehen sind. Auf den Platten werden weder Frauen, noch vermutlich deshalb die als Originale so häufigen weiblichen Maskenanhänger dargestellt, und da als z. T. ältere z. T. gleichzeitige oder spätere Köpfe offenbar nur bestimmte vornehme Frauen erscheinen, so wird man sich v. Luschans Meinung, daß mit beginnendem 17. Jahrhundert in der sozialen Stellung der Frau, eben von ihrer Beziehung zur kultischen Musik ausgehend, ein gewisser Umschwung eingetreten sei (S. 469), nicht wohl verschließen können. Moderne Reminiszenzen, freilich ebenso wenig zu einer restlosen Aufklärung führend, unterstützen auch v. Luschans Gruppierung der in Kap. 47 beschriebenen Geräte. Daß von den formell so nahe übereinstimmenden „Rassemblements“ einige in erster Linie Würdezeichen sind, wird aus ihrer plastischen Wiedergabe in der Hand der meisten Könige der „Stammbäume“ geschlossen (S. 450), wozu die ausdrückliche Bezeichnung des schönen Rushmore Stücks als des ererbten Zepters des letzten Königs stimmt; aber mindestens die hölzernen Stücke (Thomas:

ukhure, Deunett; ekhure) wurden und werden noch in der von Marquart nach Punch beschriebenen Weise bei rituellen Anlässen als wirkliche Rasselstäbe auf den Boden gestoßen, stellen die „ebo“ genannten verschiedenen Halbgötter (Dämonen) dar und stehen sowohl mit Steinbeilen wechselnd auf den Altären „alu-ebo“ der Halbgötter in deren bezüglichen Kulturstätten, als auch in Reihen mit Steinbeilen, Glocken und den Bronze- oder Holzköpfen auf den Ahnenaltären „oguedion“ in fast jedem besseren Hause (J. Afr. Soc., Bd. 10, S. 12) bzw. Ortschaft, wo sie die Ahnen des Hausherrn bzw. Häuptlings repräsentieren und mit Opferblut besprengt werden (Man 1910, S. 66). Die S. 446 f. unter A aufgeführten großen Stäbe sowie die Kap. 49 behandelten „Tanzstäbe“ dürften dagegen, soweit nicht doch die letztere Händlerangabe zutrifft (S. 461 f.), einerseits mit den in Dahome ganz allgemein üblich gewesenen Botenstäben (Duncan, a. a. O., Bd. 1, S. 227; Repin, Globus Bd. 10, S. 295; Zöllner, Togoland, S. 225), andererseits mit dem Fluchstock der Yoruba (J. Anthr. Inst., Bd. 29, Taf. 8, Abb. 3) zu vergleichen sein. Beachtlich ist auch die von Woermann (Geschichte der Kunst, 2. Aufl., Bd. 2, S. 64) hervorgehobene Ähnlichkeit der jorubanischen Ogbonistäbe mit den früher als Fetischbäume bezeichneten „baumähnlichen Ständern“ (vgl. bes. Abb. 721); den verschiedenen Lesarten über ihre Bedeutung und Verwendung (S. 453) gegenüber hat R. E. Dennett wenigstens ermittelt, daß sie „ematon“ heißen und das Blätterbüschel am Ende den Wald „Aja“ vorstellt, wo Feen den Menschen die Kenntnis der Medizin vermittelten, sowie daß die Chamäleonfiguren daran „Zeichen der Weisheit“ sein sollen; sie stehen somit in irgendeiner Beziehung zum Dämon Osun (vgl. Thomas, Man 1910, S. 66)^{29a)}, und in solcher Bedeutung würden die Chamäleonfiguren auch auf den Stammbäumen (S. 447—450) verständlich, wo sie zu beiden Seiten je eines Herrschers wechselnd mit Leoparden auftreten. Auch diese sind ja noch ein dunkles Kapitel in der Interpretation der Benin-Altertümer geblieben, und die Zusammenstellungen Weißenborns (I. A. E., Bd. 17, 1905, S. 97—99) zeigen nur, eine wie verbreitete (a. a. O., Taf. X, Karte 2), aber auch wie verschiedene Rollen sie im afrikanischen Vorstellungslieben spielen. Für ihr Erscheinen auf den Stammbäumen ist v. Luschan's Auffassung (S. 450) ohne weiteres einleuchtend, aber einerseits erfahren wir aus dem modernen Benin (wie ähnlich bei Bafiotestämmen), daß der Leopard als mystische Gemahlin des Königs gedacht wird (Burrows, J. Afr. Soc., Bd. 13, S. 150), andererseits aus Yoruba, daß der Alafin von Oyo, der „Kaiser“ des alten Yoruba, geradezu der „Leopard“ genannt und dieser durch die Heiligkeit solcher Würde dermaßen zur „Vermeidung“ zu werden pflegte, daß ein Jäger nach Erlegung eines Leoparden sein Gesicht zu verhüllen hatte, „because it is a king“ (Dennett, Nigerian Studies, London 1910, S. 120); und in Dahome soll der von einem Leopard Zerrissene besonders glücklich im Jenseits sein. Natürlich bleibt hier viel nachzuprüfen und zu erklären, die Frage erweitert sich aber für Benin durch die Rundfiguren, die einen Mann mit reliefartig gezeichneten Schnurrhaaren darstellen, der sich in ganz bestimmter Tracht auch sonst wiederholt. Über die Erwägung hinausgehend, daß es sich um einen, vielleicht totemistisch mit dem Geschlecht der Panther zusammenhängenden Mann oder einen mit dem Beinamen „Panther“ handeln möchte (S. 221), weist v. Luschan nun nach (S. 289), daß sowohl die Rundfiguren zeitlich stark auseinandergehen, als auch diese Leute auf mehreren Sockelgruppen mit feierlichen Aufzügen paarweise auftreten (S. 315 f., 321), daß wir jene also „nicht etwa als Porträts eines bestimmten Königs betrachten dürfen“.³⁰⁾ Vielmehr dürfen wir uns auch die großen Rundfiguren als ursprüngliche Paare und die sechs kleinen Einzelexemplare (S. 328) als Bruchstücke von solchen Sockelgruppen vorstellen. Auf diesen ist nun mit jedem Schnurrhaarmann gewöhnlich auch je ein Leopard dargestellt, dessen auf Dappers Bild (s. v. Luschan, S. 431) paarweise gezeigte Wirklichkeit nicht braucht bezweifelt werden, wenn man sich der Staatslöwen in Abessinien erinnert, die z. B. in Harar unter Ras Makonnen an Ketten durch die Stadt spazierengeführt zu werden pflegten (vgl. auch Bornu Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. 1, S. 635 f., und die Sultanleoparden in Sansibar, v. d. Deckens, Reisen in Ost-Afrika, Bd. 1, S. 65, „weil es ja überhaupt unter den Vornehmen jener Länder üblich ist, größere Katzen gewissermaßen als Sinnbild der Macht und Herrschaft zur Schau zu stellen“). Überdies wird die Haltung gezähmter Leoparden zu sakralen Zwecken durch mehrere Platten bezeugt (S. 93). Das Ordenskreuz, das die Schnurrhaarmänner regelmäßig tragen, zeigt — gleichviel welche Bewandnis es mit dieser Auszeichnung haben

^{29a)} Dem entspricht die mir von N. W. Thomas brieflich mitgeteilte richtigere Benennung „osun-ematong“, d. h. Eisen von Otun.

³⁰⁾ Das wäre schon darum schwierig, weil, wie ich zu S. 292 bemerke, der einzige König mit der alten Bezeichnung für Leopard (Koelle, Polyglotta africana, S. 134) Erisoyne-„Egue“ erst im 2. Viertel des 18. Jahrhunderts regierte, also lange nach Entstehung dieser Kunstwerke.

mag³¹⁾ —, daß sie nicht einfach die Wärter dieser Tiere, sondern wichtige Hofbeamte waren, die mit der Oberaufsicht über die Staatsleoparden wohl auch kultische Obliegenheiten wahrzunehmen hatten. Als Abbildungen dieser Tiere sind die nach v. Luschan (S. 335) auch immer paarweise gemachten und daher wohl auch so aufgestellten großen gegossenen Panther aufzufassen. Daneben ist der Leopard im heutigen Benin als Totemtier bekannt;³²⁾ bei der großen Anzahl von Totemgruppen, von denen u. a. 14 pflanzlicher und 10 dinglicher oder abstrakter Natur sind, sind Beziehungen zu den auf den Altertümern häufig und in offensichtlich sakralem Zusammenhang erscheinenden Tieren wie Wels, Panther, Puffotter, Chämäleon, Krokodil, Elefant trotz v. Luschans Erwartungen (S. 292) leider nicht mehr zu verifizieren, zumal gerade die drei letztgenannten keine Totemtiere sind (gegen S. 270),³³⁾ während umgekehrt viele Totemtiere, z. B. der Hund (S. 34) auf den Altertümern fehlen. Für die großen Schlangen der Tortürme wäre, vielleicht eher als an die kosmischen Vorstellungen in Dahome (S. 272), an das nahe Braß zu erinnern, wo noch heute der Python verehrt wird und in Oboloama seit der Zeit des ersten Königs als einziger Wächter und Schützer gilt (J. Afr. Soc., Bd. 7, S. 34; Leonard, *The Lower Niger*, S. 329—332); entsprechend braucht auch das Krokodil nicht totemistisch gedeutet zu werden, sondern reiht sich ungezwungen in das fast geschlossene Gebiet anderweitiger Verehrung dieser Tiere im Osten des unteren Niger, in Ife und in Borgu ein. Als wesentlichster Kultus ergibt sich aber aus den Altertümern jeder Art, von den Platten bis zu den jungen Schnitzereien, der

³¹⁾ Kreuze kommen teils in einfacher Form mit schmalen oder breiten Armen (z. B. bei den Schnurrhaarmännern Taf. 84, 85 B, vgl. S. 170) vor, teils in der des Malteserkreuzes, teils in unserem Eisernen Kreuz ähnlichen Zwischenformen. v. Luschan dachte zunächst an stilistische Schwankungen des portugiesischen Christusordens (S. 170 f.), hält jetzt aber die etwas häufigere einfache Form für das vom sagenhaften Ogane im 15. Jahrhundert an jeden neuen Beninkönig geschickte Lehnzeichen, mit dem in kleinerer Ausführung auch die Gesandten ausgezeichnet wurden (Marquart, S. LII f.), die Malteserform (und die Übergangsformen S. 290) jedoch für den wirklichen Christusorden, mit dem der König von Portugal den befreundeten Beninkönig und andere Würdenträger dekoriert habe (S. XII). Auf eine ernstliche Schwierigkeit stößt letztere Auffassung jedoch darin, daß der Orden außer der selbstverständlichen Zugehörigkeit zur katholischen Kirche auch Ehelosigkeit vorschreibt. Bedingungen, die kein Beninkönig erfüllt hat (der S. 513 vermeintlich Christ gewordene König war der von Warri 1648 oder kurz danach); die Tragweise am Gürtel (siehe die „Malteserkreuze“ der beiden Könige, Taf. 79, 81) würden die Portugiesen kaum zugelassen haben, und nicht einmal aus Kongo, dessen längere Zeit christliche Potentaten mit portugiesischen Würden überhäuft wurden, verlautet etwas von einer solchen Verleihung. Bastian erwähnt ausdrücklich, daß der dortige Christus-Orden vom Kongo-König gestiftet war und die Ritterdiplome mit dem roten Siegel des „Reino de Congo“ ausgefertigt wurden (Besuch in San Salvador, Bremen 1859, S. 134). Wahrscheinlicher wäre also auch in Benin eine Nachahmung des wirklichen Christusordens durch die Eingeborenen anzunehmen, oder noch einfacher der von den portugiesischen Missionaren getragenen Kreuze. Faßt man aber die verschiedenen Größen in der plastischen Wiedergabe ins Auge, so erscheinen die Endvarianten jeweils in den kleinsten Maßstäben, die Zwischenformen in den größten (bei den beiden Rundfiguren S. 290 und auf der Platte 286), also als die wahrscheinlich richtigeren. Da es sich mit einer Ausnahme (Malteserkreuz S. 237 zu Abb. 353) immer um die Schnurrhaarmänner handelt, so haben wohl diese in der Regel die Gesandtschaft zum Organe ausgerichtet, und eine vielleicht ursprünglich koptische Form des Kreuzes (über das christliche Nubien, Aloa und Dafur vgl. Merensky, *Allg. Miss.-Ztschr.* 1894, S. 146, und Geyer, *Durch Sand, Sumpf und Wald*. Freiburg 1914, S. 39 f.) ist dann auch durch weitere Verleihungen seitens des Beninkönigs selbst und durch den Einfluß von Mönchskreuzen variiert worden. Zu letzterem wäre noch anzuführen, daß der Orden als „Schwarzer Stern von Benin“ 1889 von König Toffa von Porto Novo in 5 Klassen (!) neu gegründet worden ist und, mit der Eroberung von Dahome von den Franzosen übernommen, seither verdienten Eingeborenenfürsten ihres ganzen westafrikanischen Kolonialreiches verliehen wird.

³²⁾ N. W. Thomas, *Anthropological Report* usw., Bd. 1, S. 61, und *Anthropos*, Bd. 10/11, S. 234—265 (vgl. hierzu *Journ. Eq. Arch.* Bd. 6, 1920, S. 266, Anm. 2); Frazer, *Totemism and Exogamy*, Bd. 2, S. 587 ff.; Ankermann, *Z. f. E.* 1915, S. 118 u. 130 f.

³³⁾ Wenigstens nicht im heutigen Benin (Edo) selbst, in benachbarten Distrikten kommen aber Elefant und Buschkrokodil als Totemtiere vor (*Anthropos*, Bd. 10/11, S. 238, 242).

eines dämonischen Wesens, dessen übernatürliche Kraft im Zitterwels (*Malepaterurus beninensis* Murr.) personifiziert ist. Diese Figur, von v. Luschan meist als „Malapterurusmann“ bezeichnet, ist in fließendem Übergang teils in in Welse auslaufenden Beinen, teils mit aus den Hüften entspringenden oder in den Händen gehaltenen Welsen ausgestattet, in einer großen Rundfigur dagegen mit dem Kopf eines Welses dargestellt (Taf. 74), und erscheint mit bestimmten Attributen gewöhnlich zwischen zwei ihn bei den Händen stützenden Begleitern ähnlicher Tracht, ohne daß sich hat ausmachen lassen, wo die Darstellung der Gottheit aufhört und die ihres Priesters beginnt (S. 91 ff., 284). Daß, obwohl ihr sakrales Hammerattribut auch in der Hand der Könige statt eines Steinbeils zu sehen ist, der Malapterurusmann (außer vielleicht in der welsköpfigen Randfigur, vgl. S. 303) nicht der König ist, hat v. Luschan außer allen Zweifel gestellt (S. 94), aber auch aus der zeitlichen Differenz der diesbezüglichen Platten geschlossen, daß, soweit es sich um den Priester handelt, nicht immer dieselbe Persönlichkeit, sondern eben nur der jeweilige Träger dieser Würde dargestellt ist. Für die Figur mit Welsen statt der Beine wie für die Welse selbst, die „ein Gott“ seien, hat nun der letzte König den Namen „Olokum“ angegeben; wenn dieser als „bisher weder sprachwissenschaftlich noch mythologisch erklärt“ bezeichnet wird (S. 275, Erg. Tafel J, Abb. 742), so ist zunächst daran zu erinnern, daß schon Landolphe (*Mémoires*, Bd. 1, S. 118) „lóloucou“ als den „Teufel“ der Beninleute nennt und die von Punch angegebene Form „Malaku“ der Djekiri und in Gwaton selbstverständlich mit der Bezeichnung „Moluku“ für „Meer“ bei dem angrenzenden Yorubastamm der Djebu (d’Avezac, a. a. O., S. 41, 177 und Karte) übereinkommt. In Yoruba selbst ist aber Olokun eine bekannte Gottheit und schon seit Ellis (Yoruba-speaking peoples S. 295) mehrfach, auch von einheimischen Schriftstellern und nicht erst von Frobenius mit Poseidon identifiziert worden. Wie Punks „Malaku“ (Ling-Roth, S. 19, 53, 55) ist er dort wirklich der Gott des Meeres, selbst zwar anthropomorph, aber ein Teil seiner dienenden Seegeister stellt verschiedengradige Mischungen von Menschen- und Fischgestalt dar und sein Weib ist am Leib mit Fischschuppen bedeckt (Ellis, S. 70 f.). Der Name ist aus oni-okun „Herr des Meeres“ ebenso lautgesetzlich gebildet, wie z. B. der des Himmels- und Schöpfergottes Olorun aus oni-orun „Herr des Himmels“. Nun besagen wieder die ältesten Nachrichten über Benin, daß (wie in Yoruba, Iddah, New Calabar und Bonny) die Menschenopfer, soweit nicht für Verstorbene, hauptsächlich zur Befriedigung der Wassergeister stattfanden (Palissot de Beauvais bei Labarthe, Reise nach der Küste von Guinea, Leipzig 1803, S. 140) und das Meer als Ort, von wo Glück und Unglück komme, Verehrung genoß (Bibl. d. Gesch. d. Menschh., Bd. 3, S. 57). In der Form, wie der Olokunkult durch zugewanderte Beninleute um 1700 in Braß eingeführt wurde (J. Afr. Soc., Bd. 7, S. 69 f.), erkennen wir auch Landolphes oberflächliche Auffassung als nicht grundlos, und aus der Identität mit dem Meere verstehen sich ohne weiteres die Europäerbusi auf der gegossenen Doppelglocke mit dem Welsmann und seinen Begleitern (S. 413). Noch jetzt ist der Olokun allen Beninstämmen gemeinsam (J. Afr. Soc., Bd. 10, S. 11), wird jedoch hauptsächlich von Frauen verehrt, oft auch mit einem Flusse Igbagon und dessen Lokageist identifiziert (Anthropos, Bd. 10/11, S. 242). Wie in Yoruba der Olokun heute „a minor god“ (Ellis, S. 70) und hinter Shango zurückgetreten ist, so steht er auch im modernen Benin als ebo (Halbgott) dem großen Osa oder Ogene nach, Töpfe mit Menschenfiguren werden noch jetzt ihm geweiht und heißen ulo-oloku. „Osa“ selbst hieß noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Oisa und ist, wie Koelles übrige Benindialekte (a. a. O. S. 74) beweisen, der von Dapper erwähnte Orisa und somit nichts anderes als das Yorubagenericum für Gott orischa, das sich allmählich dem in den peripheralen Sprachen Sobo und Igabo noch allein bestehenden Gottesnamen (der alten Efabevölkerung?) Ogene substituiert. Mit ihm ist die von Overami für den einen Begleiter in der dämonischen Trias genannte Bezeichnung „Osanubowa“ (S. 275) identisch, die N. W. Thomas als Osalobwa in den Schöpfungssagen und bei den in vielen Dörfern stehenden Kultpfählen genannt wurde; sie ist auch bei Koelle (1854) als oisanobuwa einfach „Gott“ gleich oisa (jetzt osa), wird als Osanobua jetzt von der Mission so gebraucht (Matthäusübersetzg. 1914, ebenso als Oisheleburua im Kukurukudialekt von Ora) und bezeichnet in einem östlichen Benindialekt bei Koelle (S. 76) bloß den „Himmel“ (oritsa nobuloa). Der zweite, als Obieme bezeichnete Begleiter ist bei N. W. Thomas ein Dämon Obiame, dem Miniaturtöpfe mit Bodenloch geopfert werden, und anscheinend mit dem anlässlich der Chamäleone erwähnten Osun identisch (Man 1910, S. 98); möglicherweise hängt er mit dem „Tsuku Ibiamä“ einiger Ibostämme zusammen, einer Erscheinungsform des höchsten Gottes Tsuku, die auch vom Himmel auf die Erde versetzt worden ist (Leonard a. a. O., S. 374).

Bedeutet auch, um das einmal festzustellen, der einheimische Name der Bronzeköpfe (einschl. der Form mit Flügeln) humwela (Dennett 1906), uhumwela (Dennett 1908) bzw. uhumilau (Thomas 1910, auch die Holz- und Tonköpfe) nichts weiter als „Opfer-Kopf“, so dürfte v. Luschan doch nicht zu Unrecht mehrfach (S. 22, 203, 275)

auch von seiten der Sprachforschung noch Aufschlüsse zu den Problemen der Benialtertümer erwartet haben. Die dringliche Deutung (S. 22) des Namens des sagenhaften Ahammangiwa, dem in der einheimischen Tradition die Unterweisung der Beninleute im Erzguß zugeschrieben wird, hat Westermann bereits aus dem Haussa in überzeugender Weise gegeben (Lit. Zbl., Bd. 71, 1920, Sp. 646). Auch die nach Punch gewählten (S. 100, 203) Bezeichnungen des breitklingigen Zeremonialschwertes als „ebere“ (S. IX, 205, 295) und des anderen unsymmetrisch ausgebogenen Schwertes als „ada“ (S. 206), dessen herkömmliche Auffassung „Richtschwert“ v. Luschan als unbegründet erweist, sind sprachlich nicht zu beanstanden.³⁴) Ebere wird durch gleichen Lautschwund wie oben orisa > oisa heute meist zu ebe verkürzt, ada ist das Häuptlingsschwert, das bei offiziellen Anlässen von den o(a)m-ada einhergetragen wird (Man 1904, S. 51; 1910, S. 66); in der Bedeutung „Schwert“ kommt es noch in den nordöstlichen Yorubadialekten Yagba und Djumu vor (Koelle, S. 70). ist im übrigen Yoruba einfach „Farm- und Haumesser“ (Crowther, S. 7, Baudin, S. 7) und in letzterer Bedeutung ins Haussa (Mischlich, Wörterb. S. 2), von da als „Buschmesser“ selbst nach Dagomba gekommen (Fisch und Westermann, Welt des Islam. Bd. 2, S. 263); auch Ewe ada (Westermann, Wörterb., Bd. 1, S. 99) und Tshi adäre (Christaller Dict., S. 65), „Buschmesser“ sind damit natürlich identisch und über Atakpame odá bzw. Nkonya odá wohl aus Yoruba abzuleiten (Funke, MSOS. Bd. 19, B, S. 122). Zu berichtigen ist die S. 292 gemachte Angabe, daß die Namen der beiden letzten Dahomekönige Glegle und Gbedasse (Behanzin) „Panther“ bzw. „Haifisch“ bedeutet hätten; im Fö, der Sprache von Dahome, heißt Leopard „gbo“, Haifisch „gbowe“, und letzteres ist in der Tat der Bei-name Gbedasses, während Glegle den Beinamen Kinikini „Löwe“ führte (Delafosse La Nature 1894, Nr. 1086, S. 262—266; Verneau L'Anthr., Bd. 5, S. 361; Frazer Man, Bd. 8, S. 130—132; Anthropos Bd. 4 1909, S. 531) und die Verbreitung des Wortstammes in Mahi, Bariba und Gurma (Z. f. Eingebsspr. S. 122). Zu berichtigen ist die S. 292 gemachte Angabe, daß die Namen der beiden letzten Dahomekönige Glegle und Gbedasse (Behanzin) „Panther“ bzw. „Haifisch“ bedeutet hätten; im Fö, der Sprache der Dahome, heißt Leopard „gbo“, Haifisch „gbowe“, und letzteres ist in der Tat der Bei-name Gbedasses, während Glegle den Beinamen Kinikini „Löwe“ führte (Delafosse La Nature 1894, Nr. 1086, S. 262—266; Verneau L'Anthr., Bd. 5, S. 361; Frazer Man, Bd. 8, S. 130—132) und die Verbreitung des Wortstammes in Mahi, Bariba und Gurma (Z. f. Eingebsspr. Bd. 11, S. 208) in gleicher Bedeutung an der Richtigkeit der Übersetzung „Löwe“ jeden Zweifel ausschließt. Den Namen Braß (Stadt, Fluß und Distrikt im Nigerdelta) irgendwie mit altem einheimischem Gelbguß oder mit dem Messinghandel in Verbindung zu bringen (S. 508), halte ich aus verschiedenen Gründen für unmöglich. Allerdings scheint es dort einheimische Figuren aus „Metall“ gegeben zu haben.³⁵) aber die Verbreitung dieser wie etwaiger europäischer Metallgeräte kann wegen des darauf liegenden Eigentumstabus des Stadt-Gottes Ogidiga (Leonard, a. a. O., S. 374 f.) nur beschränkt gewesen sein, was sich ja durch dessen Herkunft aus Benin mit der schon erwähnten Zuwanderung erklärt. Aber was die alte Zeit betrifft, so kommt gerade die Küstenstrecke zwischen Warri und New Calabar in den alten Reisebeschreibungen ganz schlecht weg, und Pereira (1505) wie v. d. Groeben (1694) geben ausdrücklich an, daß hier kein Handel getrieben wurde; auch gibt der Name natürlich nur im Englischen einen solchen Sinn, während er bereits bestand, als der englische Handel um 1830 dort begann, ohne in dem Namen die fragliche Bedeutung zu finden, vgl. Landers Wortspiel von den „brazen lungs“ der Braßleute (a. a. O., Bd. 3, S. 219 f.), Derselbe (S. 271) erwähnt aber auch, daß an Ort und Stelle die Braßmündung noch als „Second Brass River“, die Nunnmündung als „First Brass River“ benannt wurde, und die seitherige Bezeichnung Nun bzw. Braß „branches“ des Nigereinstücks legt doch den Gedanken an einen Ursprung aus portug. braço bzw. span. brazo „Arm“ nahe; man dürfte sich für letztere Ableitung entscheiden, da die Braßmündung von den Portugiesen herkömmlich als Rio de S. Bento bezeichnet wurde, „Braß“ auf den Karten erst um 1820 erscheint und seit 1778, besonders aber seit Ende der Napoleonischen Kriege der spanische Sklavenhandel gerade in den Buchten von Benin und Biafra den portugiesisch-brasilianischen weit überwog (vgl. Buxton, Der afrikanische Sklavenhandel, Leipzig 1841, S. 134, 155—162); außerdem wissen wir zufällig, daß in eben dieser Zeit das Gebiet um die beiden mittleren Nigermündungen von einem in Nembe (Braß) ansässigen spanischen Sklavenhändler geradezu regiert wurde

³⁴) In beiden Wörtern hat der zweite Vokal Hochtou, wäre also im Deutschen zu akzentuieren, die e sind offen, wie ä, zu sprechen.

³⁵) Im örtlich benachbarten Bonny waren die Beninbronzen schon lange vor der Zerstörung nicht nur bekannt, sondern der Bonnykönig besaß auch selbst ein schönes Stück (Pechuel-Loesche, Volkskunde von Loango, S. 384).

(Näheres vgl. K. Ritter bei Buxton, S. LV). Die von Adebiji Tepowa versuchte Erklärung aus einheimischem „ba ra sin“ (hands off. let us go), mit dem die alten Braßleute die portugiesischen Händler abgewiesen hätten (J. Afr. Soc., Bd. 7, S. 42), ist obigen Daten gegenüber unmöglich und reine Volksetymologie.

Schließlich sei noch erwähnt, daß auch zwei stilistische Besonderheiten der Beninkunst sprachlich eine Aufklärung erfahren können. S. 311 f. beschreibt v. Luschan paradigmatisch für die zahlreichen gleichartigen Fälle, wie auf den Sockelgruppen Elefanten dargestellt sind, deren Rüssel regelmäßig wie ein Arm im Ellbogengelenk eingebogen ist und am Ende als wirkliche menschliche Hand erscheint; namentlich wenn das Tier selbst fehlt und der Kopf sehr klein dargestellt ist, ist dieser Elefantenrüssel von anderen Autoren für den „heraldischen Arm“ gehalten worden. Ich verglich schon 1909 (Globus, Bd. 96, S. 273 f.) dazu die Dschaggavorstellung von dem Rüssel als der „Hand“ des Elefanten, die ihm von einer früheren menschlichen Gestalt geblieben sei (Gutmann, Dichten und Denken, S. 43); auch die Kaffern sagten in alter Zeit: Der Elefant ist ein großer Herr und der Rüssel seine Hand (J. C. L. Alberti, Die Kaffern, Gotha 1815, S. 73). Wie sehr aber v. Luschan im Recht ist, ergibt sich aus der weiten Verbreitung, in der vom Senegal bis zum Nil der Elefantenrüssel als Arm oder Hand bezeichnet wird, nicht nur in eigentlichen Sudansprachen (Bambara, Gà, Yoruba, Kanuri, Shilluk), sondern auch im Haussa und Ful und im Bangalapidgin des Kongobeckens; ebenso wird im Bulu (Kamerun-Bantu) der Elefantenrüssel und die „Hand“ als Maßeinheit für Bananen mit demselben Wort bezeichnet, und Zulu umboko „Elefantenrüssel“ ist handgreiflich von dem bekannten Bankiwortstamm für „Kand, Arm“ gebildet. Damit ist sehr wohl die von Crahmer (Globus Bd. 95, S. 346) für unmöglich gehaltene rein afrikanische Erklärung gegeben. In gleicher Weise findet für die großen Bronzepanther die eigentümlich blattartige Stilisierung der Struktur ihrer Ohren (S. 325) in vielen Sprachen ihre Entsprechung. Entweder gibt es für Ohr und Blatt nur dasselbe Wort (Ogbogolo, Nuer, Shilluk, Nuba-Mahasi, Nuba-Kenusi und südöstl. Tuareg) bzw. letzteres wird „Ohr des Baumes“ genannt (Mandara, Buduma. Wörter für Blatt erhalten (Ewe, Sokoto-Haussa, Sokoto-Ful, Kanuri); auch im Belantschi (Nord-Nigerien) sind kumo „Ohr“ und kumi „Blatt“ sicher von derselben Wurzel abzuleiten.

Bernhard Struck.

Adametz, Leopold: Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen. Wien 1920 (Osten und Orient, 1. Reihe, Forschungen, II. Bd.) Verlag des Forschungs-Instituts O. & O. Oktav, 107 S. und 44 Abb. auf 24 Tafeln.

Der Verfasser, der als ausgezeichnete Kenner der Haustiere gilt und dem Lehrkörper der Wiener Hochschule für Bodenkultur angehört, lehnt sich in allen wesentlichen Fragen, soweit sie zoologischer Art sind, an die Arbeiten von Hilzheimer an, die freilich in den Kreisen der engeren Fachgenossen nicht ganz ohne Widerspruch geblieben sind; trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb erst recht, möchte ich seiner Schrift das allersorgfältigste Studium sowohl von seiten der Haustierforscher, als seitens der Ethnographen wünschen. Adametz' Ergebnisse können in Einzelheiten vielleicht anfechtbar sein, aber darüber kann nicht der allergeringste Zweifel bestehen, daß seine Methode fruchtbringend ist, und daß die Völkerkunde von einem sorgfältigen Studium der Haustiere reichen und sicheren Gewinn erwarten darf.

Adametz beschäftigt sich am eingehendsten mit dem Rinde der alten Ägypter, dann mit Pferd, Schaf, Ziege und Hund; Esel und Schweine werden nur nebenher behandelt.

Das altägyptische Rind leitet Adametz vom ägyptischen Wildrind (Bos primigenius nov. subsp. Hahnii Hilz.) ab; diese primigene langhörige Rasse habe sich dann über ganz Nordost- und Südafrika, und andererseits über Spanien hinweg bis nach England verbreitet (andalusisches und das Rind von Wales): „Im Bereiche des heutigen Abessinien entstand von selbst oder unter dem Einfluß eines großhörigen Zebu eine Mutation nach der Riesenhörigkeit (Batussi-Rind, Sanga usw.), die im Westen bis an den Tsadsee und im Süden bis an das Zwischenseengebiet ausstrahlte.“ Bei dieser Gelegenheit darf ich vielleicht bemerken, daß ich selbst schon seit Jahrzehnten in meinen Vorlesungen immer erneut darauf hinweise, daß zugleich mit hamitischer Grammatik und mit der hamitischen Spiraltechnik auch das hamitische Rind sich über das ganze tropische Afrika hinweg bis zu den Ovambo, Herero und Hottentotten verfolgen lasse. (Vgl. auch „Umschau“ 1911, Nr. 36, S. 73, und meinen Anhang zu C. Meinhof: „Die Sprachen der Hamiten“, Hamburg, Friederichsen 1912, S. 252.)

Die Rinder mit Höckern läßt Adametz über Südarabien eingedrungen sein: mit ihnen verkreuzte Hamiten-Rinder hätten sich dann über einen großen Teil von Nord-, Ost- und Südafrika verbreitet. Im 2. vorchristl. Jahrtausend sei von Syrien aus das kurzhörnige Rind eingeführt worden, das ein Glied in der Kultur der kaukasischen (vorderasiatischen, armenoiden oder hethitischen) Menschenrasse ist.

Die in Afrika von Asien her eingewanderten Hamiten haben das wohl vom Tarpan (*Equus gmelini*) stammende Pferd nicht gekannt. Den Ägyptern war das Pferd während der 18. Dynastie über Assyrien und Babylonien vermittelt. Nach Babylonien sei das Pferd um 1800 v. Ch. durch die Kaspier gelangt.

Die Stammform der für Ägypten und Babylonien ältesten Schafrasse sei *Ovis vignei kyklokeros* Hutt., das in Pendschab, in Afghanistan und Beludschistan heimisch ist. Dort könne also auch die Heimat der ältesten Babylonier, der Sumerer, gesucht werden. Das westafrikanische Fessan-Schaf scheint mit dem Muflon (*Ovis musimon*) im Zusammenhang zu stehen. Zwischen der 12. und 18. Dynastie spielt der Ersatz dieses alten Schafes durch das vorderasiatische Fettschwanzschaf, und gleichzeitig tritt in Ägypten *Bos brachykeros* auf und das Pferd, wohl im Zusammenhang mit dem Einströmen armenoider Vorderasiaten. Auf *Ovis vignei arkar* bezieht Verf. die Lammfellmützen wegen der karakalähnlichen Locken. Dabei beruft er sich auf eine Abbildung eines hethitischen „Königs“ in Breasteds Geschichte Ägyptens, auf der er eine Astrachan-Kappe zu erkennen glaubt. Der amerikanische Ägyptologe hat da in der Tat einen der von mir im III. Teile der „Ausgrabungen in Sendschirli“ (Berlin, Georg Reimer, 1902) veröffentlichten Orthostaten reproduziert, aber Verf. würde sicher gut getan haben, wenn er sich meine Originalveröffentlichung angesehen hätte; aus dieser wäre leicht zu erkennen gewesen, daß in Sendschirli zwar vielfach richtige Helme, dann turbanartige Gewinde und ganz eng anliegende haarlose Kappen vorkommen, aber auch vielfach nur bloße Stirnbänder. Für diese letzteren verweise ich besonders auf die Tafeln 55, 61 und 64, sowie auf die Textabb. 266.7, aus denen ganz einwandfrei hervorgeht, daß der Kopf nur vom eigenen Haar der Leute, nicht mit einer Fellkappe bedeckt ist. Ich gebe gern zu, daß der von Breasted reproduzierte Orthostat den tatsächlichen Befund nicht so ganz eindeutig erkennen läßt, wie die anderen oben erwähnten Bildwerke — aber man soll nicht nach einer einzelnen Reproduktion aus zweiter Hand urteilen, wenn eine vollständige Originalveröffentlichung mit großen Serien von Abbildungen vorliegt. Jedenfalls ist die Annahme einer Fellkappe auf jenem Relief ganz hinfällig; ich kenne überhaupt aus dem ganzen hethitischen Kulturkreise nicht ein einziges Bildwerk, das irgendwie den Gedanken an eine Pelzmütze aufkommen ließe. Damit sind aber auch die Schlüsse des Verf. auf einen Zusammenhang des Fettschwanzschafes mit den Hethitern zu nächst hinfällig geworden.

Die ägyptischen Ziegen scheinen im wesentlichen aus Vorderasien zu stammen, während der älteste ägyptische Hund auf afrikanischem Boden gezüchtet worden zu sein scheint.

Für die schreckliche Schreibweise (Assürer statt Assyrer, sürisch statt syrisch oder gar eräugnen für ereignen) ist Verf. nicht verantwortlich zu machen. Dieser kuriose Eigensinn geht auf Rechnung der Zeitschrift, in der seine Arbeit erschienen ist, und wird von der Redaktion hoffentlich nicht dauernd aufrechterhalten werden. Übrigens ist auf Seite 42 Syrien ganz vernünftig mit „y“ geschrieben, freilich offenbar nur, weil es dem Späherauge des Herausgebers glücklich entgangen ist.

Die Arbeit ist trotz der gerügten Mängel sicher nicht ohne Verdienst; auch würde ich sie nicht so ausführlich besprochen haben, wenn ich sie nicht für nützlich halten und ihr eine weite Verbreitung wünschen würde. Kommt sie auch fast nirgends zu wirklich abschließenden und einwandfreien Ergebnissen, so zeigt sie doch den Weg, auf dem die Haustierforschung künftig die allerwichtigsten Bausteine für die Lehre von den großen Zusammenhängen und den ältesten Wanderungen der menschlichen Gruppen liefern wird. Einstweilen fehlt es freilich noch überall an dem nötigen Material an Knochen und an brauchbaren Abbildungen; so muß diese Besprechung in einen energischen Weck- und Mahnruf ausklingen, besonders auch an alle unsere Landsleute in Afrika und in Asien, möglichst viele Abbildungen und Schädel von Haustieren und von deren wildlebenden Verwandten in die ihnen jeweils zunächststehenden großen heimischen Museen zu schicken; auch was immer an Knochen aus prähistorischer oder späterer Zeit bei systematischen Ausgrabungen oder bei anderen Erdbewegungen zum Vorschein kommt, sollte sorgfältig gesammelt und nach einem Museum gesandt werden. Ich weiß in dieser Beziehung auch mich selbst nicht ohne Fehl und denke noch heute, nach mehr als 40 Jahren, mit Schmerz an einen Widder vom altassyrischen *Kyklokeros*-Typus, von ganz unerhörter Größe und Schönheit, den ich eines Morgens in Smyrna zu sehen bekam. Es war Kurban-Beiram, und das festlich geschmückte Tier wurde eben als Festopfer in den Konak des Vali, damals Midhat Pascha, geführt; es wäre mir damals leicht möglich gewesen, das Tier zu photographieren und auch seinen Kopf zu bekommen; aber ich

hatte nur wenige Minuten bis zum Abgang meines Dampfers, und ich hätte 14 Tage auf den nächsten warten müssen und damit meinen ganzen Reiseplan in Unordnung gebracht, wenn ich mich weiter um das Tier gekümmert hätte. Aber ähnliche Widder werden sicher auch heute noch in Anatolien am Kurban-Beiramfest geschlachtet, und ich hoffe, daß diese Zeilen nicht ganz vergeblich verflattern, sondern da oder dort einen Leser anregen, sich in seinem Kreise um die Beschaffung von Material für Haustierforschung zu bemühen.

v. L u s c h a n.

Klaatsch, Hermann: Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Adolf Heilborn. Berlin-Leipzig, Bong & Co., 1920. XL und 392 S. Groß-Oktav, gebunden.

Der dem Buche beigelegte „Waschzettel“ nennt es „ein wissenschaftliches Testament ersten Ranges“ und „schlechthin die moderne Wissenschaft vom Ursprung des Menschen und seiner Kultur“. Tatsächlich hat das Buch eine sehr gute Presse gehabt; wir erfahren, daß der „Berliner Lokal-Anzeiger“ es in seinem guten Deutsch „ein wahrhaftes Musterwerk deutscher Popularwissenschaft“ genannt habe, daß „Reclam's Universum“ von einem Stück „festgegründeter Welt- und Lebensanschauung“ spräche, das es vermittele, und daß die Berliner „Apotheker-Zeitung“ sein Studium als einen „Genuß“ bezeichne. Referent kann sich solchen Lobeshymnen nicht ganz anschließen. Für ihn ist es vor allem ein sehr zweifelhafter Genuß, bei jeder Seite immer wieder von neuem feststellen zu müssen, was an dem Texte vom Verfasser und was vom Herausgeber stammt. Wirklich sympathisch berührt an dem Buche nur die uneingeschränkte, glühende und zweifellos echte Begeisterung des Herausgebers für den Verfasser. Leider artet diese Begeisterung gelegentlich zu absoluter Kritiklosigkeit aus. Wer den Verfasser persönlich gekannt hat, weiß, wie oft er das fast willenlose Opfer einer vorübergehenden phantastischen Selbsttäuschung war, die seinem kritischen Scharfblick gegenüber manchmal so lange standhielt, daß Meinungen ausgesprochen oder sogar gedruckt werden konnten, die besser unausgesprochen oder ungedruckt geblieben wären. Doch sollte auch der Herausgeber wissen, daß K. solche Entgleisungen, sobald er sie einmal als solche erkannte, sofort preisgab und sie mit einem Scherzwort zur Seite schob. Selbst das freche und boshafte Bubenstück von Steinau, das ein auch nur einigermaßen nüchtern denkender Student sofort durchschaut und a limine abgewiesen hätte, dem K. aber in seinem phantastischen Leichtsinne zum Opfer gefallen war, hat er bald mit einer liebenswürdigen Geste von sich abgeschüttelt. Gerade deswegen kann Ref aber nicht verstehen, warum der Herausgeber noch an dem Märchen festhält, als hinge der Mensch von Combe-Capelle mit dem Orang zusammen und der Neandertaler mit dem Gorilla; Ref. weiß sehr gut, daß K. verhältnismäßig lange an diesem unglücklichen Einfall festgehalten hat und sogar in einem Prioritätsstreit über seine weitere Ausgestaltung verwickelt war, aber er weiß auch, daß K. selbst ihn wieder fallen ließ. Jetzt klammern sich wohl nur mehr Leute vom Schlage Maurus Horsts an diese unglückliche Idee, und glauben ganz ernstlich, daß sich ausgesucht gerade in der Dardogne eine afrikanische Rasse vom Neandertal-Typus und die aus Asien stammende Aurignac-Rasse begegnet wären. Auch Herr Heilborn scheint noch an dieser Idee festzuhalten, und führt ganz ausdrücklich den Menschen von Predmost auf eine Kreuzung des Neandertaler mit dem Aurignac-Menschen zurück. Selbstverständlich muß man jeden nach seiner Fassung selig werden lassen, und es müßte auch Herrn Heilborn unverwehrt bleiben, in einer für Fachleute bestimmten Schrift seine Meinungen zu vertreten; Referent hält es aber nicht für richtig, einstweilen noch ganz ungestützte Auffassungen dem großen Publikum als feststehende Tatsachen aufzutischen (und sie, wie Ref. während der Niederschrift dieser Zeilen einer Zeitungsnotiz entnimmt, sogar in einem „Lehrfilm“ zu propagieren).

Die äußere Aufmachung des Buches entspricht durchaus der Leistungsfähigkeit des Verlagshauses; besonders die zahlreichen Abbildungen verdienen alles Lob, ja ein guter Teil von ihnen, auch von den bunten Tafeln, könnte ganz gut ausfallen, ohne den inneren Wert des Bandes irgendwie zu beeinträchtigen. Abbildungen, wie die von zwei Oberschenkelbruchstücken aus Krapina („das eine gehört einem Neandertaler-, das andere einem Aurignac-Menschen an“), sagen nicht einmal dem Fachmanne etwas, viel weniger dem Laien, für den das Buch doch in erster Linie bestimmt ist; dasselbe gilt von den Schenkelabbildungen auf S. 94 und 287 und von vielen anderen. Schwer verständlich ist die Bezeichnung „nach Heilborn“ bei einer ganzen Reihe von Reproduktionen nach fremden photographischen Aufnahmen. Vermutlich hat Herausgeber sie schon in einer früheren Schrift reproduziert; aber Ref. weiß nicht, ob es auch dann den guten Sitten entsprechen würde, die jedem Fachmanne bekannten Namen der wirklichen Urheber zu verschweigen und den

eigenen Namen an deren Stelle zu setzen. In einer neuen Auflage, die das Buch dank der rührigen Propaganda des Verlagshauses wohl erleben dürfte, könnte das leicht gut gemacht werden. Sachlich noch viel wichtiger wäre es dann aber auch, wenn die feststehenden Tatsachen ganz eindeutig und scharf von bloßen Vermutungen und Meinungen getrennt würden; auch würde das Buch nur gewinnen, wenn die Beiträge des Verfassers und die des Herausgebers leichter auseinander zu halten wären. Ganz dringend ist schließlich der Wunsch nach einer streng einheitlichen Orientierung aller Schädelabbildungen; vor hundert Jahren konnte man freilich die zu zeichnenden Schädel orientieren, wie man gerade lustig war; heute ist die Forderung nach einer einheitlichen Orientierung einfach selbstverständlich. Nicht eine einzige der in dem Buche gegebenen Abbildungen von Schädeln ist nach einer der beiden jetzt üblichen Horizontalebene (der Frankfurter oder der Pariser) orientiert. Ganz besonders kraß ist aber die Orientierung der Abb. 223 auf S. 286, die ganz windschief in den Text hineingesetzt ist, so daß man fast auf die Vermutung kommen könnte, als sollte sie den Überaugenwulst in Seitenansicht zeigen, während sie doch nur ein schlecht orientiertes Bruchstück in Vorderansicht wiedergibt.

v. L u s c h a n.

Krämer-Bannow, Elisabeth: Bei kunstsinnigen Kannibalen der Südsee. Wanderungen auf Neu-Mecklenburg 1908—1909. Mit wissenschaftlichen Anmerkungen von Prof. Dr. Augustin Krämer, XV u. 284 S. mit 142 Strichätzungen nach Federzeichnungen, 8 Autotypien und 7 Karten. Oktav. Berlin, D. Reimer (Ernst Vohsen), 1916.

Ein entzückendes Buch, wie es nur aus der gemeinsamen Arbeit eines so gut auf das Reisen in der Südsee abgestimmten Ehepaares wie des Kraemerschen hervorgehen konnte; es enthält einen vorläufigen populären Bericht über den Abschluß der „Deutschen Marine-Expedition 1907/09“, die nach Stephans frühem Tode von A. Krämer weitergeführt und zu Ende gebracht wurde. Über der mit so großer und hoffnungsvoller Freude begrüßten Expedition schwebte von vornherein ein unglücklicher Stern; eigentlich hätte sie den Ramu erforschen sollen und Arbeiten in Neu-Irland waren nur ganz nebenher in Aussicht genommen gewesen. Daß diese dann in den Vordergrund rückten und der Ramu ganz zurücktrat, kam durch zufällige äußere Verhältnisse zustande, die mächtiger waren, als der Wille des Leiters und der Wunsch des Berliner Museums für Völkerkunde, auf dessen Veranlassung die Expedition unternommen worden war. So hatte ein ethnographisch unerhört reiche Erfolge versprechendes Gebiet gegen ein an sich ganz armseliges eingetauscht werden müssen. Die Tatkraft und der unermüdete Fleiß sämtlicher Teilnehmer hat gleichwohl eine Fülle von erstaunlich wichtigen Ergebnissen gezeitigt, deren Veröffentlichung freilich noch in weiter Ferne zu liegen scheint; so ist zurzeit noch nicht einmal sichergestellt, wie das große, vorwiegend linguistische Material aus dem Nachlasse des zweiten verstorbenen Mitgliedes der Expedition, E. Walden, publiziert werden soll. Die anderen ethnographischen und die anthropologischen Ergebnisse werden in hoffentlich nicht allzu langer Frist von den Herren A. Krämer und O. Schlaginhaufen veröffentlicht werden. Inzwischen muß das Buch von Frau Krämer als ein erster vorläufiger Bericht mit aufrichtiger Dankbarkeit entgegengenommen werden; es gibt sich anspruchslos und „populär“, vermeidet sogar, um nur ja der großen wissenschaftlichen Bearbeitung nicht vorzugreifen, oft scheinbar geradezu ängstlich jedes Eingehen auf ernste wissenschaftliche Probleme, bringt aber doch eine überraschend große Menge von Einzelheiten, die auch für den Fachmann interessant sind.

Das Buch ist noch vor unserem großen Zusammenbruch geschrieben, und man begreift, wie die Verf. sich auch dem Titel des Buches der Bezeichnung „Neu-Mecklenburg“ statt „Neu-Irland“ bedienen mußten. Ich habe mehrfach (Z. f. E. 1898, Verh. S. 391 ff. und Verh. des VII. Internat. Geograph. Kongresses, Berlin 1899, S. 393 ff.) darauf hingewiesen, wie absolut töricht es von einem subalternen Beamten der Neu-Guinea-Gesellschaft gewesen war, die seit 1700 und 1767 üblichen Namen Neu-Britannien und Neu-Irland durch Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg zu ersetzen; es liegt sogar ein ganz formeller Beschluß des Internationalen Geographischen Kongresses von 1899 vor, in dem es wörtlich heißt: „Wo einheimische Namen nicht existieren oder nicht mit Sicherheit ermittelt sind, sind bis auf weiteres die von den ersten Entdeckern gegebenen Namen anzunehmen. Die willkürliche Änderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muß als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.“

Aber wie die Neu-Guinea-Kompagnie, so hat sich auch das Reichs-Kolonial-Amt mit souveräner Gleichgültigkeit über diesen internationalen Beschluß hinweggesetzt und sich derart an den alten Unfug festgeklammert, daß jetzt schon ganze Generationen in der Schule von ihm infiziert sind. Es gab sogar eine Zeit, in der es als „unpatriotisch“ galt, die alten historischen Namen den rein aus der Luft gegriffenen neuen vorzuziehen. Dabei hatten, unabhängig voneinander, Treitschke und ich öffentlich darauf hingewiesen, wie ungleich mehr es einem patriotisch fühlenden Herzen bedeuten müsse, das neue Deutsche Reich als Herr über Neu-Britannien zu wissen, denn über Neu-Pommern. Aber all das war einmal; jetzt wollen wir abwarten, wie sich die neuen Herren mit der Nomenklatur im Bismarck-Archipel abfinden werden; nur wenige Ausländer hatten den Unfug der Umtaufe mitgemacht, weitaus die Mehrzahl haben immer an den alten Namen Neu-Britannien und Neu-Irland festgehalten. Jetzt werden wir abwarten müssen, ob nicht etwa ein besonders chauvinistischer Ausländer nun ein sadistisches Vergnügen darin findet, uns durch die Übernahme der Namen Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg dauernd an unseren traurigen Zusammenbruch zu erinnern. Inzwischen sei hier eine Züricher Dissertation erwähnt, in der ein sonst offenbar sehr gut unterrichteter Kandidat nach-einander Schädel von Neu-Britannien und Schädel aus Neu-Pommern veröffentlicht, als ob sie von zwei ganz verschiedenen Inseln stammen würden. Das ist ein typisches Beispiel für die Verwirrung, die durch törichte Umtaufen auch in wissenschaftlichen Kreisen entstehen muß — ganz zu schweigen von den noch ungleich empfindlicheren Schädigungen von Handel und Verkehr.

v. Lusch an

Ranke, Johannes: Der Mensch. Kleine Ausgabe. Leipzig, Bibliogr. Institut 1920. Zwei Bände, XII u. 284 S., V II u. 180 S. Oktav mit im ganzen 331 Abbildungen, zwei farbigen und 19 schwarzen Tafeln und zwei Karten.

Es ist zweifellos ein sehr glücklicher Gedanke des Verlages gewesen, von Rankes großem zweibändigen Werk, das sich in weiten Kreisen der Studentenschaft und des gebildeten Publikums mit Recht so großer Beliebtheit erfreut hat, eine den jetzigen Zeitverhältnissen entsprechende kleinere Ausgabe zu veranstalten. Der Verfasser hatte schon auf die früheren Auflagen peinliche Sorgfalt verwandt und hat, wie aus der von seinem Sohne, Prof. Dr. Karl E. Ranke, gezeichneten Vorrede zur neuen Ausgabe hervorgeht, auch an dieser noch bis an sein Lebensende gefeilt. So wäre gerade im Rahmen dieser Zeitschrift jedes empfehlende oder anerkennende Wort wenig angebracht, und Referent muß sich darauf beschränken, die Neuerscheinung überhaupt anzuzeigen, die durchaus friedensmäßige Ausstattung der beiden Bände hervorzuheben, dem Herausgeber zu danken und das Bibliographische Institut zu der schönen Leistung auf das herzlichste zu beglückwünschen.

v. Lusch an

Sarre, Friedrich: Die Kunst des alten Persien. IX u. 69 S., Groß-Oktav mit 150 Tafeln und 19 Abbildungen im Text. Berlin, Bruno Cassierer 1922. (Bd. V der von William Cohn herausgegebenen „Kunst des Ostens“.)

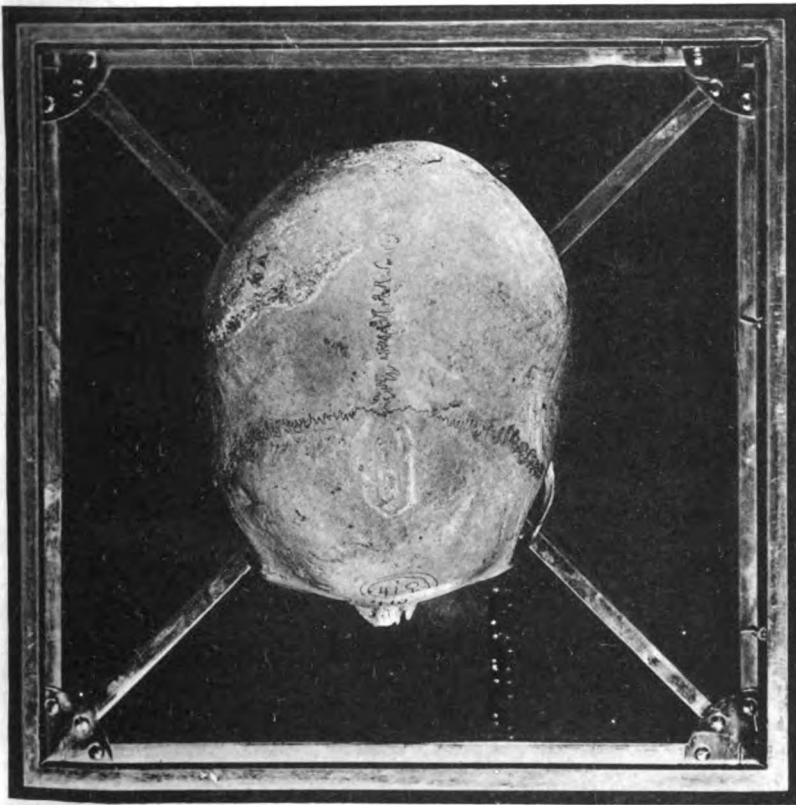
Mit überlegener Sachkenntnis und mit dem feinen Kunstgefühl, das die Fachleute an dem Verf. so hoch schätzen, hat er diesmal klar und übersichtlich alles zusammengestellt, was von altpersischer Kunst bisher auf uns gekommen ist. Der Text ist knapper gehalten, als manche wohl wünschen würden, dafür sind die zahlreichen Abbildungen alle ganz ersten Ranges; viele kennen wir schon aus früheren Veröffentlichungen des Verf., andere, besonders die nach Originalen in russischem Besitze, dürften auch einzelnen engeren Fachleuten noch kaum bekannt gewesen sein. Die Leser dieser Zeitschrift möchte ich vor allem auf den Tafel 49 abgebildeten silbernen Vasenschenkel in Gestalt eines geflügelten Steinbockes aufmerksam machen; er steht wohl auf dem höchsten Gipfel von allem, was wir von persischer Kunst kennen, und übertrifft an Schönheit noch den berühmten silbernen Rhyton aus der Eremitage, der gleichfalls mit einem geflügelten Steinbock geschmückt ist. Die Auswahl der Abbildungen ist, der ganzen Anlage des Werkes entsprechend, fast nur nach rein künstlerischen Gesichtspunkten erfolgt; trotzdem wird auch der Ethnograph bei sorgfältigem Studium des Bandes sicher auf seine Kosten kommen, wobei freilich der Wunsch nicht unterdrückt werden kann, daß eine spätere Zeit uns auch mit den Kleinfunden und der ganzen Fülle des ethnographisch-kulturhistorischen Materials bekannt machen möge, an dem es doch auch im alten Persien nicht gefehlt haben kann. Von diesem ist bisher so gut wie nichts veröffentlicht und vermutlich

wegen seiner „Unscheinbarkeit“ auch kaum viel aufbewahrt worden. In Europa hat man ja erst vor wenigen Jahrzehnten angefangen, sich um den täglichen Hausrat der Alten zu kümmern, und so dürfte es auch in Persien, mit seiner einstweilen noch so geringen Bodenkultur und Erdbewegung für eine umfassende Aufsammlung auch des rein kulturhistorisch wichtigen Überrestes noch nicht zu spät sein. Erst dann wird man sehr viel besser, als dies jetzt nach den Kunstwerken möglich ist, imstande sein, das alte bodenständige, vermutlich dem hethitischen nahe stehende Kulturgut von dem durch spätere Einwanderungen Beeinflußten zu trennen. Einstweilen läßt sich ja von vornherein erwarten, daß sich schon sehr früh babylonischer und assyrischer, später griechischer und römischer Einfluß bemerkbar macht, ebenso dann arabische und zuletzt auch indische Einflüsse anzunehmen sind — aber über alle Einzelheiten sind wir da noch völlig unwissend. Im großen steht es da mit Persien nicht um ein Haar besser, als es im kleinen noch vor rund 50 Jahren mit unseren Kenntnissen von der Hallstätter Kultur stand. Man hatte zwar die schön patinierten Waffen und Schmucksachen von Bronze mit vielem Behagen betrachtet und aufbewahrt, aber das verrostete Eisenzeug, die Topfscherben und hundert andere wichtige Dinge unbeachtet verkommen lassen, bis endlich F e r d. v. H o c h s t e t t e r mit rauher Hand zugriff und wenigstens den letzten Rest des berühmten Grabfeldes nach naturwissenschaftlichen, d. h. auch in diesem Fall kulturhistorischen Methoden untersuchte.

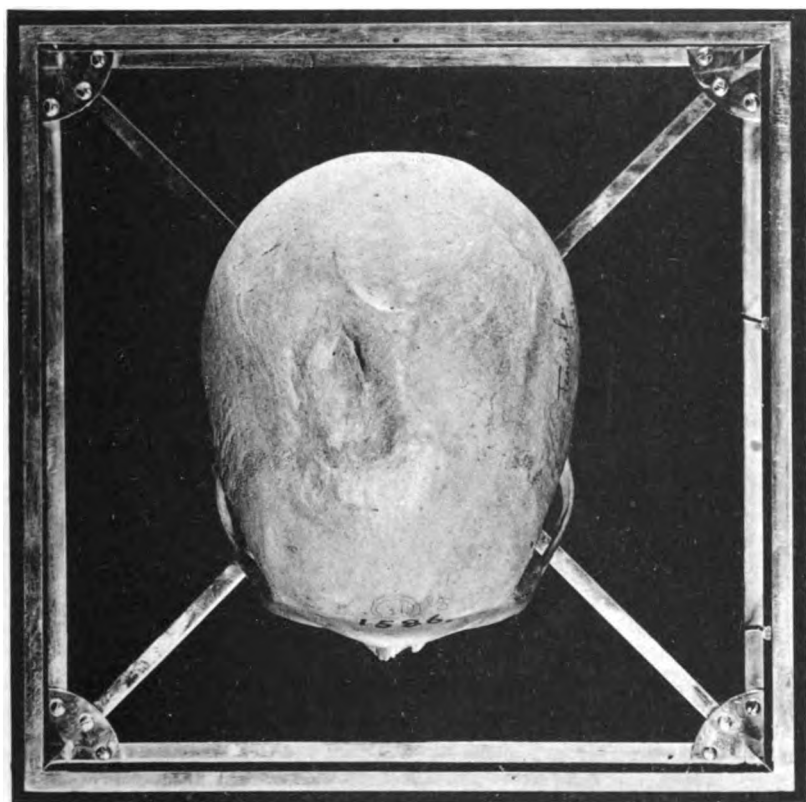
So groß sonst meine Bewunderung für Sarres neues Werk ist, so kann ich diese kurze Anzeige doch nicht schließen, ohne mein Erstaunen über das Motto auszudrücken, das er seinem Vorworte vorausgesetzt hat. Es ist ein Satz von G o b i n e a u. in dem dieser die „Iranier“ als die Verwandten der Skandinavier und Germanen hinstellt. Nun habe ich schon in meiner frühesten Jugend für Gobineaus schön gedrechselte Phrasen nur Geringschätzung empfunden, und sie ist mit dem Alter nicht besser geworden. Auch jetzt empört sich mein anthropologisches Gewissen gegen den von Sarre an eine so in die Augen fallende Stelle gesetzten Text. Was hat G. unter Iraniern verstanden? Ich kenne iranische Sprachen, aber ich kann mir kein Bild von einer iranischen Rasse machen. Das heutige Persisch soll erst mit den Achämeniden nach Persien gekommen sein, und manche stellen sich diese Eroberer als richtige Nordeuropäer vor, also blond, blauäugig und langköpfig — aber das ist einstweilen nur eine Arbeitshypothese, denn noch ist kein einziger Schädel eines Achämeniden zur Untersuchung gelangt, und auch die Porträts der achämenidischen Herrscher und die ihrer Großen gestatten kein sicheres Urteil; nur für die späteren Achämeniden ist schon jetzt völlig klar, daß sie stark mit dem Blute der bodenständigen Bevölkerung durchsetzt sind, die wir uns als mit den Hethitern eng verwandt vorstellen. So erinnert Gobineaus These bedenkllich an die jetzt in manchen Kreisen verbreiteten Lehre von der „arischen Rasse“; auch da wird ein enger Zusammenhang zwischen arischen Sprachen und den alten Nordeuropäern angenommen, dabei aber völlig übersehen, daß gerade die als am meisten arisch zu bezeichnende Sprache, das heutige Armenisch, von Leuten gesprochen wird, die sich durch ihren extrem hohen und kurzen Schädel, ihre dunklen Augen und ihre großen, oft stark krummen Nasen *toto coelo* von den Nordeuropäern unterscheiden und als unmittelbare Nachkommen der alten Hethiter anzusprechen sind. v. L u s c h a n.

R. P. v a n W i n g, *Études Bacongo. Histoire et Sociologie.*
Bibliothèque Congo, No. 3. Bruxelles o. J.

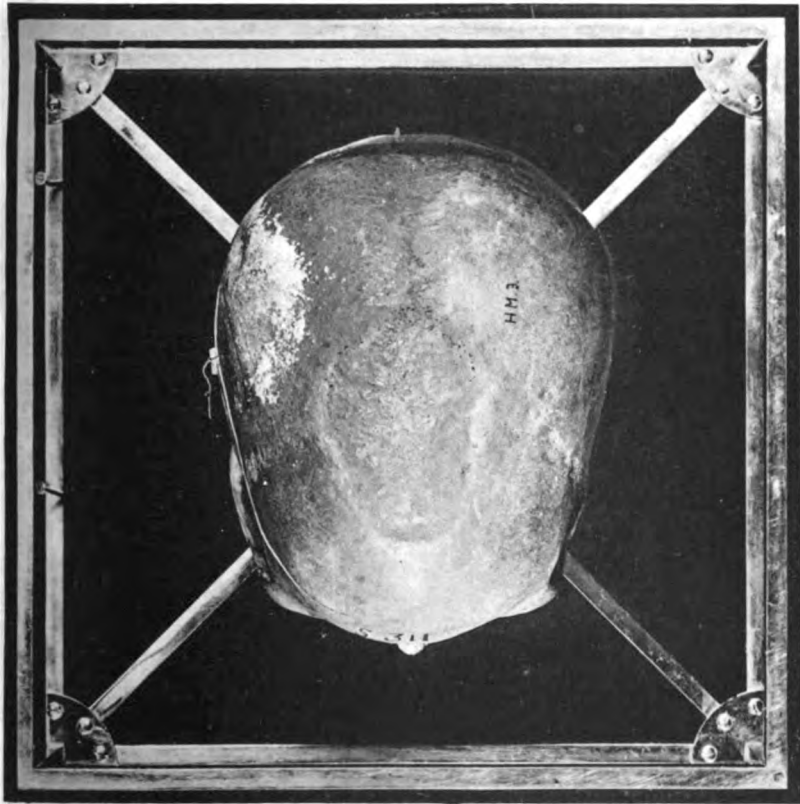
Unter den bisher veröffentlichten Bänden der Kongo-Bibliothek ist der vorliegende Band sicher einer der wertvollsten. Pater W i n g hat als Missionar lange im Lande gelebt und offenbar eine Reihe von Jahren hindurch an Ort und Stelle gründliche und systematische Studien getrieben. Man kommt beim Lesen des Buches bald zu der Überzeugung, daß der Verfasser seinen Stoff durchaus beherrscht und von Dingen redet, die ihm durch persönliche Kenntnis vertraut geworden sind. Es ist so ein Buch zustande gekommen, das überaus reiche und zuverlässige Belehrung bietet. Nach einer geschichtlichen Einleitung über das alte Kongoreich und die früheren Kongomissionen wird der Stamm der Mpangu in allen Richtungen des wirtschaftlichen, sozialen, politischen und religiösen Lebens behandelt. Überall spricht der gründliche Beobachter, dem Sprache und Volkstum etwas Eigenes geworden sind und der die Eingeborenen in ihren eigenen Überlieferungen und Anschauungen, Liedern und Märchen reden läßt und uns so ein Bild gibt, wie wir es in gleicher Lebenstreue von nicht vielen Stämmen besitzen. D. W e s t e r m a n n.



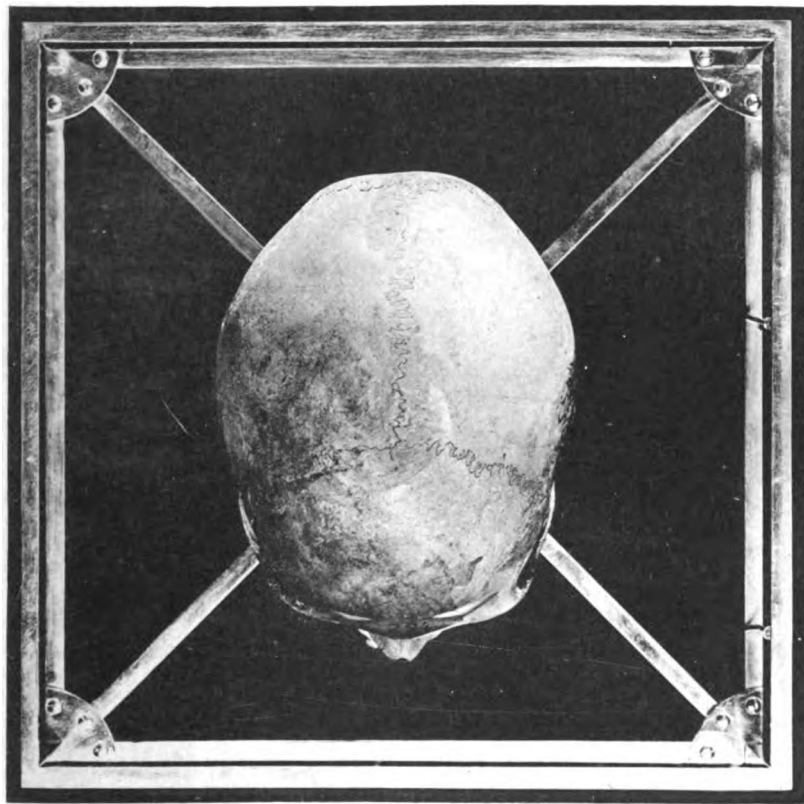
Schädel eines Guanchen.



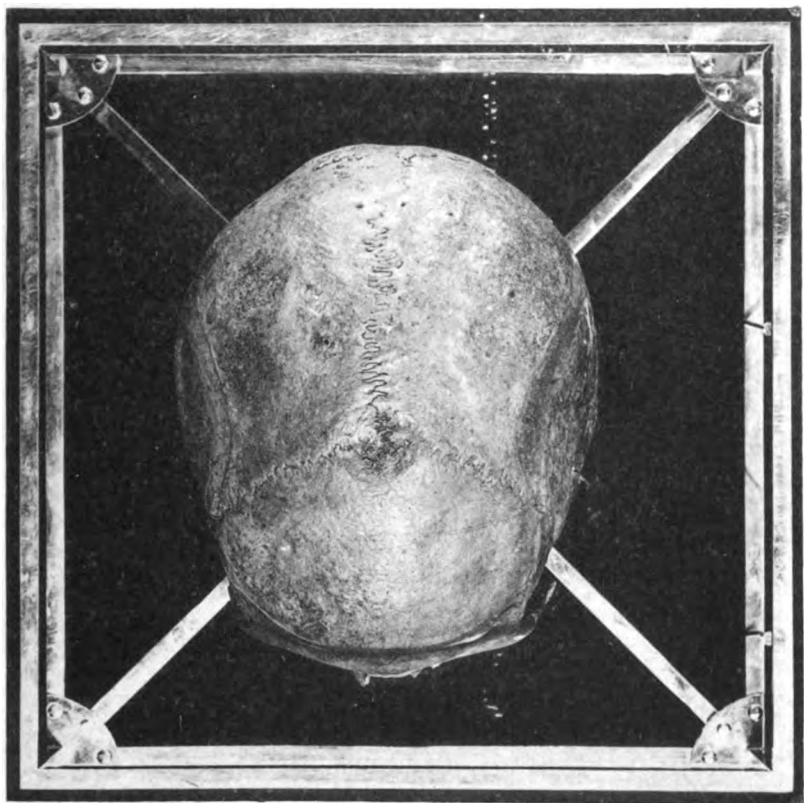
Schädel eines Guanchen.



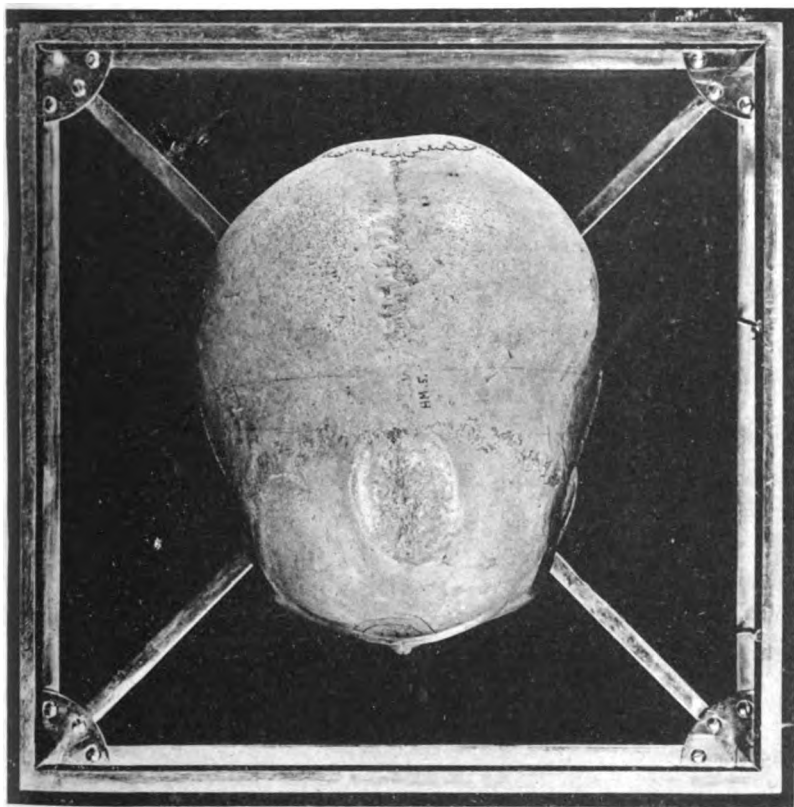
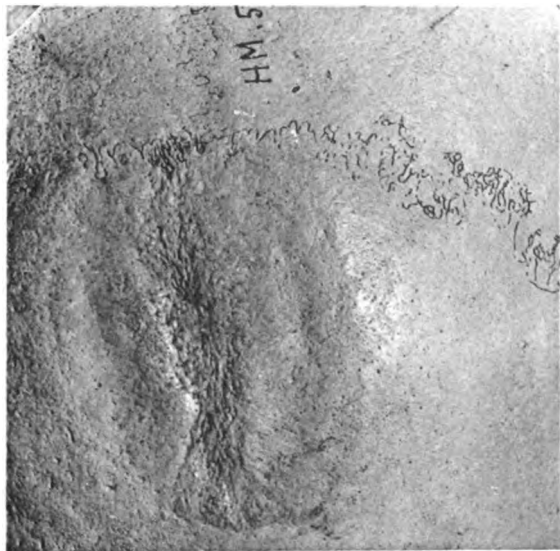
Schädel eines Guanchen.



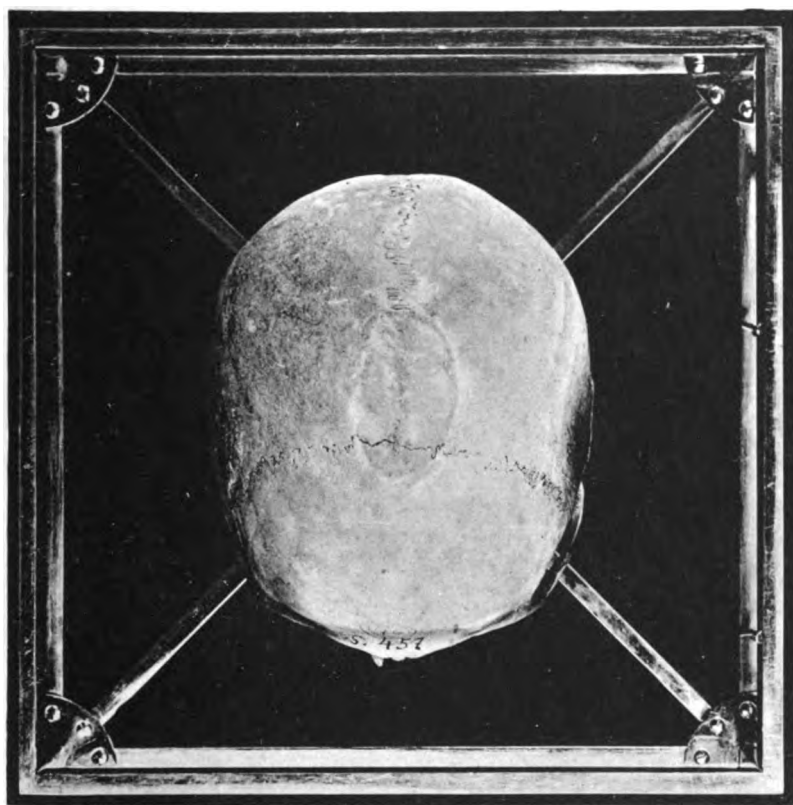
Schädel eines Guanchen.



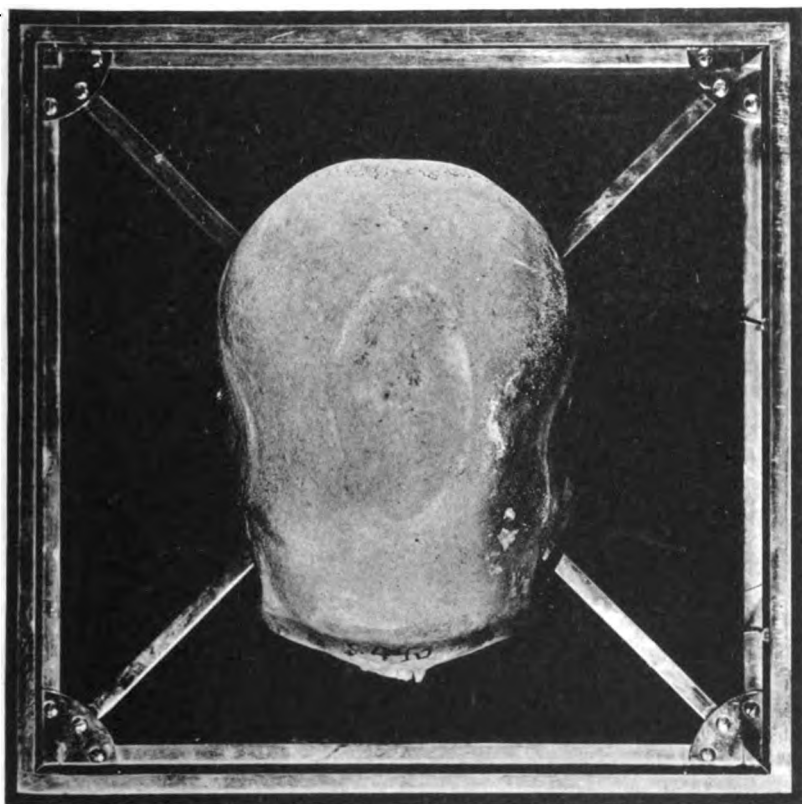
Schädel eines Guanchen.



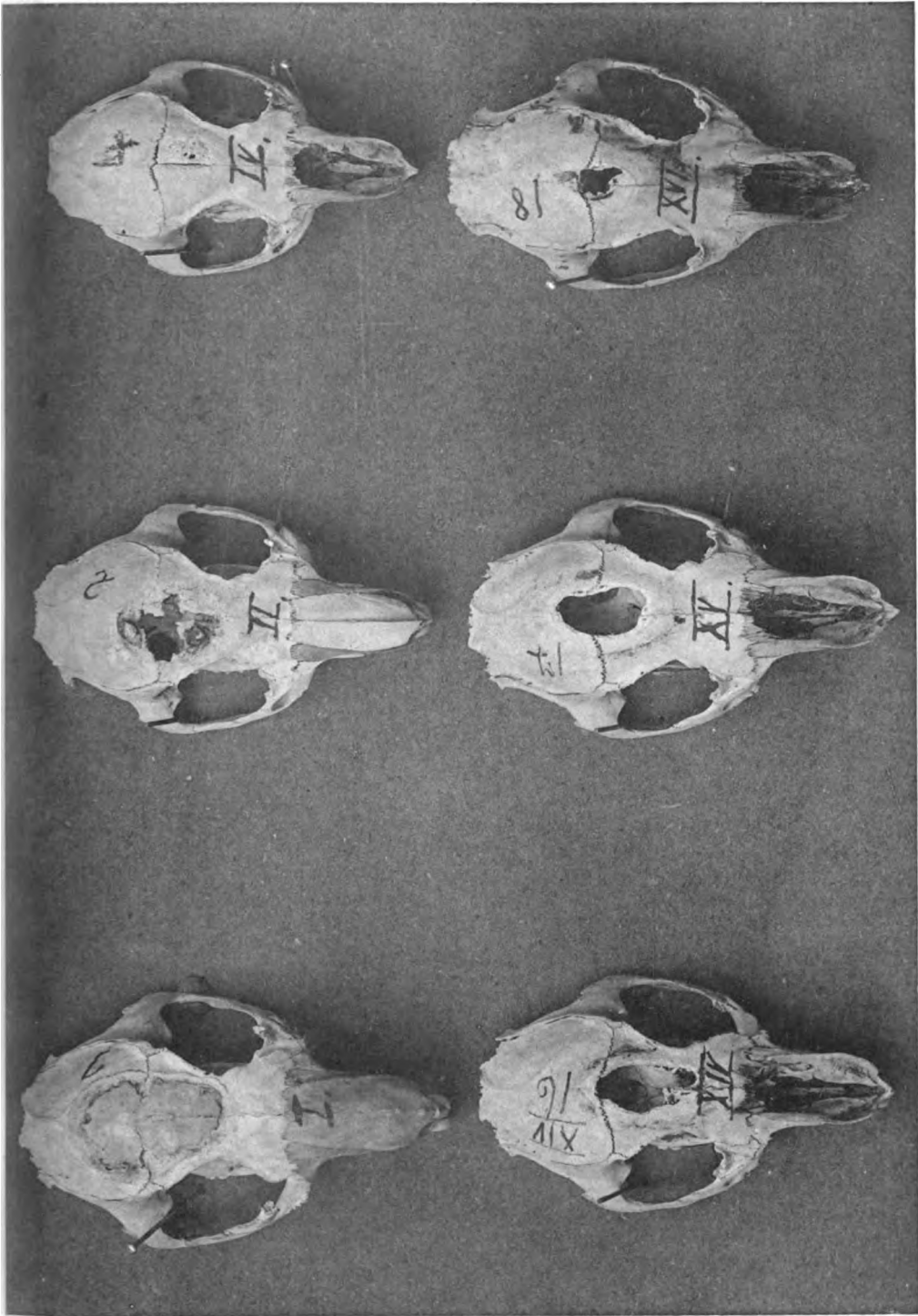
Schädel eines Guanachen.



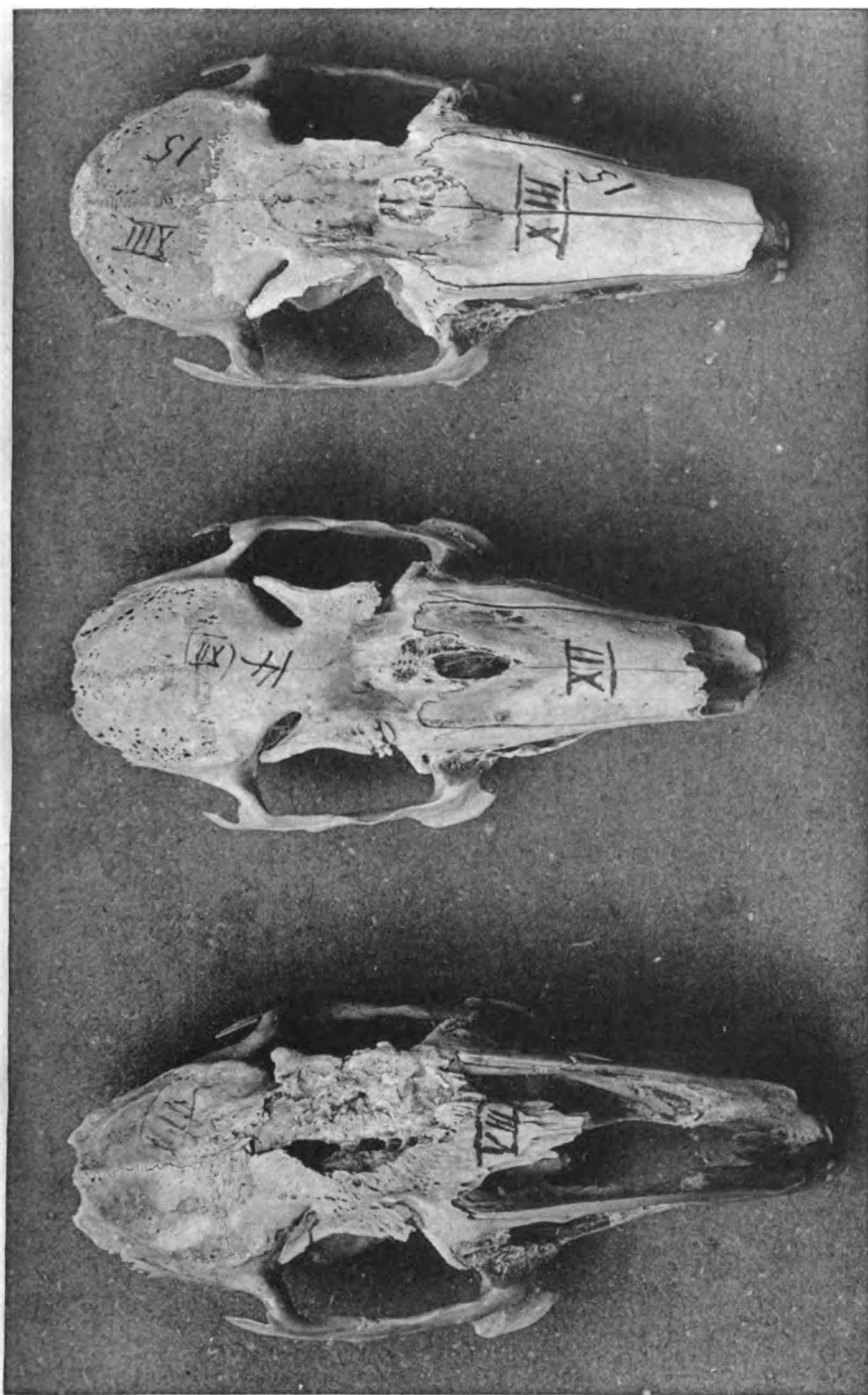
Schädel eines Guanchen.



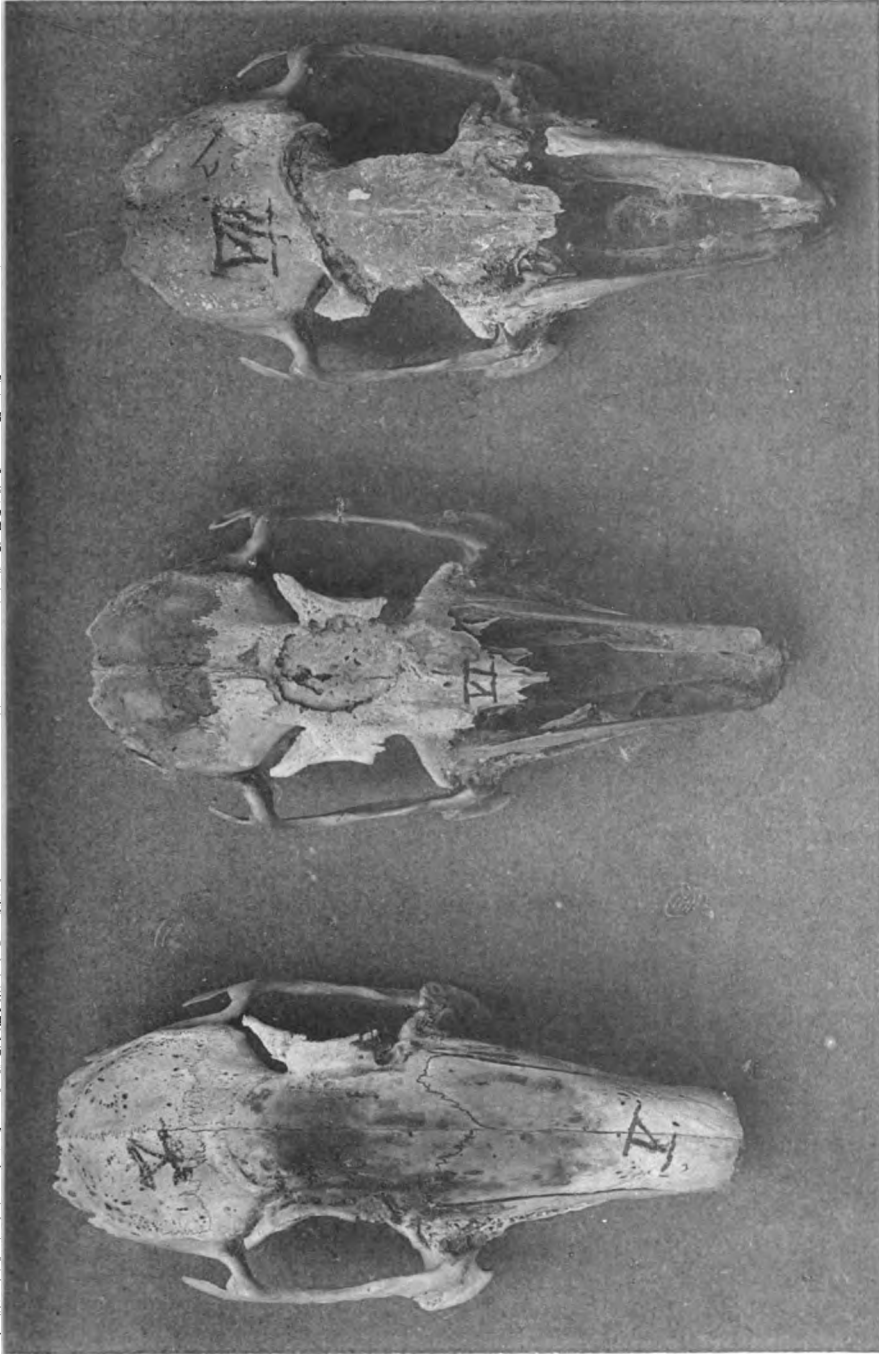
Schädel eines Guanchen



Schädel von Meerschweinchen, von denen die drei oberen mit Ätzmitteln behandelt, die drei unteren kauterisiert wurden.



Schädel von Kaninchen, von denen das erste mit einem Ätzmittel behandelt wurde, die zwei anderen kauterisiert worden waren.



Schädel von Kaninchen, die mit ätzenden Salben behandelt worden waren.

mi
en
en
o

mit
en

en

o

I. Abhandlungen und Vorträge.

Über Petroglyphen bei Assuan und bei Demir-Kapu.

Von

Felix v. Luschan.

Petroglyphen (Felszeichnungen)¹⁾ sind nahezu über die ganze Erde verbreitet, soweit wenigstens die äußeren Bedingungen für sie (größere und mehr oder weniger glatte Fels- oder Steinflächen) vorhanden sind. Sie fehlen also selbstverständlich in weiten steinlosen Ebenen, in den großen Lößgebieten von China, in Unter-Ägypten und auch in den

¹⁾ Für solche Steinzeichnungen finden sich in der Literatur gelegentlich auch Worte wie Graffito oder Sgraffito. Ich möchte den Gebrauch beider dieser Worte für die uns hier beschäftigenden Felszeichnungen lieber vermeiden, weil sie zweideutig sind. Unter Sgraffito (vom italienischen *sgraffiare*, kratzen) versteht man in der Regel eine in Italien schon sehr früh vorkommende und von italienischen Handwerkern und Künstlern vielfach auch nach Deutschland verpflanzte Technik, bei welcher auf den gewöhnlichen Wandbewurf noch eine dünne Schicht aus Kalk, Sand, Kohlenstaub oder irgendeiner rötlichen oder braunen Farbe aufgetragen wird, die man dann noch hell übertüncht. Ehe diese Tünche und der unter ihr liegende Wandbewurf hart geworden sind, werden allerhand Ornamente, gelegentlich auch Inschriften, in sie eingeritzt, die sich dann sehr schön als dunkle Verzierungen vom hellen Grunde abheben. Unter Graffito hingegen verstehen manche Autoren eine Technik, bei der figürliche Darstellungen und Ornamente aus bunten Steinen in weiße Marmorplatten eingelegt wurden. Sonst pflegt man das Wort meist für die verschiedenartigsten kleinen, oft improvisierten Inschriften auf Haus-, Tempel- oder auch Theaterwänden zu gebrauchen, die uns gelegentlich auch aus der Antike überkommen sind, und vor allem auch auf die häufig sehr obscönen, meist aber kindischen und albernen Kritzeleien, von denen es heißt: *nomena stultorum inveniuntur ubique locorum*. Auf die Bezeichnungen Graffiti und Sgraffiti werden wir also wohl besser verzichten. Da aber auch das deutsche Wort „Steinzeichnungen“ sehr vieldeutig ist, scheint es mir immer noch am zweckmäßigsten, für die uns hier beschäftigenden primitiven mit Stein auf Stein geschlagenen Bilder, Zeichen usw. das Wort „Petroglyphen“ zu gebrauchen.

Bei dieser Gelegenheit darf vielleicht auch erwähnt werden, daß in Südafrika die Buren ganz allgemein behaupten, diese Petroglyphen seien von den Buschmännern nur mit einem einzigen, in der Faust gehaltenen spitzen Stein eingeschlagen worden, nicht etwa mit zwei, in der Art von Hammer und Meißel verwandten Steinen. Zweimal wurde mir sogar ganz ernsthaft versichert, die Buschmänner hätten für diese Arbeit einen großen in der Faust gehaltenen Diamanten benutzt; das ist selbstverständlich an sich albern, aber ein leicht anzustellender Versuch zeigt, daß es in der Tat möglich ist, nur mit einem Stein, also mit einer Art Meißel, ohne Hammer, einigermaßen ähnliche, aber höchst unvollkommene und kindische Leistungen zu vollbringen. So ist wirklich nicht gut einzusehen, warum die Leute sich gerade diese Arbeit so sehr erschwert haben sollten, während sie doch sonst sich bei der Herstellung ihrer Bogen und Pfeile, ihrer Sandalen und ihrer Fellmäntel als vollendete Meister in allerhand Techniken erwiesen.

Nach eigenen Versuchen möchte ich allerdings annehmen, daß zur Herstellung der uns bis jetzt beschäftigenden Petroglyphen wirklich Meißel aus Stein, nicht aus Eisen verwendet wurden; nun waren aber die Buschmänner wohl meist in der Lage, sich einzelne eiserne Geräte bei ihren großen dunklen Nachbarn zu verschaffen. Daraus ist aber mit einiger Sicherheit der Schluß abzuleiten, daß diese Petroglyphen wesentlich älter sind, als man bisher meist angenommen hat und daß sie aus einer Zeit stammen, in der die verschiedenen menschlichen Gruppen in Südafrika völlig anders verteilt waren, als uns das für die letzten Jahrhunderte bekannt ist.

meisten tropischen Urwäldern. Aber sonst sind sie derart über die Erde zerstreut, daß man an einen einheitlichen Ursprung für sie wohl kaum wird denken dürfen, sondern mit einiger Sicherheit annehmen kann, daß da und dort die Menschen ganz unabhängig voneinander und aus völlig verschiedenen Gründen auf die Herstellung solcher Bilder

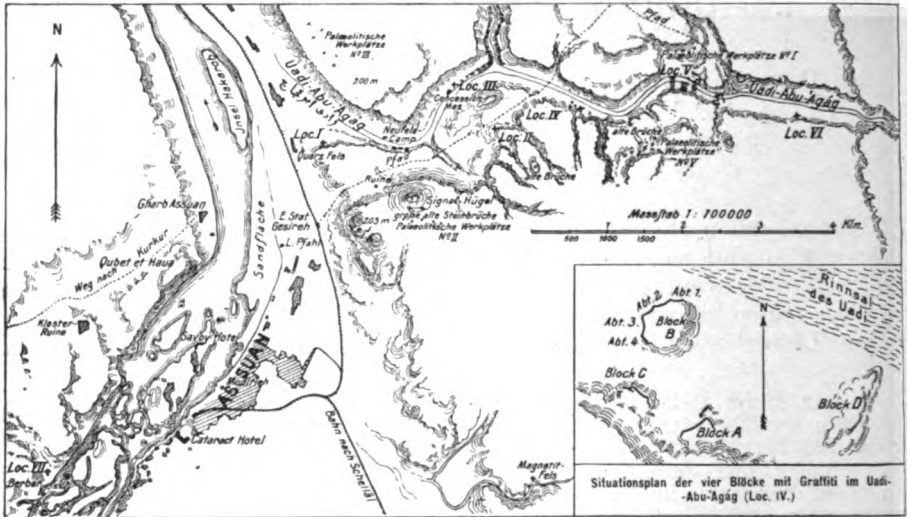


Abb. A. Kartenskizze der Umgebung von Assuan nach Schweinfurth.

verfallen sind. In einzelnen Fällen wird man vielleicht an Jagdzauber denken dürfen, in anderen, wie Koch-Grünberg in seinem schönen Buche über südamerikanische Felszeichnungen (Wasmuth, Berlin, 1907) gezeigt hat, gelegentlich auch nur an bloße Langeweile, und das be-

𐩧𐩢𐩨𐩣𐩠𐩤

Schrift interpretiert nach G. Müller

𐩧𐩢𐩨𐩣𐩠𐩤 𐩠𐩤

Schrift und Bild sind zusammengehörig.



Abb. B. Assuan, nach Schweinfurth. Schrift, Kamel mit Führer. Die zum Bilde gehörige Schrift ist aus der Zeit der VI. Dynastie.

sonders an Orten, an denen die Eingeborenen etwa an einem Flußübergange häufig tagelang auf das Sinken des Wassers zu warten gezwungen sind. Wieder an anderen Orten mag es sich um richtige „Zinken“ im Sinne unserer Gaunersprache handeln, ein anderes Mal vielleicht wieder um ganz harmlose Mitteilungen für später kommende Stammesgenossen. Häufig finden wir sie in der unmittelbaren Nähe von Flußübergängen, von Quellen, von Gebirgspässen oder auch an Orten, von denen ein weiter Ausblick auf die Landschaft möglich ist.

Gut beobachtende Reisende haben mehrfach und sicher völlig unabhängig voneinander auch festgestellt, daß derartige Petroglyphen gelegentlich unmittelbar nebeneinander vorkommen und doch stilistisch und zeitlich sehr weit voneinander entfernt sein können.

Die Technik dieser P. ist eine überaus einfache; auf die glatte Steinfläche werden mit einem primitiven und offensichtlich ganz roh zugeschärften Steinmeißel kleine Vertiefungen eingeschlagen, bei denen

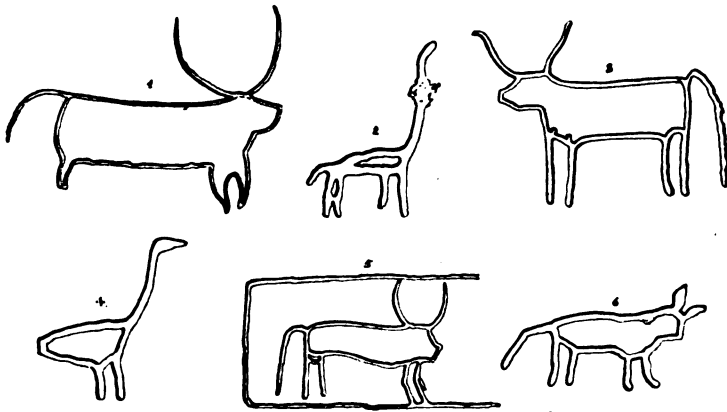


Abb. C. Assuan, nach Schweinfurth,
1, 3 und 5 Rinder, 2 Giraffe, 4 Trappe, 6 Hyäne.

es immer zu unregelmäßigen Absplitterungen kleiner und kleinster Steinpartikelchen kommt, so daß eine solche Steinzeichnung aus lauter einzelnen nebeneinander liegenden unregelmäßigen Vertiefungen besteht, die oft nur bei einer ganz bestimmten Beleuchtung überhaupt sichtbar sind und besonders bei zerstreutem Licht leicht ganz übersehen werden können. Dabei

scheint es mir ziemlich unwesentlich, ob bei diesen Bildern, wie es manchmal vorkommt, nur die Umrisse in solcher Art ausgeführt werden oder die ganzen Flächen des Bildes. Von großer Bedeutung ist aber der Farbenunterschied, der sich fast

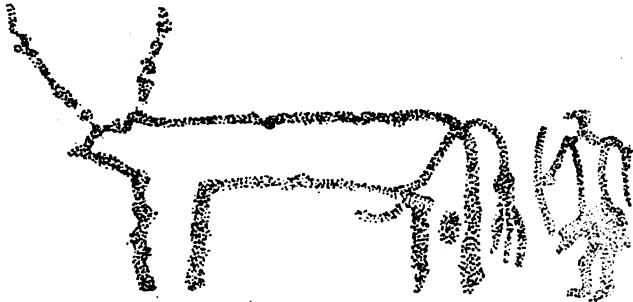


Abb. D. Assuan, nach Schweinfurth. Bulle und Mann.

regelmäßig zwischen dem eingeschlagenen Bild und der glatten Grundfläche einstellt. In der Regel verwittern sowohl Sandstein- als auch glatte Basaltflächen, derart, daß sie im Laufe von tausenden und vielleicht auch zehntausenden von Jahren eine ziemlich tiefgehende, harte und glänzende Patina annehmen, wie man sich durch einen Hammerhieb am Rande eines solchen Steines leicht überzeugen kann. In ganz gleicher Weise aber verwittern auch die eingeschlagenen Zeichen; so lange sie frisch sind, erscheinen sie fast ausnahmslos sehr viel heller als wie ihre glatte dunkle Umgebung; je älter sie werden, um so mehr nehmen auch sie dieselbe Art von Patina an wie die unberührten Flächen in ihrer Umgebung. Ich habe selbst an südafrikanischen Petroglyphen, von denen ich eine sehr schöne Serie in das Berliner Museum bringen konnte,

festgestellt, daß nicht selten die eingetieften Bilder noch sehr viel dunkler werden, als ihre Umgebung, was vermutlich damit zusammenhängt, daß Tau und Regen in den rauhen und vertieften Stellen ungleich länger haften bleiben und fortwirken, als wie auf der glatten unberührten Oberfläche.

Am bekanntesten unter allen Petroglyphen dürften wohl die südafrikanischen sein, die man bis in die letzten Jahre völlig unbedenklich den Buschmännern zugeschrieben hat. Auch ich selbst habe in verschiedenen Berichten über meine südafrikanische Reise ohne jedes Zögern diese Petroglyphen den Buschmännern zugeschrieben und sie als verhältnismäßig rezent, im besten Falle nur für einige Jahrhunderte alt bezeichnet. Seither bin ich besonders durch die wunderbaren Wand-



Abb. E. Assuan, nach Schweinfurth.
Reiter mit Speer.

malereien und Petroglyphen in Spanien anderer Meinung geworden und nehme jetzt an, daß die südafrikanischen Felsmalereien und Steinzeichnungen mit den Buschmännern nicht das Allergeringste zu tun haben, sondern enge mit den nordwesteuropäischen und nordafrikanischen zusammenhängen, also wohl auf uralte hamitische Wanderungen zu beziehen sind.

Die wertvollsten Angaben über nordafrikanische Petroglyphen sind Georg Schweinfurth zu verdanken. Man wird gut tun, sie in dieser Zeitschrift einzeln aufzusuchen und genau zu studieren. Hier möchte ich ganz besonders nur auf die Abhandlung in Bd. 44, 1912, S. 627 ff., aufmerksam machen, aus welcher ich hier mit gütiger Erlaubnis des Verfassers die wichtigsten Abbildungen reproduzieren darf. Sie finden sich, wie aus der Kartenskizze hervorgeht, an Stellen in

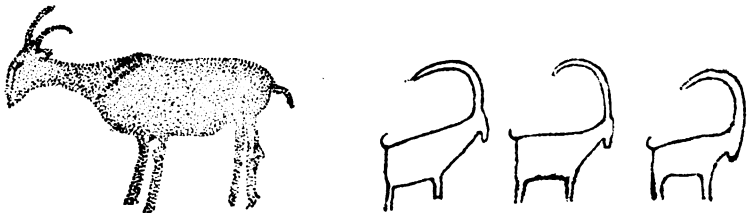


Abb. F. Assuan, nach Schweinfurth. Ziege und Steinböcke.

der unmittelbaren Umgebung von Assuan, in einem Gelände, das in sehr auffallender Weise an das sofort zu erwähnende Vorkommen bei Demir-Kapu erinnert. Für Assuan ist von Schweinfurth mit voller Sicherheit festgestellt, daß die dortigen Petroglyphen ganz verschiedenen Epochen angehören. Einige mögen noch prähistorisch sein, aber es gibt da auch hieratische Zeichen aus der Zeit des alten Reiches, eine Inschrift aus der Zeit der XVIII. Dynastie und kufische Zeichen aus früh arabischer Epoche. Genau so sind auch die Tierbilder sicher aus ganz verschiedenen Zeiten. In diesem Zusammenhang darf vielleicht auch an die französische Inschrift aus dem Jahre 1799 auf der benachbarten Insel Philae erinnert werden, die das Andenken an den ägyptischen Feldzug Napoleons in monumentaler Weise festhält und erst recht an die großen historischen Inschriften an der Mündung des Nahr el Kelb bei Beirût, die, vivo saxo inscriptae, von den

weitausgreifenden Unternehmungen von Rhamses II und von Sanherib^b berichten, deren Beispiel dann von Sultan Selim († 1520) und 1861 von den Franzosen befolgt wurde.

Wirkliche Petroglyphen im engeren Sinne des Wortes sind bisher aus dem eigentlichen Vorderasien ganz unbekannt gewesen. Um so größer ist das Verdienst von Herrn Plueschke, der während des Krieges einen längeren Aufenthalt in Demir-Kapu auf der Karawanenstraße Nesibin-Mossul u. a. auch dazu benutzt hat, die da von ihm entdeckten und seither auch von anderen gesehenen Petroglyphen sorgfältig zu studieren und zu zeichnen. Für photographische Aufnahmen sind solche Petroglyphen meist sehr wenig geeignet; Immerhin hat Herr Plueschke einige solche Aufnahmen mitgebracht, die zwar an sich nur schlecht reproduzierbar wären, aber doch die peinliche Sorgfalt erkennen lassen, mit der seine Zeichnungen hergestellt sind. Seinem im nachfolgenden abgedruckten Berichte habe ich kaum etwas beizufügen, nur möchte ich in einigen wenigen Worten die Frage aufwerfen, welcher Bevölkerungsgruppe die Mehrzahl dieser Petroglyphen angehören mag. Sie befinden sich auf einem Gebiete, das fast noch als hethitisch bezeichnet werden muß. Das älteste, was uns bisher an hethitischen Bildwerken bekannt ist, habe ich in den „Ausgrabungen in Sendschirli“, Bd. III (1902, bei G. Reimer, Berlin) auf den Tafeln XXXIV bis XXXVI zur Darstellung gebracht. Niemand

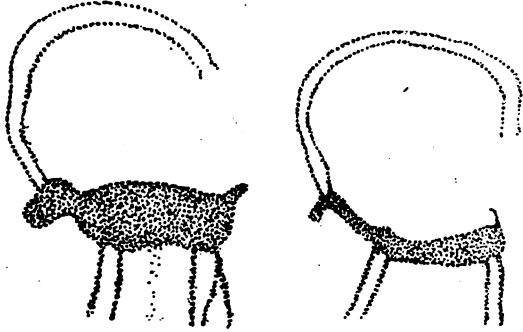


Abb. G. Assuan, nach Schweinfurth. Steinböcke.

wird behaupten wollen, daß diese Reliefs, so primitiv sie auch sind, stilistisch oder zeitlich in einem nahen Zusammenhang mit den Petroglyphen von Demir-Kapu stehen; wenn jemand diese gleichwohl als proto-hethitisch bezeichnen will, so mag er es tun — aber er wird kaum auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen. Da aber mindestens die überwiegende Mehrheit dieser Petroglyphen unzweifelhaft sehr alt ist, würde man kaum umhin können, sie als vorhethitisch zu betrachten. Damit ist aber sofort die alte Frage wieder aufgeworfen, was für eine Art Menschen vor den Hethitern, also sagen wir etwa vor dem 3. oder 4. vorchristlichen Jahrtausend in Nord-Syrien gesessen. Persönlich habe ich seit rund 30 Jahren die Meinung vertreten, daß die Hethiter als eine Art Urbevölkerung von Syrien zu gelten hätten, und als sie aus Innerasien einwanderten, Syrien so gut wie unbewohnt antrafen und so im Laufe von vielen Jahrtausenden ihren eigenartigen Typus, besonders ihre

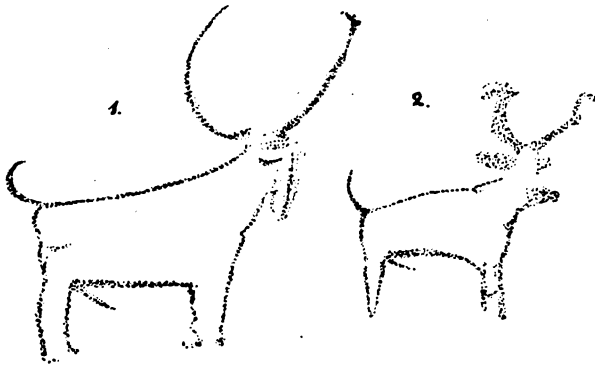


Abb. H. Assuan, nach Schweinfurth.
Wasserbock und Sömmerings-Antilope.

großen Nasen, gleichsam rein züchten konnten. Mein römischer Kollege Giuseppe Sergi hat dieser Meinung immer in denkbar freundlichster Form; aber doch mit großer Hartnäckigkeit widersprochen und auch für Syrien eine den Hethitern vorangegangene in die mediterrane Gruppe gehörige Urbevölkerung proklamiert, ohne zwingende Gründe und gleichsam mit einem kategorischen *sic volo, sic jubeo* oder mit einem *car tel est mon plaisir*, wie ich ihm im Laufe einer Diskussion auf einem Internationalen Anthropologen-Kongreß in Mos-

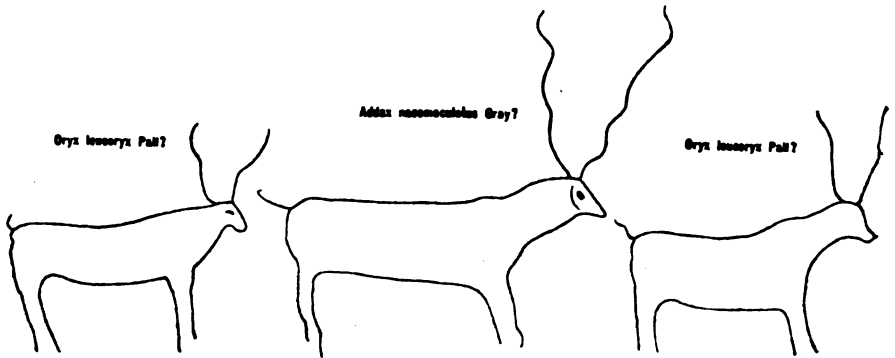


Abb. J. Assuan, nach Schweinfurth. Mendes- und Leukoryx-Antilopen.

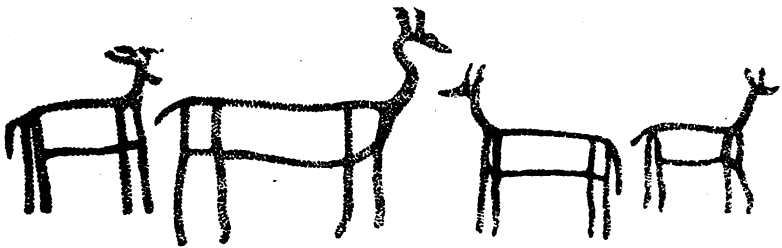


Abb. K. Assuan, nach Schweinfurth. „Geometrische Zeichnungen von Equiden“.



Abb. L. Assuan, nach Schweinfurth.
Hyäne und Mann mit Speer und Schild und „Wildschwein“.

kau vorgeworfen habe. Er hat mir das nicht weiter übel genommen, da wir damals bereits in vieljähriger Freundschaft verbunden gewesen waren, und ich würde heute auf diese alte Streitfrage nicht zurückkommen, wenn nicht durch die Petroglyphen von Demir-Kapu vielleicht doch eine Brücke von Nordsyrien nach den übrigen Mittelmeerlandern geschlagen werden könnte. Ich glaube nicht, daß unsere gegenwärtigen Kenntnisse auch nur entfernt ausreichen, das Problem restlos lösen zu können. Aber es scheint mir doch richtig, es hier wenigstens zu streifen und damit die Erklärung zu verbinden, daß mir die alte Auffassung G. Sergi's jetzt nicht mehr so unhaltbar erscheint, als wie

vor dem Bekanntwerden der Entdeckung von Herrn Plueschke. Jedenfalls scheinen die Petroglyphen von Demir-Kapu denen von Assuan und anderen nordafrikanischen Fundorten stilistisch so nahe zu stehen, daß ich lieber an einen tatsächlichen Zusammenhang als an bloße Konvergenz denken möchte.

Meine Absicht, Herrn Plueschkes schöne Zeichnungen in einer mit ihm gemeinsamen Arbeit zu erläutern und mit Petroglyphen verwandter Kulturkreise zu vergleichen, ist durch seinen frühen Tod vereitelt worden. So erscheint es

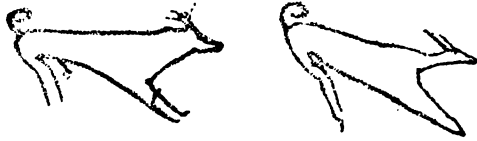


Abb. M. Assuan, nach Schweinfurth.
Tessem-Hunde.

mir jetzt richtig, einfach nur seinen kurzen Text, wie er ihn ursprünglich mit den Abbildungen eingesandt hat, im nachfolgenden hier völlig unverändert und zwischen „Gänsefüßchen“ zum Abdruck zu bringen und so das kostbare von ihm hinterlassene Material einem möglichst großen Kreis von Fachleuten zugänglich zu machen und so am sichersten zur Lösung eines interessanten Problems und ebenso auch zur Aufsuchung und Veröffentlichung weiterer Petroglyphen beizutragen.

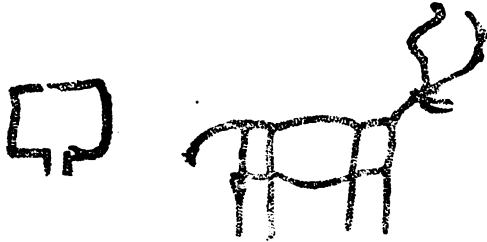


Abb. N. Assuan, nach Schweinfurth.
„Opfertisch und Kuhantilope.“

Herrn Plueschkes Text bringe ich nun hier, wie schon gesagt, völlig unverändert zum Abdruck, obwohl ich nicht jeder Einzelheit ganz unbedingt beipflichten möchte; ich tue das nicht nur aus Pietät gegen den Verstorbenen, sondern auch in der Überzeugung, daß gerade dadurch mancher Leser zu besonders kritischer Betrachtung des ganzen Problems angeregt werden dürfte.

„Unterm 59° 32' östlicher Länge (Ferro) und 36° 58' nördlicher Breite¹⁾ schneidet die uralte Karawanenstraße Nesibin-Mossul einen Bach, welcher auch in der trockensten Sommerperiode reichlich klares und süßes Wasser führt. Ein riesiger Hain bietet hier den Karawanen Unterkunft, deren Tiere in der Nähe reichliche Weide vorfinden.

Ein militärisches Kommando fesselte mich auf beinahe neun Monate an diese Stelle und gab mir Zeit und Muße, mich mit dieser kulturhistorisch recht interessanten Gegend eingehend zu beschäftigen.

Der Bach entspringt an einer in nördlicher Richtung etwa 20 km entfernt gelegenen kleinen Vulkankuppe. Kurz bevor er die Straße schneidet, stößt er auf einen nicht sehr mächtigen aber um so breiteren Lavastrom, den er in einem breiten Tale durchbricht, daher der Name der Gegend: Demir Kapu, d. h. Eisernes Tor; „eisern“ wohl wegen der Farbe und Schwere der Lavablöcke.

Dieses Tal muß schon in der frühesten Zeit bewohnt und später auch gut bebaut gewesen sein; heute aber ist von Ackerbau nichts mehr zu bemerken, und selten verirrt sich ein Kurdenstamm hierher, um einige Fleckchen Mais anzubauen.

¹⁾ Nach der militärischen Karte der Etappenstraße Ras el Ain-Samarra.

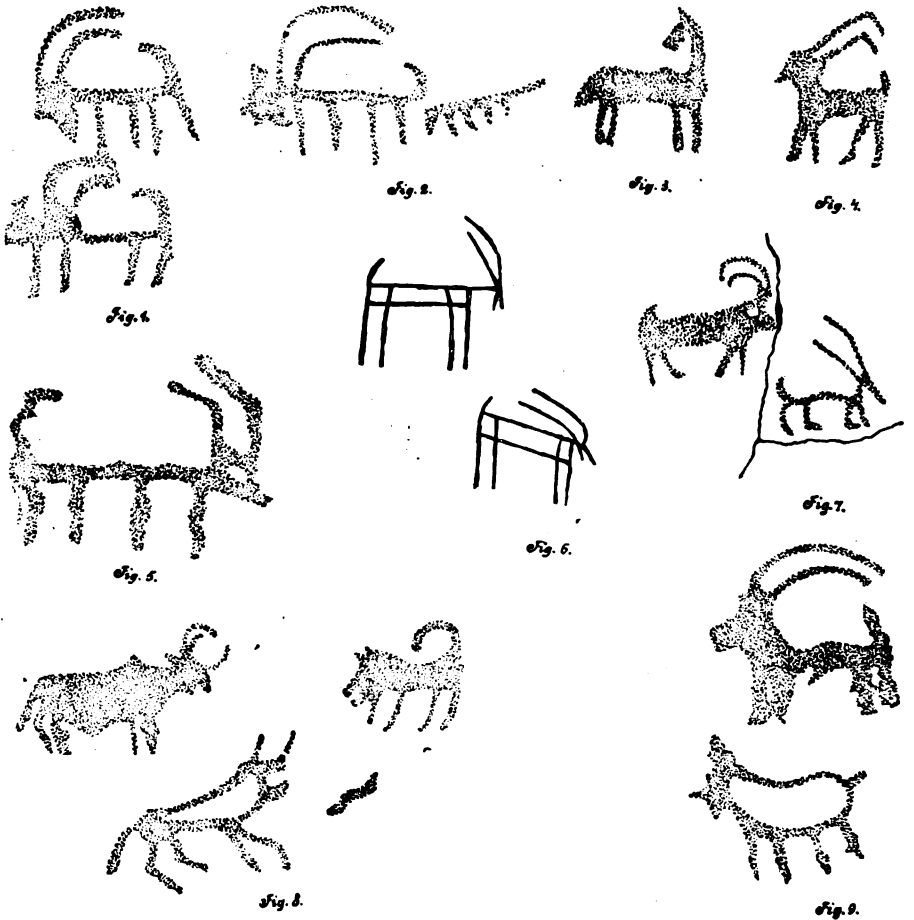
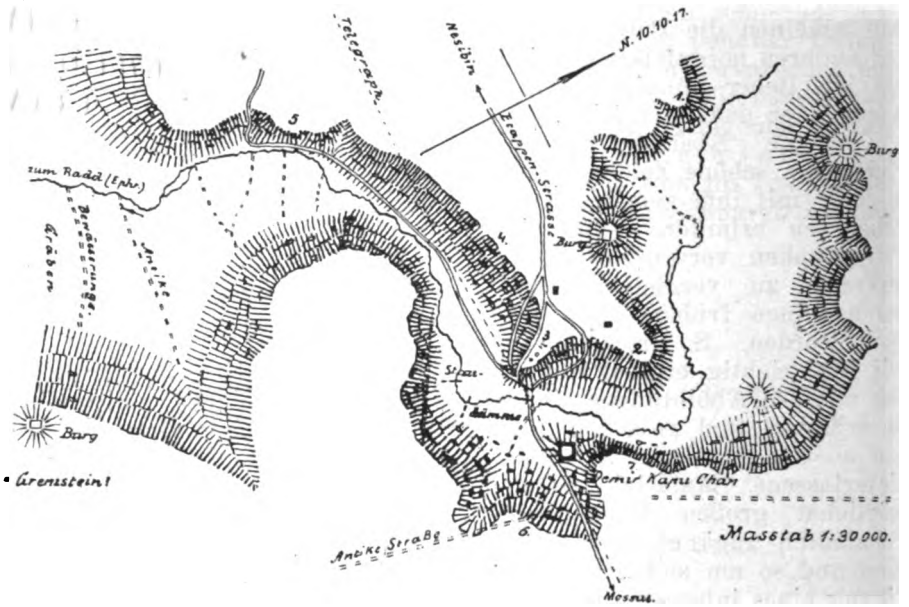




Fig. 12.



Fig. 11.

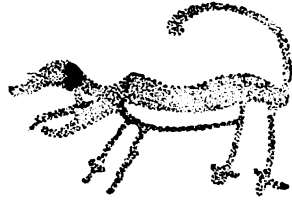


Fig. 12.



Fig. 13.



Fig. 14.



Fig. 15.



Fig. 17.



Fig. 16.

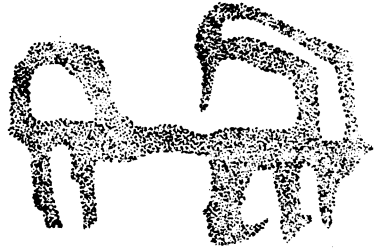


Fig. 19.

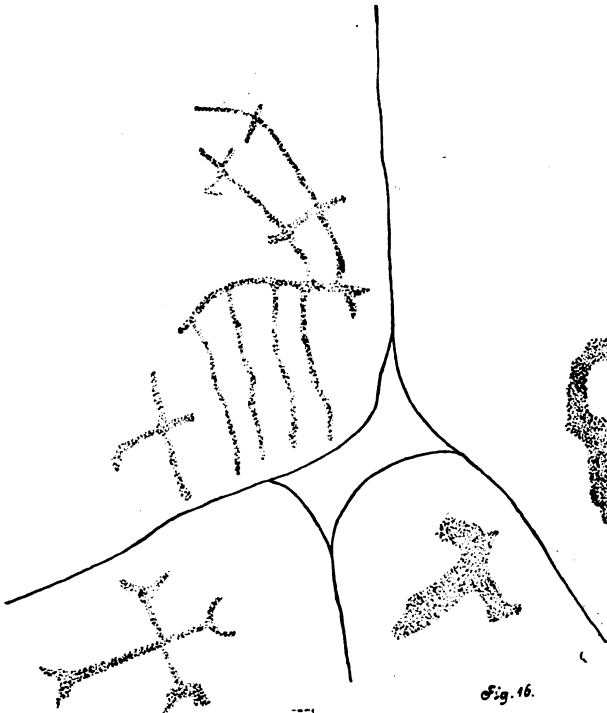


Fig. 16.

meisten tropischen Urwäldern. Aber sonst sind sie derart über die Erde zerstreut, daß man an einen einheitlichen Ursprung für sie wohl kaum wird denken dürfen, sondern mit einiger Sicherheit annehmen kann, daß da und dort die Menschen ganz unabhängig voneinander und aus völlig verschiedenen Gründen auf die Herstellung solcher Bilder

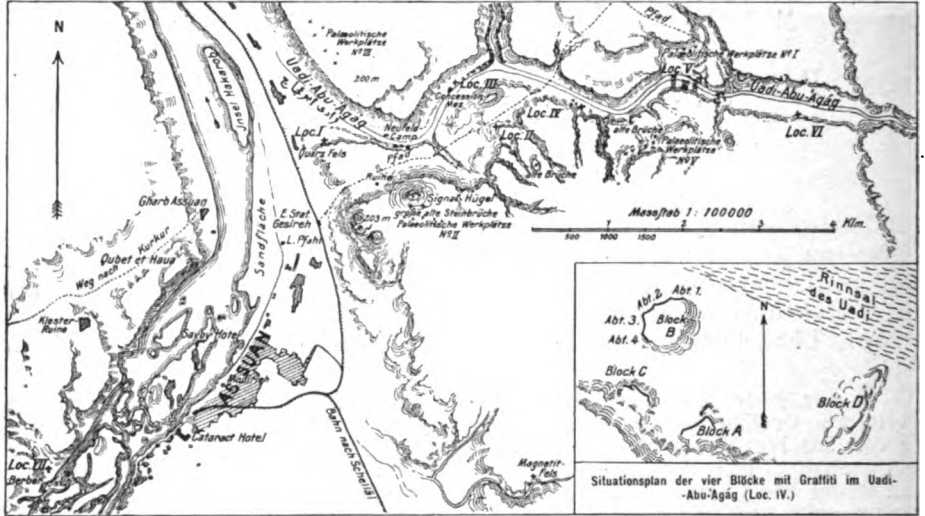


Abb. A. Kartenskizze der Umgebung von Assuan nach Schweinfurth.

verfallen sind. In einzelnen Fällen wird man vielleicht an Jagdzauber denken dürfen, in anderen, wie Koch-Grünberg in seinem schönen Buche über südamerikanische Felszeichnungen (Wasmuth, Berlin, 1907) gezeigt hat, gelegentlich auch nur an bloße Langeweile, und das be-

𐤀𐤓𐤏𐤏𐤏𐤏𐤏

Schrift interpretiert nach G. Müller

𐤀𐤓𐤏𐤏𐤏𐤏𐤏

Schrift und Bild sind zusammengehörig.



Abb. B. Assuan, nach Schweinfurth. Schrift, Kamel mit Führer. Die zum Bilde gehörige Schrift ist aus der Zeit der VI. Dynastie.

sonders an Orten, an denen die Eingeborenen etwa an einem Flußübergange häufig tagelang auf das Sinken des Wassers zu warten gezwungen sind. Wieder an anderen Orten mag es sich um richtige „Zinken“ im Sinne unserer Gaunersprache handeln, ein anderes Mal vielleicht wieder um ganz harmlose Mitteilungen für später kommende Stammesgenossen. Häufig finden wir sie in der unmittelbaren Nähe von Flußübergängen, von Quellen, von Gebirgspässen oder auch an Orten, von denen ein weiter Ausblick auf die Landschaft möglich ist.

Gut beobachtende Reisende haben mehrfach und sicher völlig unabhängig voneinander auch festgestellt, daß derartige Petroglyphen gelegentlich unmittelbar nebeneinander vorkommen und doch stilistisch und zeitlich sehr weit voneinander entfernt sein können.

Die Technik dieser P. ist eine überaus einfache; auf die glatte Steinfläche werden mit einem primitiven und offensichtlich ganz roh zugeschärften Steinmeißel kleine Vertiefungen eingeschlagen, bei denen

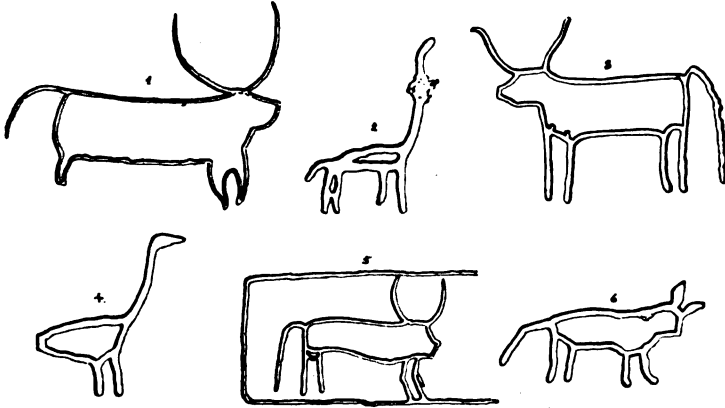


Abb. C. Assuan, nach Schweinfurth,
1, 3 und 5 Rinder, 2 Giraffe, 4 Trappe, 6 Hyäne.

es immer zu unregelmäßigen Abspalterungen kleiner und kleinster Steinpartikelchen kommt, so daß eine solche Steinzeichnung aus lauter einzelnen nebeneinander liegenden unregelmäßigen Vertiefungen besteht, die oft nur bei einer ganz bestimmten Beleuchtung überhaupt sichtbar sind und besonders bei zerstreutem Licht leicht ganz übersehen werden können. Dabei

scheint es mir ziemlich unwesentlich, ob bei diesen Bildern, wie es manchmal vorkommt, nur die Umrisse in solcher Art ausgeführt werden oder die ganzen Flächen des Bildes. Von großer Bedeutung ist aber der Farbenunterschied, der sich fast

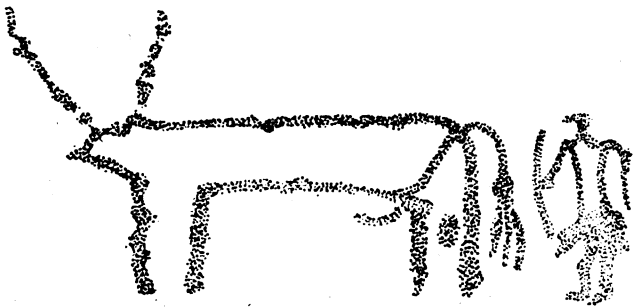


Abb. D. Assuan, nach Schweinfurth. Bulle und Mann.

regelmäßig zwischen dem eingeschlagenen Bild und der glatten Grundfläche einstellt. In der Regel verwittern sowohl Sandstein- als auch glatte Basaltflächen, derart, daß sie im Laufe von tausenden und vielleicht auch zehntausenden von Jahren eine ziemlich tiefgehende, harte und glänzende Patina annehmen, wie man sich durch einen Hammerhieb am Rande eines solchen Steines leicht überzeugen kann. In ganz gleicher Weise aber verwittern auch die eingeschlagenen Zeichen; so lange sie frisch sind, erscheinen sie fast ausnahmslos sehr viel heller als wie ihre glatte dunkle Umgebung; je älter sie werden, um so mehr nehmen auch sie dieselbe Art von Patina an wie die unberührten Flächen in ihrer Umgebung. Ich habe selbst an südafrikanischen Petroglyphen, von denen ich eine sehr schöne Serie in das Berliner Museum bringen konnte,

festgestellt, daß nicht selten die eingetieften Bilder noch sehr viel dunkler werden, als ihre Umgebung, was vermutlich damit zusammenhängt, daß Tau und Regen in den rauhen und vertieften Stellen ungleich länger haften bleiben und fortwirken, als wie auf der glatten unberührten Oberfläche.

Am bekanntesten unter allen Petroglyphen dürften wohl die südafrikanischen sein, die man bis in die letzten Jahre völlig unbedenklich den Buschmännern zugeschrieben hat. Auch ich selbst habe in verschiedenen Berichten über meine südafrikanische Reise ohne jedes Zögern diese Petroglyphen den Buschmännern zugeschrieben und sie als verhältnismäßig rezent, im besten Falle nur für einige Jahrhunderte alt bezeichnet. Seither bin ich besonders durch die wunderbaren Wandmalereien und Petroglyphen in Spanien anderer Meinung geworden und



Abb. E. Assuan, nach Schweinfurth. Reiter mit Speer.

nehme jetzt an, daß die südafrikanischen Felsmalereien und Steinzeichnungen mit den Buschmännern nicht das Allgeringste zu tun haben, sondern enge mit den nordwesteuropäischen und nordafrikanischen zusammenhängen, also wohl auf uralte hamitische Wanderungen zu beziehen sind.

Die wertvollsten Angaben über nordafrikanische Petroglyphen sind Georg Schweinfurth zu verdanken. Man wird gut tun, sie in dieser Zeitschrift einzeln aufzusuchen und genau zu studieren. Hier möchte ich ganz besonders nur auf die Abhandlung in Bd. 44, 1912, S. 627 ff., aufmerksam machen, aus welcher ich hier mit gütiger Erlaubnis des Verfassers die wichtigsten Abbildungen reproduzieren darf. Sie finden sich, wie aus der Kartenskizze hervorgeht, an Stellen in

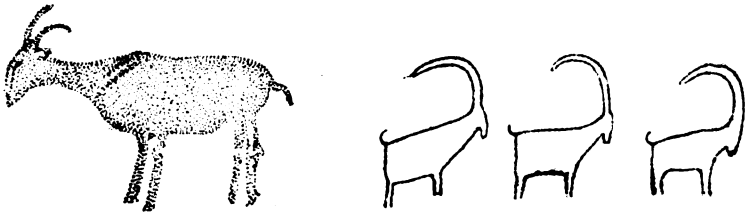


Abb. F. Assuan, nach Schweinfurth. Ziege und Steinböcke.

der unmittelbaren Umgebung von Assuan, in einem Gelände, das in sehr auffallender Weise an das sofort zu erwähnende Vorkommen bei Demir-Kapu erinnert. Für Assuan ist von Schweinfurth mit voller Sicherheit festgestellt, daß die dortigen Petroglyphen ganz verschiedenen Epochen angehören. Einige mögen noch prähistorisch sein, aber es gibt da auch hieratische Zeichen aus der Zeit des alten Reiches, eine Inschrift aus der Zeit der XVIII. Dynastie und kufische Zeichen aus früh arabischer Epoche. Genau so sind auch die Tierbilder sicher aus ganz verschiedenen Zeiten. In diesem Zusammenhang darf vielleicht auch an die französische Inschrift aus dem Jahre 1799 auf der benachbarten Insel Philae erinnert werden, die das Andenken an den ägyptischen Feldzug Napoleons in monumentaler Weise festhält und erst recht an die großen historischen Inschriften an der Mündung des Nahr el Kelb bei Beirüt, die, *vivo saxo inscriptae*, von dem

weitausgreifenden Unternehmungen von Rhamses II und von Sanherib berichten, deren Beispiel dann von Sultan Selim († 1520) und 1861 von den Franzosen befolgt wurde.

Wirkliche Petroglyphen im engeren Sinne des Wortes sind bisher aus dem eigentlichen Vorderasien ganz unbekannt gewesen. Um so größer ist das Verdienst von Herrn Plueschke, der während des Krieges einen längeren Aufenthalt in Demir-Kapu auf der Karawanenstraße Nesibin-Mossul u. a. auch dazu benutzt hat, die da von ihm entdeckten und seither auch von anderen gesehenen Petroglyphen sorgfältig zu studieren und zu zeichnen. Für photographische Aufnahmen sind solche Petroglyphen meist sehr wenig geeignet; Immerhin hat Herr Plueschke einige solche Aufnahmen mitgebracht, die zwar an sich nur schlecht reproduzierbar wären, aber doch die peinliche Sorgfalt erkennen lassen, mit der seine Zeichnungen hergestellt sind. Seinem im nachfolgenden abgedruckten Berichte habe ich kaum etwas beizufügen, nur möchte ich in einigen wenigen Worten die Frage aufwerfen, welcher Bevölkerungsgruppe die Mehrzahl dieser Petroglyphen angehören mag. Sie befinden sich auf einem Gebiete, das fast noch als hethitisch bezeichnet werden muß. Das älteste, was uns bisher an hethitischen Bildwerken bekannt ist, habe ich in den „Ausgrabungen in Sendschirli“, Bd. III (1902, bei G. Reimer, Berlin) auf den Tafeln XXXIV bis XXXVI zur Darstellung gebracht. Niemand wird behaupten wollen,

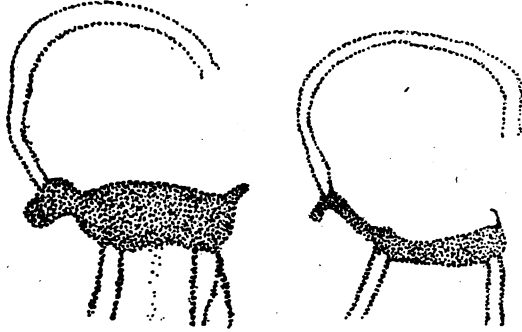


Abb. G. Assuan, nach Schweinfurth. Steinböcke.

daß diese Reliefs, so primitiv sie auch sind, stilistisch oder zeitlich in einem nahen Zusammenhang mit den Petroglyphen von Demir-Kapu stehen; wenn jemand diese gleichwohl als proto-hethitisch bezeichnen will, so mag er es tun — aber er wird kaum auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen. Da aber mindestens die überwiegende Mehrheit dieser Petroglyphen unzweifelhaft sehr alt ist, würde man kaum umhin können, sie als vorhethitisch zu betrachten. Damit ist aber sofort die alte Frage wieder aufgeworfen, was für eine Art Menschen vor den Hethitern, also sagen wir etwa vor dem 3. oder 4. vorchristlichen Jahrtausend in Nord-Syrien gewohnt haben. Persönlich habe ich seit rund 30 Jahren die Meinung vertreten, daß die Hethiter als eine Art Urbevölkerung von Syrien zu gelten hätten, und als sie aus Innerasien einwanderten, Syrien so gut wie unbewohnt antrafen und so im Laufe von vielen Jahrtausenden ihren eigenartigen Typus, besonders ihre

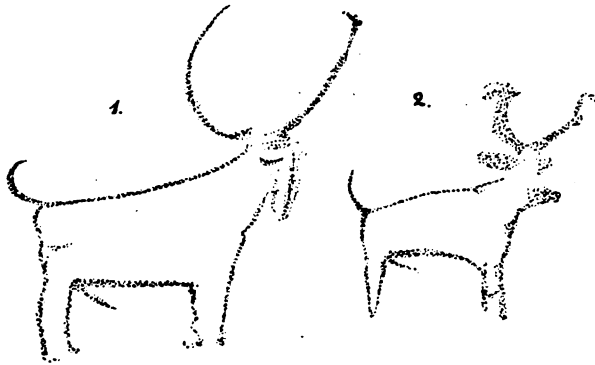


Abb. H. Assuan, nach Schweinfurth.
Wasserbock und Sömmerings-Antilope.

großen Nasen, gleichsam rein züchten konnten. Mein römischer Kollege Giuseppe Sergi hat dieser Meinung immer in denkbar freundlichster Form; aber doch mit großer Hartnäckigkeit widersprochen und auch für Syrien eine den Hethitern vorangegangene in die mediterrane Gruppe gehörige Urbevölkerung proklamiert, ohne zwingende Gründe und gleichsam mit einem kategorischen *sic volo, sic jubeo* oder mit einem *car tel est mon plaisir*, wie ich ihm im Laufe einer Diskussion auf einem Internationalen Anthropologen-Kongreß in Mos-



Abb. J. Assuan, nach Schweinfurth. Mendes- und Leukoryx-Antilopen.

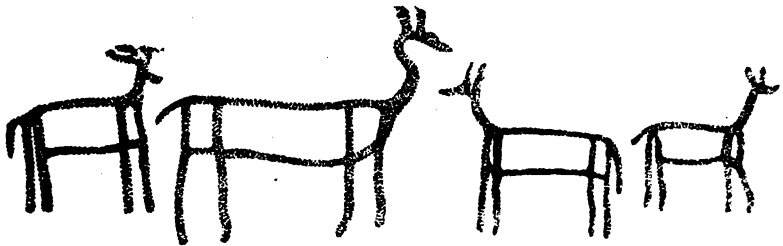


Abb. K. Assuan, nach Schweinfurth. „Geometrische Zeichnungen von Equiden“.



Abb. L. Assuan, nach Schweinfurth.
Hyäne und Mann mit Speer und Schild und „Wildschwein“.

kau vorgeworfen habe. Er hat mir das nicht weiter übel genommen, da wir damals bereits in vieljähriger Freundschaft verbunden gewesen waren, und ich würde heute auf diese alte Streitfrage nicht zurückkommen, wenn nicht durch die Petroglyphen von Demir-Kapu vielleicht doch eine Brücke von Nordsyrien nach den übrigen Mittelmeerlandern geschlagen werden könnte. Ich glaube nicht, daß unsere gegenwärtigen Kenntnisse auch nur entfernt ausreichen, das Problem restlos lösen zu können. Aber es scheint mir doch richtig, es hier wenigstens zu streifen und damit die Erklärung zu verbinden, daß mir die alte Auffassung G. Sergi's jetzt nicht mehr so unhaltbar erscheint, als wie

vor dem Bekanntwerden der Entdeckung von Herrn Plueschke. Jedenfalls scheinen die Petroglyphen von Demir-Kapu denen von Assuan und anderen nordafrikanischen Fundorten stilistisch so nahe zu stehen, daß ich lieber an einen tatsächlichen Zusammenhang als an bloße Konvergenz denken möchte.

Meine Absicht, Herrn Plueschkes schöne Zeichnungen in einer mit ihm gemeinsamen Arbeit zu erläutern und mit Petroglyphen verwandter Kulturkreise zu vergleichen, ist durch seinen frühen Tod vereitelt worden. So erscheint es

mir jetzt richtig, einfach nur seinen kurzen Text, wie er ihn ursprünglich mit den Abbildungen eingesandt hat, im nachfolgenden hier völlig unverändert und zwischen „Gänsefüßchen“ zum Abdruck zu bringen und so das kostbare von ihm hinterlassene Material einem möglichst großen Kreis von Fachleuten zugänglich zu machen und so am sichersten zur Lösung eines interessanten Problems und ebenso auch zur Aufsuchung und Veröffentlichung weiterer Petroglyphen beizutragen.

Herrn Plueschkes Text bringe ich nun hier, wie schon gesagt, völlig unverändert zum Abdruck, obwohl ich nicht jeder Einzelheit ganz unbedingt beipflichten möchte; ich tue das nicht nur aus Pietät gegen den Verstorbenen, sondern auch in der Überzeugung, daß gerade dadurch mancher Leser zu besonders kritischer Betrachtung des ganzen Problems angeregt werden dürfte.

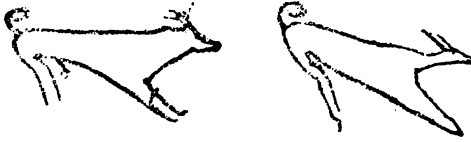


Abb. M. Assuan, nach Schweinfurth.
Tessems-Hunde.

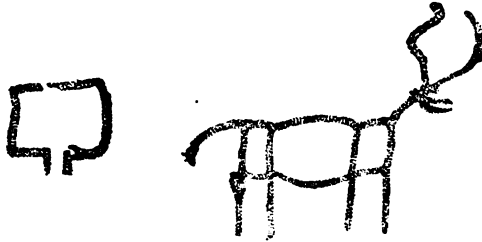


Abb. N. Assuan, nach Schweinfurth.
„Opfertisch und Kuhantilope.“

„Unterm 59° 32' östlicher Länge (Ferro) und 36° 58' nördlicher Breite¹⁾ schneidet die uralte Karawanenstraße Nesibin-Mossul einen Bach, welcher auch in der trockensten Sommerperiode reichlich klares und süßes Wasser führt. Ein riesiger Hain bietet hier den Karawanen Unterkunft, deren Tiere in der Nähe reichliche Weide vorfinden.

Ein militärisches Kommando fesselte mich auf beinahe neun Monate an diese Stelle und gab mir Zeit und Muße, mich mit dieser kulturhistorisch recht interessanten Gegend eingehend zu beschäftigen.

Der Bach entspringt an einer in nördlicher Richtung etwa 20 km entfernt gelegenen kleinen Vulkankuppe. Kurz bevor er die Straße schneidet, stößt er auf einen nicht sehr mächtigen aber um so breiteren Lavastrom, den er in einem breiten Tale durchbricht, daher der Name der Gegend: Demir Kapu, d. h. Eisernes Tor; „eisern“ wohl wegen der Farbe und Schwere der Lavablöcke.

Dieses Tal muß schon in der frühesten Zeit bewohnt und später auch gut bebaut gewesen sein; heute aber ist von Ackerbau nichts mehr zu bemerken, und selten verirrt sich ein Kurdenstamm hierher, um einige Fleckchen Mais anzubauen.

¹⁾ Nach der militärischen Karte der Etappenstraße Ras el Ain-Samarra.

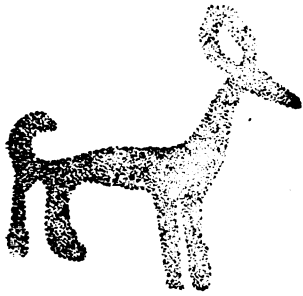


Fig. 10.



Fig. 11.

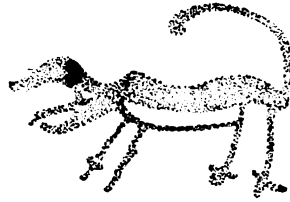


Fig. 12.



Fig. 13.



Fig. 14.



Fig. 15.



Fig. 17.



Fig. 16.

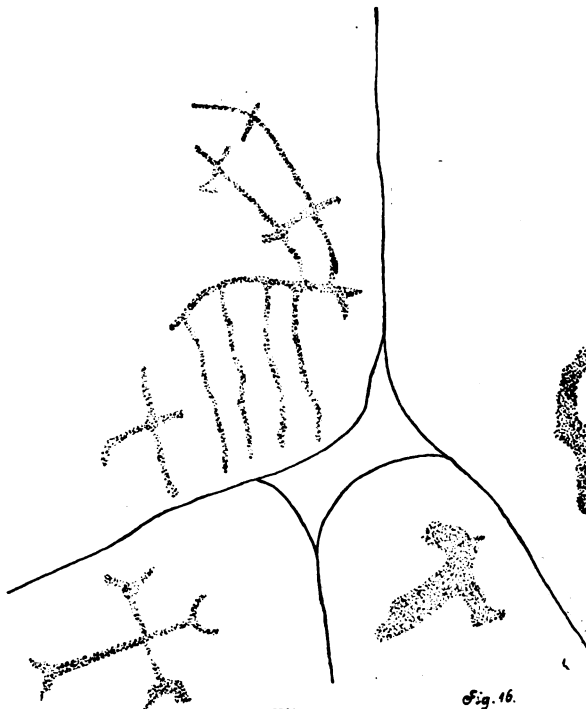


Fig. 16.

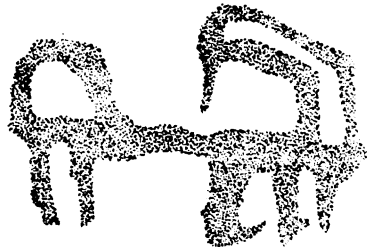


Fig. 19.

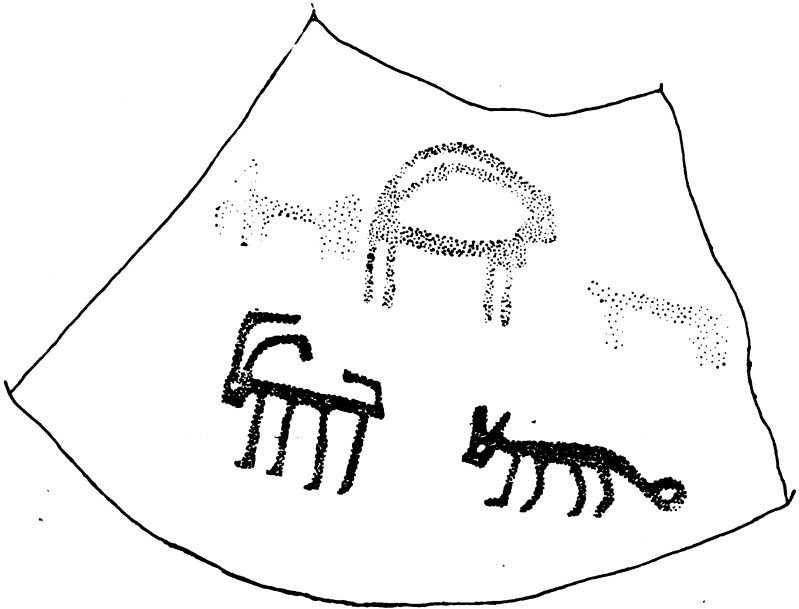


Fig. 20. 46.



Fig. 21.

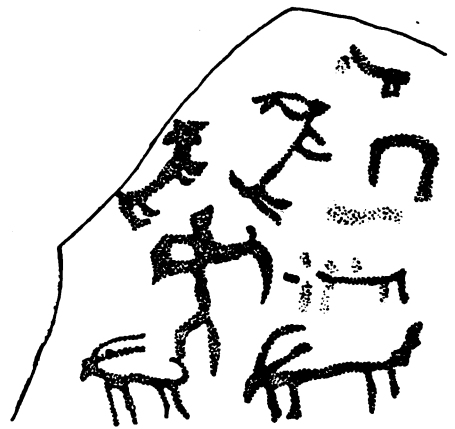


Fig. 22.



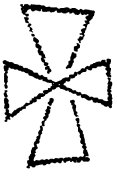
Fig. 23.



Fig. 24.



Fig. 25.



28



Fig. 27.



Fig. 22.

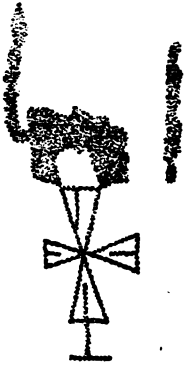


Fig. 29.



Fig. 30.



Fig. 31.

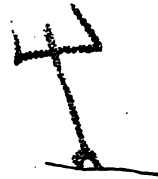


Fig. 32.



Fig. 34.



Fig. 33.

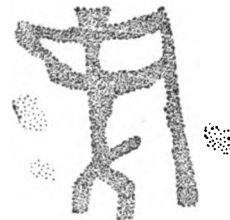


Fig. 38.



Fig. 39.



Fig. 40.



Fig. 41.



Fig. 39.

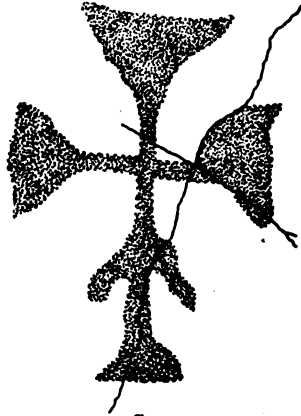


Fig. 40.



Fig. 41.

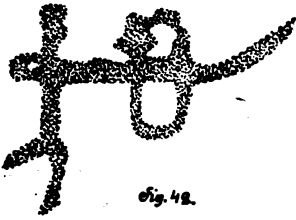


Fig. 42.

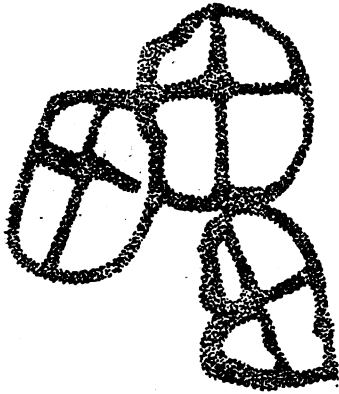


Fig. 43.



Fig. 44.



Fig. 45.

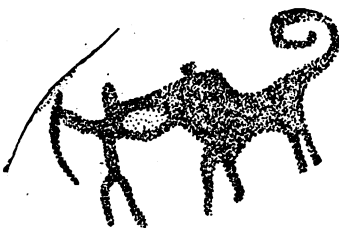


Fig. 46.



Fig. 47.



Fig. 49.



Fig. 48.



Fig. 50. %.

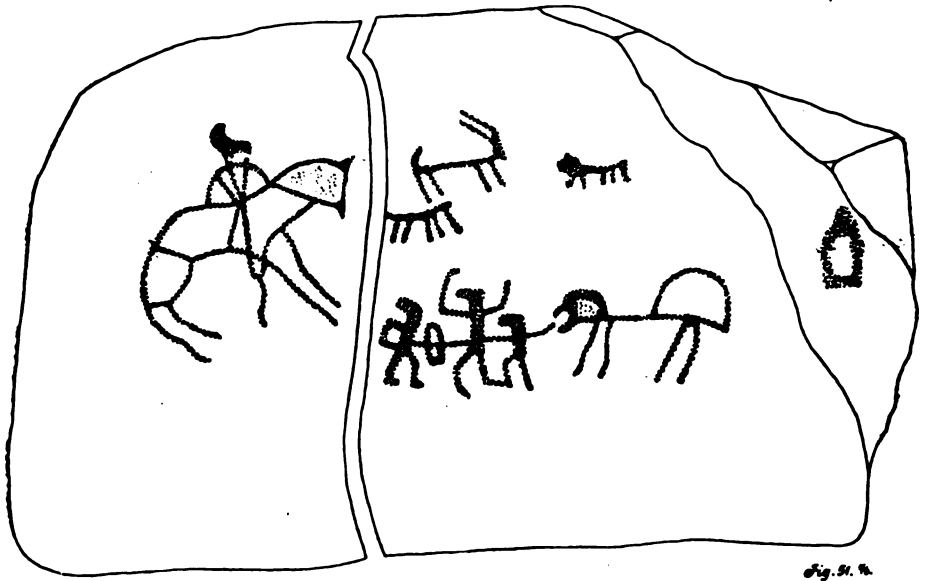


Fig. 51. 1/2



Fig. 52. 1/2

Kurz hinter der Brücke, auf welcher jetzt die Karawanen den Bach überschreiten, finden sich im Bachbett die Spuren von zwei Staudämmen, welche ihrer Konstruktion nach zwei ganz verschiedenen Perioden angehören. Auf eine weite Entfernung hin ist das an sie anschließende Bewässerungssystem des unterhalb belegenen Ackerlandes zu erkennen. Ausgedehnte Fundamente von Steinburgen, Opfer- oder Grenzsteine, eine auf weite Entfernung hin zu verfolgende antike Straße u. A. sind weitere Spuren antiker Kultur.

Während im Tale selbst jede Spur des Lavastromes verschwunden ist, steht er an seinen Rändern noch überall an, allerdings nicht als kompakte Masse, sondern aufgelöst in einzelne Blöcke, welche vielfach die dem Basalt eigentümliche Absonderungsform der Kugelgestalt

zeigen. Und fast jeder dieser Blöcke trägt Zeichnungen, und nicht nur je eine einzige, sondern ist meist damit bedeckt; es gibt Steine, welche ein Dutzend und mehr davon tragen.

Diese Bilder sind mit einem spitzen Werkzeuge in die meist glatte Oberfläche der Steine eingeschlagen, so daß die Rinde derselben auf einige Millimeter abgesprengt ist und ein flaches Tiefrelief entsteht. Die Konturen sind, wie es ja bei dieser Technik nicht anders möglich ist, nicht besonders scharf, nur eine einzige Darstellung, Fig. 47 (Hirsch) zeichnet sich durch sorgfältig bearbeitete Umrisse aus. Von dieser Technik, in welcher Zehntausende von Bildern ausgeführt sind, unterscheidet sich ein einziges, welches zwei Gazellen darstellt, die in rohester Weise in Strichen in den Stein eingeritzt sind (Fig. 6). Die beiliegenden Figuren wurden an Ort und Stelle aufs genaueste ausgemessen und maßstäblich gezeichnet, meist in ein Viertel der natürlichen Größe. Bei einigen Figuren mußte wegen ihres Umfanges auf einen noch kleineren Maßstab gegriffen werden: $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{10}$.

Die Herstellung dieser Bilder muß sich auf eine sehr lange Zeit erstreckt haben, denn nicht nur bessert sich allmählich die Technik, sondern auch die Art der Darstellung zeigt wesentliche Fortschritte; so werden zunächst die Figuren nur in ihren Umrißlinien gezeichnet (Fig. 9, 11), erst später wird die ganze Fläche ausgefüllt. Ferner finden sich einzelne Darstellungen, auf welchen deutlich zwei Perioden der Ausführung zu erkennen sind. So zeigt z. B. eines der schönsten Bilder (Fig. 20) an der geschütztesten Stelle kaum noch erkenntlich drei Gazellen, während, besser am Rande, dem Wind und Wetter ausgesetzt, eine Gazelle und hinter ihr ein Schakal (?) so frisch und deutlich dargestellt sind, daß sogar ihre photographische Aufnahme gelang. Auf einem anderen Bilde (Fig. 41) ist auf die Bilder von zwei Steinböcken die kopflose Figur eines Mannes aufgesetzt, wobei natürlich die darunter befindlichen Teile der Steinböcke vollkommen verschwanden.

Gegenstände der Darstellung waren die Vertreter der Tierwelt, mit welchen die Künstler in stetem Kontakte standen: der Steinbock und die Gazelle, ihr Jagdwild. Diese Darstellungen sind so häufig, daß sie mindestens neun Zehntel aller Bilder ausmachen; man könnte daraus auf etwas ähnliches wie die südafrikanischen Jagdzauber schließen. Daneben finden sich aber — wenn auch viel seltener — auch noch andere Tiere: Hirsch, Reh, Wolf, Schakal, seltener noch das Pferd und der Löwe, und nur in einem einzigen Bilde das Kamel und das Zeburind (?). — Interessant ist die Darstellung des Menschen: erst ein unregelmäßiges Kreuz (Fig. 18), welches später unten in zwei schräge Stützen als Beine ausläuft (Fig. 32). Bald aber tritt der menschliche Körper klar und deutlich hervor, zuerst plump und breit (Fig. 34), später aber durchaus proportioniert.

Nach und nach erweitert sich das künstlerische Können; man geht daran, die Vorgänge auf der Jagd bildlich darzustellen; daran reihen sich Kämpfe mit Tieren oder der Jäger untereinander, sogar Kultszenen können beobachtet werden (Fig. 27—29). Und zuletzt gewinnen einzelne Steine das Aussehen eines Chronikblattes in einer Art von Bilderschrift geschrieben (Fig. 50, besonders Fig. 52).

Wer waren aber die Künstler, welche eine so außerordentlich große Zahl von Bildern schufen? Aus den Darstellungen selbst muß man wohl auf Jäger schließen, welchen wir den überwiegenden Anteil daran verdanken, denn wie bereits oben gesagt, macht die Darstellung der jagdbaren Gazellen und Steinböcke den größten Teil aller Bilder aus. Und zwar müssen diese Jäger bereits in den frühesten Zeiten mensch-

lichen Daseins Bilder angefertigt haben, denn es finden sich solche, auf denen, sei es zur Verteidigung (Fig. 48), sei es zur Jagd (Fig. 49), nur die primitivste Waffe, die Keule dient. Sie wird dann vom Bogen abgelöst. Nach dem Verschwinden der Jäger mögen dann viel später herumschweifende Hirten Gefallen an den Bildern gefunden haben, Vieles nachgezeichnet, aber auch vielleicht Neues aus ihrem Ideenkreise ebenfalls hinzugefügt haben (Kamelkarawane, Fig. 45).

Ihre Wohnung hatten die Jäger mitten unter ihren Kunstwerken. Am Nordrande des Tales finden sich einige Stellen, an welchen unter Benutzung vorhandener Einbuchtungen des Steilrandes durch Vorsezen von großen Blöcken halbmondförmige, nach Süden offene Räume geschaffen sind, die gegen Wind und Wetter hinreichend schützen konnten; in einem dieser Räume hat ein Wandblock zum Schärfen der Werkzeuge gedient: lange und tiefe Rillen in dem harten Basalt zeugen für häufigen und langdauernden Gebrauch. Werkzeuge selbst oder Waffen fanden sich bei oberflächlicher Besichtigung in diesen Wohnstätten nicht, dagegen waren Obsidiansplitter in ihrer Nachbarschaft keine Seltenheit.“

Einige Bemerkungen über die Felsbilder von Demir-Kapu.

Von

Paul Matschie.

Herr Geheimrat Professor Dr. von Luschan hat mir eine Anzahl von Bildern mit dem Ersuchen um Bestimmung der dargestellten Tiere zugehen lassen. Diese Bilder sind von R. Plueschke entdeckt und aufgenommen worden an Lavablöcken eines Bachtals, das unter 59° 32' östlicher Länge von Ferro und 36° 58' nördlicher Breite auf der militärischen Karte Ras el Ain-Samarra an der Karawanenstraße Nesibin-Mossul eingetragen ist. Die Gegend heißt Demir Kapu und liegt im Becken des zum Euphrat abwässernden Chabur. Es sind 52 Zeichnungen, von denen 34 Tierdarstellungen bringen. Plueschke ist leider gestorben; die von ihm verfaßten Erläuterungen zu den Zeichnungen werden unverändert veröffentlicht. Die Untersuchung der einzelnen Bilder hat einige von denjenigen des Entdeckers abweichende Deutungen ergeben, auf die hier zunächst hingewiesen werden muß.

Bild 47 soll ein Hirsch sein. Dagegen weisen der bis zur Erde herabhängende, am unteren Ende mit einer Quaste versehene Schwanz und das Fehlen von Sprossen am Kopfschmuck auf ein Rind hin.

Bild 6 soll zwei Gazellen darstellen. Da die Hörner länger als die Hälfte des Rumpfes sind, so kommt diese Gattung nicht in Frage, besonders auch, weil bei allen Gazellen mit längeren Hörnern, sowohl der nördlichen Dünen-Gazelle (*Leptoceros*) der *leptoceros*-Gruppe wie bei der ostafrikanischen Riesen-Gazelle (*Matschiea*) der *granti*-Gruppe die Hörner sehr steil stehen und wenig nach hinten gebogen sind. Gazellen stellen auch den Schwanz nicht aufwärts, wie die auf dem Bilde dargestellten Tiere es tun, die wohl Ziegen sein sollen. Aus den gleichen Gründen würden die auf dem Bilde 20 sichtbaren Huftiere zur Ziegen-Gattung zu rechnen sein und dürfen nicht als Gazellen angesprochen werden.

Auf demselben Bilde ist ein hundeartiges Tier von Plueschke mit einem Fragezeichen als Schakal gedeutet worden. Der lange Schwanz und die ganze Gestalt weisen auf einen Fuchs hin.

Deutung der Bilder nach Säugetierarten.

1. Ziegen.

Ungefähr die Hälfte aller Zeichnungen stellen Tiere dar mit langen, nach hinten gebogenen Hörnern und kurzem, aufwärts gerichtetem Schwanz. Bei den Bildern 4, 5, 7, 19 und 20 sind die Spitzen der Hörner winklig vom übrigen Horn abgeknickt, bei allen anderen verläuft der Bogen gleichmäßiger; bei einzelnen ist die Andeutung eines Knickes vorhanden. Im Bild 1 ist ein starker Kinnbart sichtbar. Während bei den allermeisten der Rumpf ziemlich lang gestreckt erscheint, zeigen die Bilder 4, 39 und 41 einen kurzen Rumpf.

Man darf wohl annehmen, daß die Vorbilder dieser Zeichnungen Ziegen gewesen sind.

Die im nördlichen Mesopotamien lebende Wildziege muß eine Art der Bezoarziege sein, die von allen Arten unseren heutigen zahmen Ziegen am ähnlichsten erscheint. Weit südlicher bei Palmyra ist sie vorhanden; sie lebt auch im Osten auf den Bergen Luristans und im Westen auf den kleinasiatischen Gebirgen und wird erst in Palästina von dem Sinaisteinbock abgelöst; also kann bei Demir Kapu nur ein Bezoarbock erwartet werden. Bis jetzt sind acht Arten des Bezoarbockes unterschieden worden, *Capra aegagrus* Pall. vom kleinen Kaukasus, *blythi* Hume von Sind, *persica* Mtsch. von Luristan, *florstedti* Mtsch. von der Nordseite des Bulghar Dagh, *cilicica* Mtsch. von der Südseite des Bulgar Dagh in Cilicien, *cretensis* Lorenz von Kreta, *dorcas* Rehw. von Joura und *picata* Erhard von Antimilos. Sie unterscheiden sich auch in der Gestalt des Gehörns. Keine hat eine ähnliche Biegung der Hörner wie die hier dargestellten, auch die im Berliner Zoologischen Museum aufbewahrten Gehörne aus der syrischen Wüste, die über Palmyra gekommen sind, decken sich nicht in befriedigender Weise mit ihnen.

Das ist auch nicht zu erwarten; denn wenn die Wildziegen von Joura, Antimilos und Kreta untereinander verschieden sind und auch die am Nordabhange des Bulghar Dagh lebende von derjenigen des Südabhanges dieses Gebirgszuges, so wird man vermuten dürfen, daß der Bezoarbock von Demir Kapu wiederum seine besonderen Merkmale besitzt. Leider ist aus jener Gegend noch kein Säugetier im Berliner Zoologischen Museum vorhanden, die Art also vorläufig nicht näher zu bestimmen. Man könnte nun die Frage aufwerfen, ob überhaupt Wildziegen hier abgebildet sind und ob man es vielleicht mit zahmen Ziegen zu tun habe. Ein Mittel, beide mit Sicherheit nach solchen Bildern zu unterscheiden, gibt es nicht. Da aber Fuchs und Ziege auf dem Bilde 20 vereinigt sind, dürfen wir wohl annehmen, daß mindestens dieses Bild den wilden Bezoarbock darstellen soll. Hörner von zahmen Ziegen mit gleicher Krümmung wie die abgebildeten sind übrigens nicht bekannt.

2. Rinder.

Die oben linksstehende Darstellung des achten Bildes zeigt wohl unverkennbar ein langhörniges Rind. Vielleicht ist auch das untere Bild links derselben Art zuzurechnen. Das davor stehende Tier rechts könnte ein Wolf sein. Das obere Rind scheint die Andeutung eines Höckers zu haben. Diese fehlt aber dem unteren. Vielleicht handelt es sich auch nur um ein herausgesprengtes Teilchen des Gesteins oder um die Andeutung des Schulterblattes.

Daß in jenen Gegenden ein Wildrind gelebt hat, ist nicht unwahrscheinlich. Im Bilde 47 sehen wir ein Rind mit längerem Schwanz,

aber ähnlicher Gehörnbildung, die offenbar auf ein primigenius-Rind hinweist. Ob das Zeburind neben dem letzteren dargestellt werden sollte, bleibt vorläufig unentschieden, ebenso, ob man es mit wilden oder zahmen Rindern zu tun hat.

3. Antilopen.

Gazellen scheinen auf keinem Bilde vorhanden zu sein.

4. Einhufer.

Die Bilder 3 und 37 zeigen unverkennbar Pferde, das Bild 51 ein solches mit Zaum und Sattel. Bei dem Bilde 3 ist am Rücken ein ähnlicher Vorsprung wie bei dem Rinde auf dem Bilde 8 sichtbar, der hier ohne Zweifel auf den oberen Rand des Schulterblattknorpels gedeutet werden muß.

Bei den Bildern 33 links und 34 links könnte man vielleicht an langohrige Esel denken. Auf 34 ist ein Bogenschütze daneben abgebildet; es könnte sich also um einen Wildesel handeln.

5. Hirsche.

Die Bilder 13, 14 und 16 (oben) lassen sich auf den Damhirsch, *Dama mesopotamiae* Brooke, deuten.

6. Kamele.

Eine gute Darstellung von Lastkamelen gibt das Bild 45, und zwar von zweihöckerigen, wie die Anordnung der Traglast unverkennbar zeigt.

7. Löwen.

Ziemlich deutlich stellt das Bild 48 rechts einen Löwen dar; auch das Bild 46 könnte man mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf beziehen, vielleicht auch das Bild 12 und im Bilde 51 die obere und untere Zeichnung rechts.

Was die langschwänzigen Tiere auf dem Bilde 49 darstellen sollen, ist fraglich.

8. Wölfe.

Das Bild auf der rechten Seite von 8 könnte wohl als Wolf aufgefaßt werden, ebenso das Bild 12.

9. Hunde.

Bild 10 darf unter der Voraussetzung, daß der kranzförmige Kopfschmuck zwei lange Ohren darstellen soll, auf einen Windhund-Schakal der *riparius*-Gruppe gedeutet werden.

Bild 11 gibt ebenfalls ein schwer zu lösendes Rätsel auf. Soll es ein Fuchs sein, dessen Schwanz zu kurz geraten ist, oder soll man an einen Wolfsschakel denken oder an einen Haushund. Die rechte Zeichnung auf dem Bilde 20 läßt sich mit größerer Sicherheit ansprechen; sie zeigt einen Fuchs.

Auf dem Bilde 2 ist hinter einem Bezoarbocke ein langschwänziges Tier auf niedrigen Läufen dargestellt, das man ebenfalls als Fuchs auffassen könnte. Auf dem Bilde 22 ist ein hundartiges, kurzschwänziges Tier abgebildet, vielleicht ein Hund, ebenso wohl auf dem Bilde 49. Ob auf dem Bilde 28 ein Pudel oder ein Löwe dargestellt sein soll, bedarf weiteren Nachdenkens.

10. Affe.

Auf den Bildern 9 unten und 50 in der Mitte erkennt man ein Tier mit sehr gedrungenem, kräftigen, kurzschwänzigem Rumpf und kurzem,

dicken Halse. In der Gestalt erinnern beide an kurzschwänzige Makaken-Affen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß einmal in den Gebirgen Mesopotamiens ein solcher Affe gelebt hat, der heute noch in Algier und Marokko und andererseits in Kaschmir vorhanden ist.

Die Bilder sind allerdings nicht eindeutig; man könnte ebenso gut an einen Haushund mit abgeschnittenem Schwanz denken.

In der nachfolgenden Liste ist eine Übersicht über die Deutung der einzelnen Bilder gegeben:

- | | |
|---------------------------------|--|
| 1. Bezoarböcke. | 22. Männer mit Hund und Bezoarböcken. |
| 2. Bezoarbock mit Fuchs. | 28. Mann mit Pudel oder Löwen. |
| 3. Pferd. | 33. Bezoarbock. Mann mit Pferd |
| 4. Bezoarbock. | und Mann mit Esel (?). |
| 5. Ebenso. | 34. Mann mit Wildesel. |
| 6. 2 solche Böcke. | 37. Mann mit Pferd. |
| 7. Ebenso. | 39. Mann mit Bezoarbock. |
| 8. 2 Rinder, ein Wolf. | 41. Mann mit Bezoarböcken. |
| 9. Bezoarbock und Affe (?). | 45. Mann mit Kamelen. |
| 10. Windhundschakal (?). | 46. Mann mit Löwen. |
| 11. Wolfsschakal oder Haushund. | 47. Mann mit Rind. |
| 12. Wolf. | 48. Mann mit Löwen. |
| 13. Damhirsch. | 49. Männer mit Löwen (?) und Hunden. |
| 14. Ebenso. | 50. In d. Mitte Affe od. Hund (?). |
| 15. Bezoarbock. | 51. Mann mit Pferd. Männer mit Löwen und Bezoarböcken. |
| 16. Damhirsch (?). | 52. Ziegen-Herde. |
| 17. Bezoarbock (?). | |
| 19. Bezoarbock. | |
| 20. Bezoarböcke und Fuchs. | |

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Mai 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Alfred Schachtzabel: Reise im Bezirk Bengella (Portugiesisch-Westafrika). Mit Lichtbildern. — Herr von Luschan: Vorlage eines von D. J. H. Mac Gregor-New-York ergänzten Abgusses des Capellensis-Schädels. Mit Lichtbildern.

(1) Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen Geh. Reg.-Rat Conwentz, Mitglied seit 1911, Worte der Erinnerung.

(2) Neu aufgenommen sind:

Herr Max Behrens in Wandsbeck,
 Frä. Margarethe Gütschow in Charlottenburg,
 Herr Erich Müller, stud. phil., in Dresden,
 Frau Gertrud Mützel in Berlin-Schöneberg,
 Herr von Wiese und Kaiserswaldau, Major in Potsdam,
 „ Wilhelm Wolter in Potsdam.

(3) Vor der Tagesordnung legt der Vorsitzende den Kopf des am 14. Mai im Zoologischen Garten gestorbenen weiblichen

Schimpanse „Grande“,

des letzten der fünf weiblichen Schimpansen von der Teneriffa-Station, vor und macht darüber die folgende Mitteilung:

Durch den Vergleich dieses Kopfes mit dem im März vorgelegten treten die Eigentümlichkeiten beider, Ähnlichkeiten und Unterschiede, schärfer hervor.

Behaarung des Kopfes. Die Farbe der Kopfhare ist nicht so schwarz wie bei der Chica; dem Schwarz ist mehr Braun beigemischt. Bei genauem Zusehen bemerkt man, daß sich ziemlich viel weiße Haare zwischen den schwarzen finden. — Das unbehaarte Stirnfeld ist nicht so groß wie bei der Chica, in der Mitte am höchsten, etwa 3,5 cm oberhalb der Glabella. Auch ist es nicht ganz haarfrei, sondern enthält eine große Zahl von sehr feinen kurzen schwarzen Haaren, die man aber nur bei Lupenbetrachtung oder bei Betrachtung von der Seite wahrnehmen kann. — Der „Backenbart“ ist sehr spärlich, viel spärlicher wie bei der Chica. — Auf der Haut der Supraorbitalwülste gibt es eine beschränkte Anzahl schwarzer borstenartiger rechtwinklig aus der Oberfläche hervorstehender Haare. — Die Wimpern sind schwach und nicht sehr reichlich. — Nase und Nasenfeld sind unbehaart; ganz genau genommen sieht man aber bei guter Lupenvergrößerung auf den seitlichen Teilen des Nasenflügelfeldes winzige Härchen. — An der Oberlippe finden sich auf einem Streifen, der in der Mitte ganz schmal ist, seitlich höher hinaufreicht, steife senkrecht zur Oberfläche hervorstehende, 3 bis 8 mm lange Haare, die meisten weiß, einige grau oder schwarz. Eben solche Haare sind über die ganze Unterlippe und Kinngegend verteilt, doch nicht so reichlich, daß sie den Eindruck eines Bartes machten. — In der Unterkinngegend ist der vordere Abschnitt unbehaart. Die Ohren sind unbehaart, abgesehen von spärlichen dünnen kurzen Härchen, welche vereinzelt auf allen Teilen des Ohres, reichlicher auf dem Antitragus, getroffen werden.

Färbung der unbehaarten und schwach behaarten Teile des Gesichtes. — Die Färbung ist auch bei diesem Tier ebenso wie bei der Chica von Stelle zu Stelle wechselnd und macht, da sie zugleich an einigen Stellen fleckig ist, den Eindruck des Schmutzigen. Nase und Nasenflügelfeld sind nicht so schwarz wie bei der Chica, sondern mehr schiefrig mit brauner Beimischung, etwa Luschan 34 und 35 gemischt. — Die Färbung ist die gleiche auf den Supraorbitalwülsten, an der Oberlippe, an der Unterlippe, auf den unteren Augenlidern und auf dem unteren Abschnitte der oberen Lider; nur der bei erhobenem Lide versteckte Abschnitt des oberen Lides ist heller, Luschan 25. Auch die Stirn hat im wesentlichen die Farbe der Nase. Auf den Wangen wird die Färbung fleckig, und in der Regio masseterica ganz gleichmäßig hell wie bei einem hellfarbigen Menschen. Von der Luschan'schen Skala paßt am besten 8. Die gleiche Färbung herrscht auch in der Regio submentalis. — Die Färbung des Ohres ist fleckig mit braunschwarzen Tupfen in heller Grundlage. Die letztere zeigt auch diesmal, wie bei der Chica, mehr Rot wie die Wangenschleimhaut.

Stirn. — Die Stirn weist zahlreiche feine Horizontalfurchen und viele steile schiefe Furchen auf, so daß die Haut eine feine Felderung bekommt, was den Eindruck des Sorgenvollen macht. In der Regio glabellaris ist eine senkrechte Medianfurchen.

Augengegend. — Die Augenlider sind faltig, so daß sie einen welken Eindruck machen. Die Lidspalte ist 22 mm lang. Der Abstand beider medialer Lidwinkel ist 34 mm.

Nasengegend. — Die Haut des Nasensattels ist durch Furchen in Querwülste geteilt. Das Nasenfeld ist 63 mm breit. Es ist vollkommen scharf begrenzt, da es sowohl oben lateral gegen die Augen-

gend, wie unten lateral gegen die Oberlippengegend durch eine schmale scharfe Furche abgegrenzt ist. Diese beiden Furchen treffen seitlich unter rechtem Winkel zusammen. Die obere derselben reicht bis zu einer Stelle, welche 10 mm seitlich von der Mittellinie liegt, und es schließt sich nun eine weitere Furche an, welche median- und abwärts führt bis zur Mittellinie. Dadurch ist die ganze Nasengegend in ein oberes und ein unteres Gebiet getrennt. In dem unteren Gebiet findet sich eine tiefe mediane 20 mm lange Furche, welche aber nicht bis zur Spitze hinabreicht. Rechts und links von dem unteren Ende dieser Furche findet man auf der Nasenspitze je eine seichte Furche von 6 mm Länge. Das Nasenloch schaut vor- und seitwärts. Es ist 13 mm breit und 5 mm hoch.

Mundgegend. — Die Mundspalte hält sich in ganzer Länge in einer horizontalen Ebene. Der Abstand beider Mundwinkel, als Sehne gemessen, beträgt 78 mm, im Bogen gemessen 110 mm. Der Schleimhautteil verhält sich an Ober- und Unterlippe verschieden: an der Oberlippe sieht man gar nichts von ihm, was einen zusammengekniffenen Eindruck macht; an der Unterlippe ist er gerundet und ziemlich ausgedehnt sichtbar, was einen ruhig-behaglichen Eindruck macht, so daß zwischen der Erscheinung von Ober- und Unterlippe ein physiognomischer Kontrast entsteht. Auf keinen Fall aber ist der Schleimhautteil gegen den Hautteil durch eine Kante wie beim Menschen abgegrenzt.

Ohr. — Das Ohr ist 75 mm hoch und 51 mm breit. Es ist dem der Chica sehr ähnlich, insbesondere auch im Tragus und Antitragus; jedoch gibt es zwei Unterschiede. Erstens ist die Helix bei der Grande schmaler. Zweitens findet sich an der Helix und Anthelix in halber Höhe eine horizontale Vorwölbung genau so wie es Martin bei dem „Buschmannsohr“ eines südwestafrikanischen Bastards abbildet (Lehrbuch der Anthropologie S. 471, Abb. 193). Das Ohrläppchen ist auch hier, wie bei der Chica, angedeutet.

(4) Herr Schachtzabel hält den angekündigten Vortrag über seine Reise im Bezirk Bengella.

Dazu äußert sich Herr Anker mann.

(5) Herr von Luschan bespricht bei vorgerückter Zeit nur kurz den durch Herrn Mac Gregor ergänzten Abguß des Schädels von la Chapelle aux Saints.

An der Ausprache beteiligen sich die Herren Weinert, Virchow, von Luschan.

Sitzung vom 17. Juni 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Kiekebusch: Die Kimbern und Teutonen; ihre Heimat und ihre Wanderungen. Mit Lichtbildern. — Herr A. Herrmann: Asiatische Völker und chinesische Kartographie in alter und neuer Zeit. Mit Lichtbildern.

(1) Verstorben Herr Professor Capellini in Bolgna, korrespondierendes Mitglied seit 1871; Herr Professor Dr. Rodenwaldt in Berlin.

(2) Neu aufgenommen:

Herr Prof. Dr. Berlat, Oberstudiendirektor in Glauchau,

„ I. Paulsen in Ziegelhof bei Friedrichstadt.

(3) Am 28. Mai hat der Sommerausflug der Gesellschaft, vom schönsten Wetter begünstigt, nach Zerbst stattgefunden. Es nahmen wegen der durch die Zeitumstände bedingten Erschwerung nur sechs Mitglieder teil, vier Herren und zwei Damen. Die geringe Beteiligung war zu bedauern, denn die Aufnahme war die liebenswürdigste und das Gebotene ebenso genußreich wie belehrend. Vom Bahnhof an führte der Direktor des Museums, Herr Dr. Hinze; zum Empfange in dem im ehemaligen herzoglichen Schloß untergebrachten Museum hatten sich aus Dessau Herr Ministerialdirektor Müller, Herr van Kempen, Herr Ostermayer, Herr Seelmann sowie einige Herren aus Zerbst, einige begleitet von ihren Damen, eingefunden. Zuerst war bei einem freundlich gebotenen Frühstück Gelegenheit, zwei Zerbster Spezialitäten, Zerbster Bitterbier und Brägenwurst kennen zu lernen. Dann folgte ein Rundgang durch das Museum, bei welchem ebenso sehr das für ein so kleines Land wie das ehemalige Dessau-Zerbst riesige Schloß mit seinen Barok- und Rokkosälen wie die historische, kunsthistorische, naturwissenschaftliche und prähistorische Sammlung Bewunderung erregten, welche von dem Arbeitseifer der Leiter der einzelnen Abteilungen das glänzendste Zeugnis ablegten. Nach gemeinsamem Mittagmal schloß sich ein Gang durch die Stadt an, bei welchem Nikolaikirche und Gymnasium besichtigt wurden.

(4) An den Vorstand ist ein Aufruf des Internationalen Komitees gelangt, an dessen Spitze Fridjof Nansen steht, welches sich die Unterstützung russischer Intellektueller zur Aufgabe gemacht hat. Diejenigen, welche sich an diesem Hilfswerk beteiligen wollen, können durch Vermittelung des in Genf sitzenden Komitees Pakete von einem bestimmten Inhalt an ihnen bekannte russische Gelehrte oder Künstler oder an unbekannte Personen gelangen lassen gegen Einzahlung von 2 $\frac{1}{2}$ Dollar. Dieses Unternehmen begrüßen wir als eine edle Tat mit Freuden, doch müssen wir angesichts des katastrophalen Niederganges der Markwährung dasselbe hauptsächlich den Valutastarken überlassen und denen, welche fortfahren, uns so erbarmungslos auszuplündern.

(5) Herr Kiekebusch hielt den angekündigten Vortrag über die Kimbern und Teutonen.

(6) Herr Herrmann hielt den angekündigten Vortrag über asiatische Völker und chinesische Kartographie in alter und neuer Zeit.

Sitzung vom 15. Juli 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Hans Weinert: Neue Untersuchungen über die Calotte des Pithecanthropus. Mit Lichtbildern. — Herr Westenhöfer: Über eine prögonische Trias (Erhaltung von Vorfahren-Merkmalen beim Menschen) und ihre praktische Bedeutung.

(1) Verstorben Herr Konstantin Hörmann, Direktor des Landes-Museums in Serajewo, korresp. Mitglied seit 1894.

(2) Neu aufgenommen:

Herr Salvador Canals in Frankfurt am Main,

„ Jaroslav Deyl in Vsetuly (Mähren),

„ Diehn, Zahnarzt in Rostock,

„ Walter Engemann, cand. ethnol. in Leipzig,

„ Dr. Alexander Herzfeld, Rechtsanwalt in Berlin,

Herr Ernst Köhler in Berlin,
 „ Dr. med. Reinh. Müller in Harthau, Bezirk Chemnitz,
 „ Dr. med. dent. Waldemar Petzel, Zahnarzt in Berlin,
 Fr. Helene Rörig in Frankfurt am Main,
 Herr Dr. Friedrich Roetter, Rechtsanwalt in Berlin-Grünwald.

(3) Herr Weinert hält den angekündigten Vortrag über:

Neue Untersuchungen über die Calotte des *Pithecanthropus erectus*.

Genauere Untersuchungen über das Schädeldach von Trinil sind auch heute noch berechtigt, da man den *Pithecanthropus* morphologisch mit den verschiedensten Formen in nähere Beziehung bringt; z. B. 1. mit dem Gibbon als „Großgibbon“ — die ungewollte Veranlassung von Dubois selbst; 2. mit dem *Sivapithecus* (Pilgrim); 3. mit dem Gorilla (v. Horstig); 4. mit dem Schimpansen (Ramström); 5 mit dem Neandertalmenschen (Mair); 6. mit dem rezenten Menschen (Matschie), unter der Voraussetzung, daß die vorliegende Calotte nicht der ganze Schädel, sondern nur ein Bruchstück ohne Hinterhaupt ist. Schließlich soll er nach Meinung des Entdeckers eine besondere Form, eben ein Affenmensch „*Pithecanthropus*“ sein.

Die eigenen Untersuchungen bezogen sich nicht auf den *P.* speziell; um Klarheit in dem Widerstreit der Meinungen über Polygenismus und Monophyletismus zu schaffen, untersuche ich Körpermerkmale, in denen die Anthropoiden verschieden ausgebildet sind oder sein sollen. Begonnen wurden die Arbeiten mit Untersuchungen über die Ausbildung des Sinus frontales. Diese lufthaltigen Hohlräume im unteren Teile des Stirnbeins sollen beim Menschen meistens vorhanden sein, gewissen Rassen oder Stämmen aber fehlen; beim Schimpansen und Gorilla sollen sie vorkommen, beim Orang nicht. In diese Untersuchungen wurde auch der *P.* mit einbezogen; dabei ergaben sich Resultate, die wenigstens einen Teil der eingangs erwähnten Deutungen ausscheiden lassen.

Die Arbeiten wurden in weitgehendem Umfange an den reichhaltigen Sammlungen der Berliner Universität ausgeführt; ihre Veröffentlichung steht noch aus, sie ergaben kurz gefaßt für die Primaten: Die Halbaffen besitzen z. T. Sinus frontales, z. T. nicht, ebenso die Neuweltsaffen. Stammesgeschichtliche Beziehungen zwischen den Formen mit oder ohne Stirnhöhlen in beiden Ordnungen erscheinen ausgeschlossen. Wichtig ist, daß alle Catarrhinen keine Sinus frontales haben; das gleiche gilt für alle Gibbons und für alle Orangs, bei den letzteren mit der Einschränkung, daß bei manchen alten Exemplaren Anfänge der Stirnhöhlen im Interorbitalseptum vorkommen, daß diese aber niemals über den oberen Augenhöhlenrand hinausgehen. So bieten diese alten Orangs denselben Befund, wie er sich bei jugendlichen Schimpansen, Gorillas und Menschen zeigt. Diese drei besitzen nach vollendetem Durchbruch des Dauergebisses immer Sinus frontales, beim Menschen können sie gelegentlich so klein bleiben, daß sie dem Chirurgen als fehlend gelten können. Da auch in der ontogenetischen Entstehung der Stirnhöhlen Schimpanse, Gorilla und Mensch durchaus gleich sind, so spricht dieses Resultat für ihre phyletische Zusammengehörigkeit; und da sich ferner ein auffälliger Rassenunterschied beim Menschen nicht feststellen ließ, kann daraus nur auf phyletische Einheit des Menschengeschlechts geschlossen werden.

Für den *P.* wäre die Sachlage eigentlich klar gewesen; der Stirnteil der Calotte ist so abgebrochen, daß man daran etwa vorhanden gewesene Stirnhöhlen erkennen müßte. Dubois hat das auch bereits 1894

klar ausgesprochen und sogar Tiefenmaße für die Sinus frontales angegeben. An den sehr ungenauen Abgüssen der Trinilcalotte sind aber die Sinus nicht genau zu erkennen, so daß Schwalbe in seiner großen Arbeit (1899) ihr Vorhandensein bestreiten zu müssen glaubte. Um Klarheit zu schaffen, wandte ich mich an Dubois selbst, der mir mit einem Schreiben von 6. 4. 1921 das Vorhandensein beider Stirnhöhlen an der P.-Calotte nochmals ausdrücklich bestätigte.

Somit besitzt der P. dieselben Stirnhöhlen, wie sie Schimpanse, Gorilla und Mensch haben, die aber kein meerkatzenartiger Affe, vor allem kein Gibbon und kein Orang aufweist.

Sind die Verwandtschaftsmöglichkeiten des P. durch dieses Ergebnis schon wesentlich eingeschränkt, so kann man aus der Gestalt und der Größe der Sinus frontales noch mehr erkennen.

An medianen Sagittalschnitten läßt sich ein Unterschied in der Form der Höhlen bei Schimpanse, Gorilla und Mensch feststellen, zu dessen einfacher Kennzeichnung es gestattet sein mag, die Unregelmäßigkeiten, die sich aus den in die Sinus vorspringende Knochenleisten und der individuellen Variation ergeben, wegzulassen. Es sind dann an der

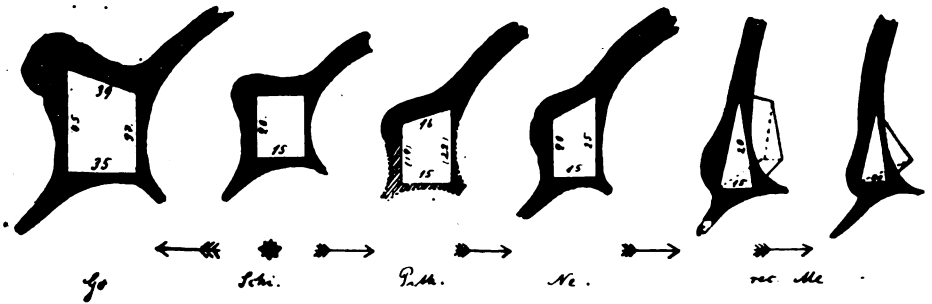


Abb. 1. Geometrische Schnittfiguren (Mediansagittale) durch die Stirnhöhlen von Gorilla, Schimpanse, Pithecanthropus, Neandertaler, rezent. Mensch.

Stirnhöhle vier Wände zu unterscheiden: eine vordere, hintere, obere und untere. Die letzte kann man bei allen Formen als horizontal ansehen.

Beim Gorilla ist die Vorderwand höher als die Rückwand, so daß die obere nach vorn hin ansteigt. Beim Schimpansen sind Vorder- und Rückwand gleich hoch, so daß auch obere und untere Wand horizontal und parallel laufen — Schwankungsbreiten kommen hier natürlich nach beiden Seiten hin vor.

Beim Neandertaler ist die Normalform des Schimpansen in umgekehrter Weise abgeändert wie beim Gorilla; hier steigt mit Aufrichtung der Stirn die obere Wand des Sinus nach hinten hin an, die Rückwand wird höher, bis schließlich beim rezenten Menschen die Vorderwand überhaupt verschwindet oder mit der oberen Wand zusammenfällt. Der Sagittalschnitt ergibt dann als Grundform kein Viereck mehr, sondern ein Dreieck. Aus der mehr quaderförmigen Gestalt der ganzen Höhle ist das für den Menschen typische dreiseitige Prisma oder die dreiseitige Pyramide geworden.

Hiernach ist die Stellung des P. klar. Wie schon die äußere Schädelform zeigt, ist hier die Rückwand der Stirnhöhle höher als die Vorderwand, das Dach steigt nach hinten hin an, und zwar in einem Maße,

das noch in die Variationsbreite des Schimpansen fällt, hinter dem Neandertaler aber noch deutlich zurückbleibt.

Für die Größenangabe der Stirnhöhle kann es gestattet sein, die sagittale Tiefe — d. i. der Abstand der vorderen Wand von der hinteren — als Vergleichsmaß zu benutzen. Für den Gorilla (♂) ergibt das durchschnittlich 35 mm, beim Schimpansen etwa 15 mm; das gleiche Maß findet sich beim Neandertaler und beim rezenten Menschen. Für den P. gibt Dubois als größte sagittale Tiefe 24 mm; darin sind aber die beiden Knochenwände mit enthalten; auch an den Abgüssen finde ich als größte Entfernung des vorderen Stirnbeinrandes bis zur hinteren Sinusbegrenzung 27 mm. Rechnet man die beiden Knochenwände ab und beachtet, daß die angegebene Entfernung nicht dem senkrechten Abstand der Wände, sondern eher dem schrägen Dach der Höhle entspricht, so ergibt sich eine lichte Tiefe von etwa 15—16 mm. In Form und Ausdehnung müssen also die Sinus frontales des P. etwa das darstellen, was wir auch beim heutigen Schimpansen — mit einer Annäherung an neandertaloide Verhältnisse — finden können.

Aber deswegen ist der P. doch noch kein Schimpanse. Die absolute Größe der Sinus kann nicht allein dem Vergleich zugrunde gelegt werden. Man muß bei der Stirnhöhlengröße auch die Maße des Schädels berücksichtigen. Zum Ausdruck dafür maß ich die größte äußere Schädellänge und die innere Schädellänge — d. i. die Hirnraumlänge — und drückte das Verhältnis beider durch den Index:

$$\frac{\text{Hirnraumlänge} \times 100}{\text{Schädellänge}} \text{ aus.}$$

Bei der Hirnraumlänge handelt es sich also um die Ermittlung der inneren oder „wahren“ Schädelmaße. Die Unmöglichkeit, die durch das „Außenwerk“ entstellten Anthropoidenschädel untereinander und besonders mit dem Menschen zu vergleichen, ist ja in allen einschlägigen Arbeiten betont worden. Die Versuche, durch Korrektur der äußeren Messungen zu den inneren, sog. „wahren“ Schädelmaßen zu gelangen (Schwalbe, Selenka), sind aber abzulehnen; hier kann nur direkte Innenmessung des Schädels zum Ziele führen. Das in diesem Falle nur benötigte Maß der Hirnraumlänge konnte unschwer aus zahlreichen zerbrochenen Schädeln gewonnen werden.¹⁾

Nebenbei sei hier nochmals die Tatsache erwähnt, daß alle Anthropoiden (vielleicht mit Ausnahme einiger Gorillas) mittel- bis kurzköpfig in ihren inneren Schädelmaßen sind, so daß für Polygenisten gar kein Grund vorliegt, etwa kurzköpfige Menschenrassen an eine besondere kurzköpfige Anthropoidengattung anzuschließen.

Für den genannten Index wurden 14 diluviale Menschenschädel (besonders Neandertaler) und von Gorilla, Schimpanse und rezentem Mensch je 25 Schädel Erwachsener gemessen. Als größte Außenlänge wurde das Maß Glabella-Opisthokranion genommen, bei den Anthropoiden ohne Berücksichtigung der Cristenbildung; die größte Hirnraumlänge wurde da gemessen, wo sie sich findet. Die genaueren Tabellen müssen hier wegen Raummangels fortbleiben, einen Überblick gibt der beigefügte Auszug.

¹⁾ An aufgesägten oder zerbrochenen Schädeln kann man die Hirnraummaße leicht bestimmen; es erschien mir aber wichtig, diese Messungen an größerem Material vorzunehmen. Da man nun nicht jeden Schädel einer Sammlung aufsägen kann, erfand ich einen Meßzirkel, mit dem man, ohne den Schädel irgendwie zu verletzen, auch die inneren Maße nehmen kann. Da die Herstellung des Zirkels der Kosten wegen noch nicht möglich war, soll die Veröffentlichung später erfolgen.

Verhältnis der inneren : äußeren Schädelänge.

	Gorilla			Schimpanse			Mensch					
							diluvial			rezent		
	äußere Länge	innere Länge	$i \times 100$ k	äußere Länge	innere Länge	$i \times 100$ k	äußere Länge	innere Länge	$i \times 100$ k	äußere Länge	innere Länge	$i \times 100$ k
Variationsbreite {	145	115	69	125	103	77,1	192	164	85	163	150	88,5
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	— ¹⁾
" ♂ {	181	130	79,5	146	120	85	212	190	90	195	179	95,6
	156	120	69	128	103	77,1						
" ♀ {	181	130	77,5	146	120	84,5						
	145	115	74	125	104	80						
	158	124	79,5	141	120	85						
Mittel	160,8	121,5	75,5	136,3	110,9	81,3			86,5			92,5
" abgerundet	160	120	75	136	111	81			86			92

Es wurden gemessen:

Gorillaschädel	25
Schimpansenschädel	25
diluviale Menschenschädel	14
rezente Menschenschädel	25

Längenangaben nach	Pithecanthrop.		
	äußere Länge	innere Länge	$i \times 100$ k
Dubois	185	155	83,7
Abguß (eigene Messung)	183	155	84,1
Schwalbe	(181)	155	(85,6)
Mittel	—	—	84

Mittelwerte der Indices.

Gorilla	Schimpanse	Pithecanthrop.	Mensch diluvial	rezent
75	81	84	86	92

Als Resultat ergibt sich für das Verhältnis zwischen Hirnraum- und Schädelänge dieselbe Reihenfolge wie bei der Betrachtung der Stirnhöhlenform, nämlich: Gorilla, Schimpanse, Pithecanthropus, Neandertaler, rezenter Mensch. Der P. steht also wieder mit 84 zwischen dem Schimpansen (81) und dem Neandertaler (86). Es muß hierbei ausdrücklich betont werden, daß aus allen vergleichend-anatomischen Gründen der Schimpanse als Ausgangspunkt genommen werden muß, nicht etwa der Gorilla, der wie in vielen anderen Merkmalen, so auch in den Stirnhöhlen als eine übertriebene Weiterbildung schimpansoider Verhältnisse erscheint. Für den P. ist zu bemerken, daß mir Dubois durch eine Mitteilung vom 17. Mai 1922 ausdrücklich bestätigte, daß die größte Länge des Schädelinnenraumes 155 mm, die größte äußere Länge 185 mm beträgt. Diese Maße verdienen demnach den Vorzug vor den von anderen Autoren angegebenen Zahlen, die nach Abgüssen gewonnen sind. Aus der Abrollung der Calotte ergibt sich also kein Grund, dem P. ein größeres Hirnvolumen und damit eine direkte Einreihung in die Neandertaler zuzuschreiben. Jede äußere

¹⁾ Australier 88,5, Europäer 90,5.

Verlängerung des Schädels würde den P. nur noch mehr an die Anthropoiden anschließen, da die innere Länge mit 155 mm bestehen bleibt.

In Übereinstimmung mit der ganzen Form und Größe der Calotte, die keine Cristenbildung erkennen läßt, folgt also auch aus diesen Untersuchungen, daß der Pithecanthropus kein bekannter Anthropoid, aber auch kein bisher bekannter Mensch ist, sondern daß er schlechthin zwischen beiden steht. Als Ausgangspunkt können nur Vorfahren des heutigen Schimpansen in Frage kommen, doch nötigt die Größe der ganzen Calotte, wie Form und Längenindex der Sinus frontales dazu, das Wesen schon als Mensch zu bezeichnen, also im Sinne des Entdeckers: ein Pithecanthropus.

Eine Kritik der anderen Erklärungen für den P. ergibt sich von selbst. Der Gibbon scheidet — ebenso wie der Orang — aus, da diesen ja die Stirnhöhlen wie allen Catarrhinen fehlen. Über den Sivapithecus ist hier nichts zu sagen, da Pilgrim seine Theorie auf die Molaren stützt. Die Zugehörigkeit derselben zur Calotte ist aber zweifelhaft,

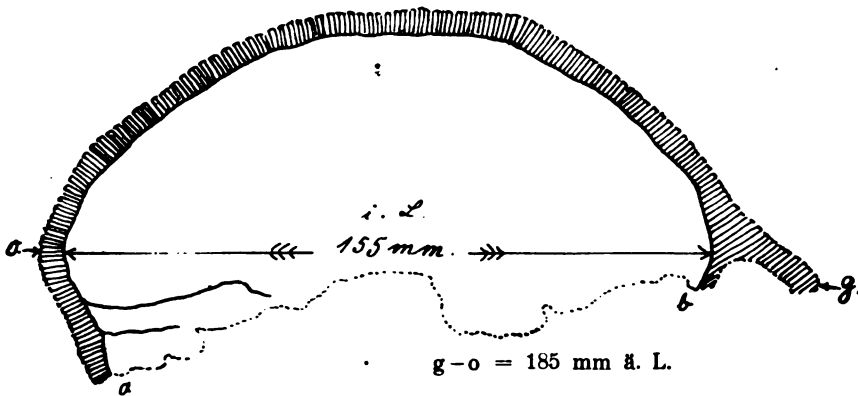


Abb. 2. Innere Mediansagittale durch die Pithecanthropus-Calotte.
o-g = äußere Länge; i. L. = innere Länge; a-b = Bruchlinie der Calotte.

und andererseits ist der Sivapithecus — auf ein paar Zähne begründet — weder ein Individuum geschweige denn eine Gattung, die man gleich Gorilla oder Schimpanse phyletisch bewerten darf. Form und Größenverhältnis der Sinus frontales lassen auch den Gorilla ausscheiden, während gegen den Schimpansen — phyletisch genommen — am wenigsten zu sagen ist; doch geht die absolute Größe der Calotte zu weit über die Variationsbreite dieses Anthropoiden hinaus, so wie sich auch die verhältnismäßige Kleinheit der Stirnhöhlen den menschlichen Maßen nähert. Aber als Mensch schlechthin kann der P. auch nicht bewertet werden, auch nicht als Neandertaler, man müßte denn die Variationsbreite des Neandertalmenschen bis zu den geringeren Maßen des P. ausdehnen. Zur Klärung dieser Fragen kam mir eine dritte Zuschrift von Dubois (vom 11. März 1922) sehr erwünscht. Sie enthielt die beiliegende Mediansagittale des Hirnraumes der P.-Calotte, die nun ganz

*) Wegen Raumangels kann hier nur ein kurzer Auszug der Arbeit gegeben werden, eine ausführliche Darstellung soll an anderer Stelle erfolgen. Für genauere Belege, Zeichnungen, Tabellen und Literaturangaben muß auf die später erscheinende Hauptarbeit verwiesen werden.

ausgemeißelt vorliegt. Damit sind sowohl die Stirnhöhlenverhältnisse wie auch die Echtheit der ganzen Calotte, einschließlich des angezweifelten Hinterhauptes, bestätigt. Form und Größe des Trinilschädels unterscheiden sich somit von allen bekannten Menschenschädeln so sehr, daß das Wesen als Pithecanthropus anzuerkennen ist. Ob der P. — selber bereits ein Mensch — genau in unserer Stammeslinie steht oder als ein Seitensproß etwas daneben, läßt sich aus den spärlichen Resten nicht behaupten; die Calotte zeigt nichts, was einer Annahme direkter Ahnenschaft im Wege stände. Somit behält der Pithecanthropus erectus seine außerordentliche Bedeutung für die menschliche Stammesgeschichte.

Sitzung vom 21. Oktober 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr E. Wahle: Anthropogeographie des deutschen Neolithiums. Mit Lichtbildern. — Herr G. Roheim: Die Wasserträger im Monde.

(1) Neu aufgenommen:

- Herr Paul Abel, Studienrat in Berlin,
- „ Wilhelm Hahn in Berlin,
- „ Dr. Karl Hohmann in Eichwalde, Kreis Teltow,
- „ Dr. med. Ernst Vallentin, Arzt in Berlin,
- „ Dr. Herbert Wenzel in Frankfurt a. Oder,
- „ Dr. Georg Wunderlich, Rechtsanwalt in Berlin.

(2) Der nächstjährige Anthropologenkongreß soll in Tübingen stattfinden.

(3) Der Verwaltungsrat des durch die Heye Foundation begründeten Museum of the American Indian hat zur Feier der Eröffnung dieses Museum am 15. November eingeladen.

(4) Der XI. Internationale Kongreß für Geographie und Ethnographie soll im Jahre 1925 in Kairo stattfinden.

(5) Die Festschrift für Herrn Seler ist verspätet erschienen, was unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht zu verwundern ist; aber sie ist in einer durchaus würdigen Form erschienen, in einer Form, die man kaum hätte erhoffen dürfen. Eine Durchsicht der in ihr enthaltenen Arbeiten zeigt, wie groß die Verehrung für den Gefeierten ist und in welchem Maße anregend und führend er gewirkt hat. — Die Überreichung an Herrn Seler hat durch den Vorsitzenden und Herrn Walther Lehmann stattgefunden, da bei dem leidenden Zustande des Herrn Seler eine größere Beteiligung nicht erwünscht war.

(6) Vor der Tagesordnung zeigte der Vorsitzende die nach Form zusammengesetzte Wirbelsäule des im Berliner Zoologischen Garten gestorbenen weiblichen Schimpansen „Terzera“, eines der fünf weiblichen Schimpansen, die im vorigen und in diesem Jahre im hiesigen Zoologischen Garten gestorben sind, und bemerkte darüber folgendes:

Es ist beabsichtigt, das Rumpfskelett nach Form zusammenzusetzen; doch wurde die Arbeit unterbrochen, um erst einmal die nach Form zusammengesetzte Wirbelsäule in der Gesellschaft vorzulegen. Dazu fühlte ich mich dringend veranlaßt, weil ich bei einer früheren Gelegenheit („Anatomische Mitteilungen über den männlichen Schimpansen „Moritz“ des Zoologischen Gartens“: Zeitschrift für Ethnologie 1916, Seite 264 bis 270) die frische mit den Zwischenwirbelscheiben und

Bändern versehene Wirbelsäule eines männlichen Schimpansen gezeigt hatte, und weil es mir wichtig erschien, den damaligen Befund nachzuprüfen.

In jenem früheren Falle waren zwei Eigenschaften der Schimpansenwirbelsäule zur Sprache gebracht worden: ihre unerwartete Steifigkeit und ihre Form.

Über die Steifigkeit kann ich diesmal nichts Bestimmtes aussagen, weil das Tier vor der Präparation eine leichte Formalinjektion (bei Rückenlage) bekommen hatte.

Mit Rücksicht auf die Form der Wirbelsäule hieß es in meiner früheren Beschreibung: „Die Wirbelsäule ist sehr gerade gestreckt. Die Kyphose des Brustteiles ist kaum angedeutet. Um so mehr fällt es auf, daß im Lendenteil eine zwar nicht starke, aber doch immerhin sehr deutliche Lordose besteht. An der Grenze von Brust- und Halsteil besteht ebenfalls eine nach vorn gerichtete Konvexität, welche sich aber am Halsteile selbst so sehr vermindert, daß dieser fast gerade ist, und daß jedenfalls nicht die für die Halswirbelsäule der Affen so charakteristische dorsale Biegung besteht. Die obere Fläche des Atlas ist daher nur um etwa 30° gegen den Horizont geneigt“ (1 c S. 268).

Diese Angaben lassen sich fast wörtlich auf die Terzera übertragen; doch wäre noch genauer zu sagen, daß der am stärksten gekrümmte Abschnitt die obere Hälfte der Brustwirbelsäule ist, welche eine ausgesprochene aber immerhin doch nicht starke Kyphose hat; daß der Lendenteil eine ganz schwache Lordose zeigt; daß an letzterer auch die untere Hälfte des Brustteiles teilnimmt, und daß der Halsabschnitt eine Lordose zeigt, die ebenfalls schwach und nur am Übergange zum Brustabschnitt besser ausgeprägt ist.

Beide Wirbelsäulen verhalten sich also, von ganz unbedeutenden individuellen Verschiedenheiten abgesehen, gleich, und man kann nun mit größerer Zuversicht, als ein einzelner Fall gestatten würde, vergleichende Betrachtungen anstellen.

Ich möchte auf zwei Punkte die Aufmerksamkeit lenken: auf die Form der Halswirbelsäule und auf die Lendenlordose.

a) Was die erstere angeht, so ist der Unterschied zwischen der stark dorsalwärts gebogenen Halswirbelsäule des Affen (*Cercocebus*) und der schwach gebogenen Halswirbelsäule des Schimpansen enorm, wie die Nebeneinanderstellung beider Formen in meiner früheren Arbeit zeigt (1 c Abb. 2 und 3). Der Schimpanse ist in dieser Hinsicht nicht äffisch, sondern menschlich.

b. Im Lendenteil ist die Schimpansenwirbelsäule nicht gerade gestreckt geschweige denen kyphotisch, sondern sie ist lordotisch; zwar nur schwach lordotisch, aber immerhin lordotisch.

Auf Grund dieser Lendenlordose erneuere ich meine kritischen Bedenken über den Wert des bei den Anthropologen beliebten „Lumbarindex“, die ich schon mehrmals geäußert habe. Man kommt nämlich in unserem Falle, wenn man die vorderen und hinteren Höhen der Wirbelkörper mißt und sie ohne Berücksichtigung der Zwischenwirbelscheiben für die Berechnung des Index verwertet, zu einer kyphotischen Form, wie die nachfolgende Tabelle zeigt, welche die vorderen und die

hinteren Höhen der Körper der neun unteren Wirbel der Terzera enthält. Die vorderen Höhen sind an den vorderen Hälften der Epiphysenringe, nicht an den vorderen Kanten gemessen, weil letzteres zu unsicher ist; die hinteren Höhen an den hinteren Hälften der Epiphysenringe.

	vorn	hinten	Differenz
t. 9	16 mm	15 mm	—1
„ 10	17 „	17 „	0
„ 11	18 „	18,5 „	0,5
„ 12	19 „	20 „	1
„ 13	21 „	22 „	1
l. 1	23 „	24 „	1
„ 2	23 „	25,5 „	2,5
„ 3	25 „	25 „	0
„ 4	24 „	24 „	0

Es sind also hier an den letzten acht präsaakralen Wirbeln die hinteren Höhen entweder den vorderen gleich oder größer als sie, niemals die vorderen Höhen beträchtlicher. Trotzdem besteht wie gesagt, an der nach Form zusammengesetzten Säule nicht Kyphose, sondern Lordose. Die Übereinstimmung mit Moritz ist insofern vollkommen, als bei t. 9 die vordere Höhe überwiegt, sonst aber stets entweder beide Höhen gleich sind oder die hintere größer ist. Besonders zu betonen ist dabei noch, daß auch beim letzten präsaakralen Wirbel, der beim Menschen die wohlbekannte Keilform mit größerer vorderer Höhe hat, bei der Terzera vordere und hintere Höhe gleich sind und beim Moritz sogar die hintere Höhe überwiegt.

Nimmt man bei der Terzera die fünf letzten Wirbel zusammen, so ist die Summe der hinteren Höhen um 4,5 mm größer wie die der vorderen. Trotzdem Lordose! Es liegt auf der Hand, daß diese Lordose nur auf vorn größerer Dicke der Zwischenwirbelscheiben beruhen kann, und daraus geht klar hervor, daß alle Angaben über den sogenannten „Lumbarindex“, welche sich nur auf die Knochen stützen, ohne die Bandscheiben zu berücksichtigen, einen zweifelhaften Wert haben.

Um das Material für den Vergleich noch zu vermehren, füge ich die Maße der vorderen und hinteren Höhen für die zehn unteren praesaakralen Wirbel des weiblichen Schimpansen „Loca“ hinzu.

	vorn	hinten	Differenz
t. 8	15 mm	15 mm	0
„ 9	15,6 „	16,2 „	0,6
„ 10	15,7 „	17,0 „	1,3
„ 11	17,4 „	18,2 „	0,8
„ 12	18,3 „	21,3 „	2,0
„ 13	20,2 „	22,8 „	2,6
l. 1	22,7 „	24,7 „	2,0
„ 2	25,3 „	26,4 „	1,1
„ 3	23,8 „	25,5 „	1,7
„ 4	24,8 „	23,5 „	—1,3

Der „Lumbarindex“, in gewöhnlicher Weise berechnet, würde auch hier Kyphose vortäuschen; doch wäre diese dem Gesagten gemäß unbewiesen, wahrscheinlich irrig. — Übrigens ist in diesem Falle, was bei Moritz und Terzera nicht der Fall war, der Körper des letzten praesaakralen Wirbels vorn höher wie hinten, also in demselben Sinne keilförmig wie beim Menschen.

Ich stelle aus den Tabellen der drei untersuchten Schimpansen die Differenzen der vorderen und hinteren Höhen zusammen und bilde daraus eine neue Tabelle:

	Terzera	Loca	Moritz
t. 13	1	2,6	3,6
l. 1	1	2,0	2,7
„ 2	2,5	1,1	1,9
„ 3	0	1,7	2,6

Die Summen dieser Differenzen sind bei der Terzera 4,5 mm, bei der Loca 7,4 mm, beim Moritz 10,8 mm. Ob es Bedeutung hat, daß das Männchen die beiden Weibchen übertrifft, muß dahingestellt bleiben.

(7) Herr E. Wahle hält den angekündigten Vortrag: Antropographie des deutschen Neolithikums.

(8) Herr G. Roheim hält den angekündigten Vortrag: Die Wasserträge im Monde.

Sitzung vom 18. November 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Carl Schuchhardt: Rethra auf dem Schloßberge bei Feldberg in Mecklenburg. Mit Lichtbildern.

(1) Neu aufgenommen sind:

- Herr Berendank, Hauptmann a. D. in Vohwinkel,
- „ Harry Heller in Berlin,
- „ F. Jahns in Hannover,
- „ Dr. med. Kniepkamp in Pankow,
- „ Dr. Lutz Mackensen in Heidelberg,
- „ Ing. Robert Meier in Berlin,
- Frau Margarethe Meyer-Wels in Wilmersdorf,
- Herr Hans Rodrian, Lehrer in Alt Sorgefeld,
- „ R. Schroeder, stud. arch. in Altona,
- „ Dr. Schwarz, Studienrat in Hannover,
- „ Emil Heinrich Sneathlage, cand. phil. in Wilmersdorf,
- „ Hans Erich Stier, stud. phil., in Wilmersdorf,
- Frau Unda in Wilmersdorf,
- Herr Dr. Wütschke, Studienrat, in Dessau.

(2) Herr Seler ist aus Gesundheitsrücksichten von dem Amt eines Vorsitzenden zurückgetreten. Der Vorsitzende gedenkt der Verdienste desselben um die Gesellschaft. Der Vorstand hat Herrn Ankermann in die erledigte Stelle zugewählt; Herr Ankermann hat angenommen.

(3) Herr Sökeland ist von der Stellung eines Schatzmeisters der Gesellschaft zurückgetreten. Der Vorsitzende dankt im Namen der Gesellschaft für seine langjährige uneigennützigte Mühewaltung. Herr Duve ist in die erledigte Stelle eingetreten.

(4) Der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat durch Schreiben vom 13. November einen Beitrag von 3000 Mark in Aussicht gestellt. Der Vorsitzende dankt dafür namens der Gesellschaft.

(5) Satzungsänderung. — Die in raschem Wandel begriffenen Zeit- bzw. Geldverhältnisse haben eine erneute Abänderung der erst im vorigen Jahr (s. Jahrgang 1920/21 S. 535) beschlossenen Fassung der

Satzungen notwendig gemacht. Vorstand und Ausschuß schlagen folgende Änderungen vor:

- 1, Absatz 1 des § 11 des 1. Nachtrags zu den Statuten der Gesellschaft erhält folgende Fassung: „Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft und das Eintrittsgeld wird vom Vorstande und Ausschusse beschlossen. Der Beschluß bedarf der Zustimmung einer der nächsten ordentlichen Sitzungen, in der ohne Aussprache darüber abgestimmt und mit einfacher Mehrheit entschieden wird. Bei Stimmgleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag“.
- 2, Im Absatz 3 des § 11 sind in der 3. Zeile die Worte „des Jahresbeitrags und“ zu streichen.
- 3, § 14 des 1. Nachtrags zu den Statuten wird gestrichen.

Der Vorsitzende erläutert die Notwendigkeit der Änderungen. Der Forderung des § 40 der Satzungen, daß „der Wortlaut des Vorschlags oder Antrags mindestens eine Woche vor der Sitzung den ordentlichen Mitgliedern mitgeteilt worden sein“ muß, ist durch rechtzeitige Versendung der Einladungen Genüge geschehen. Die Auszählung der anwesenden ordentlichen (stimmberechtigten) Mitglieder ergibt die Zahl 81. — Die Annahme der Vorschläge erfolgte einstimmig.

(6) Die Beitragssätze, welche Vorstand und Ausschuß vorschlugen, sind folgende: Für Ausländer sollen 20 Mark, in Gold zu bezahlen, bestehen bleiben; der Beitrag für deutsche und österreichische Mitglieder soll erhöht werden auf 250 Mark bei Bezug einer Zeitschrift nach Wahl, auf 400 Mark bei Bezug beider Zeitschriften. Außerdem soll künftig von Neuaufgenommenen ein Eintrittsgeld erhoben werden in Höhe von 600 Mark. Über diese Vorschläge wird in der Dezember-sitzung abgestimmt werden.

(7) Am 15. November hat Herr Schuchhardt Mitglieder der Gesellschaft durch die im früheren Kunstgewerbemuseum neu aufgestellte prähistorische Sammlung geführt.

(8) Von den der Gesellschaft als Geschenke zugegangenen Büchern werden Grünwedel's „Tusca“ und Fritz Sarasin's „Anthropologie der Neukaledonier“ und Loyalty-„Insulaner“ besonders besprochen.

(9) Vor der Tagesordnung legt der Vorsitzende ein Bild von dem unteren rechten Eckzahn eines 21 jährigen Mädchens (Elisabeth Kuß) vor und erläutert dessen Bedeutung.

Ich war bei meiner Bearbeitung der Ehringsdorfer Unterkiefer in der glücklichen Lage, ganz bestimmte Angaben über die Form des unteren Eckzahnes des diluvialen oder Neanderthaler Menschen machen zu können¹⁾, und ich möchte durch die jetzige kurze Mitteilung das Interesse an dieser Angelegenheit in unserem Kreise wach erhalten.

Mehrfach ist die Meinung geäußert worden, daß der diluviale Mensch einen kegelförmigen Eckzahn gehabt habe, der erheblicher über die andern Zähne emporragte und dadurch an den Eckzahn der Anthropoiden erinnerte. Selbst der vorsichtige und kenntnisreiche Gustav Schwalbe sprach sich in diesem Sinne aus. Eine solche Auffassung ist auch durchaus nicht fernliegend, da ja beim rezenten Menschen die Gestalt des Eckzahnes in der Regel kegelförmig und insofern anthropoidenähnlich ist, und da dieser Zahn gar nicht selten, manchmal sogar bedeutend, über die Beißfläche der übrigen Zähne

¹⁾ Die menschlichen Skelettreste aus dem Kämpfeschen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar. Jena 1920 bei Gustav Fischer. S. dort S. 111.)

hervorragt, worüber ich nicht nur in unserer Gesellschaft, sondern auch in der Gesellschaft naturforschender Freunde schon früher gesprochen habe. (Sitzungsber. Ges. naturf. Fr., Jg. 1917, S. 147—151.)

Aber die Ansicht Schwalbes beruhte nicht auf direkter Beobachtung, sondern auf Schluß. Er kam nämlich zu seinem Irrtum dadurch, daß bei dem Ehringsdorfer Erwachsenen, dessen sämtliche Zähne stark abgeschliffen sind, die Schleiffläche des Eckzahnes sehr breit ist.

Gelegenheit zu direkter Beobachtung ergab sich erst durch den Fund des kindlichen Kiefers in Ehringsdorf, welchen Schwalbe nicht mehr erlebte. Da zeigte sich, daß der eben ausgetretene und noch garnicht abgeschliffene Eckzahn zwar nach der lateralen oder — vielleicht besser ausgedrückt — hinteren Seite, d. h. gegen den P_1 , steil abfällt, aber an der medialen Seite, gegen den I_2 , in eine Kante übergeht, womit denn auch die breite Abschleiffläche, welche Schwalbe irreführt hatte, erklärt war. Dies heißt aber nichts anderes, als daß der Eckzahn eine vermittelnde Stellung einnimmt zwischen den Zahnkategorien, zwischen welche der eingeschoben ist. Und hiermit komme ich auf etwas allgemeines:

Die Lehre von den Zahnformen ist ausgebildet worden in der vormorphologischen klassifikatorischen Epoche unserer Wissenschaft, als man dachte nach dem Muster der systematischen Zoologie. Damals kam es darauf an, unterscheidende Merkmale herauszuheben und Kategorien scharf zu trennen. Die morphologische Betrachtung, gerechter wägend, schenkt denjenigen Merkmalen die gleiche Beachtung, in denen sich zwar Verschiedenheit dem Grade nach aber Übereinstimmung dem Wesen nach zeigt, und sie forscht nach den Gründen nicht nur der Verschiedenheit, sondern auch der Übereinstimmung. Ich habe schon bei zwei früheren Gelegenheiten von „Anähnlichung“ gesprochen, womit ich meine, daß eine Zahnkategorie Merkmale einer angrenzenden annimmt.

Die Gestalt des Ehringsdorfer Eckzahnes hat sich genau ebenso beim Gebiß von Le Moustier gefunden; der Krapinaer untere Caninus, wie ihn Gorjanovic-Kramberger abbildet, steht in der Mitte zwischen dem gewöhnlichen rezenten und dem von Ehringsdorf und Le Moustier. Unabgeschliffene eiszeitliche Eckzähne, die in der gleichen Weise kegelförmig waren wie bei dem rezenten Menschen oder gar anthropoidischer, haben sich meines Wissens überhaupt nicht gefunden.

Der untere Eckzahn des erwähnten 21 jährigen Mädchens nun zeigt die gleichen Eigentümlichkeiten wie die diluvialen Eckzähne, d. h. Anähnlichung an den Schneidezahntyp. Das wird in diesem Falle dadurch noch besonders erkennbar, daß an den Schneidezähnen die drei Spitzchen erhalten sind, mit welchen jeder Schneidezahn bei seinem Austritt versehen ist, welche aber gewöhnlich durch kräftigeren Gebrauch bald abgeschliffen werden. An dem rechten unteren Eckzahn ist nun ein solches Spitzchen an der medialen Seite vorhanden, genau dem eines Incisivus gleichend. Daran schließt sich ein Conus an, der sich nur ganz wenig über das Spitzchen erhebt, und an ihm sieht man ein kaum angedeutetes Grübchen als Grenzmarke zwischen einem mittleren und einem hinteren Teil des Zahnes, die aber nicht genauer voneinander geschieden sind. Am linken unteren Caninus sind alle drei Spitzchen voneinander getrennt, aber doch das mittlere mehr von dem vorderen als von dem hinteren; an den oberen Canini ist der incisivische Charakter in ähnlicher Weise angedeutet.



Aus dem Mitgeteilten ergibt sich dreierlei: 1. daß der Neanderthaler einen von dem gewöhnlichen Typus des rezenten Menschen abweichenden Typus des Eckzahnes besaß, 2. daß dieser Typus nicht zwischen dem des Anthropoiden und dem des Menschen vermittelte, 3. daß gelegentlich — wie bei unserem 21 jährigen Mädchen — der Eckzahn des rezenten Menschen dem des Neanderthalers gleicht.

(10) Herr Schuchhardt hält den angekündigten Vortrag: Rethra auf dem Schloßberge bei Feldberg in Mecklenburg.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Brückner, Minden, Mielke, Wossidlo, Schuchhardt.

Sitzung vom 16. Dezember 1922.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr K. Th. Preuß: Die wissenschaftliche Lebensarbeit Eduard Selters. — Herr Wilhelm Koppers: Über die Feuerländer. Mit Lichtbildern.

(1) Der Vorsitzende erstattet satzungsgemäß den Verwaltungsbericht für das Jahr 1922.

Der Mitgliederstand der Gesellschaft ergibt zur Zeit folgendes Bild:

Von den Ehrenmitgliedern ist eins verstorben: Eduard Seler. Es bleiben zwei. Von den korrespondierenden Mitgliedern sind fünf verstorben: Prof. Cartailhac in Toulouse, Dr. Emil Ficher in Bukarest, Prof. Studer in Bern, Prof. Capellini in Bologna und Hofrat Hörmann in Serajewo. Es bleiben 98.

Die Zahl der immerwährenden Mitglieder hat sich um zwei vermehrt, auf 18. Vor den jährlich zahlenden ordentlichen Mitgliedern sind sieben verstorben: Prof. Dr. Olshausen, Berlin; Geh. Med.-Rat Dr. Sander, Berlin; Notar Jaroslav Palliardi, Mährisch-Budwitz; Geh. Med.-Rat Dr. Kroner, Berlin; Rittmeister Rich. Eltz, Schöneberg; Graf Dönhoff-Friedrichstein, Friedrichstein, Ostpr.; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Conwentz, Bern.

Ihren Austritt erklärt haben 17 Mitglieder. Dazu kommen 2, die Immerwährende geworden sind. Neu aufgenommen wurden 90. Somit ist die Zahl der ordentlichen Mitglieder um 69 gewachsen, von 940 auf 1009.

Insgesamt zählt die Gesellschaft 1127 Mitglieder gegenüber 1018 im Dezember des Vorjahres.

Der Herr Minister für Unterricht, Kunst und Volksbildung hat zur Unterstützung der Gesellschaft einen Beitrag von 3000 Mark verheißen, wofür an dieser Stelle gedankt sei.

Von der Zeitschrift für Ethnologie werden Heft 1 bis 5 zusammen, Heft 6 wird getrennt erscheinen.

Von der prähistorischen Zeitschrift sind der 13. und 14. Band für 1921 und 1922 in einem Heft vereint erschienen.

Die Zahl der ordentlichen Sitzungen betrug 10.

Von dem Sommerausflug nach Zerbst waren die wenigen, die daran teilnahmen, aufs Äußerste befriedigt.

Über die Bibliothek berichtet Herr Maab, daß im laufenden Jahre 36 Bücher und 100 Broschüren hinzugekommen sind, so daß der Bestand der Bibliothek 13 965 Bücher und 1859 Broschüren ausmacht. Gebunden wurden 15 Bücher, 41 Broschüren in 6 Sammelbänden und 32 Zeitschriften. Verliehen wurden 322 Bücher.

(2) Der Schatzmeister Herr Duve erstattet satzungsgemäß den Rechnungsbericht für das Jahr 1922, laufend vom 1. Dezember 1921 bis 1. Dezember 1922.

Rechnungsbericht für das Jahr 1922.

Einnahmen.	Mk.	Ausgaben.	Mk.
Bestand am 30. November 1921	18 320,88	Portokosten	22 600,—
Beiträge von Mitgliedern . .	39 924,90	Buchbinder	3 653,50
Valuta-Aufschläge und Restzahlungen	49 419,17	Bürokosten	9 480,—
Generalverwaltung d. Museen	2 000,—	Prähistorische Zeitschrift-Anzahlung	58 690,25
Zinsen Reichsbank	3 729,60	Zinsen an die 4 Stiftungen . .	2 024,—
Zinsen Deutsche Bank	245,25	Bestand am 30. November 1922	63 760,—
Zinsen Reichsschuldbuch	450,—		
Konto Prähistor. Zeitschrift . .	11 385,—		
Verschiedenes	34 568,00		
Konto Olshausen	165,—		
	<u>160 207,75</u>		<u>160 207,75</u>

Die Rechnungen sind mit den Belegen verglichen, durch Stichproben geprüft und richtig befunden.

Berlin, 4. Dezember 1922.

Ankermann.

Maaß.

Buchbestände	Mk.	Wirkliche Bestände	Mk.
Rud. Virchow-Plaketten-Stiftung	1 482,20	Kleine Kasse	3 678,68
Maaß-Stiftung	3 033,50	Bankkonto	44 766,74
Schönlank-Stiftung	3 633,52	Postscheckamt	24 963,80
Generalkatalog-Stiftung	1 500,—		
Bestand der Großen Kasse	63 760,—		
	<u>73 409,22</u>		<u>73 409,22</u>

Stiftungen und Kapitalvermögen 1922.

Stiftungen.

Rudolf Virchow-Plaketten-Stiftung.

Bestand am 30. November 1921	15 478,50	
Ab f. gekaufte 15 000,00 Mk. Neue Berl. Pfandbriefe 4 Proz.	15 645,30 =	833,20 Mk.
Zinsen		649,— „
Bestand am 1. Dezember 1922		<u>1 482,20 Mk.</u>

Maaß-Stiftung

Bestand am 30. November 1921	2 683,50 Mk.
Zinsen	350,— „
Bestand am 1. Dezember 1922	<u>3 033,50 Mk.</u>

William Schönlank-Stiftung.

Bestand am 30. November 1921	3 108,52 Mk.
Zinsen	525,— „
Bestand am 1. Dezember 1922	<u>3 633,52 Mk.</u>

Generalkatalog-Stiftung.

Bestand am 30. November 1921	1 000,— Mk.
Zinsen	500,— „
Bestand am 1. Dezember 1922	<u>1 500,— Mk.</u>

holen, oder daß sie in irgend einer Form die Portokosten begleichen. Vorschläge in dieser Hinsicht werden seitens des Vorstandes gemacht werden. — Die nach diesen Erläuterungen vorgenommene Abstimmung ergab einstimmige Annahme der Vorschläge des Vorstandes sowohl hinsichtlich des Eintrittsgeldes wie hinsichtlich der Mitgliederbeiträge (siehe Novembersitzung).

(5) Herr Hans Virchow erstattet als Vorsitzender der Rudolf Virchow-Stiftung den folgenden Bericht über den Stand der Stiftung im Jahre 1922.

Es fanden zwei Sitzungen statt, am 6. Januar und am 6. Dezember. In der ersten derselben wurde mitgeteilt, daß die Herren Seler und Virchow als Vertreter der anthropologischen Gesellschaft in den Vorstand der Stiftung bestimmt seien, und wurde der bisherige Vorsitzende Herr Virchow als Vorsitzender wiedergewählt. Der Vorstand besteht somit aus den Herren Heider, Schuchhardt, von den Steinen, Körte, Rabnow, Seler, Virchow, unter Vorsitz des letzteren. Durch den Tod verlor der Vorstand ein Mitglied, welches jahrelang mit Interesse an den Unternehmungen der Stiftung teilgenommen hatte, Herrn Seler.

Die nach Beschluß vom 14. Dezember 1921 angekauften 10 500 Mark $4\frac{1}{2}\%$ Dresdner Stadtanleihe sind laut Mitteilung des Herrn Schatzmeisters vom 6. März bei der Reichsbank hinterlegt worden. — 2000 Mark $3\frac{1}{2}\%$ Berliner Stadtanleihe wurden ausgelost und sollen am 1. Januar 1923 rückgezahlt werden. — Nach Mitteilung des Zentralfinanzamtes ist die Stiftung als gemeinnützige Stiftung von der Zahlung der Kapitalertragssteuer befreit. 1730 Mark einbehaltener Kapitalertragssteuer wurden daraufhin zurückgezahlt.

Frühere Unternehmungen.

1. Die Arbeit des Herrn von Eickstedt über „Rassenelemente der Sikh“ ist in der Zeitschrift für Ethn. 1920/21 S. 317 bis 394 erschienen.

2. Herr Vonderau hat die beabsichtigte Grabung am Schulzenberge bei Fulda garnicht in Angriff genommen. Das zu bearbeitende Feld ist 40 m lang und 50 m breit; die Arbeit wird auf 14 Tage geschätzt; ein Tag mit zwei Arbeitern kostet, nach Arbeitslohn von Ende September berechnet, 1100 Mark, vierzehn Tage also etwa 15 000 Mark. Mit den zur Verfügung gestellten 4000 Mark ließe sich noch nicht vier Tage graben.

Verfügbare Mittel.

Außer den schon genannten Beträgen: den ausgelosten 2000 Mark und den rückgezahlten 1730 Mark, sowie den im Laufe des Jahres eingegangenen Zinsen standen noch 7000 Mark zur Verfügung, welche im vorigen Jahre für ein literarisches Unternehmen bestimmt worden waren, falls dieses zur Ausführung käme. Da aber wegen der enorm gestiegenen Druckkosten dieses Unternehmen aufgegeben werden mußte, so fiel der genannte Betrag an die Stiftung zurück. Die Einnahmen an Zinsen abzüglich Steuer betragen 11 382,17 Mark.

Bewilligungen.

1. Herrn Vonderau wurden weitere 6000 Mark zur Verfügung gestellt, so daß er für seine Grabung am Schulzenberge 10 000 Mark in Händen hat; ihm aber zugleich empfohlen, daß er sich der Hilfe von Studierenden, älteren Schülern oder Seminaristen bedienen möge, welche dann eine mäßige Vergütung, aber nicht den vollen Lohn von Arbeitern erhalten würden.

Das Barguthaben der Stiftung bei dem Bankhause
Delbrück, Schickler & Co. betrug ausweislich des Rechnungsab-
schlusses vom 31. Dezember 1922 7 916,— Mk.
und beträgt am 31. Dezember 1921 6 850,— Mk.

Im Rechnungsjahre 1921 waren folgende

Einnahmen	
zu verzeichnen:	
an Zinsen:	
1. von den bei der Reichsbank deponierten und in das Staats- bzw. Reichsschuldbuch eingetragenen Wertpapieren abzüglich Steuer (20./3., 21./3., 21./6., 22./6., 23./6., 21./9., 22./9., 18/12., 18./12., 20/12., 23/12., 29./12.)	10 861,42 Mk.
2. von der einseitigen bei Delbrück, Schickler & Co. deponiert gewesenen 4 $\frac{1}{2}$ proz. Dresdner Stadtanleihe	212,62 „
3. Kontozinsen von Delbrück, Schickler & Co. per I. Semester 1922 72,13 Mk. " II. " 1922 236,— „	<u>808,13 „</u> <u>11 382,17 Mk.</u>
ferner	
a) vom Zentralfinanzamt zurückvergütete Kapitalertragssteuer	1 730,— Mk.
b) Gegenwart verlorster 2000,— Mk. = 3 $\frac{1}{2}$ proz. Berliner Stadtanleihe abzüglich Gebühren der Reichsbank	<u>1 997,— „</u>
	<u>zusammen 15 109,17 Mk.</u>

Dem stehen gegenüber an

Ausgaben:	
a) Für Stiftungszwecke:	
Zahlung an Herrn Dr. Hilzheimer, hier	10 000,— Mk.
" " " Prof. Vonderau, Fulda	<u>6 000,— „</u> 16 000,— Mk.
b) Allgemeine Ausgaben:	
1. Zahlung an Behrend & Co. (für Druck der Sonderabzüge des Berichtes)	45,20 Mk.
2. Porto und Spesen an Delbrück, Schickler & Co. für I. Semester 1922 28,15 Mk. " II. " 1922 71,32 „	<u>99,47 Mk.</u>
3. Depotgebühren Delbrück, Schickler & Co. für I. und II. Semester 1922	<u>30,50 „</u>
	<u>zusammen 16 175,17 Mk.</u>

Barguthaben am 31. Dezember 1921	7 916,— Mk.	
Einnahmen im Rechnungsjahr 1922	<u>15 109,17 „</u>	23 025,17 „
Ausgaben im Rechnungsjahr 1922		<u>16 175,17 „</u>
Bankguthaben der Stiftung am 31. Dezember 1922		<u>6 850 Mk.</u>

Der derzeitige Effektenbestand der Stiftung im Gesamtbetrage von 369 550,— Mk. wird für das Jahr 1923 einen Zinsertrag von zusammen 12 845,75 Mk. ergeben, und zwar:

111 500 Mk. 3 proz. Preuß. Konsols	ergeben Zinsen	3 345,— „
112 350 „ 3 $\frac{1}{2}$ proz. „ „	" "	8 932,25 „
21 200 „ 3 proz. Dtsch. Reichsanleihe	" "	636,— „
6 000 „ 5 proz. Deutsche V. Kriegsanleihe	" "	300,— „
3 000 „ 3 $\frac{1}{2}$ proz. Berliner Stadtanleihe	" "	105,— „
4 000 „ 4 „ „	" "	160,— „
73 000 „ 3 $\frac{1}{2}$ proz. Westf. Prov.-Anleihe	" "	2 555,— „
6 000 „ 4 proz. „ „	" "	240,— „
15 000 „ 5 proz. Deutsche II. Kriegsanleihe	" "	750,— „
7 000 „ 5 proz. Deutsche III. Kriegsanleihe	" "	350,— „
10 500 „ 4 $\frac{1}{2}$ proz. Dresdner Stadtanleihe	" "	<u>452,50 „</u>
369 550 Mk.	ergeben Zinsen	<u>12 845,75 Mk.</u>

Hievon gehen noch ab die Kapitalertragssteuer sowie die Gebühren der Reichsbank und das Porto, was rund 2000,— ausmachen würde.

Berlin, den 31. Dezember 1922.

Schatzmeister.

(6) Am 23. November starb Eduard Seler; am 25. war die Leichenfeier in seinem Hause. Seit Juli 1884 war der Verstorbene Mitglied der Gesellschaft, seit 1912 einer der Vorsitzenden, von 1914 bis 1916 1. Vorsitzender. Am 29. November 1919 wurde er gelegentlich der 50 Jahrfeier der Gesellschaft Ehrenmitglied, eine Würde, die nur selten in unserer Gesellschaft verliehen worden ist. Der Vorsitzende würdigte mit einigen Sätzen die Verdienste des Verstorbenen um die Gesellschaft, erinnerte daran, wie oft und wie ausführlich er in der Zeitschrift für Ethnologie über seine Arbeiten berichtet hat, und hob seine persönlichen Eigenschaften hervor. Im übrigen verwies er auf die nachfolgende Erinnerungsrede des Herrn Preuß.

(7) Neu aufgenommen:

- Herr Dr. Leonhard Franz, Wien,
 „ stud. mus. Georg Herzog, Berlin,
 „ Karl Keller-Tarnuzzer, Frauenfeld, Schweiz,
 „ stud. phil. Korth, Berlin-Halensee,
 „ Prof. Dr. Heinrich Löwe, Berlin,
 „ Dr. med. et pol. Sandor Radó, Budapest,
 „ Dr. Paul Steiner, Trier,
 „ Walter Stötzner, Hammergut Oelsengrund,
 „ Dr. Gottfried Werdermann, Berlin-Britz.

(8) In den Ausschuß wurde gewählt Herr Langerhaus.

(9) Herr K. Th. Preuß spricht zur Erinnerung an Seler über „Die wissenschaftliche Lebensarbeit Eduard Selers“.

(10) Herr Wilhelm Koppers hält den angekündigten Vortrag über „Die Feuerländer“.

III. Literarische Besprechungen.

Paul Cattani, Zürich: Das Tatauieren. Eine monographische Darstellung. Basel, Schwabe & Co., 1922. Oktav, 88 S. mit 44 Abb.; 50,— M.

Das knapp gehaltene und gut ausgestattete Buch beschäftigt sich mit einer großen Menge von medizinischen und ethnographischen, chirurgischen und histologischen, sozialen und psychologischen Fragen, die alle irgendwie mit dem Tatauieren zusammenhängen. Der Verfasser ist selbst Arzt und verfügt über sehr ausgedehnte persönliche Erfahrungen zur Entfernung von Hautzierraten dieser Art. Vollständige Entfernung von regelrecht ausgeführten typischen Tatauierungen galt lange Zeit als ganz unmöglich, so heißt es in einem samoanischen Tatauiergesang, jeder andere Schmuck sei vergänglich, nur die tatauierten Muster dauerten das ganze Leben hindurch, und ebenso läßt die große Zahl der allerverschiedensten Vorschriften, die seit der römischen Kaiserzeit bis auf unsere Tage immer erneut für das Entfernen von Tatauierungen gegeben wurden, von vornherein darauf schließen, wie schwierig und unsicher diese Prozeduren sind. Für viele der älteren und neueren Verfahren kann auf das Original verwiesen werden, nur die 1907 von Wederhake angegebene Technik sei hier kurz geschildert: Unter allen aseptischen Kautelen werden große Hautlappen so lospräpariert, daß sie mit ihrer inneren Fläche nach außen mit Nadeln auf ein sterilisiertes Holzbrett befestigt werden können; so wird es möglich mit geeigneten spitzen Instrumenten die einzelnen Farbpartikelchen zu entfernen, ohne die Epidermis und die oberen Schichten der Cutis zu verletzen; der „ent-tatauierete“ Lappen wird dann wieder reponiert und festgenäht. In der Theorie scheint das Verfahren eine fast absolut narbenfreie Reinigung der tatauierten Hautstellen zu ermöglichen; was es in der Praxis leistet, darüber spricht sich der Verfasser nur sehr zurückhaltend aus, und dem Referenten fehlt da erst recht jede Erfahrung; immerhin scheint es, als ob mit den durch das Verfahren gegebenen Möglichkeiten

künftig ganz ernsthaft gerechnet werden sollte; auch darüber, wie es bei einschlägigen Kriminalfällen dann mit der ärztlichen Schweigepflicht bestellt sein soll, dürfte eine gesetzliche Regelung nötig werden. Im übrigen werden in den nächsten Jahren, was der Verfasser nur sehr diskret andeutet, weniger die tatauierten Verbrecher ärztliche Hilfe zur Entfernung ihres verräterischen Schmuckes in Anspruch nehmen, als gewisse „neue Reiche“, denen oft viel daran gelegen sein mag, Dinge von ihren Körpern zu entfernen, die jedermann an das soziale Milieu erinnern müssen, dem sie entstammen.

Für den ethnographischen Teil des Buches hatte Verfasser sich der sachkundigen Unterstützung von Schlaginhausen-Zürich zu erfreuen; gleichwohl schiene es mir erwünscht, wenn er im Falle einer neuen Auflage noch viel schärfer, als er es jetzt tut, den fundamentalen Unterschied zwischen der typischen Tatauierung und den Ziernarben hervorheben würde. Die erstere ist naturgemäß ein Privileg der helleren Rassen, während bei reichlicher Ablagerung von Pigment zwischen Cutis und Epidermis die künstliche Einlagerung von farbigen Körperchen in die Cutis ganz wirkungslos bliebe, und daher bei dunklen Rassen durch keloidartige, stark vortretende Ziernarben ersetzt wird. Ebenso würde ich gern sehen, wenn Verfasser künftighin noch viel entschiedener, als er es ohnehin tut, von Lombröse abrücken würde, dessen völlig verfehltene Anschauungen von der Übereinstimmung der Verbrecher mit den sogenannten „Wilden“, d. h. den primitiven Völkern, ja auch in der Kriminalistik eine so heillose Verwirrung angestiftet haben. Gerade auch bei der Tatauierung kommt der schroffe Gegensatz zwischen unseren schwachsinnigen Verbrechern und den primitiven Völkern in sehr lehrreicher Weise zum Ausdruck; bei diesen ist die Tatauierung ausnahmslos ernst und würdig, sowie ästhetisch befriedigend, wenn sie sich auch nicht immer zur wirklichen Kunst erhebt, wie sie das z. B. in Japan tut; hingegen ist sie bei unseren schwachsinnigen Verbrechern immer geschmacklos, dumm, gemein und häufig noch über alle Maßen obscön.

Die Leser der „Zeitschr. f. Ethnol.“ und sicher auch der Verfasser selbst werden es mir wohl Dank wissen, wenn ich hier zum Schlusse noch zwei Fälle von Tatauierung erwähne, die in einer neuen Auflage des Buches Platz finden sollten. Der eine betrifft einen Griechen Namens Kostis (Konstantin), den ich zuerst vor 50 Jahren in Wien sah. Er war in Birma am ganzen Körper (wirklich am ganzen Körper im weitesten Sinne des Wortes) tatauiert worden, und erregte damals durch seine vollendet schöne Tatauierung und nicht minder durch seinen herkulischen Wuchs allgemeine Bewunderung. Ich war ganz junger Student, als damals Rokitsansky den Mann in seinem Kolleg und in einer Sitzung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vorstellte, und habe den Eindruck warmer Pracht, der von seiner samtweichen Haut ausging, auch heute noch nicht vergessen. Ich habe den Mann dann bald aus den Augen verloren und weiß nicht, was mit seiner Haut geschehen ist: sie wäre bei richtiger Behandlung jedenfalls ein Museumsstück allerersten Ranges geworden. Gesichert ist aber der Verbleib eines Hautstückes das zu dem zweiten meiner Fälle gehört. Es stammt von dem linken Oberarm König Karl XIV. von Schweden und Norwegen, der von 1818 bis 1848 regierte. Er war 1764 als Sohn eines Rechtsanwalts in Pau (Nieder-Pyrenäen) geboren, hatte von 1780 an zunächst als Freiwilliger, dann als Grenadier in der französischen Armee gedient und sich mit jugendlichem Fanatismus der Revolution angeschlossen. Aus dieser Zeit stammt seine Tatauierung; da steht unter einer Jakobinermütze in sieben Zeilen der Text: J. B. J. B. 26. 1. 1764. Liberté, Egalité, Fraternité. La mort aux rois; darunter noch ein Schädel mit gekreuzten Schenkelknochen und — ganz rätselhafterweise — ein richtiges Hakenkreuz. Wie dieser junge Revolutionär mit 30 Jahren schon Brigade- und Divisionsgeneral war und sich zu einem der kühnsten und glücklichsten Heerführer seiner Zeit entwickelte, wie er sich 1798 mit einer Schwägerin von Joseph Bonaparte verheiratete, 1810 durch Adoption Thronfolger und 1818 König wurde, kann man in jedem neueren Geschichtswerk nachlesen; nur seine Tatauierung ist begreiflicherweise wenig bekannt geworden: so ist es sicher nicht Mangel an Pietät gegen den alten Recken, wenn ich sie hier der Vergangenheit entreiße.

v. Luschan.

William K. Gregory, New York: The origin and evolution of the Human Dentition. Baltimore, Williams and Wilkins Comp., 1922. XVIII u. 548 S. Lex.-Oktav mit 353 Abb., gebunden.

Ein hochbedeutsames Buch, wie es in solcher Ausstattung gegenwärtig nur in Amerika erscheinen und in solcher wissenschaftlicher Vollkommenheit kaum von einem anderen, als einem Angehörigen des Natural-History-Museums in Neuyork geschrieben werden konnte, denn nur dieses Museum verfügt über die unvergleichlich reichhaltigen paläontologischen Schätze aus den berühmten Lagerstätten aus dem

Devon, Perm, Jura usw., von Ohio, Texas, N.-Carolina, Wyoming, New-Mexiko und Colorado. Verfasser geht von den Zähnen der Haie aus, die ja auch schon für den Laien als Epidermisgebilde kenntlich sind und sich offenkundig aus den harten Schuppen und Stacheln der Körperhaut entwickelt haben, wo diese über die Kiemenbogen in das Innere der Mund- und Rachenhöhle vordringend, zur Schleimhaut geworden ist. Von diesen primitiven Zähnen gibt es eine, wenn auch manchmal noch unterbrochene, aber doch gesicherte Reihe über die Gebisse der den Säugern ähnlichen Riesen-saurier und der Lemuriden bis zu den Zähnen von Dryo- und Sivapithecus, zwischen die Verfasser, wohl mit Recht, die Stammform des Menschen verlegt. Für alle Einzelheiten muß hier auf das Original verwiesen werden, das kein naturwissenschaftlich gebildeter Mann ohne reichen Gewinn studieren wird. Die beiden, zum Teil noch offenen Probleme, die an den Pithecanthropos und an die Funde von Piltown geknüpft sind, schildert Verfasser sehr eingehend, aber ganz objektiv, ohne selbst zu ihnen Stellung zu nehmen; die von H. Virchow so ausführlich veröffentlichten zwei Unterkiefer von Ehringsdorf sind dem Verfasser leider noch unbekannt gewesen, obwohl er sie unter normalen Verhältnissen längst hätte kennen müssen; es wird interessant und lehrreich sein, wie er sich zu ihnen stellen wird. Bösartige Entgleisungen, wie Ameghinos Diprothomo, Klaatschs Zusammenhänge zwischen Orang und Chinesen, Stratz' berichtigte Molch-Maus-Theorie oder die wirren Ideen von Maurus Horst übergeht Verfasser mit vornehmem Stillschweigen. Hingegen scheint er, genau wie Klaatsch, ganz übersehen zu haben, daß die Pulpahöhlen jugendlicher Individuen an sich ausnahmslos größer sind, als die von alten Leuten, und daß meist auch die dritten Molaren aus demselben Grunde größere Höhlen haben, als die zweiten und ersten. Ebenso muß Referent gestehen, daß er bei der Wertung einzelner Gebißformen die Bedeutung der Convergenz wesentlich höher einschätzt, als der Verfasser. Niemand kann fester als Referent auf streng monophyletischer Basis stehen, aber trotzdem ist er sich zahlreicher Fälle bewußt, in denen völlig unter sich übereinstimmende Eigenschaften auf reiner Convergenz beruhen, in denen aber jeder Gedanke an einen nahen genetischen Zusammenhang von vornherein ausgeschlossen ist. Man muß nur einmal in einem Warmhaus eines großen botanischen Gartens gewisse Spezies von Euphorbiaceen und von Kakteen nebeneinander gesehen haben, die sich bis zum Verwechseln gleichen, oder den Schädel eines gemeinen Bibers, des Ay-Ay (*Chiromys madagascariensis*), und des australischen Wombat nebeneinander stellen, oder auch nur die Scheren gewisser Kruster betrachten, mit Höckern, die genau in der richtigen Reihenfolge Schneide- und Eckzähne, Phaemolaren und Molaren vortauschen, um sich darüber klar zu werden, wie häufig organische Formen nur durch die Umwelt und durch die Funktion bedingt sind, also auf biologischer und mechanischer Zweckmäßigkeit beruhen.

Durch einen solchen Hinweis soll aber beileibe nicht etwa ein Zweifel an den Gesamtergebnissen des Buches ausgedrückt werden, die durch ein überwältigendes Vergleichsmaterial gesichert erscheinen. Referent steht nur gewissen, unwesentlichen Einzelheiten etwas skeptisch gegenüber, und möchte in diesem Sinne mit der Bemerkung schließen, daß kaum je vorher ein Buch so lebhaft in ihm den Wunsch erweckt hat, mit dem Verfasser in mündlichen Gedankenaustausch treten zu können, als dieses.

v. Luschan.

A. de Calonne Beaufaict, Azande: Introduction à une Ethnographie générale des Bassins de l'Ubangi — Uele et de l'Aruwimi. Brüssel 1921. (Instituts Solvay).

Der Name des Verfassers dieser wertvollen Monographie hat in der Ethnographie einen guten Klang durch seine 1909 und 1912 erschienenen *Ababua* und *Etudes du Congo*. Mit den Azande, diesem Ergebnis eines ungemein vielfachen Zusammenstromes von Völkern und Stämmen, hat er sich seit 1905 als Beamter des Belgischen Kongo fast unablässig beschäftigt. Die Arbeit beruht also im wesentlichen auf eigenen langjährigen Studien an Ort und Stelle und auf einer guten Kenntnis der Landessprachen. Daneben hat Calonne die Literatur verwertet, die nach seinem eigenen Geständnis von auffallend verschiedenem Gewicht ist, „neben den sorgfältigen Bemerkungen eines Junker, eines Schweinfurth, die Produktionen von ‚Kolonialen‘, die jahrelang im Lande gelebt und deshalb die Notwendigkeit empfunden haben, etwas über die Schwarzen zu schreiben“.

Das Buch behandelt in vier Hauptteilen und elf Anhängen einen außerordentlich reichen Stoff. Der 1. Teil behandelt die Forschungsmethode zur Feststellung der früheren Wanderungen, der Geschichte der Azande-Avungura, auch der Geschichte vor dem Einbruch der Azande-Avungura, die Verteilung der Sprachen und die Psychologie der Azande. Im 2. Hauptteil werden zunächst weiter geschichtliche Probleme behandelt, und es wird untersucht, welche Stämme — Calonne nennt 22! — zur Bildung des Azande-Volkes beigetragen haben. Darauf folgt die Proto-Ethnographie (die

letzten Neolithiker, nilotische Einflüsse, Funde, Zeichnungen usw. aus älterer Zeit) und im 4. Teil die eigentliche Ethnographie mit dem religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Leben.

Ohne zu den vielen Problemen, die das Buch vorführt und zu lösen versucht, im einzelnen Stellung zu nehmen, muß man rückhaltlos die große Sorgfalt, das gründliche Eindringen in den Stoff und die meisterhafte Darstellung anerkennen, ganz abgesehen von der Reichhaltigkeit dieses Stoffes, der dem Ethnographen auf lange hinaus wichtige Dienste tun wird.

D. Westermann.

P. Basile Tanghe: De Slang by de Ngbandi. Congo-Bibliothek II, Brüssel.

Hier wird ein Einzelstück eines Volkstums in all seinen Verzweigungen und seinen sozialen und religiösen Wirkungen behandelt: die Verehrung der Schlange bei den Ngbandi oder, wie sie bisher in der Literatur weniger richtig genannt wurden, den Mongwandi, südlich von Ubangi und Lua. Der Verfasser, ein lange im Lande ansässiger Missionar, legt einfach die von ihm beobachteten Tatsachen vor, ohne sich auf eine Erklärung einzulassen. Es scheint bei den Ngbandi kaum eine soziale Gruppe und kaum ein Vorkommnis zu geben, bei dem nicht die Schlangenverehrung zum Ausdruck kommt: die Mütter mit ihren Säuglingen, die Tänzer und Trinker, Jäger und Fischer, Lastträger, und vor allem die Zwillingkinder haben zu der Schlange Beziehungen. Zwillinge werden geradezu als Schlangen angesehen und verehrt. Stellen sich bei Geburt eines Einzelkindes abnorme Erscheinungen heraus, so kann man daraus ersehen, daß dies ebenfalls eine Schlange, d. h. ein Zwilling ist, der seinen Genossen im Mutterleibe aufgefressen hat. Eine wertvolle Beigabe sind 25 im Urtext, zum Teil sogar mit Noten beigegebene Lieder, die sich auf den Schlangenkult beziehen, und die mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis sowohl der Laute wie der Tonhöhen wiedergegeben sind.

D. Westermann.

J. van Wing d. J.: De Geheime Sekte van 't Kimpasi. Congo-Bibliothek IV, Brüssel.

Kimpasi ist ein Geheimbund bei mehreren Stämmen des unteren Kongo, südlich vom Stanley-Pool, etwa zwischen Lumene und Inkisi. Im Mittelpunkt der Vereinigung steht die „Einführungsschule“ der jungen Männer und Knaben. Was mir beim Lesen des Buches auffällig war, ist die geradezu verblüffende Übereinstimmung mit dem Poro-Geheimbund in Liberia und Sierra Leone: die Aufgabe der Schule, aus Kindern eingeweihte Männer zu machen, die Übungen und der Unterricht, das „Sterben und Auferstehen“, das sich Fremdgebärden der aus der Schule entlassenen „neuen Menschen“ in ihrem Heimatdorf und gegenüber ihren Verwandten, die Austrittszeremonien, die Leitung des Bundes, bis auf die Anlage der Schule und der Schülerwohnungen im Urwald, alles hier wie dort. Hier fällt es schwer, einen gemeinsamen Ursprung von der Hand zu weisen. Die Studie gibt jedenfalls wertvolles Material für eine vergleichende Behandlung dieser Erscheinungen.

D. Westermann.

C. R. Lagae, La Langue des Azande. Vol. I. Grammaire, Exercices, Légendes, Introduction historico-géographique par V. H. Vanden Plas. Bibliothèque Congo, No. 6. Gand 1921.

Die Azande bewohnen ein Gebiet, das den Südwesten der sudanischen Provinz Bahr el Ghazal, den Bmomu-Distrikt in Französisch-Äquatorialafrika und im Belgischen Kongo das rechte Ufer des Uelle vom 23° bis 29° östlicher Länge nebst Teilen des linken Flußufers umfaßt. Das heutige Azandevolk ist eine Zusammenschweißung linguistisch und ethnisch ursprünglich ganz verschiedener Stämme, die von den eigentlichen Azande erobert und mehr oder weniger gründlich assimiliert worden sind.

Die vorliegende eingehende Studie bringt uns in der Kenntnis dieser Sprache ein bedeutendes Stück weiter, wiewohl sie in der Darstellung der Laute, der Tonhöhen und der Grammatik nicht überall befriedigt und auf manche Frage wohl die Antwort schuldig bleibt. Besonders in die Eigenart des grammatischen Aufbaues scheint der Verfasser nicht ganz eingedrungen zu sein. Trotzdem ist aber die Arbeit von großem Wert. Sie bietet an der Hand ihres reichen Materials jedem die Möglichkeit, sich mit der Sprache ernstlich zu beschäftigen. Das Material selber ist durchaus zuverlässig, und die Hauptpunkte der Grammatik sind deutlich herausgestellt und sorgfältig bearbeitet, so dass Lagae bedeutend über seine beiden Hauptvorgänger Colombaroli und Dolan hinausgeht. Der Grammatik sind Gespräche und Märchen angefügt, die für ein genaues Eindringen in die Sprache besonders von Wert sind.

Die Sprache der Azande ist eine Sudansprache und trägt alle deren wesentliche Merkmale. Verbindungen nach Osten wie nach Westen sind deutlich erkennbar und werden noch viel besser studiert werden können, wenn wir erst das im Druck befindliche Wörterbuch des gleichen Verfassers haben werden.

D. Westermann.

L. de Clercq, Grammaire du Kiyombe. Bibliothèque Congo, No. 5. Bruxelles o. J.

In der Landschaft Mayombe am Unterlauf des Kongo werden drei einander nahestehende Dialekte derselben Sprache gesprochen: das Kikongo im Osten und Süden, das Kisundi im Norden und das Kiyombe im Nordwesten. Diese Verteilung der Sprachen entspricht nicht der der Stämme, die sich wiederholt untereinander gemischt haben. So gehören die Kangu zu den Basundi, wohnen aber heute im Lande der Bakongo und haben deren Sprache angenommen; die Madinga sind Kangu, die im Yombelände wohnen und Kiyombe reden.

Der in vorliegender Arbeit behandelte Dialekt ist ein Kikongo, das stark vom Kiyombe beeinflusst wird und von den Basundi in der Nähe der katholischen Mission gesprochen wird. Es handelt sich also um eine verhältnismäßig recht gut bekannte Bantusprache, immerhin wird die vorliegende Bearbeitung, die besonders gute Möglichkeiten zur Dialektvergleiche bietet, auch dem Linguisten willkommen sein.

D. Westermann.

Bruno Meissner, Babylonien und Assyrien. Bd. 1; VII, 466 S. (aus der Kulturgeschichtlichen Bibliothek, hrs. von W. Foy, I. Reihe 3). Heidelberg 1920, Karl Winter. 8°, mit 138 Abb. im Text, 223 Abb. auf Tafeln und 1 Karte.

Eine außerordentlich nützliche und wie es scheint wirklich vollständige Zusammenstellung von allem Wichtigem, was bisher über die geistige und materielle Kultur von Babylonien und Assyrien bekannt ist. Jedenfalls wüßte ich kein anderes Buch, das auch nur entfernt so geeignet wäre, sowohl die engeren Fachleute als wie gebildete Laien rasch über irgendwelche einschlägige Fragen zu orientieren. Bei einer Neuauflage wäre allerdings eine sehr sorgfältige Nachprüfung der Zitate zu empfehlen, die sich bei Stichproben mehrfach als irrig oder verdreht herausgestellt haben. Ebenso möchte ich im Interesse des Buches und seiner Leser hier darauf hinweisen, daß außer einigen, ohnehin als auf den Kopf gestellt bezeichneten Abbildungen, auch noch die Abbildung eines modernen Türschlosses aus dem Irak, Taf.-Abb. 615, auf dem Kopf steht und dadurch völlig unverständlich geworden ist. Auffallend und ungewöhnlich erscheint mir auch die Gepflogenheit des V., in der Beschriftung der Abb. usw. fast durchweg nur den Namen und den Jahrgang der Zeitschrift, aber nicht den Namen des Autors zu nennen, dem die betreffende Abbildung zu verdanken ist.

v. Luschan.

Journal Russe Anthropologique, Bd. 12, Heft 1/2, Moskau 1922.

Nach langer Pause ist nun auch diese von der Anthropologischen Abteilung der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften usw. in Moskau herausgegebene Zeitschrift wieder erschienen. Sie wird mit Hilfe unseres alten Freundes Anutschin und vier anderer russischer Gelehrter jetzt von dem Generalsekretär der Anthropolog. Abteilung W. Bounak herausgegeben.

Das Papier und dementsprechend auch die Autotypien sind noch etwas primitiv, aber sonst macht der Band einen verhältnismäßig sehr guten Eindruck und läßt das beste für das Wiederaufleben anthropologischer Arbeit in Rußland hoffen.

Unter den einzelnen Abhandlungen sei eine dynamometrische Untersuchung von Bounak hervorgehoben, ferner die Beschreibung einer neolithischen Station bei Balaghna im Gouv. Nishni Nowgorod und eine sehr wertvolle Untersuchung über die Verbreitung des Kopfindex unter den russischen Bauern und eine schöne Untersuchung von Bounak über den anthropologischen Typus der Don-Kosaken. Sehr erwünscht schiene mir, wenn in künftigen Heften die Beschriftung jeder einzelnen Abbildung auch in französischer Sprache gegeben würde und erst recht wertvoll wäre, wenn durchweg bei den metrischen Tabellen der Text nicht nur russisch, sondern auch französisch oder etwa lateinisch gegeben würde.

v. Luschan.

Inhaltsverzeichnis.

Autoren.

	Seite		Seite
Boas, F. , Das Verwandtschaftssystem der Vandau	41	Schmidt, M. , Die Anfänge der Bodenkultur in Südamerika.	113
Bockenhelmer, Ph. , Über Bregmanarben und ihre mutmaßliche Entstehung nach Untersuchungen an Guanenschädeln und nach Tierexperimenten.	130	—, Vorlage aus der Sammlung peruanischer Altertümer	154
Conwentz , Tollholz aus der Priegnitz	150	Schuchhardt , Rethra auf dem Schloßberge bei Feldberg in Mecklenburg (mit Lichtbildern).	210
Davidson (Kopenhagen), Die Fellachen Oberägyptens (mit Lichtbildern)	153	Schweinfurth , Ansprache	153
Dave , Rechnungsbericht für das Jahr 1922	211	von den Steinen , Karl, XX. Internationaler Amerikanisten-Kongreß	154
Eickstedt, E. v. , Nachtrag zu dem Artikel: „Rassenelemente der Sikh“	141	Strauch, C. , Zur Kenntnis der Mumienbildung.	151
Goeßler, P. , 50jähriges Bestehen des Württemberg. Anthropologischen Vereins.	150	Struck, B. , Versuch einer Karte des Kopindex im mittleren Afrika	51
Herrmann, A. , Asiatische Völker und chinesische Kartographie in alter und neuer Zeit (mit Lichtbildern)	198	Virchow, H. , Nachruf auf Prof. Otto Olshausen	142
Klekebusch , Die Kimbern und Teutonen; ihre Heimat und ihre Wanderungen (mit Lichtbildern)	198	—, Erinnerungsrede zum 100jährigen Geburtstage Heinrich Schliemanns	143
Koppers, W. , Über die Feuerländer (mit Lichtbildern)	216	—, Die Hände von Wilhelm von Waldeyer-Hartz (mit Lichtbildern)	148
Kühnemann, A. , Vergleichende Untersuchungen über die Abstammungsgeschichte der spitzartigen Haushunde	151	—, Nachruf auf Prof. Dr. Th. Studer (Bern) und Dr. E. Fischer (Bukarest)	148, 149
v. Luschan, F. , Über Petroglyphen bei Assuan und bei Demir-Kapu	177	—, Kopf des im Zoologischen Garten gestorbenen weiblich Schimpansen „Chica“	151
Maas , Bericht über die Bibliothek	210	—, Nachruf auf Herrn Geh. Reg.-Rat Conwentz.	195
Matschie, P. , Einige Bemerkungen über die Felsbilder von Demir-Kapu	192	—, Kopf des im Zoologischen Garten gestorbenen weiblich Schimpansen „Grande“	195
Nordenskiöld, Frh. E. , Die Einführung des Huhnes und der Banane in Südamerika (mit Lichtbildern)	154	—, Der untere rechte Eckzahn eines 21jährigen Mädchens	208
Parsons, E.C. , Die Flucht auf den Baum	1	—, Verwaltungsbericht	210
Preuß, K. Th. , Die oberste Gottheit bei den Naturvölkern	123	—, Bericht über den Stand der Rudolf Virchow-Stiftung	213
—, Die wissenschaftliche Lebensarbeit Eduard Selers	216	Wahle, E. , Anthropogeographie des deutschen Neolithikums (mit Lichtbildern)	207
Reisim, G. , Die Wasserträger im Monde	207	Weinert, H. , Neue Untersuchungen über die Calotte des Pithecanthropus erectus (mit Lichtbildern).	199
Schachtzabel, A. , Reise im Bezirk Bengella (Portugiesisch-Westafrika)	197	Wieggers, F. , Neue und vermeintliche Funde paläolithischer Artefakte aus dem Diluvium Sachsens	29

Redner in den Diskussionen.

Ankermann	197	v. Luschan	197	Staudinger	150
Brückner	210	Malr	150	von den Steinen	154
Brühl	151	Mielke	150, 210	Strauch	151
Friedenthal	150, 151	Minden	151, 210	Virchow	197
Hauschild	150	Nordenskiöld, Frh. E.	154	Weinert	150, 197
Hilzheimer	151	Remane	150	Werth, E.	89, 150
Hintze	150	Schuchhardt	210	Wossidlo	210

Sachregister.

	Seite		Seite
Amerikanisten-Kongreß , XX. Internationaler	154	Mumienbildung	151
Anthropologenkongreß in Tübingen	204	Museum für Völkerkunde in Leipzig, 50jähriges Bestehen	154
Asiatische Völker	198	Museum of the American Indian , Eröffnungsfeier	204
Assuan s. Petroglyphen.		Neolithikum , Anthropogeographie des deutschen	207
Ausschuß	216	Neukaledonier , Anthropologie der	208
Banane , Einführung in Südamerika	154	Olshausen , O. †	142
Bengolla (Portugiesisch-Westafrika), Reise im Bezirk	197	Paläolithische Artefakte aus dem Diluvium Sachsens	29
Bibliothek , Verwaltungsbericht	210	Peruanische Altertümer	154
Bilzingsleben bei Kindelbrück, Kalktuff, paläolithische Artefakte	31	Petroglyphen bei Assuan und bei Demir-Kapu	177, 192
Bodenkultur , die Anfänge der, in Südamerika	113	Pithecanthropus erectus , Calotte des	199
Bregmanarben und ihre mutmaßliche Entstehung	130	Rechnungsbericht	211
Bregmawulst und Lage des Bregma	150	Rethra auf dem Schloßberge bei Feldberg in Mecklenburg	210
Capellini , Prof., korrespond. Mitglied †	197	Rodenwaldt , Prof., Berlin †	197
Cartailhac , E., korresp. Mitglied †	142	Rudolf Virchow-Stiftung	213
Conwentz , Geh. Reg.-Rat †	195	Sander , Geh. Med.-Rat †	142
Demir-Kapu s. Petroglyphen.		Satzungsänderung	207
Fellachen Oberägyptens	153	Schimpanse „Chica“, Kopf	151
Festschrift für Herrn Selser	204	— „Grande“, Kopf	195
Feuerländer	216	— „Terzera“, nach Form zusammengesetzte Wirbelsäule	204
Fischer , E., korresp. Mitgl., Bukarest †	149	Schliemann , H., Erinnerungsrede zum 100jährigen Geburtstag	143
Giuffrida-Ruggeri , V., Prof., Neapel †	142	Selser , Eduard † 216; Nachruf	216
Haushunde , spitzartige	151	Sikh , Rassenelemente der	141
Hörmann , Konstantin, korrespond. Mitglied, Serajewo †	198	Staatszuschuß	207
Isarithmen-Karte in der Anthropologie	55	v. d. Steinen , Obmann des Ausschusses	143
Karte des Kopfindex im mittleren Afrika	51	Studer , Prof. Dr. Th., korresp. Mitglied, Bern †	148
Karte , Lesen der anthropologischen	74	Taubenberg bei Sangerhausen, paläolithische Artefakte	30
Kartographie , chinesische	198	Tollholz aus der Priegnitz	150
Kartographische Methode in den Völkerwissenschaften	53	Vandau , Verwandtschaftssystem der	41
Kimbern und Teutonen, ihre Heimat und ihre Wanderungen	198	Verwaltungsbericht	210
Kroner , Geh. San.-Rat Dr. M. †	153	Vorstand , Veränderungen im	207
Längenbreitenindex des Kopfes als Hauptmerkmal für kartographische Darstellung	58	Wahl des Vorstandes	212
Llamazucht im alten Peru	121	— zum Ausschuß	143
Mitglieder , neue 143, 149, 150, 153, 195, 197, 198, 204, 207, 216		Württemberg. Anthropologischer Verein , 50jähr. Bestehen	150
Mitgliedsbeitrag	208, 212	Zeitschrift für Ethnologie, Redaktion	143

Buchbesprechungen.

Adametz , L., Herkunft und Wanderungen der Hamiten (v. Luschan)	171	Krämer-Bannow , E., Beikunstsinnigen Kannibalen der Südsee (v. Luschan)	174
Calonne , A. de, Introduction à une Ethnographie générale des bassins de l'Ubangi (D. Westermann)	218	Lagae , C. R., La Langue des Azande (D. Westermann)	219
Cattani , P., Das Tatauiere (v. Luschan)	216	von Luschan , F., Die Altertümer von Benin (B. Struck)	154
de Clercq , L., Grammaire du Kiyombe (D. Westermann)	220	Meißner , B., Babylonien und Assyrien (v. Luschan)	220
Gregory , W. K., The origin and evolution of the human dentition (v. Luschan)	217	Banke , J., Der Mensch (v. Luschan)	175
Journal Russe Anthropologique (v. Luschan)	220	Sarre , F., Die Kunst des alten Persien (v. Luschan)	175
Klaatsch , H., Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Hrsg. von A. Heilborn. (v. Luschan)	173	Tanghe , P. B., De Slang by de Ngbandi (D. Westermann)	219
		van Wing , J., De Geheime Sekte van't Kimpsi (D. Westermann)	219
		van Wiug , R. P., Études Bacongo (D. Westermann)	176

Beilagen.

B. Struck , Karte des Kopfindex im mittleren Afrika.	Ph. Bockenheimer , Über Bregmanarben und ihre mutmaßl. Entstehung Taf. 1–12.
---	---

ZEITSCHRIFT
FÜR
ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.



Fünfundfünfzigster Jahrgang

1923

Mit 57 Abbildungen im Text.

BERLIN.
BEHREND & C^o.
1923

I. Abhandlungen und Vorträge.

Die wissenschaftliche Lebensarbeit Eduard Selers.¹⁾

Von
K. Th. Preuß.

Wenn man die Verdienste eines verehrten Mannes bei seinen Lebzeiten feiert, so geschieht es aus dem Gefühl der Freude heraus, daß die Nation ein solch leuchtendes Vorbild hervorgebracht hat. Vergewöhnlichen wir uns aber sein Lebenswerk unter dem Eindruck der Trauer über sein Hinscheiden, so wollen wir nicht nur sein Andenken ehren, sondern uns selbst zugleich über den Schmerz erheben, ihn uns von der Seele wälzen, indem wir seine Taten und sein ganzes Sein für die Nachwelt fruchtbar machen.

Eduard Seler gehört nun der Geschichte an. Das Viele und Große, was wir engeren Fachgenossen noch von ihm erhofften, wird durch das, was wir im Laufe seiner fünfundsiebzigjährigen, unermüden und äußerst erfolgreichen literarischen Tätigkeit von ihm besitzen, begrenzt und abgeschnitten. An seine hinterlassenen Werke sollte man nicht den engen, von Überzeugung und Gefühl geformten Maßstab anlegen, sondern den großen der Geschichte, denn auch die Fachwissenschaft hat ihre Geschichte. Freilich, eine Persönlichkeit wie die Eduard Selers, der wie selten ein anderer Gelehrter diesseits und jenseits des Ozeans in bestimmte zusammenhängende Gebiete der amerikanischen Sprach- und Altertumswissenschaft eingedrungen war, läßt sich zunächst nicht in allen Teilen geschichtlich würdigen, schon weil die angefangenen Fäden z. T. ohne Abschluß im ungewissen Dunkel der Zukunft verlaufen. Aber es ist doch immerhin die Möglichkeit vorhanden, sein Schaffen als ein Werk, das organisch aus der Zeit herausgewachsen ist, zu begreifen. Die Methode, durch die er diese entlegenen Wissensgebiete an die bewährten Überlieferungen der alten philologisch-historischen Wissenschaften angeschlossen, die klare Erkenntnis der Eigenart und der Erfordernisse seines Forschungsgebietes, das systematische Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten machen gerade die historische Betrachtung seines Wirkens zu einem Genusse, wie man ihn bei einem Kunstwerke empfindet.

Lange hat Eduard Seler gelernt und umhergetastet, bis er mit Energie an vielen Stellen zugleich anknüpfte. Von naturwissenschaftlich-mathematischen Studien ausgehend, die ihn zur Laufbahn eines Oberlehrers führten, gelangte er, durch Kränklichkeit vielfach behindert und geleitet, zu Sprachstudien, z. B. des Sanskrit, bis er, schon fünfundsiebzigjährig, durch die deutsche Bearbeitung zweier prähistorischer Werke des Marquis de Nadaillac, die er mit W. Schlösser zusammen unternahm, zu den Urbewohnern Amerikas geführt wurde. Das war 1884. Damals gab es außer einigen zusammen-

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 16. Dezember 1922.

fassenden Werken (Waitz usw.) mexikanistische Studien im engeren Sinne in Deutschland so gut wie garnicht, wenn man von den vergleichend sprachlichen Arbeiten Buschmanns nach der Mitte des Jahrhunderts und den im selben Jahrzehnt beginnenden archäologischen Arbeiten H. Strebels auf eng begrenztem Gebiet der Golfküste Mexikos absieht. Nur dem Sammeln der geheimnisvollen mexikanischen Bilderschriften war seit A. v. Humboldt die Aufmerksamkeit in den westlichen Staaten Europas zugewandt, und in England und Frankreich war in dem großen Werk Lord Kingsboroughs und in den Arbeiten A. Aubins manches vorläufig zugänglich gemacht worden. Indessen blieben die mexikanistischen Studien sehr vereinzelt — ich nenne in Frankreich z. B. außer Aubin noch Rémi Siméon und E. T. Hamy in seinen Anfängen — und auch in Mexiko selbst, wo Sprachstudien und die Herausgabe der alten Werke, auch Kalender und Altertumswissenschaft von jeher ihren Ruf hatten, fehlte doch die systematische Pflege. Joaquín García Icazbalceta, Orozco y Berra, zuletzt auch schon Antonio Peñañiel und andere Namen bezeichnen diese Zeit. Man kann es sich heute daher schwer in vollem Umfange vorstellen, was es an Willenskraft voraussetzte, eine neue, überhaupt in bescheidenen Anfängen stehende und in Deutschland kaum bekannte Wissenschaft als einen Lebensberuf in Angriff zu nehmen.

Schon 1888 bei der Tagung des VII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses in Berlin legte er eine umfangreiche Untersuchung einer aztekischen religiösen Bilderhandschrift vor, des Aubinschen Tonalamatl, das eben unicoloriert in den Anales del Museo Nacional veröffentlicht war. Von dieser schrieb er später selbst mit Recht: „Meine Arbeit vom Jahre 1888 war die erste Inangriffnahme eines schwierigen und bis dahin völlig unbearbeiteten Gebiets.“ Sie verschaffte ihm sogleich Bedeutung in der jungen Wissenschaft. Der Herzog von Loubat, der bekannte Förderer mexikanistischer Studien, forderte ihn daraufhin zur Anfertigung eines Kommentars auf, nachdem die Handschrift auf seine Kosten in Facsimile herausgegeben war. 1900 kam dieser Kommentar heraus. Die Bearbeitung der wichtigsten anderen religiös-kalendarischen Bilderschriften der Codex-Borgia-Gruppe folgte dann, sobald sie vom Herzog von Loubat veröffentlicht waren: des Codex Fejérváry-Mayer 1901, des Codex Vaticanus Nr. 3773 1902, des Codex Borgia 1903 und 1906, in denen die Parallelstellen der anderen Handschriften immer wieder neu behandelt waren. Der letztgenannte Kommentar umfaßt allein 650 Großquartseiten. Nach diesen Leistungen hatte er alle Mitarbeiter weit hinter sich gelassen.

Die geschichtliche Bilderschriftliteratur hatte er auch gleich in den ersten Jahren seiner Laufbahn eingehend studieren müssen, als er die Aufforderung der Generalverwaltung der Königl. Bibliothek in Berlin annahm, einen erläuternden Text zu den dortigen mexikanischen Humboldt-Bilderschriften zu schreiben, die dieser 1803 von dort mitgebracht hatte, und die nun zur Feier des vierhundertjährigen Tages der Entdeckung Amerikas in Facsimile herausgegeben wurden.

Während die Aufforderung zu diesen Kommentaren nur seiner eigenen Einsicht in die Bedürfnisse der mexikanistischen Wissenschaft entsprach, ging auf seine eigenste Initiative eine andere Großtat zurück, nämlich die Benutzung der bisher ungedruckten aztekisch geschriebenen Materialien zu dem in spanischer Sprache herausgegebenen, vergleichsweise dürftigen Geschichtswerke des Paters Bernardino de Sahagún, die in Madrid in der Biblioteca de la Academia de la Historia und in der Biblioteca del Palacio liegen. Auch das geschah bereits in

den Anfängen seiner Laufbahn. Auf dem IX. Internationalen Amerikanisten-Kongreß, dem Jubiläumskongreß in Huelva 1892, legte er den Plan vor, diese herauszugeben, und erwähnt, daß er in den letzten Jahren einen großen Teil davon abgeschrieben habe. Er habe sich an die Akademie der Wissenschaften in Berlin gewandt und hoffe, mit deren Unterstützung eine Ausgabe nebst Übersetzung machen zu können. Dazu muß man wissen, daß Sahagun nicht nur weitaus der wichtigste Schriftsteller des mexikanischen Altertums ist, sondern in der ganzen ethnologischen Literatur eine hervorragende Stellung einnimmt. Ja, er erscheint geradezu als moderner Ethnologe, der nicht nur beobachtet, sondern vor allem die Eingeborenen selbst in ihrer Sprache reden läßt und dieses wörtlich aufschreibt. Er hatte es leichter als der heutige Forscher, da er seine eigenen mexikanischen Zöglinge die Aussagen der Kenner, die diese an der Hand von Bildermalereien abgaben, aufschreiben ließ. Es ist ein Jammer, daß damals Seler keine Unterstützung erhalten hat und keine rechte Einsicht in die Wichtigkeit dieser Texte zu erzielen war, sonst hätte er sicher unter dem Antrieb einer Vereinbarung auch diese gigantische Leistung zustande gebracht. Nun hat er im Drange anderer Anforderungen nur wenige besonders wichtige Texte davon veröffentlicht, wie das Kapitel über die Göttertrachten, über Goldgießerei, Steinschneidekunst und Federarbeiten, den ersten Teil der Jahresfeste und die Gesänge an die Götter. Da diese Teile zudem nicht als Material, sondern bis ins Einzelne erklärt und verwertet herausgegeben wurden, so bleibt noch weitaus das Meiste zu tun übrig.

Was Seler auf dem Gebiete des Kalenders geleistet hat, lehnt sich zum Teil an die Mayaforschungen Ernst Förstemanns an, der uns die Zahlen in den Mayahandschriften, die Venusperiode und anderes mehr kennen lehrte. Seler hatte sich gleich von Anfang an zugleich der Mayaforschung zugewandt und ist von jeher instande gewesen, das Mexikanische und Maya gleichzeitig zu betreiben, wozu die meisten anderen Forscher nicht in der Lage waren. Später kamen dann je nach Bedarf noch mannigfache andere Sprachen hinzu. Die Mayawissenschaft ist in gewisser Hinsicht älter als die mexikanistische. Die gewaltigen Reste der Baudenkmäler hatten es namentlich seit Stephens und Catherwoods epochemachenden Reisen vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Gelehrten angetan. Die Herausgabe des Geschichtswerkes von Landa über Yukatan durch Brasseur de Bourbourg 1864 und durch Rada y Delgado 1881 hatte eine Reihe französischer und nordamerikanischer Gelehrter an die Entzifferung gelockt, die sich zunächst dem Codex Troano zuwandte. Aber erst die Herausgabe der Dresdener Mayahandschrift durch Förstemann 1880 und seine Zahlenforschung brachten wirklichen Fortschritt. In diese Zeit fällt der Beginn von Selters Eingreifen.

Ich erwähne aber nur eine hervorragende Leistung von ihm, die Entzifferung der Zahlen in den Inschriften der Monumente von Copan, Quiriguá, Tikal und Palenque 1899/1901, die ihm gleichzeitig mit Goodman und unabhängig von ihm gelang. Die Krönung seiner Entzifferung gelang ihm durch die Auffindung zweier Stelenteile von Sacchaná im westlichen Guatemala, die er als jüngste Denkmäler der Mayakultur nachwies. Dadurch stellte er das relative Alter der Mayainschriften auf 560 Jahre fest, das heute allerdings durch neue Funde beträchtlich erweitert wird (vielleicht bis 1100 Jahre).

Damit komme ich zu seinen archäologischen Forschungen, die mit den Hauptinhalt seines Lebenswerkes ausmachen, und denen er sechs

Reisen widmete (1887—1912). Durch seine Kenntnisse der Göttergestalten und Symbole in den Bilderschriften und den überlieferten Beschreibungen war er mehr als andere in den Stand gesetzt, überall, wo er hinkam, genauer zu sehen als seine Vorgänger und Neues zu entdecken. „Nicht durch Aufnahme fertiger Resultate“, sagt er einmal, „sondern durch eigene Arbeit und Mitarbeit, durch ein Prüfen, Kontrollieren und Nachschaffen lernt man wirklich.“ Deshalb ließ es ihm keine Ruhe, möglichst alle alten Monumente selbst kennen zu lernen und seinerseits zu beschreiben. Erwähnt seien aber nur seine großen Arbeiten über Mitla im Zapotekenlande (1895), über Chichen Itzá und Uxmal in Yukatan und Palenque in Chiapas, letztere neben anderen in den Schriften der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften erschienen, deren Mitglied er seit 1908 war. Wie unermüdlich Seler bei diesen anstrengenden Untersuchungen im heißen Klima gewesen ist, hat mir einst der kürzlich verstorbene Werner von Hoerschelmann, ein Schüler der Internationalen archäologischen Schule in Mexiko, geschildert, deren erster Leiter 1910/1911 Seler gewesen ist. Während der damals Sechzigjährige den ganzen Tag in den Ruinen von Uxmal zeichnend und messend tätig war, konnten die jungen Leute diese Anstrengungen nicht ohne Ruhepausen mitmachen.

Eigentliche Ausgrabungen vermochte er während seiner Studien in Mexiko nicht auszuführen, da solche von der Regierung verboten waren. Aber auch darin versuchte er der Aufforderung des Herzogs von Loubat nachzukommen und hat auf seiner zweiten Reise in Chaculá im westlichen Guatemala umfangreiche Ausgrabungen veranstaltet, die er in einem besonderen Werke 1901 niedergelegt hat. Aus dieser Tätigkeit stammen auch die erwähnten beiden Stelenbruchstücke von Sacchaná.

In Mexiko hat in der Tat die Erschwerung der Grabungen die Wissenschaft außerordentlich aufgehalten. Erst im zweiten Jahre der archäologischen Schule, 1911/1912, deren Leiter damals Franz Boas war, wurden von Manuel Gamio Ausgrabungen nahe San Miguel Amantla bei Azcapotzalco, in der unmittelbaren Nähe der Stadt Mexiko, veranstaltet und dabei drei Kulturschichten übereinander gefunden: eine primitive Kultur, ferner die von Teotihuacan, das im Nordosten in der Nähe von Mexiko gelegen, durch die sog. Pyramiden der Sonne und des Mondes seit langem berühmt ist, und oben die aztekische Kultur. Diese über weite Gebiete Mexikos verstreuten Kulturen waren Seler freilich seit langem bekannt, aber die Feststellung des Nacheinander eröffnete ganz neue Gesichtspunkte. Die Teotihuacankultur in ihren Typen und in ihrer Verbreitung zu verfolgen, wurde dadurch zu einer besonders lohnenden Aufgabe, zu deren Bewältigung Seler am besten geeignet war. In diesem Werke gelang ihm aber noch ein besonders interessanter Nachweis, nämlich das Vorkommen von Ornamenten der Teotihuacankultur auf der untersten von drei Stuckschichten in einer Halle des Palacio in Palenque, also auf Mayagebiet. Dadurch ist ein erster Beweis dafür erbracht, daß diese Kultur des mexikanischen Hochlandes dorthin gelangt ist. Allerdings ist es keine organische Verbindung, sondern die Bauten haben den Mayastil, und Palenque ist auch nicht die älteste Mayastadt. 160 Jahre älter ist ein Datum von Tikal, und weitere drei Jahrhunderte früher finden wir schon die Schreibung der Mayadaten ausgebildet in der Statuette von San Andres Tuxtla im südlichen Veracruz. Die Priorität der mexikanischen bzw. der Mayakultur, die Seler der ersteren zuzusprechen geneigt ist, ist daher nach wie vor unentschieden.

Eduard Seler gehörte zu den Persönlichkeiten, die nie müßig waren, denen die Freude an der Arbeit über alles ging. Ob er sich in großen Kulturzentren oder in entlegenen Gegenden aufhielt, immer war er unermüdetlich darin, sich einen Schatz von Typen und Manuskriptauszügen systematisch anzulegen, den er dann im gegebenen Augenblick nach größeren Gesichtspunkten verwertete. Die Materialbeschaffung lag ihm eben so sehr am Herzen wie die Durcharbeitung, und aus dieser engen Verbindung erklären sich seine Erfolge. Seiner Tätigkeit als Sammler verdankt das Museum für Völkerkunde natürlich umfangreiche Schätze, die sich vor dem früheren, sehr bedeutenden Bestande von mexikanischen Altertümern durch genaue Angaben auszeichnen.

Die Gründlichkeit war ihm zur zweiten Natur geworden. Das Kleintrieb er mit demselben Eifer wie das Große, da sich in der Wissenschaft das Große nur auf dem Kleinen aufbauen kann. Er machte daher als Dozent — seit 1899 hatte er die Loubat-Professur für Amerikanistik inne — seinen Schülern gegenüber nie Konzessionen, sondern schüttete die ganze Fülle seines Wissens über sie aus, so daß nur die bei ihm aushielten, die etwas Gründliches lernen wollten. Da er stets alles selbst prüfte, so verließ er sich nur auf sich und veranlaßte auch seine Schüler nicht zu Arbeiten. Es blieb ihnen völlig überlassen, ob sie die Initiative dazu ergreifen wollten oder nicht. Stellten sie dann bestimmte Fragen, so gab er erschöpfend Auskunft. Aber es war nicht leicht an ihm heranzutreten, da er immer beschäftigt war. Seine Kenntnisse und seine bedeutende Leistungsfähigkeit brachten es mit sich, daß er öfter etwas schroff in seinen Urteilen war. Ja, wenn jemand bei seiner Meinung blieb, so konnte das zu einer Spannung und Nichtbeachtung der Arbeiten von seiner Seite führen. Deshalb war für selbständige Naturen ein Zusammenarbeiten mit ihm nicht leicht, zumal seine Materialbestände geradezu eine gewisse Monopolisierung der mexikanistischen Wissenschaft herbeiführten.

Man darf sich auf Grund seiner zahlreichen und umfangreichen Werke nicht vorstellen, daß Seler ein weltabgewandter Gelehrter war. Seine Arbeitskraft ließ ihm Zeit, alles, was von anderer Seite erschienen war, gründlich nachzuprüfen, zu erweitern und zu berichtigen und jeder Anregung seinerseits nachzugehen. Öfters fing er an, sich mit Dingen zu beschäftigen, weil sie ein anderer auf seinem Arbeitsgebiete in Angriff genommen hatte. So erhielt alles, was erschien, gewissermaßen seinen Stempel. Auf allen Amerikanistenkongressen seit 1888 bis zum Kriege war er zugegen und ergriff häufig das Wort, zuweilen drei, vier Themata seinerseits behandelnd. Immer fügte er sich, wie es ein Gelehrter an leitender Stelle soll, den wissenschaftlichen Bedürfnissen des Augenblicks, ohne dabei seine großen Pläne und Ziele aus dem Auge zu verlieren. Im Verkehr erschien er etwas schüchtern, was daraus zu erklären ist, daß er in kein persönliches Verhältnis zu den Menschen kam, von niemand etwas verlangte und alles selbst tat. Des hervorragenden Einflusses des Herzogs von Loubat auf seine wissenschaftliche Tätigkeit ist bereits gedacht worden. Auch die Sammlung seiner Abhandlungen, von der bisher vier Bände (I—III, V) nebst einem umfangreichen Indexband erschienen sind, geht auf dessen Anregung zurück.

Alles, was Seler vornahm, gründet sich auf inneren Neigungen. Außer Sprachwissenschaft und Archäologie steuerten Botanik, Zoologie und Mathematik, die für ihn Lieblingsbeschäftigungen waren, viel zu seinem Lebenswerke bei. Der ethnologische Verkehr mit den Eingeborenen lag ihm nicht, und er hat sich

auf allen seinen Reisen darin so gut wie gar nicht betätigt. Dagegen verstand er sehr wohl, ethnologische Gesichtspunkte in seinen Arbeiten zu verwerten, wenn er sich auch mehr und mehr nur auf sein besonderes Arbeitsfeld, die Völker Mexikos und Mittelamerikas, beschränkte, zu denen in geringerem Ausmaß noch Peru in der letzten Zeit hinzutrat, welchem Lande auch ein Teil seiner letzten Reise 1910 bis 1911 gewidmet war. Auch für die rein religiöse Forschung, die letzten Endes für die Aufhellung der mexikanischen und Maya-Probleme unerläßlich ist, gewann er allmählich tieferes Verständnis, obwohl er andererseits manche Erkenntnisse bis zuletzt ablehnte.

Seler ist in seinem Fache eine überragende Persönlichkeit gewesen, die über Lob und Tadel erhaben ist. Eine solche muß ihre Ecken und Kanten haben, an denen sich andere stoßen. Sein Charakter ist wegen seiner schlichten Arbeitsfreude vorbildlich, und seine Leistungen sind ein Gut, von dem noch die fernsten Geschlechter zehren werden. Nur darf man nicht denken, daß durch seine Tätigkeit für die Nachwelt nichts mehr zu tun übrig bleibt. Wir Fachleute wissen, daß das Gegenteil der Fall ist, und daß Seler nur den Grund befestigt hat, auf dem man fußen kann. Eine solche Persönlichkeit in ihrer Eigenart kann natürlich nicht ersetzt werden, da ihn nur eine bedeutende Persönlichkeit ersetzen könnte, und diese ihre eigenen Wege gehen und wieder etwas Anderes, Eigenes, Selbständiges darstellen muß. Wir können nur stolz und froh sein, daß wir ihn den Unserigen nennen durften.

Ethnographische Bemerkungen über die Vandau.

Von

Franz Boas.

Die Vandau, deren Heimat in Gaza-Land im Portugiesischen Ost-Afrika ist, sprechen einen Bantu-Dialekt, der mit dem Chikaranga von Mashona-Land im südlichen Rhodesien nahe verwandt ist. Zu dieser Gruppe gehört auch das Chimanyika des Umtali-Distrikts. (Siehe auch C. S. Louw, *A Manual of the Chikaranga Language*, Buluwayo 1915; *Chindau-English and English-Chindau Vocabulary*, American Board Mission 1915).

Das hier veröffentlichte Material wurde mir von einem jungen Mundau, Kamba Simango, der in New-York studierte, mitgeteilt. Nachdem der Gegenstand von uns durchsprachen war, schrieb Simango die Texte auf, diktierte sie mir sodann und revidierte das Diktat. Mein Eindruck ist, daß Simango trotz mehrjähriger Abwesenheit seine Sprache noch gut beherrscht. Im *Journal of American Folk-Lore*, Bd. 35 (1922), S. 151 ff. habe ich eine Reihe von Erzählungen, die auf gleiche Weise niedergeschrieben sind, wiedergegeben.

In folgendem gebe ich eine kurze Beschreibung des Lautsystems: Vokale a, e (offen), i, o (offen), u.

Lange Vokale (durch Kontraktion entstanden) und durch einen dem Vokal folgenden Punkt angedeutet, wie ȧ. Lange Vokale tragen den Akzent und haben hohe Tonlage.

Das Chindau hat keine bedeutungsvollen Tonhöhen (wie etwa das Sechuana), mit Ausnahme von mü (Tiefton) zweite Person Singular, mú (Hochton) dritte Person Singular.

Zusammenstossende Vokale bilden keine Diphthonge.

Konsonanten. Wie im Kisuaheli werden alle stimmlosen Verschußlaute mit Kehlkopfverschluß gesprochen, also p' t' k'. Da dieses eine ständige Erscheinung ist, habe ich einfach p, t, k geschrieben. Nur bei kw fällt der Kehlkopfverschluß fort. Die Konsonanten ph, th, kh sind sehr stark gehaucht. Stimmhafte Verschußlaute sind b, d, g. In einigen wenigen Wörtern findet sich 'b, 'd. Diese sind wohl alle Zulu-Lehnwörter. Stimmlose Reibelaute sind f (dentolabial), s (alveolar), s (alveolar mit starker Lippenrundung, daher fast mit Pfeiflaut), h (Mittelgaumenreibelaut, wohl nur nach t und p). Stimmhafte Reibelaute sind v (bilabial), v (dentolabial), z (alveolar), z (alveolar mit Lippenrundung, wie bei s), g Mittelgaumenreibelaut, wohl nur nach m, f, v, p, r; nach m und v immer aus mu und vu vor Vokalen entstanden. Nach m erscheint dieser Laut individuell, besonders im Binnenlande, als Lippensaugelaut (click). Außer diesem hat der Küstendialekt, in dem die Texte geschrieben sind, den Rauschlaut sh (deutsch sch), dessen Stelle im Innern des Landes das s vertritt.

Die eigentümlichen labialisierten Laute s und z entsprechen den gleichen Lauten im Thonga (H.-A. Junod, Elementary Grammar of the Thonga-Shangaan Language, p. 9) und Venda (Carl Meinhof, Lautlehre der Bantusprachen, p. 23).

Affrikative sind bv und pf, in beiden Fällen dentolabial ausklingend. bz und ps mit sehr schwachem Lippenverschluß, daher an dz und ts anklingend. Diese kommen auch im Thonga und Herero vor. dj und ch (erstes wie englisches j, letzteres deutsch tsch). Diese werden im Binnenlande durch dz und ts vertreten.

Im Binnenlande finden wir ein deutliches scharf apikales r. Der entsprechende Laut im Küstendialekt hat nur schwache mediale und ziemlich starke laterale Schwingung der Zunge. Er lautet daher stark an l an. Ich habe ihn l geschrieben zum Unterschiede von dem apikalen r, das sich vor w und g erhalten hat, im ersteren Falle mit sehr starkem Hauch als rhw.

Nasale sind m, n, n (letzteres Mittelgaumenlaut, wie deutsch n vor g).

Die charakteristischen Bantu-Verschußlaute mit vorhergehendem Nasal sind sehr häufig, aber nur mit stimmhaftem und gehauchtem Schlußlaut.

mb	mph
nd	nth
ng	nkh.

Wir finden auch

ms	nsh	nch.
----	-----	------

In diesen Verbindungen beginnt der stimmlose Schlußlaut stark stimmhaft. Außer diesen finden sich h, y und w.

Bei rascher Aussprache nach n und d nähert sich das g stark dem y.

1. kubikwa kwe sadja.

mganakadji no'bika sadja unotola mbende yo sadja. unoigadja pachoto. mbende inogadjwa pamap/inya matatu. unodila kumga mumbende inotadjana no vup/u vga navgo no vanthu vanobikila. unoidja mbende nge nthuva ye vup/u. kumga noyovila unodila vup/u mumbende wotimba ngo mugoti; na'pedja kutimba unodumaidja ⁵

mbende kuti sadja lipagagate. nelanasa kupagagata, unolimona ngo mugoti achikodjela nge vupfu. kuti nelakola unolipakula nge mugo, unoitā sima ne bakulo. sima nge ine'nda kuvanalume. bakulo lino-rgiwa nge vanakadji. unovumba sima ngo mugo wanobidja mukumga. ¹⁰ unobidja mugo mukumga kuti sadja lichabatilila pamugo. na'pedja kupakula sadja unopakula vusavi pamge mbgehove pamge mulivo. apakulipi vusavi ngo mugo. wapakula ndiwo sadja, kani unopakula ngo mugo mudoko wo vusavi.

1. Brei kochen.

Wenn eine Frau Brei kocht, nimmt sie einen Breitopf und stellt ihn | auf die Feuerstelle. Der Topf wird auf drei Tonfüße gestellt. Sie gießt Wasser | in den Topf entsprechend dem Mehl, das sie (genommen) hat, und (der Anzahl) Leute, für die sie kocht. | Sie läßt es kochen mit einer Prise Mehl im Topf. Wenn das Wasser kocht. tut sie das Mehl | ⁽⁵⁾ in den Topf und rührt es mit einem Rührstab. Wenn sie mit dem Rühren fertig ist, deckt sie | den Topf zu, so daß der Brei kocht. Nachdem es genug gekocht hat, rührt sie es mit | dem Rührstab um, und sie macht den Brei dick mit Mehl. Wenn er dick ist, nimmt sie ihn mit einem Löffel heraus | und gibt dem einen eine kegelförmige Form und andere läßt sie ungeformt. Die kegelförmig geformten gehen an die Männer, die ungeformten | an die Frauen. Sie macht die kegelförmige Form mit dem Löffel, den sie in Wasser eintaucht. | ⁽¹⁰⁾ Sie taucht den Löffel in Wasser, damit der Brei nicht an dem Löffel hängen bleibt. Nachdem sie | den Brei ausgeteilt hat, teilt sie die Zuspese aus, mitunter Fisch, mitunter Gemüse. | Sie teilt die Zuspese nicht mit dem Löffel aus, mit dem sie den Brei austellt. Sie teilt diese mit einem | kleinen Zuspese-
löffel aus.

2. kubika nya/aka.

mupunga nowat/wiwa unoitā musele. mganakadji nobika.nya/aka, unogadja mbende yo nya/aka inodanwa, ngo kuti chim/uko. m/uko imbende ina mulomo mudoko. mganakadji unogadja mbende pachoto. unodila kumga mumbende inotadjana no musele wanawo. kumga ⁵ neyavila unokanda musele mumbende. kuti musele nowaitwa ngo mupunga mu/uswa ausukipi, ngo kuti kuti wausuka unolasha murgwo we nya/aka; kani kuti musele waitwa ngo mupunga wokale. pamge musele wa'tenga muloja, unousuka. unokanda munyu mukumga achito wakanda musele. uwu munyu unokandwa mukumga, kuti ¹⁰ nya/aka ichapsa pasi pe mbende. na'pedja kudila musele mumbende unodumaidja m/uko ngo mu/iniko. kumga noyapsoma unobula mbende unoigadjika pamakala kuti nya/aka inase kupsoma. unodila masimbe panyezulu po mu/iniko kuti nya/aka iibve no panyezulu. noyaibva unoiapakula ngo mugo. unopakula matanda a'nodila ¹⁵ mumu/iniko. nya/aka aii'twi sima kudali nge sadja. ndilo yanopakulila nya/aka inogadjikwa mumbade kuti nya/aka noyamgaladjika ichadowa pasi.

2. Reis kochen.

Nachdem Reis gestampft ist, wird er gereinigter Reis. Wenn eine Frau Reis kocht, | stellt sie einen Reistopf, der enghalsiger Topf genannt wird, aufs Feuer. Der enghalsige Topf | ist ein Topf, der eine kleine Öffnung hat. Die Frau stellt den Topf auf die Feuerstelle | und gießt Wasser in den Topf, entsprechend dem Reis, den sie (gebraucht) hat. Wenn das Wasser ⁽⁵⁾ kocht, schüttet sie den

Reis in den Topf. Wenn der gereinigte Reis aus dem | rohen Reis gemacht ist und gedämpft wird, wäscht sie ihn nicht, weil, wenn sie ihn wäscht, der Geschmack | des Reis verloren geht; wenn aber gereinigter Reis gemacht wird aus altem ungereinigtem Reis | oder, wenn mitunter der gereinigte Reis in einem Laden gekauft wird, wäscht sie ihn. Sie tut Salz ins Wasser, | ehe sie den gereinigten Reis hinein tut. Das Salz wird ins Wasser getan, damit ⁽¹⁰⁾ der gekochte Reis nicht am Boden des Topfes anbrennt. Nachdem sie den gereinigten Reis in den Topf | getan hat, deckt sie den enghalsigen Topf mit einem Deckel zu. Wenn das Wasser aufgesaugt ist, nimmt sie den Topf | vom Feuer und tut ihn auf heiße Kohlen, damit der Reis abdampft. Sie tut auch Kohlen | auf den Deckel, damit der Reis oben auf auch gar wird. |

Wenn er fertig ist, verteilt sie ihn mit dem Löffel. Sie teilt die Kruste aus, die sie in | ⁽¹⁵⁾ den Deckel tut. Gekochter Reis wird nicht geformt wie Brei. Der Teller, in den sie den | gekochten Reis tut, ist in einem Korb, so daß der gekochte Reis, wenn er überläuft, nicht | auf den Boden fällt.

3. kubikwa kwe nya/aka ye nazi.

musele nowadirhwa mum/uko, nya/aka noyoibva, mganakadji unochudja muparhwa wo nazi unoudila muchudjwa munya/aka. muparhwa unovenganiswa ne safalau. napedja kudila mukaka wo nazi unodumaidja mbende yo nya/aka kuti inase kupgagata vushoni. iyi nya/aka inobikwa kudali inodanwa ngo kuti nya/aka yo nazi.

3. Das Kochen von Reis und Kokosnuß.

Wenn der gereinigte Reis in einen enghalsigen Topf getan ist und der gekochte Reis kocht, sieht die Frau | geschabte Kokosnuß und tut sie in den gekochten Reis. | Die geschabte Kokosnuß wird mit Curry gemischt. Als dann gießt sie die Kokosnußmilch hinein und | deckt den Topf mit gekochtem Reis zu und läßt ihn langsam kochen. | Reis, der so gekocht ist, heißt Kokosnußreis.

4. vusavi.

vusavi vunothwirhwa, pange nge nazi pange nge manduwi no nthikiti. kuti huku yathwirhwa ngo nazi muchudjwa wo nazi unokandwa muhuku noyaibva. muchudjwa nowakandwa muchikhalango unopupidjwa kuti uchagulika no kupupumila. muchudjwa nowaibva mupalela unoengedjerhwa muchikhalango kuti vusavi vukhote. 5
kuti ihuku pange, ihove djakaoma, nodjathwirhwa nge manduwi; pange nge nthikiti audirhwipi mupalela ngo kuti manduwi anokhota oga. kuti nouli mulivo wathwirhwa ngo manduwi, manduwi achudjwipi, anodirhwa mumulivo akadalo. vusavi vunothwirhwa nge manduwi, nge nazi, ne nthikiti vunodanwa ngo kuti dengela. pange 10
dengela linoitwa ngo manduwi oga achina hove ne huku. kuti nelalegerhwa kupupidjwa, dengela linopupumila, vusavi avuvi no murgu. mganakadji unopupumidja vusavi azivi kubika.

hove ne nyama mbishi adjithwirhwi, djona djinobikwa mukumga pange sabola inokandwa muvusavi. munyu no pilipili zinodirhwa 15
muvusavi vuchito vgaburhwa.

4. Zuspeise.

Zuspeise wird hierzu gestampft, mitunter Kokosnuß, mitunter Erdnuß oder | Melonensamen. Wenn Huhn mit Kokosnuß gewürzt

wird, wird die geseihte Kokosnuß | in das Huhn getan, wenn es gekocht wird. Wenn das, was durchgeseiht wird, in den Kochtopf | getan ist, wird es mit einem Löffel aufgehoben, damit es nicht zerfällt und nicht überkocht. Wenn das, was durchgeseiht ist, ⁽⁶⁾ gekocht wird, wird Mehl zugegeben in den Topf, so daß die Zuspese gedickt wird. | Huhn oder getrockneter Fisch werden mitunter mit Erdnüssen gewürzt, | mitunter mit Melonensamen. Die Sauce wird nicht dick gemacht, weil Erdnüsse allein schon dick machen. | Wenn es aber Gemüse ist, wird es mit Erdnüssen dick gemacht. Erdnüsse | werden nicht durchgeseiht. Sie werden in das Gemüse getan, ohne durchgeseiht zu werden. Zuspese wird mit | ⁽¹⁰⁾ Erdnüssen, Kokosnüssen oder Melonensamen gewürzt. Dieses wird Dengela genannt. Mitunter | wird Dengela aus Erdnüssen gemacht ohne Fisch oder Huhn. Wenn man | Dengela stehen läßt, ohne sie zu rühren, läuft sie über, und die Zuspese ist geschmacklos. | Eine Frau, die die Zuspese überkochen läßt, versteht nichts vom kochen. |

Fisch und frisches Fleisch werden nicht gewürzt, sondern werden in Wasser gekocht. | ⁽¹⁵⁾ Mitunter werden Zwiebeln in die Zuspese getan. Salz oder Pfeffer werden in | die Zuspese getan, ehe sie herausgenommen wird.

5. mukodja pakurga.

panguva yo kurga vanalume no vanakadji avargipi vese. vanalume vanorgila kuchanalume, vanakadji vanorgila kuchanakadji. kurga nokwapakurhwa ko vanalume kunoendeswa kuchanalume kwakagala vanalume. kwona kunotekatekwa ngo valumbgane.
⁵ valumbgane vanotekateka kurga vanotungamila kuzisa kunga kuti matombo vatange kushamba nyala. sadja no vusavi nolagadjikwa vanalume vanoza kogala pagadjikwa sadja. vanotanga kushamba nyala ngo vukulu, vgavo. tetegulu no muzukulu kudali novali ndanga, pamge muzukulu uli gole limge ngo vukulu, tetegulu unotanga kushamba nyala. kuti no'vapedja kushamba nyala vuchenshebru
¹⁰ vanotanga kurga. vanorga ngo kutevelelana kumphela kwagunga kumu/ana mudoko. vakulu vanotanga kulegela kurga kusiila va/ana vadoko. kuti vachirga va/ana avatangi kutola.nyama vakulu vachito. vona vanoseva muto mphela vakulu novavabunsha kuti ngavatole
¹⁵ nyama. pamge va/ana vanotola nyama novavona kuti vakulu vatola nyama. kuti vanalume novali vazinshi no'vapedja kushamba nyala avatangipi kurga sadja ngo kuti kuti vadalo, unogumila kushamba nyala angawanipi kurga.

zinolangalirhwa kuti muboko kuti muchenshebru napedjelana
²⁰ kurga no mu/ana. zinolangalirhwavo kuti kutama vunthu kudali mu/ana natanga kushamba nyala no kurga no kusiila muchenshebru.

vanakadji vanoita zinoitwa ngo vanalume. vona vanakadji vanorga no vanavelume vadoko. vanakadji avavangililipi kuti vadoko ngavasale vachirga. kuti vasikane novaguta vangalega kurga, kani vakulu
²⁵ vanotanga kushamba nyala no kutanga kurga.

zinotwi zakashata kudali munthu wasevaze musuva wa'chenya no kutanga kurga nyala djichidontha kumga. munthu na'pedja kushamba nyala nozuza nyala djake kuti adjiomese achito arga. novapedja kurga vanthu vanoshamba nyalaze.

³⁰ • vanalume no vanakadji vanorga vese kudali ngo mulume no mukadji, mganalume no vadjimgalamu vake, tetegulu no vazukulu vake, mbiya no vazukulu vake.

kuti mu/fana achirga no vakulu unoitā chitava no kuita chip/unya.
 vakulu vangap/unya gumbo limge, kutanda no kutonama kuti vachida.
 vanakadji avaiti chitava no kutonama. vona vanoansha kugala ngo 35
 kugwadama no kutambalala no kuita chip/unya.

va vapedja kurga vafana vanotila ndilo kudale ve ndanadjo
 kuvianakadji kosukwa nge vasikane.

5. Wie man ißt.

Zur Essenszeit essen Männer und Frauen nicht zusammen. Die |
 Männer essen an der Männerseite, die Frauen an der Frauen-
 seite. | Wenn das Essen für die Männer ausgeteilt wird, wird es zur
 Männerseite getragen, | wo die Männer sitzen. Es wird von Knaben
 in beiden Händen getragen. | ⁽⁵⁾ Die Knaben tragen das Essen und
 bringen zuerst Wasser, und | die älteren Männer beginnen ihre Hände
 zu waschen. Brei mit Zuspese wird vor die Männer niedergesetzt, |
 und sie setzen sich hin, wenn der Brei hingestellt wird. Dann
 waschen sie ihre | Hände ranggemäß der Reihe nach. Wenn Onkel
 und Neffe von gleichem Alter sind, | oder wenn der Neffe ein (oder
 zwei) Jahre älter ist, so wäscht (doch) der Onkel | ⁽¹⁰⁾ zuerst seine
 Hände. Nachdem sie ihre Hände gewaschen haben, fangen die älteren
 Leute | an zu essen. Sie essen der Reihe nach, zuletzt die | jungen
 Knaben. Die Ältesten hören zuerst auf zu essen, zuletzt die kleinen
 Knaben. | Wenn sie essen, nehmen die Knaben kein Fleisch vor den
 Älteren. | Sie tauchen es nicht in Sauce, bis die Älteren ihnen sagen,
 daß sie Fleisch nehmen können. ⁽¹⁵⁾ Mitunter nehmen auch die Knaben
 Fleisch, wenn sie sehen, daß die Älteren Fleisch genommen haben. |
 Wenn viele Männer da sind und sie fertig sind mit Händewaschen, |
 fangen sie nicht an Brei zu essen, weil, wenn sie es täten, der, der
 zuletzt seine Hände wäscht, | kein Essen mehr finden würde. |

Es wird für unpassend gehalten, wenn ein älterer Mann
 (zugleich) | ⁽²⁰⁾ mit einem Knaben aufhört zu essen. Es wird auch für
 einen Mangel an Manieren gehalten, wenn | ein Knabe seine Hände
 wäscht, ißt und aufhört zu essen vor älteren Leuten. |

Frauen tun, was von den Männern getan wird. Die Frauen
 essen | mit den kleinen Knaben. Frauen achten nicht darauf, daß
 die jüngeren | weiteressen. Wenn ein Mädchen genug hat, kann sie
 aufhören zu essen, aber die älteren | ⁽²⁵⁾ waschen zuerst ihre Hände und
 fangen an zu essen. |

Es wird für unpassend gehalten, wenn eine Person ein ab-
 gebrochenes Stück eintaucht, das sie abgebissen hat, | und wenn man
 anfängt zu essen, wenn seine Hände noch naß sind. Nachdem eine
 Person | ihre Hände gewaschen hat, schüttelt sie sie, um sie abzu-
 trocknen, ehe sie anfängt zu essen. | Nachdem die Leute gegessen
 haben, waschen sie wieder ihre Hände. |

⁽³⁰⁾ Männer und Frauen essen zusammen als Mann und | Frau
 oder Mann und seine Schwägerinnen, Großvater und sein Enkel,
 Großmutter und ihre Enkel.¹⁾

Wenn ein Knabe mit Älteren ißt, so kreuzt er seine Beine oder
 legt beide Knie flach nach einer Seite hin. | Ältere Leute legen die
 Knie zu einer Seite oder sitzen mit einem Bein ausgestreckt oder
 hocken, wenn es ihnen gefällt. | ⁽³⁵⁾ Frauen kreuzen nicht ihre Beine
 und hocken nicht. Gewöhnlich sitzen sie | mit geschlossenen Knien

¹⁾ Diese Ausdrücke müssen im Sinne des Verwandtschaftssystems der Vandau
 verstanden werden.

auf ihren Hacken oder mit beiden Beinen vorwärts gestreckt oder mit den Knien flach nach einer Seite. |

Nachdem gegessen ist, nehmen die Knaben die Schüsseln von der Männerseite | zu der Frauenseite, wo sie von den Mädchen gewaschen werden.

6. kuvumbgwa kwe mbende.

basa lo kuvumba mbende ibasa lo vanakadji. dope lo vano-
vumba ndilo mbende vanolicha mugova le kumga dosi. dope lakanasa
kubatana. linowanika pasi, pange novacha mphima. nolapedja
kuchiwa vanolithwala kwenda nalo kanyi. kuti dope ligale lakap/ava
5 linochirhwa mumusanga muvishi. mganakadji unotola dope unolikanya,
nolanaswa kukanywa unovumba mbende. unotanga ngo musuva
mudodoko, unouengedjela nge misuva midoko yanopsikinya munyala
mgake. unoengedjela misuva mphela mbende noyava chimo cha-noda.

mbende noyava chimo cha-noda, unotola chinyamba chinodanwa
10 ngo kuti muimiso. ichi ndicho chaanoimisa ndicho mbende. na-pedja
kuimisa mbende unotola chinyamba chinotwi chifutulo. ichi nge
chanofutula ndicho mbende muchimo cha-noda.

kunsha kwe mbende kunonaswa nge chimuti chidodoko chaka-
pamphama, chinavutindi vudoko chinotwi chitengu.

15 neyapedjwa kuvumbgwa mbende inogadjikwa pamum/uli, yozoi-
nochindurhwa mumangwana fumĩ. kuchindula mbende kugula dako
lakalemba loinogala ndiyo no kuipala kuti ite vutindi vumge.
neyapedjwa kuchindurhwa, sule kwe zuva inokulungwa no kunyorhwa
no kudirhwa doru kuti ipsuke noyapiswa. neyapedjwa kukulungwa
20 inogadjikwa pamum/uli ngo kuti kuti yanikwa pazuva ichito yaoma
vushoni inozokhakha. noyanasa kuoma pamum/uli inonikwa pazuva.
mbende nodjopiswa ngo mulilo. djinolongwa panyezulu pomapande
madoko. huni djinokokerhwa panyezulu pe mbende. mulilo unoveswa
zuva nolavila. nodjapsa zakanaka, djinoburhwa. zese izi zinoitwa
25 nge vanakadji. vanalume pange vanobesa kuthwala huni djokupisa
ndidjo mbende.

6. Das Formen eines Topfes.

Töpferei ist Frauenarbeit. Den Ton, aus dem sie | Töpfe formen,
graben sie aus einem Süßwasserteich. Der Ton ist sehr | klebrig.
Mitunter finden sie den Ton, nachdem sie einen Faden tief gegraben
haben. Nachdem | der Ton gegraben ist, trägt die Frau ihn nach
Hause. Damit der Ton weich bleibt, | (5) wird er in nassen Sand ein-
gegraben. Die Frau nimmt den Ton und knetet ihn. | Wenn er gut
geknetet ist, formt sie den Topf. Sie fängt mit einem kleinen Stücke |
an und fügt kleine Stücke hinzu, die sie in ihrer Hand drückt, | bis
der Topf die Größe erreicht, die sie haben will.¹⁾

Wenn der Topf die Größe, die sie haben will, erreicht hat, nimmt
sie eine Muschelschale | (10) die muimiso (Aufrichter) genannt
wird. Mit dieser macht sie den Topf aufrecht stehen. Nachdem
sie | den Topf aufgerichtet hat, nimmt sie eine Muschelschale, die
chifutulo (Ausbaucher) genannt wird. Mit dieser | baucht sie den
Topf in der Form aus, die sie haben will. |

Außen wird der Topf mit einem kleinen Hölzchen, | das breit
und dünn ist, poliert. Es wird chitengu genannt.

¹⁾ Das heißt, der Topf wird aus gerollten Tonstreifen spirallig aufgebaut.

(¹⁵) Wenn der Topf geformt ist, wird er in den Schatten gestellt. | Am folgenden Morgen wird er von dem Fuß, mit dem er verbunden ist, abgeschnitten. *chindula* nennt man | einen Topf von dem langen Fuß abschneiden, auf dem er steht und ihn abschaben, sodaß er von gleichmäßiger Dicke ist. | Nachdem der Topf abgeschnitten ist, wird er am folgenden Tage geglättet | und dekoriert und roter Ton wird aufgetragen, damit er rot wird, nachdem er gebrannt ist. Wenn der Topf geglättet ist, (²⁰) wird er in den Schatten gestellt, denn, wenn er in der Sonne stände, ehe er ganz trocken ist, | würde er rissig werden. Nachdem er trocken ist, wird er in die Sonne | gestellt. | Die Töpfe werden mit Feuer gebrannt. Sie werden auf kleingespaltenes trockenes Holz gestellt. | Trockenes Holz wird oben auf die Töpfe gelegt und das Feuer wird angesteckt, | wenn die Sonne untergeht. Nachdem sie gut gebrannt sind, werden sie aus dem Feuer genommen. All dies wird | (²⁵) von Frauen gemacht. Die Männer helfen mitunter Holz tragen, mit dem | die Töpfe gebrannt werden.

7. Das Haus.

(a)

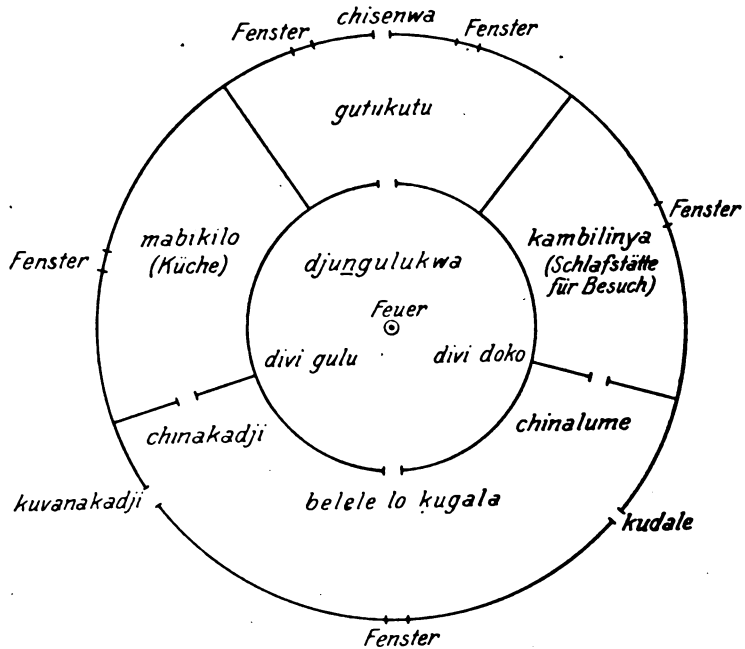
*munyumba mgondakabaliŕhwa mŕainga mudjungulukwa. dju-
ngulukwa inyumba yo kugala ina nyumba yo pakati ne belele. nyumba
yo pakati ina misuvo mivili. iyi misuvo inoita mugano wo mativi
mavili, anotwi, divi gulu ne divi doko, divi gulu ne pamutome. mulume
ne mukadji wake vanovata padivi gulu. belele linogurhwa muvugalo 5
vulongamuna, belele lo kugala, kambilinya yo kuvata, ne kambilinya yo
kubikila, ne gutukutu lo kuviga midjiyo ne zokurga. belele lo kugala
lina misuvo mivili, misuvo we chanalume, no we chanakadji. vanalume
wanongwina ngo musuvo we chanalume, vanakadji ngo we chana-
kadji; kani kuti vanthu vanozivana zikulu, kudali ngo vavukama 10
ne vana ne vazukulu vanalume ne vanakadji vanongwina mumba
ngo müsuvo we chanalume no wa chanakadji. gutukutu (chisenwa)
lina müsuvo walo wo kuchisenwa asi müsuvo wo kungwina ndiwo
munyumba, kani müsuvo wo kungwinisa ndiwo kurga ne midjiyo
inovigwa. misuvo wo kuchanalume unodanwa ngo kuti, kudale, 15
kuchanalume, kuvanalume; wo kuchanakadji unotwi kuchanakadji,
kuvanakadji; wo gutukutu unotwi kugutukutu, kuchisenwa.*

7. Das Haus.

(a)

In dem Haus, in dem ich geboren wurde, war ein innerer Raum. | Der innere Raum ist das Haus, in dem die Leute leben. Es hat ein Zimmer in der Mitte und eine Veranda. Das Zimmer | in der Mitte hat zwei Türen. Diese Türen sind die Trennungslinie der zwei Seiten, | welche die große Seite und die kleine Seite genannt werden, oder die große Seite und Mutome. Mann | (⁵) und Frau schlafen in der großen Seite. Die Veranda ist in | vier Abteilungen geteilt. Die Veranda, auf der die Leute leben, die Kambilinya wo man schläft, | die Kambilinya wo | man kocht und der Vorratsraum, in dem Haushaltsutensilien und Nahrungsmittel aufbewahrt werden. Die Veranda, auf der man lebt, | hat zwei Türen, die Tür auf der Männerseite und auf der Frauenseite. Die Männer | treten durch die Tür auf der Männerseite ein, die Frauen (¹⁰) durch (|) die Tür auf der Frauenseite. Wenn aber Leute, die einander gut kennen, wie etwa Verwandte | und Kinder und Enkel, Männer und Frauen in

das Haus eintreten, | kommen sie durch die Tür auf der Männerseite und der Frauenseite. | Der Vorratsraum hat eine Tür zum Forttun (von Gegenständen). Es ist keine Tür, durch die man in das Haus hineingeht, | sondern eine Tür, durch die Nahrungsmittel und Haushaltsgegenstände, die aufbewahrt werden sollen, | ⁽¹⁶⁾ hineingetragen werden. Die Türen der Männerseite werden folgendermaßen genannt: Kudale (sich lagern), | Kuchanalume (Männerseite), Kuvanalume; die der Frauenseite werden genannt: Kuchanakadji, | Kuvanakadji, die des Vorratsraums werden Kugutukutu und Kuchisenwa genannt.



(b)

munyumba mgondakabalihwa idjungulukwa. djungulukwa inyumba yo kugala. ina mapelele ne nyumba yo pakati; inopfimbga nge vushwa. mumba mgopakati muna mativi mavili, divi gulu ne divi doko, kudivi gulu no kumõtome. kudivi gulu ngo kunovata mune we nyumba. mapelele anogurhwa mukambilinya mbili, kambilinya yo kubikila ili ngo kuchanakadji, ne kambilinya yo kuvata ili ngo kuchanalume. belele linova ne gutukutu ne chanalume ne chanakadji. gutukutu ibelele lo kuviga midjiyo no kurga. chanalume ibelele lina müsuvu unongwina ndiwo vanalume no linogala vanalume. chanakadji, kunachanakadji. ibelele lina müsuvu unongwina ndiwo vanakadji no linogala vanakadji. nyumba yo pakati ina misuvo mivili. mapelele ana misuvo mitatu, müsuvu wo kuchisenwa, wo kuchanalume no wo kuchanakadji. belele le chanakadji ne chanalume aligurhwi nge bilavila, kudali nge kambilinya ne gutukutu, kani janela lili pakati po müsuvu wo kuchanakadji no wo kuchanalume ndi lona linoita mugano wo mapelele aya. misuvo wo belele unodanwa ngo kuti müsuvu we chanakadji, kuchanakadji, kuvanakadji; müsuvu we chanalume kuchanalume, kuvanalume, kudale; müsuvu wo kuchisenwa, kugutukutu. müsuvu wo kuchanalume uli ngo kumurgo, wo

chanakadji ngo kumuboswa; wo chisenwa ndiwo unongwiniswa ²⁰
 ndiwo kurga ne midjiyo inovigwa. uwu müsuvu uli sule kwe nyumba,
 misuvu yo kambilinya ili mukati ngo belele.

(b)

In dem Hause, in dem ich geboren wurde, war ein innerer Raum. Der innere Raum ist | das Haus, in dem man lebt. Es hat Verandas und ein inneres Zimmer. Es ist mit | Gras gedeckt. Das innere Zimmer hat zwei Seiten, die große Seite und | die kleine Seite; die große Seite und Mutome. In der großen Seite schläft | ⁽⁵⁾ der Eigentümer des Hauses. Die Veranda wird in zwei Kambilinya geteilt, die Kambilinya | in der gekocht wird, ist auf der Frauenseite, und die Kambilinya, in der man schläft, ist auf | der Männerseite. Die Veranda hat einen Vorratsraum und eine Männerseite und eine Frauenseite. | Der Vorratsraum ist (der Teil der) Veranda, auf dem Haushaltsgeräte und Nahrungsmittel aufbewahrt werden. Die Männerseite ist der Teil der Veranda, | in der die Tür ist, durch die die Männer eintreten und wo die Männer sich aufhalten. Die | ⁽¹⁰⁾ Frauenseite ist der Teil der Veranda, in der die Tür ist, durch die die Frauen eintreten | und wo die Frauen sich aufhalten. Das innere Zimmer hat zwei Türen. | Die Veranda hat drei Türen. Eine Tür für den Vorratsraum, eine | für die Männerseite und eine für die Frauenseite. Die Veranda der Frauenseite und der Männerseite | ist nicht durch eine Wand geteilt wie die Kambilinya und der Vorratsraum, aber ⁽¹⁵⁾ ein Fenster ist in der Mitte zwischen den Türen der Frauenseite und der Männerseite. | Dieses ist die Teilungslinie der Verandas. Die Türen der Veranda werden genannt | Tür der Frauenseite, Tür | der Männerseite und | Tür des Vorratsraums. Die Tür der Männerseite ist rechts, | ⁽²⁰⁾ die der Frauenseite links. Durch die Tür der Hinterseite werden | Nahrungsmittel und Haushaltsgerät hineingetan. Diese Tür ist hinter dem Hause. | Die Türen der Kambilinya sind im Innern der Veranda.

8. Besuch.

kuti mganalume mu/ambi unoenda ngo kuchanalume unoombela vanthu vali munyumba nevazwa gusi vanoza kofunyangula müsuvu kuti mu/ambi nali mganakadji unoenda ngo kumusuvu we chanakadji unoti haye haye. mukwambo unongwina ngo müsuvu we chanalume. kuti mganalume na/amba no mukadji wake, novaguma ⁵
 kovanoenda kubuka vanopashukana. mganalume unoenda kuchanalume, | mganakadji kuchanakadji.

kambilinya yo kuchanalume nge inovata vana ve kadji. no/ambi noguma vanovata mukambilinyayo. vana vaivatengo vanovata pabelele. vanalume vanovata kuyawe. kuti muzi uchina yawe vana ¹⁰
 ve lume vanovata mukambilinya, pamge mubelele ngo vavakirhwana vavo.

8. Besuch.

Wenn ein Reisender (Mann) zu der Männerseite geht, schlägt er in die Hände. | Die Leute im Hause, wenn sie das Händeklatschen hören, kommen und öffnen die Tür. | Wenn der Reisende eine Frau ist, geht sie zu der Tür auf der Frauenseite | und sagt: Haye, Haye. Der Schwiegersohn tritt durch die Tür auf der | ⁽⁵⁾ Männerseite ein. Wenn ein Mann mit seiner Frau reist und sie dort ankommen, | wo sie hingehen, um einen Besuch zu machen, trennen sie sich. Der Mann geht zur Männerseite, | die Frau zur Frauenseite. ¹

In dem Zimmer der Frauenseite schlafen Frauen. Wenn Reisende ankommen, schlafen sie in der Kambilinya. Kinder, die darin schlafen, schlafen | ⁽¹⁰⁾ in der Veranda. Junge Männer schlafen in dem Männerhaus. Wenn eine Ansiedlung kein Männerhaus hat, | schlafen junge Männer in der Kambilinya, mitunter auf der Veranda.

9. Spiele.

nondaaluka ndakaenda kohavisa mbudji no vampe valumbgane. taitola mavuta edu ne shinda. mbudji djichirga tainyanga shili nge mavuta edu, taiteyaze shili ngo mulavo, vulimbo ne ngoda. kuti mahavo naiva pedo no mulambo pampe ne gandwa taienda kovedja
5 nge shinda pampe nge michunsha yedu.

zuva nelavila taiviya ne mbudji todjingwinisa muphandu. neta-pedja kulalila ndaitamba no vampe vana mitambo. yo taitamba yainga kubzalana, chakombakomba no mutendelekwa.

kubzalana mutambo unotambga ngo kugogomelana. vatambi
10 vanovungana pandawo imge vanotiza vanopadjana. unosala pandao unoda kubzala mumge wotiza. unovagogomela ado vatiza. uwo waanobata ndiyena wanobzala. uwu wabzarhwa unogogomela vampe amphela abzale munthu. unobzala nepela kubzala unotiza ngo kuti wa'bzala angamubzalaze kuti na'li pedo. unokonerhwa kubzala ndiyena
15 unosala ne doto.

chakombakomba mutambo unotambga ngo kugogoma nge gumbo limge. pampe munthu unogogoma na'kabata gumbo nge nyala. vanotamba vanoima ngo pamuseswa unotarhwa; noyaguma nguva yo kuti vatange mumge achingagogomi unozobvunsha kuti ngavatange.
20 unotanga kuguma kumagumo ndiyena wanyisa. munthu achigogoma azopindudji gumbo latanga ndilo kugogoma.

mutendelekwa mutambo unotodjana no kubzalana, kani vachitamba mutendelekwa vanotala museswa unovatenededja vatambi, vanoima mukati ngo museswa. vanotiza mumge unosala, unovago-
25 gomela vatiza. na'bata mumge achito angwina mukati ingo museswa ndiye unosala mumuseswa.

kata ihata inopombga nge mavunsha ne michunda. yona inobaywa nge khandhlo¹⁾, valumbgane vachibaya kata vanozopashulana kakuita mativi mavili. aya mativi anozotodjana. kata inotambga ngo ku-
30 khandilililana. divi linonyisa kubaya ndilo linonyisa.

'dema¹ linobaywa nge khandhlo kudali nge kata. unolikhandila unoima pachulu. unolibaya unoima pasi unozolibaya lichimbulumbuka. 'dema imudji wo muchunda unotodjana ne dekiti.

koma aikhandililirhwani kudali nge kata ne 'dema. yona inolo-
35 verhwa pakati po magumo mavili. apo pakati po notanga kuloverhwa koma panotwi khumbginyo (gumbginyo). valumbgane vavili vanoima pakhumbgi. koma inokhandwa muchilindo vozoilova koma. avo vo vanotamba navo vanoima ngo kumativi mavili o khumbgi, kudali nge kata koma ina mativi mavili. divi linoendesa koma kugumo zizinshi
40 lalo ndilo linonyisa. kugumisa koma kugumo kunotwi kungisa. koma inoitwa nge zingwingwi. zingwingwi linobarhwa nge muchevo.

ngo vumge vusiku taipulutana munthu muchenshebvu achita ngano, pampe taita itho. ngo vumge vusiku taienda kumanthiki kuti na'li pedo; pampe taienda kukateko.

45 zipgele azitenderhwi kwenda kukateko ili nthambo.

¹⁾ Ein Zuluwort.

9. Spiele.

Als ich aufwuchs, ging ich Ziegen zu hüten mit anderen Knaben. | Wir nahmen unsere Bogen und Angelschnüre. Während die Ziegen weideten, jagten wir Vögel mit | unseren Bogen. Wir fingen Vögel in Schlingen, auf Leimruten und mit Netzen. Wenn | die Weide nahe am Flusse lag oder am See, fingen wir Fische | ⁽⁵⁾ mit Angelschnüren und mitunter mit unseren Angelstöcken. |

Wenn die Sonne unterging, gingen wir mit den Ziegen zurück. Wir taten sie in den Kraal. | Nachdem wir zu Abend gegessen hatten, spielten wir mit anderen Kindern Spiele. Unsere Spiele | waren: einander Berühren, Hüpfen und Ringspiele. |

Einander Berühren ist ein Spiel, das gespielt wird, indem man hintereinander herläuft. Die Spieler | ⁽¹⁰⁾ versammeln sich an einer Stelle, laufen fort und verteilen sich. Der eine, der an der Stelle zurückbleibt, | versucht einen anderen zu berühren, der fortläuft. Er läuft hinter denen her, die fortlaufen. Derjenige, | den er einholt, ist der, den er berührt. Der, der berührt ist, läuft hinter anderen her, | bis er eine Person berührt. Derjenige, welcher einen anderen berührt, läuft fort, nachdem er ihn berührt hat, weil | derjenige, den er berührt hat, ihn wieder berühren kann, wenn er in der Nähe bleibt. Derjenige, der vergeblich versucht zu berühren, | ⁽¹⁵⁾ ist der, der übrig bleibt und wird Doto genannt. |

Hinken ist ein Spiel, das gespielt wird, indem man auf einem Bein läuft. | Mitunter läuft eine Person, indem sie ihr Bein mit der Hand hält. | Die Spieler stehen auf einer Linie, die gezogen ist. Wenn es Zeit ist | anzufangen, sagt ihnen einer, der nicht mitläuft, daß sie anfangen sollen. | ⁽²⁰⁾ Wer zuerst am Ziel ankommt, gewinnt. Wenn eine Person läuft, | wechselt sie nicht das Bein, auf dem sie läuft. |

Kreis ist ein Spiel wie einander berühren, aber wenn sie | Kreis spielen, ziehen sie eine Linie, die um sie herumläuft. Die Spieler | stehen innerhalb des Kreises. Sie laufen fort und einer, der bleibt, | ⁽²⁵⁾ läuft hinter denen her, die fortgelaufen sind. Wenn einer gefangen wird, ehe er in den Kreis eintritt, | so bleibt er in dem Kreise. |

Kata ist ein Ring, der aus Gras und einer Schlingpflanze gemacht wird. Es wird | mit einem Speer nach ihm geworfen. Wenn Knaben den Kata werfen, teilen sie sich und bilden | zwei Seiten. Diese Seiten sind gleich an Zahl. Der Kata wird gespielt, indem man | ⁽³⁰⁾ den Ring einander zuwirft. Die Seite, die die andere beim Treffen übertrifft, ist Gewinner. |

'dema wird auch mit dem Speer geworfen, wie der Kata. Der Werfer | steht auf einem Ameisenhaufen, und der den Ring mit dem Speer zu treffen versucht, steht unten. Er wirft nach ihm, während der Ring rollt. | Der 'dema ist die Wurzel einer Schlingpflanze, die einem Kürbis ähnlich ist. |

Koma wird nicht einander zugeworfen wie der Kata und 'dema. Er | ⁽³⁵⁾ wird hin und her geschlagen innerhalb zweier Ziele. Der Platz in der Mitte, wo man anfängt, | den Koma zu schlagen, heißt Khumbgi. Zwei Knaben stehen | an den Khumbgi. Der Koma wird in ein Loch geworfen. Diejenigen, die | zusammen spielen, stehen an zwei Seiten des Khumbgi. Wie beim | Kata hat der Koma zwei Seiten. Die Seite, welche den Koma am häufigsten zum Ziel gehen macht, | ⁽⁴⁰⁾ ist Gewinner. Den Koma das Ziel erreichen machen, wird Kumgisa genannt. Der Koma | wird aus zingwingwi gemacht. Der zingwingwi besteht aus einer Ranke. |

Andere Abende hörten wir älteren Leuten zu, die Geschichten erzählten. | Mitunter gaben wir Rätsel auf. Andere Abende gingen wir zu öffentlichen Zeremonien, die in | der Nähe stattfanden. Mitunter gingen wir tanzen. | ⁽⁴⁵⁾ Es wird Kindern nicht erlaubt, zu Tänzen zu gehen, die weit fort abgehalten werden.

10. K i n d e r l e b e n.

kuti tatevela mgana wo mundau muvupgele mgake mphela na kula tinovona kuti vupgele vgake vunotodjana no vgovana ne djimge nyika. mgana wo mundau muvupgele mgake unoda kutamba no vana
⁵ vampe no kutamba ne zilo no kuita vana ve matope. mgana we lume na'chili elipgele unogala na mai wake. unorga no vanakadji. mai wake vanomubeleka pamusana nge mbeleko. kuti naana hama yo kadji yakatanga kubarhwa inoita yaya wake. yona inogala naye mai novali kumamunda pange vachita basa lo mumba. uwu mu/ana
¹⁰ unorga no vanakadji unobesana navo kusuka midjiyo.

mufana muvupgele vgake unotamba no vana ve kadji no ve lume. unoita navo vana ve matope ne nombe dje matope. vanotamba vese mitambo kudali ngo ehaka/uma no kubzalana.

mufana naaluka unotanga kutamba no vampe vana ve lume.
¹⁵ unoenda no vakulu vake konyanga no kovedja no kumahavo. natanga kutamba no valumbgane voga. unolega kutamba no kurga no vasikane. kuti wavoneka achitamba no vasikane unosekwa nge vampe va/fana. unodanwa ngo kuti mgana we kadji, unomgoyo, mutbi, mugala mumba. unodanwa ngo kuti mgana we kadji ngo kuti unoda mitambo yo
²⁰ vasikane. una mgoyo ngo kuti unoziva kuti vanakadji avargisi kudali nge vanalume. na'tamba ne vasikane unovonesa kuti unotha ngo kuti vasikane va'notamba navo avalovani; mugala mumba ngo kuti vasikane avaendi kumahavo no konyanga kudali nge valumbgane.

valumbgane novaavuka vanobesa madjibaba no madjinyevanshi
²⁵ avo kuchela no kutema basa le nyumba no gwasha lo minda.

vana ve kadji vanobesa vadjimai vavo kuita zibato zo mumba. musikane natamba ne vana ve lume unosekwa nge vampe vasikane. asivazinshipi vasikane vanotamba no vana ve lume novaluka.

hama dje lume ne dje kadji djingarga djese nedjili makole ali
³⁰ gumi no mavili no malongomuna. kuti munyumba muchina mgana we kadji, mgana we lume unoita yaya wo hama djake. ngokuti munyumba mgedu vana ve kadji mphadoko, inini ndakabesa mai kusuka midjiyo no kuthwa. mai vacherhwala ndakabika nya/aka no kuchela kunga.

mai mukulu wangu a'na vana ve lume, ndizo nondamu/ambila. ndaitamba no mgana wake we kadji ngo kuti apachaingepi no mgana we lume wainga ndanga yangu. mgana wa maikulu na'za kanyi kwangu ndaitamba naye. atichaithepi kusekwa nge vampe ngo kuti va/fana no vasikane vainga vashama, ngo kuti nge nguva yo kulima
⁴⁰ taenda kolima(?) kiumge mutunthu.

muvupgele vgangu ndaida kuedja mabzoka. ndaivuka, thethadji wangu waiita mulisha.

10. K i n d e r l e b e n.

Wenn wir ein Kind der Vandau in seiner Kindheit verfolgen, bis | es erwachsen ist, sehen wir, daß seine frühe Kindheit gerade wie die Kindheit in | anderen Ländern ist. |

Das Vandaukind wünscht in seiner frühen Kindheit mit anderen Kindern | ⁽⁶⁾ zu spielen, mit Sachen zu spielen und Tonpuppen zu

machen. Solange ein Knabe | klein ist, bleibt er bei seiner Mutter und ißt mit den Frauen. Seine Mutter | trägt ihn auf ihrem Rücken in einem Umschlagfell. Wenn er eine Schwester hat, | die früher geboren ist, so ist sie seine Wärterin. Sie bleibt bei ihrer Mutter, | wenn sie im Garten ist und auch wenn sie Arbeit im Hause tut. Solcher Knabe | ⁽¹⁰⁾ ißt mit den Frauen und hilft ihnen Geschirr waschen. |

Ein kleiner Knabe spielt mit Mädchen und Jungen. | Er macht Tonpuppen und Tonrinder. Er spielt allerlei | Spiele, wie Fipseln und Einander berühren. |

Wenn ein Knabe aufwächst, fängt er an mit anderen Knaben zu spielen. | ⁽¹⁵⁾ Wenn er größer wird, geht er jagen und fischen und Ziegen hüten. Er fängt an, | nur mit Knaben zu spielen und hört auf mit Mädchen zu spielen und zu essen. | Wenn man sieht, daß er mit Mädchen spielt, wird er von anderen Knaben ausgelacht. | Sie nennen ihn Mädchen, Freßsack, Bangebüchse, Haushocker. | Er wird Mädchen genannt, weil er gern mit Mädchen | ⁽²⁰⁾ spielt; Freßsack, weil er weiß, daß Frauen nicht so wie | Männer essen. Wenn er mit Mädchen spielt, zeigt er, daß er furchtsam ist, weil | Mädchen, wenn sie spielen, sich nicht unter einander prügeln; (er wird) Haushocker (genannt), weil Mädchen | nicht gehen Ziegen hüten und jagen wie Knaben. |

Wenn die Knaben aufwachsen, helfen sie dem Vater und älteren Brüdern | ⁽²⁵⁾ den Garten umgraben, Baumaterial schneiden für das Haus und Holz für den Garten. |

Mädchen helfen ihren Müttern bei der Hausarbeit. |

Wenn ein Mädchen mit Jungen spielt, wird es von den anderen Mädchen ausgelacht. | Nicht viele Mädchen spielen mit Jungen, wenn sie aufwachsen. |

Brüder und Schwestern können zusammen essen, bis sie | ⁽³⁰⁾ 12 oder 14 Jahre alt sind. Wenn es in einer Familie keine Mädchen gibt, | so ist ein Junge Wärter seiner Brüder. Weil | in unserer Familie die Mädchen zu klein waren, half ich Mutter | Geschirr waschen und Mais stampfen. Mutter war krank und ich kochte Reis und | holte Wasser. |

⁽³⁵⁾ Meine Tante hatte Söhne und deshalb ging ich sie besuchen. | Ich spielte mit ihrer Tochter, weil kein Knabe | meines Alters (unter den Kindern meiner Tante) war. Wenn das Kind meiner Tante zu unserem Hause kam, | spielte ich mit ihr. Wir fürchteten nicht, ausgelacht zu werden von anderen, weil | nur wenige Knaben und Mädchen da waren. Deshalb gingen wir beim Dunkelwerden | ⁽⁴⁰⁾ draußen spielen. |

In meiner Kindheit ahmte ich den Doktor nach. Ich ahmte die Zeremonie des Auffindens von üblen Taten nach | und meine Schwester spielte den Helfer. |

11. Simangos Familie.

ndakabarhwa pachitulu che Chirhwanyi (Chiliane) chonoze chinodanwa ngo kuti Nyangwaya.

tetegulu wangu, baba wa mai wangu, wainga mutongi wacho. zina lake lainga Kamba vane Chirhwanyi Simango. waizivgaze nge vanthu vake ngo kuti Matanda Male, ngo kuti ena waiziva kuita zilo zizinshi kudali ngo kump/ula, kuluka makande no maponde, kubika vukapa no sela, kuluka shinda dje tonshe no maledi. ena wai-vaze nyamüsolo ne beze.

inini ndakadurhwa zina lake, ndizo wainga tetegulu no muzinangu. tainga vana vatanthatu munyumba mgedu. vana valongomuna ve lume no vavili ve kadji. mgana wo vutangwe wainga we lume ena waka/a na'ndumule. inini ndili mukulu wo vana vapyenye.

mazina o vanukuna no vathethadji vangu ng'aya. munukuna wakanditevela zina lake ndi Malimenschila, Malime. thethadji zina lake ndi Ndanyenywa, munukuna we chipili Mandava Chitavi. thethadji we magumo ndi Biya. zina la nyevanishi wangu waka/a lainga Chikhugu. wakadurhwa zina la mambo mukulu we Mashanga. ena wainga vukama vga babangu. thethadji wa Chikhugu ndiyena wakadula nyevanishi wangu ngo kuti achavepi no mgana ena.

inini ndakadurhwa zina la tetegulangu Kamba, ngo kuti tetegulu na mai vaida kuti lichazo/a zina lake.

11. Simangos Familie.

Ich bin auf der Insel Chirhwanyi (Chiliane) geboren. | Sie heißt auch Nyangwaya. |

Mein Großvater, der Vater meiner Mutter, war ihr Herrscher. | Sein Name war Kamba von Chirhwanyi Simango. Er war | ⁽⁶⁾ unter seinen Leuten auch bekannt als Matanda Male, weil er | viele Künste verstand, wie Schmiedearbeit, Taschen- und Mattenweben, | Harz- und Wachskochen und Netzmachen. Er war | auch Zauberarzt und Arzt. |

Mir wurde sein Name gegeben, deshalb war er mein Großvater und Namensvetter. |

⁽¹⁰⁾ Wir waren sechs Kinder in unserer Familie. Vier Kinder | waren Knaben und zwei Mädchen. Der Erstgeborene war ein Knabe, | er starb als Kind. Ich bin der älteste der überlebenden Kinder. |

Die Namen meiner Brüder und Schwestern sind wie folgt: Mein nächstjüngerer Bruder | hat den Namen Malimenschila, Malime.¹⁾ Meiner Schwester Name | ⁽¹⁵⁾ ist Ndanyenywa.²⁾ Mein zweiter Bruder ist Mandava Chitavi.³⁾ | Meine jüngste Schwester ist Biya.⁴⁾ Der Name meines älteren Bruders, der starb, war | Chikhugu.⁵⁾ Ihm wurde der Name des großen Häuptlings von Mashanga gegeben. Er | war ein Verwandter meines Vaters. Die Schwester Chikhugus gab | meinem älteren Bruder den Namen, weil sie selbst keine Kinder hatte. |

⁽²⁰⁾ Ich erhielt den Namen meines Großvaters Kamba,⁶⁾ weil der Großvater | meiner Mutter wollte, daß der Name ihres Vaters bleiben sollte. |

¹⁾ Pfadfinder. Kinder, die auf der Reise geboren werden, erhalten diesen Namen: auch solche, die geboren werden, während der Vater verreist ist.

²⁾ Verlassen (vom Schicksal oder von der Freude). Dies ist der Name für ein Kind, nachdem oder während die Mutter Unglück hat

³⁾ Mandava: besonders schwierige Angelegenheiten. Chitavi: ein Sproß, Ableger einer Pflanze.

⁴⁾ Kubiya: schützen, umgeben.

⁵⁾ Der Häuptling Chikhugu war untersetzt und fett, aber sehr stark. Er war ein milder Herrscher. Aus diesem Grunde versuchten die Häuptlinge der Nachbarschaft ihn zu übervorteilen, aber sie fanden in ihm größere Stärke als sie erwartet hatten, wie sie sagten: vakahugungwa ndiye, das heißt: sie wurden durch ihn zum stolpern gebracht. Chikhugu und drei seiner adligen Ratgeber wurden von den Portugiesen arretiert und nach Portugal gebracht, wo sie in der Verbannung starben. Als Chikhugu gefangen gesetzt wurde, wurden zwölf seiner adligen Ratgeber erschossen. Mit auf den Rücken gebundenen Händen mußten sie den ganzen Tag in der heißen Sonne stehen und wurden nachmittags von portugiesischen Soldaten erschossen.

⁶⁾ Kukamba: Zauberei verstehen, mukambi geschickt.

12. Namengebung.

mutovo wo vandau wo kudula mazina unoti mgana wo vupandwe unodurhwa zina lo wokanyi ko mulume, we chipili lewo kanyi ko mukadji. avo vana vanozotevela vanozudurhwa mazina pamge o vokanyi ko mulume pamge o kulangalila nguva, pamge o vanthu vavakirhwana, pamge vamuzivga. ndizo nyevanshi wangu wakadurhwa zina lo vukama vgapaba wangu. inini ndakadurhwa zina lo vgamai wangu. mgana we chitatu wakadurhwa zina lichaingepi lo vukama vgapaba wangu no vgamai. ena wakadurhwa zina le bzoka, Malime Nshila, we chilongomuna zina lake ntho kualakana nguva, Ndanyenywa ngo kuti nge nguva yakabarhwa ndiyo mai wangu wairhwala zikulu. inga wakanyenywa nge valungu; wo chishanu ne we chitanthatu vakadurhwa mazina o vukama vgedu.

apana munyumba mgedu wakadurhwa zina lo vabali vedu.

12. Namengebung.

Die Sitte der Vandau in der Namengebung ist wie folgt: Das erste Kind ¹⁾ erhält den Namen aus der Familie des Mannes, das zweite aus der Familie der | Frau. Die folgenden Kinder erhalten Namen mitunter aus der | Familie des Mannes, andere zur Erinnerung an ein Ereignis, andere von Leuten | ⁽⁵⁾ der Nachbarschaft oder von Bekannten. Deshalb erhielt mein | älterer Bruder den Namen eines Verwandten meines Vaters. Ich erhielt den Namen | von meiner Mutter Familie. Das dritte Kind erhielt einen Namen nicht von einem | Verwandten des Vaters oder der Mutter. Er erhielt einen | Bzoka-Namen, Malime Nshila. Das vierte Kind erhielt den Namen als Erinnerung an | ⁽¹⁰⁾ ein Zeitereignis, Ndanyenywa, weil zur Zeit, als sie geboren wurde, meine Mutter | sehr krank war. Sie wurde von den Geistern Verstorbener mißhandelt. | Das fünfte und sechste Kind wurden nach unseren Verwandten genannt. |

Niemand in unserer Familie erhielt den Namen unserer Eltern.

13. mudumbi kubvunshila kwanoita musikane.

mulumbgane nayona musikane wa'noda ku/fuma unotuma dombo kuti lende kanyi ko musikane livelekete no vabali ve buntha. dombo la'notuma lingaita mbiya pamge tetegulu wake. nolaguma dombo kanyi ko buntha linoleva nthango yo la/ambila vabali vo mgana kadji vanotumavo dombo lavo kuti live muleveketi wavo. aya matombo pamge anotanga kusovela nthango nge zigonthi kudali ngo kuti, „isisu tinopsanga pamum/uli po kuzolola no pabanshe po kuchi-ushika ndonga yedu.“ dombo lo kanyi kwe buntha linodavila lichiti, „mum/uli wedu unotikwanila isisu, ndizo atizivi kuti tinavgo vugalo vgo vange vanthu vo kunthalavuntha.“ — „isisu tinotevela izwi la sezwi lotakazwa, tinoziva kuti ilo izwi linozivga ngo vomumuziwu.“ — „eya, izwi le sezwi lomgazwa lakabva mumuziwu, makani, lona alendi nthambo.“ novazwana dombo lo vokanyi ko musikane linoenda kosovela no vobali ve buntha. kuti novatenda vanotuma dombo lavo kuti libvunshe dombo laza kobvunshila kuti ngalizoze no mudumbi azovonwa ngo vabali vo musikane. sule komazuva pamge matatu dombo no mulumbgane vanozozwa. novaguma vanobikirhwa kurga. vabali ve buntha vanoza kovona mukavila unobvunshila mgana wavo. kuti vatenda vanozobvunsha musikane kuti avone mulumbgane. kuti musikane achikamudi mulumbgane unozolambga. vabali vo musi-

¹⁾ Wörtlich: Jungfernkind.

kane vachito vatenda vanozone kubvunshisisa chimo cho vabali vo mulumbgane, kudali nge nungo, kulevesa kwa mai wake no vuloi ne m/inga, kuti vanase kuziva vachito vatenda, munyumba mgovovano-
 25 kubvunshisisa kuti vazive chimo che mumba munobva nyamgana wavo. vanoda kuti vazive izi ngo kuti vanoti ku/umana asi ko mulumbgane no müsikane koga kani ndikwona kunoita ndiko vukama nyumba mbili djichili vukamapi. ndizo kuti vukama vunase kuvanga vanthu ngavave vakanaka no kup/ava.

30 vadjibaba no vadjimai no vadjimbiya no vadjitetegulu vese novatenda mudumbi no müsikane vanozochinshana mahalaba. mahalaba ovanopana pamge vulungu. mulumbgane unopa müsikane pfumba, no müsikane unopa mulumbgane zunga müsolo. mulumbgane unop/pupa müsikane achito wairga naye kurga kovanotanga kurga vese.
 35 mulumbgane unop/upa hama djese dje kadji dje buntha labvunshila.

dombo lo mudumbi linozotumga ngo vavubaba vgo mudumbi kuti lende no niabatilo kuvambiya. vabali vo müsikane vanobvunsha dombo lavo kuti liashile chuma cho mabatilo chaza ne dombo lo mukwambo.

40 novapedja kuita izi mukavila wamukwambo. unozothumila vambiya vake kudali, ngo kulima munda no kutema basa le nyumba, no pfimba nyumba; lo navo buntha linoendavo kumisha, pamge linogala mgedji mivili, pamge mitatu. rhwendo rhwalo rgokutanga linogala pamge mazuva matatu, pamge gumi. vese vadjimngalamu valo vano-
 45 zolip/umba nolaguma kumisha.

dombo nolaza ne chuma linozofundwa ngo vabali vo müsikane. linovulairhwa huku zese zilewa zayo zinoendeswa kudombö. chilopa ne chikuhununu zinomanikwa. dombo linopashula zimge zilewa ze huku lazozivgilidja. dombo ngalizive kuveleketa, no zilewa zolino-
 50 zovgilidja kuvanthu valifunda, ngo kuti kudali lashatisa kuvgilidja zilewa linozosekwa.

pamge mukwambo uno/ambila no kuthumila buntha lake gole lichito lava mukadji wake. kuti müsikane naavuka vabali vake vano-
 zomupa mukwambo kuti ave mukadji wake.

55 vachete vailika mphanthwe ichito yapuwa mulume. yona yailikwa nge vakadji vakulu, vatatu vo kumulume ne vatatu vo kumukadji. kuti yona mphanthwe ichingazivi mganalume vaipululidja vakadji vakulu.

mukwambo na puwa mukadji wake mumangwana fumi ena no
 60 mukadji wake waizoenda kanyi kwake ngo kuti, kuti vagala kanyi ko müsikane, kudali nabata mulilo unobika kurga kunozorgiwa ngo vabali vake, vanozova no musana. ndizo azobati mulilo no kubikila vabali vake achito arga ma/a.

mumasule mgomazuva mazinshi, pamge mgedji mumge, ma/a
 65 anozorgiwa. nshiku yo mafa inshiku hulu. müsikane no mulumbgane vanonasa kunema. mukadji unosimila pamge mikoma mitatu nge nshikuyo. huku djinovulawa ngo vokanyi ko mulume no vukumukadji. hama djo vokumulume no djovokumukadji djinozovungana. kurga kuzinshi kunozobikwa ne dolo linozomgiwa. huku yo mafa
 70 inozovulairhwa mumavga mgo mukadji, inobikwa ndi yena. na pedja kubika huku ne sadja, pamge nya/aka unozopa vabali vake. unogula musuva wouseva muhuku woushingidja babake na make woulasha. unozogulaze mumge musuva wousevaze wouptedja sule kwake woupa babake. mumge woupa make. na pedja kuita izi vanthu vese va-
 75 norga kurga no kunga dolo.

mumasule mgomafa kunoza mamenyelo. vazele vanotuma dombo lavo lende kanyi kwo mukwambo lodana mamenyelo: nolagama lino-fundwa. kuti vachina mamenyelo vanolipa chilo chokutenda ndicho ndava. novapedja kumenyela venozolovola. chuma cho kulovola no cho mamenyelo ne mabatilo chinopuwa nge dombo lo mukwambo; 80 chinoashirhwa nge dombo lo vazele. kudali mukwambo na'chalovola vana vanobarhwa munyumba mgake novafunga ena azotoli chuma chavo. chinozotorhwa ngo vavubaba vgo mukadji. kuti mulume ne mukadji novatambane, kuti mukadji na'li musbatisi mulume unopuwa chuma chake. mamenyelo ne matilo apuwipi. kuti mgana- 85 lume na'li musbatisi azopuwi chilo.

dombo linobvunshila müsikane ne linodavila pange lingaita le mganakadji kani matombo anosovela ndava ye chuma nge vanalume ne vanakadji.

pange mukwambo unoziveleketela ega kuti na'na mu/fana müdoko 90 unoita vubaba vgabe.

13. Wie ein junger Mann um ein Mädchen wirbt.

Wenn ein junger Mann ein Mädchen sieht, die er heiraten will, sendet er einen Fürsprecher, | der zu den Eltern des Mädchens geht und mit den Eltern des Mädchens redet. Der Fürsprecher, | den er schickt, ist manchmal seine Großmutter oder sein Großvater. Wenn der Fürsprecher | am Hause des Mädchens ankommt, um die Angelegenheit vorzubringen, schicken die Eltern des Mädchens | (5) ebenfalls ihren Fürsprecher, [der ihr Sprecher ist]. | Mitunter bereden diese Fürsprecher die Angelegenheit in Sprichwörtern | z. B. „Wir suchen einen schattigen Platz, wo wir | unseren Stab hinlegen können.“ Der Fürsprecher vom Hause des Mädchens antwortet etwa: | „Der Schatten, den wir haben, ist gerade genug für uns. Wir wissen daher nicht, ob wir Platz für | (10) andere aus der Nachbarschaft haben.“ — „Wir folgen dem Rat des | Vogels Sezwi, den wir hören. Wir verstehen seine Rede in diesem Hause.“ — | „Ja, die Rede des Vogels Sezwi, die du gehört hast, kam aus diesem Hause, aber sie reicht nicht bis | in die Ferne.“ Wenn die Fürsprecher aus dem Hause des Mädchens zufrieden sind, gehen sie, | um sich mit den Eltern des Mädchens zu beraten. Wenn sie einverstanden sind, senden sie den Boten zurück, | (15) um es dem Boten zu sagen, der mit der Werbung gekommen ist, und daß er mit dem jungen Mann zurückkommen soll, | damit die Eltern des Mädchens ihn sehen. Nach einigen Tagen, mitunter drei, | kommen die Fürsprecher und der junge Mann. Wenn sie ankommen, wird Essen gekocht. | Die Eltern des Mädchens kommen, um den jungen Mann, der um ihr Kind wirbt, zu sehen. | Wenn sie einverstanden sind, fragen sie das Mädchen, nachdem sie den jungen Mann gesehen hat. Wenn | (20) das Mädchen den jungen Mann nicht gern hat, wird er abgewiesen. Ehe die Eltern des | Mädchens die Werbung annehmen, erkundigen sie sich sorgfältig nach dem Charakter der Eltern des | jungen Mannes, etwa über Trägheit, Streitsucht der Mutter oder Hexerei | oder Grausamkeit, so daß sie, ehe sie ihre Zustimmung geben, genau die Leute aus dem Hause kennen, | in das sie ihr Kind verheiraten. Die Familie des jungen Mannes erkundigt sich ebenso sorgfältig | (25) nach dem Charakter der Familie, aus der ihre Schwiegertochter kommt. | Sie wollen dieses wissen, weil sie sagen, daß die Heirat nicht nur | den Mann und die Frau angeht, sondern daß sie auch Freundschaft zwischen zwei | Familien, die nicht verwandt sind, be-

gründet. Deshalb; damit die Freundschaft fest sei, | müssen die Leute gut und sanft sein. |

(³⁰) Wenn die Väter, Mütter, Großmütter, Großväter des jungen Mannes und das junge Mädchen alle zufrieden sind, | geben der junge Mann und das junge Mädchen einander Angebinde. [Mundöffner] Die Angebinde, die sie eintauschen, sind z. B. Perlen. Der junge Mann gibt dem jungen Mädchen einen Armring | und das Mädchen gibt dem jungen Manne Perlen. Der junge Mann | gibt dem Mädchen ein Geschenk (etwa 25 Cents wert) ehe sie zum ersten Mal zusammen essen. | (³⁵) Der junge Mann gibt den Schwestern des Mädchens, um das er wirbt, Geschenke. |

Die Fürsprecher des jungen Mannes werden von seinen Eltern geschickt, um | das Aufgeld seiner Schwiegermutter zu überliefern. Die Eltern des Mädchens beauftragen | ihren Fürsprecher, das Aufgeld in Empfang zu nehmen, das der Fürsprecher | des Schwiegersohnes gebracht hat. |

(⁴⁰) Hiernach wird der junge Mann der Schwiegersohn und fängt an, | für seine Schwiegermutter zu arbeiten, z. B. gräbt er ihren Garten um, schneidet Baumaterial für ihr Haus, | deckt das Dach. Das Mädchen geht auch zu seinem Hause und bleibt mitunter | zwei oder drei Monate dort. Bei ihrem ersten Besuch bleibt sie | etwa drei bis zehn Tage dort. Alle ihre Schwäger | (⁴⁵) geben ihr Geschenke, wenn sie zum Hause kommt. |

Wenn der Fürsprecher mit dem Aufgeld kommt, wird er von den Eltern des Mädchens förmlich begrüßt und anerkannt. | Ein Huhn wird seinetwegen getötet und alle Teile des Huhns werden dem Fürsprecher gesandt. Die Leber | und der Kropf werden am Spieß gebraten. Andere Teile des Huhns legt der Fürsprecher beiseite, | um sie zurückzusenden. Der Fürsprecher muß verstehen, sich in Sprichwörtern gut auszudrücken und muß wissen, | (⁵⁰) welche Teile er zurücksenden muß, denn, wenn er einen Fehler macht bei der Rücksendung, | wird er ausgelacht. |

Der Schwiegersohn muß manchmal ein Jahr lang für das Mädchen arbeiten, | ehe sie seine Frau wird. Wenn das Mädchen erwachsen ist, geben ihre Eltern | sie dem Schwiegersohn zur Frau. |

(⁵⁵) In alten Zeiten wurde die Jungfrau untersucht, ehe sie dem Mann gegeben wurde. Sie wurde | von drei alten Frauen aus des Mannes Familie und von drei aus der | Familie der Frau untersucht. Wenn sie eine Jungfrau war und keinen Mann gekannt hatte, erklärten es | die alten Frauen (indem sie allesamt wiederholt mit der flachen Hand auf den Mund schlugen, während sie einen hohen Vokal ausstießen).

Wenn die Frau dem Schwiegersohn gegeben war, gingen er und (⁶⁰) seine Frau früh am nächsten Morgen zu seinem Hause; denn, wenn sie in dem Hause | der Frau bleiben und sie das Feuer anrührt, mit dem das Essen gekocht wird, das | ihre Eltern essen, bekommen sie Rückenschmerzen. Deshalb rührt sie nicht das Feuer an und kocht nicht für | ihre Eltern, ehe das Hochzeitsessen gegessen ist. |

Nach vielen Tagen, mitunter nach einem Monat, wird das Hochzeitsessen | (⁶⁵) gegessen. Der Tag des Hochzeitsessens ist ein großer Tag. Das Mädchen und der junge Mann | kleiden sich gut. Die Frau zieht manchmal drei verschiedene Anzüge | an diesem Tage an. Ein Huhn wird von der Familie des Mannes und der Frau getötet. | Freunde und Verwandte des Mannes und der Frau versammeln sich. | Viel Essen wird gekocht und Bier wird getrunken. Das Huhn für

das Festessen | ⁽⁷⁰⁾ wird zwischen den Knien der Frau getötet und wird von ihr gekocht. Nachdem sie | das Huhn und Brei oder Reis gekocht hat, gibt sie es ihren Eltern. | Sie bricht ein Stück ab, taucht es in das Huhn und stellt sich, als ob sie es ihrem Vater und ihrer Mutter gäbe, wirft es aber fort. | Dann bricht sie ein anderes Stück ab, taucht es auch ein und bewegt es (quer über) ihren eigenen Rücken und gibt es | ihrem Vater und ein anderes ihrer Mutter. Nachdem dieses getan ist, | ⁽⁷⁵⁾ essen alle Leute und trinken Bier. |

Nach dem Fest kommt der erste Brautpreis. Die Schwiegereltern schicken ihren Fürsprecher | zu dem Hause des Schwiegersohnes und fordern den ersten Brautpreis. Wenn er ankommt, | wird er mit Hochachtung empfangen, und wenn sie den ersten Brautpreis nicht haben, geben sie ihm etwas, um damit die Berechtigung anzuerkennen. | Nachdem sie den ersten Brautpreis bezahlt haben, machen sie die endgültige Zahlung. Der Wert der endgültigen Zahlung und | ⁽⁸⁰⁾ des ersten Brautgeldes und des Aufgeldes wird von den Fürsprechern des Schwiegersohnes übergeben | und wird von den Fürsprechern des Schwiegervaters in Empfang genommen. Wenn der Schwiegersohn nicht den endgültigen Brautpreis gezahlt hat | und Kinder in seinem Hause geboren werden, bekommt er, wenn sie heiraten, nicht die Zahlung. | Sie wird von den Eltern der Frau genommen. Wenn Mann | und Frau sich trennen und die Frau schuldig ist, wird dem Manne die | ⁽⁸⁵⁾ endgültige Zahlung zurückgegeben. Das Aufgeld und die erste Zahlung werden ihm nicht gegeben. Wenn der Mann | schuldig ist, wird ihm nichts zurückgegeben. |

Der Fürsprecher, der dem Mädchen den Antrag macht, und der, welcher antwortet, ist mitunter | eine Frau, aber die Boten, die die Frage der Zahlung besprechen, sind Männer | oder Frauen. |

⁽⁹⁰⁾ Mitunter spricht der Schwiegersohn für sich selbst und wenn er einen kleinen Jungen hat, | so vertritt dieser den Vater.¹⁾

14. rhwendo.

ndakapeledja babangu na/ambila vavukama vgake. (djimge rhwendo djainga dje nthango kudali ngo kosovela ndava dje chuma che hama yake.)

ndinolingalila lumge rhwendo rhwandakapeledja baba kuenda kumisha ko muzukulu wedu. ngo kuti urhu rhwendo rhwainga 5 rhwo kusovela ndava ye chuma cho kulovola, baba wakatola dombo lake. uwu muzukulu wedu waiva mgana wa thethadji wa babangu.

netaguma kumisha taka/undwa ngo vokumisha ko muzukulu wedu. dombo ledu lakapuwa mu/undwa we kinyeto mbili, baba waka/undwa nge mpho/ana. (mukwambo na/unda vazele pange 10 dombo lo vazele unovonesa kuti unotenda ndava yo va/ambila.) takabikirhwa sadja ne huku yo taka/undwa ndiyo. chikuhununu ne chilopa zakamanikwa zikaziswa ne sadja ne huku. inini ndakalingila dombo na baba. vachipashula zilewa ze huku zovakavgilidja. vaka-vgilidja mutezo ne bapilo. (vanthu nova/undwa nge huku avazoivgi 15 yese voga, vanovgilidja zimge zilewa kuvanthu va va/undwa ndivo. kuti huku ichikazivi kuvulawa dombo, pange muzele unotola huku kanyi kwake.)

notapedja kurga baba ne dombo lake vakasovela nthango no vubaba vgo mulume wo muzukulu wedu. mulumake azikuza poyai- 20 soverhwa nthango ye chuma. vubaba vavili vgake vgakamuvele-

¹⁾ D. h. der Fürsprecher wird auch „Vaterschaft“ genannt.

ketela. novatendela matombo o mukwambo akati anozoa nacho chuma. mumangwa /umi takaviya kanyi. takaguma kanyi mumalalilo. kurga kwaziswa, baba napedja kushamba nyala, wakagula chimusuva chidoko che sadja akachiseva muvusavi akachilasha. inini ²⁵ ndakaedja zakaitwa ndi baba. vanthu vo kumukwambo vakandidana ngo kuti muzele, vaidikodja zikulu.

baba wakandipangila kuti ndichadoenda kumapele o vanakadji no kuti nondachungamudjwa ngandigwadame ndiombele.

· 14. Eine Reise.

Ich begleitete meinen Vater, als er seine Verwandtschaft besuchte. (Andere | Besuche waren für Geschäftszwecke, wie zur Regelung des Heiratspreises (seiner Schwester.) |

Ich erinnere mich eines Besuches, als ich meinen Vater begleitete, ⁽⁶⁾ der zum Hause des Mannes seiner Schwestertochter ging. Da dieser Besuch den Zweck hatte, | die Angelegenheit der Heiratszahlung zu erledigen, nahm mein Vater seinen Fürsprecher mit. | Diese seine Schwestertochter war das Kind der Schwester meines Vaters. |

Als wir im Hause des Mannes ankamen, wurde für uns von der Familie des Hauses des Mannes unserer Schwestertochter geschlachtet. Unser Fürsprecher erhielt sein Geschenk von zwei Kinyeto (2 Schilling), Vater | ⁽¹⁰⁾ erhielt Mphofana (10 Schilling). (Der Mann der Schwestertochter beschenkt mitunter den Bruder oder Vater der Frau, mitunter ihren | Fürsprecher. Dies deutet an, daß er mit der Angelegenheit der Reisenden einverstanden ist.) | Von denen, die uns beschenkten, wurde Reis und Huhn gekocht. Der Kropf und | die Leber wurden am Spieß gebraten und mit Brei und Huhn gebracht. Ich beobachtete | den Fürsprecher Vaters, welcher die Teile des Huhns beiseite legte, die zurückgegeben werden mußten. Sie | ⁽¹⁵⁾ gaben das Bein und einen Flügel zurück. (Wenn Leuten bei solcher Gelegenheit ein Huhn gegeben wird, essen sie nicht | alles, sondern geben einige Teile den Leuten zurück, von denen sie beschenkt sind. | Wenn das Huhn nicht getötet ist, nimmt manchmal der Bote des Schwiegervaters das Huhn | nach Hause.) |

Nachdem wir gegessen hatten, beredeten Vater und sein Fürsprecher die Angelegenheit mit | ⁽²⁰⁾ dem Fürsprecher des Mannes unserer Nichte. Der Mann war nicht gegenwärtig, | als die Angelegenheit der Zahlung besprochen wurde. Seine zwei Fürsprecher redeten für ihn. | Die Fürsprecher des Schwiegersohnes versprachen, die Zahlung zu bringen. | Am folgenden Morgen gingen wir nach Hause. Wir kamen zu Hause zur Abendessenzeit an. | Essen wurde gebracht und, nachdem Vater seine Hände gewaschen hatte, brach er ein ⁽²⁵⁾ kleines Stück Brei ab, tauchte es in die Zuspaise und warf es als Opfer fort. Ich | ahmte nach wie Vater tat. Die Verwandten des Schwiegersohnes | nannten mich Muzele. Sie erwiesen mir große Hochachtung. |

Vater unterwies mich, daß ich nicht zu den Häusern anderer Frauen gehen sollte | und, daß ich, wenn ich begrüßt würde, niederknien sollte und in die Hände klatschen. |

| 15. Nyoka djili mundani.

vanthu vanotenda kuti mundani mgo munthu muna nyoka, kuanda kwadjo akuzivgi makani vanoti mundani mgo vanthu vese muna nyoka yo vgomi. nyoka yo vgomi noya/a munthu uno/avo. yona ngei-

nozivisa munthu kudali na'rgiswa venene¹⁾ ngo mumge munthu. munthu nargiswa venene nyoka hulu inokuluma ngo kuti yona inolavila zilo zese za'norga munthu. kuti venene yairgiswa munthu neili zinshi nyoka ino/a naye munthu unofavo. iyi nyoka yo vgomi inodana ngo kuti nyoka hulu, nyoka yo vgomi.

munthu na'rga chilo chichikamunakili nyoka djinomuluma. kudali munthu na'rga kurga kwakavanga zikulu kuchikazivi kunaswa kubikwa, nyoka djinomuluma no munthu kudali wargisa nyoka adjizokurgipi kurga kwese kwa'djipa unozimbirhwa. munthu na'fa nge nshala nyoka djinoluma mapilavila e mimba yake. kudali nyoka djichiluma zikulu munthu unomga mutombo unovava. nyoka no'dja-umga djinonyalala. munthu amgi mutombo kudali nyoka djiehimuluma achiziva nshala kuzimbirhwa.

nyoka doko nodja/a munthu a'fipi ngo kuti djona andidjopi nyoka djo vgomi.

mundani mgo mganakadji munotwi muna nyoka ina mabvudji akaleba. yona ngeinolula mgana chimo chake chese. inotika mgana achito wabarhwa. kuti mgana achito wavanga inomulegela mundani mphela na'kola inomutika mgana nge mgise wayo. vanthu vazinshi vana'mbanga yo mabalirgo inovonesa kuti nyoka yakavatika vachito vanaka kuvanga.

ngokuti vanthu vanotenda kuti mundani mgo munthu muna nyoka vanoti kudali munthu achichumbila mumge, „unomulumila nyoka“; „nyoka yangu inoputaputa“; „kulumila nyoka“; „kuvundula nyoka“; „nyoka djinondipala“.

munthu unobarhwa ne nyoka kudali nge matumbu.

15. Die Schlangen im Magen.

Die Leute glauben, daß im Magen des Menschen eine Schlange ist. Ihre Anzahl | ist unbekannt, aber sie sagen, daß in allen Menschen eine | Lebensschlange ist. Wenn die Lebensschlange stirbt, stirbt der Mensch auch. Sie läßt den Menschen wissen, | wenn ihm Gift von einem anderen Menschen gegeben wird. ⁽⁵⁾ Wenn einem Menschen Gift gegeben wird, knurrt die große Schlange, weil sie alles nimmt, | was Menschen essen. Wenn dem Menschen viel Gift gegeben wird, | stirbt die Schlange und der Mensch stirbt auch. Diese Lebensschlange wird | große Schlange oder Lebensschlange genannt. |

Wenn ein Mensch etwas ißt, was ihm nicht bekommt, beißt die Schlange ihn. | ⁽¹⁰⁾ Wenn der Mensch Nahrung ißt, die sehr hart ist oder nicht gut | gekocht ist, beißt die Schlange ihn, und ferner, wenn ein Mensch zu viel ißt, essen die Schlangen | nicht alle Nahrung, die er ihnen gibt und er stößt auf. Wenn der Mensch | hungrig ist, beißen die Schlangen die Magenwände. Wenn die Schlangen | ihn sehr beißen, trinkt der Mensch bittere Medizin. Wenn die Schlangen sie | ⁽¹⁵⁾ trinken, hören sie auf. Der Mensch trinkt Medizin, wenn die Schlangen ihn beißen, weil er | Hunger fühlt oder zuviel gegessen hat.

Wenn die kleinen Schlangen sterben, stirbt der Mensch nicht, weil sie nicht | Lebensschlangen sind. |

Man sagt, daß im Magen der Frau eine Schlange ist mit langen Haaren. | ⁽²⁰⁾ Sie ist es, die dem Kinde seine Form gibt. Sie versucht auch, ob das Kind stark genug ist, | ehe es geboren wird. Wenn das Kind nicht stark ist, behält sie es | bis es stark genug ist. Sie versucht das Kind mit ihrem Schwanze. Viele Menschen | haben Mutter-

¹⁾ Portugiesisch; das Tschindau-Wort ist *mgam/i*.

male, die beweisen, daß die Schlange sie versucht hat, ehe | sie stark genug waren. |

(²⁵) Weil die Menschen glauben, daß im Magen der Menschen Schlangen sind, | sagen sie, wenn ein Mann Mitleid mit einem anderen hat: „er beißt Schlangen für ihn“; | „meine Schlange bewegt sich“; „die Schlangen beißen für ihn“; „die Schlangen kratzen mich“; | „die Schlangen beunruhigen mich“. |

Der Mensch wird mit den Schlangen geboren wie mit Eingeweiden.

16. b v u l i.

vandau vanotenda kuti munthu na'vatya bvuili lake alivatipi. Iona pamge linogala pedo naye, pamge linoenda nthambo. za nolota munthu nge zinotwa nge bvuili. kudali munthu na'lota achigogomela nyama bvuili lake linogogomela nyama.

⁵ munthu na'kavata na'edjwa kumuswa kuti bvuili lake lili nthambo, amukipi ngo kuti bvuili alina muvili linofamba mushango mukulu nge nguva doko.

kudali munthu na'fa kunyika ili nthambo no kanyi kwake, bvuili lake linoenda kanyi kwake. no kudali kunyika kwa'ila kwapashurhwa nge djombe, bvuili linoviya kanyi kuvukana vgo munthu wa'fa.

16. Die Seele.

Die Vandau glauben, daß wenn ein Mensch stirbt, seine Seele nicht stirbt. | Mitunter bleibt sie nahe bei ihm, mitunter geht sie weit fort. Was ein Mensch träumt, | ist was seine Seele tut. Wenn ein Mensch träumt, daß er Wild jagt, | so jagt seine Seele Wild. |

Wenn ein Mensch schläft und man versucht ihn zu wecken, und seine Seele weit fort ist, | wacht er nicht auf, weil seine Seele, die keinen Körper hat, eine weite Entfernung | in kurzer Zeit durchwandert. |

Wenn jemand in einem Lande weit von seiner Heimat stirbt, geht | seine Seele nach Hause, selbst wenn das Land, in dem er stirbt, durch das | Meer von seiner Heimat getrennt ist, kommt seine Seele zurück zu den Verwandten des toten Menschen.

17. n y a m ü s o l o.

bzoka nolobuda linogala muhana (?) no mumüsolo mga nyamüsolo. ndizo nyamüsolo unotanga kutetemela mumüsolo.

munthu achito wava nyamüsolo unopalurhwa nge beze, pamge ngo mumge nyamüsolo. munthu unopalurhwa unomgiswa govo. govo mutombo unovenganiswa ne mulopo we huku ne dolo. kuti munthu na'lucha govo azovipi nyamüsolo.

17. Der Zauberarzt.

Wenn ein Geist (Bzoka) von dem Zauberarzt Besitz nimmt, befindet er sich in der Brust und dem Kopf des Zauberarztes. | Deshalb fängt der Zauberarzt an mit dem Kopfe zu zittern. |

Wenn ein Mensch ein Zauberarzt wird, wird er von einem Doktor, oder einem anderen Zauberarzt eingeweiht. Der Mensch, der eingeweiht wird, erhält Govo zu trinken. Govo | ist eine Medizin, die mit — (?) eines Huhns und Bier gemischt ist. Wenn die Person | den Govo erbricht, kann sie kein Zauberarzt werden. |

18. b a n d u.

bandu mulungu wo munthu wakachunga. kuti bandu nolaita mupfukwa alizoni ne nyasha. mupfukwa mulungu wo munthu unorhwalisa munthu wakamulaya ne hama djake. vanthu vanorga mutombo unotwi lusike. ndi vona vanozop/uka zikulu.

18. B a n d u.

Bandu ist der Geist einer grausamen Person. Wenn der Bandu ein | Mupfukwa wird, kennt er keine Gnade. Der Mupfukwa ist der Geist eines Menschen, | der die Person, die ihn getötet hat und ihre Verwandten krank macht. Leute, die Medizin essen, | die Lusike genannt wird, nehmen bittere Rache. |

19. m u l o i.

muloi imunthu una simba lokuvulaya mumge munthu nge vganga. ena una simba lokuveleketa ne valungu. unotuma valungu kuti vaende kovulaya vange vanthu vachingadi. valoi vanotwi vana simba lo ku/amba muvusiku vachinga voneki nge vanthu vachina vuloi. vanaze vanop/uya nyoka, mazizi ngwena mphontholo ne zinge zikala. vanothima izi kovulaya vanthu vovanonyenya. 5

munthu una simba lo kuvona muloi ndi beze. beze kuti wabata nge mutambo meso e nthumukukutu munthu unovona valoi.

munthu abarhwi no vuloi kani unovupuwa ndi yamukuta achi lilucheche ndizo mgana unova ne vuloi vabali vake vachina. kuti munthu achingazivi kushata mgoyo avi muloi unothisa. 10

kuti mganakadji na'na vuloi mulumake achina ena unoenda kotamba ne vange valoi muvusiku. unosiya mulumake nakavata. mulumake amuki achito aviya. valoi vachitamba muvusiku avasimili chilo, vanotamba mitu. 15

valoi vanotwi vanorga nyama yo vanthu. ndizo kuti valoi novavulaya munthu nge vganga vanoenda kusipa kwa'vigwa. vanogugudja nge mutambo ku makumbo kwe guva le munthu. mutembe unobuda nguva novabuda mutembe valoi vanobvunsha munthu kuti vamuvulaya ngenyi. novapedja kumubvunsha vanocheke nyama yake. kuti munthu wovarga na'karga lusike unop/uka pamge unovulaya valoi pamge vukama vgavo. 20

munthu na'pump'ha vuloi unoenda kokila (?) kwa mambo. mambo unotuma mutume kodana munthu wapump'ha. kuti munthu na'vangilila kupump'ha mambo unotuma vatume kodana nanga. nanga inodanwa inobva kunthalavuntha ili nthambo. vatunga novaviya ne nanga. vanotuma izwi kwamambo kuti vaphedo. mambo unoedjelela banshe. neyaguma nanga munthu wapump'ha unobila gona. pamge gona linova lo kunga mgamfi, pamge i zembe. kuti munthu achikazivi kuvulaya munthu wapump'ha kuti wavulaya unopembela. kuti na'batwa unosaniswa zikulu. kale valoi vaivulawa. 25 30

19. D e r Z a u b e r e r.

Ein Zauberer ist ein Mensch, der Macht hat einen anderen Menschen durch seine (Zauber)Kraft zu töten. | Er hat Macht mit den Geistern zu reden. Er sendet Geister | (und heißt sie) gehen und andere Menschen töten, die er nicht gern hat. Zauberer sollen [wird gesagt] | Macht haben nachts umherzugehen, ohne von Menschen gesehen zu werden, die keine Zauberkraft besitzen. | (6) Sie halten auch Schlangen, Eulen, Krokodile, Löwen und andere Tiere. | Sie schicken diese aus, Menschen zu töten, die sie hassen. |

Der Mensch, der Macht hat einen Zauberer zu erkennen [sehen], ist ein „Doktor“ [beze]. Wenn ein Doktor | die Augen eines gewöhnlichen Menschen mit Medizin berührt, kann er Zauberer sehen. |

Der Mensch wird nicht mit Zauberkraft geboren, sondern sie wird ihm von der Hebanime gegeben, | ⁽¹⁰⁾ wenn er noch ein Säugling ist. Deshalb kann ein Kind Zauberkraft haben, während seine Eltern keine haben. Wenn | ein Mensch nicht übelgesinnt ist, wird er nicht als Zauberer gefürchtet. |

Wenn eine Frau Zauberkraft besitzt und ihr Mann keine hat, geht sie und | spielt nachts mit den anderen Zauberern. Sie verläßt ihren Mann, wenn er schläft. | Der Mann wacht nicht auf, ehe sie zurückkommt. Zauberer tanzen nachts, ohne Kleidung. | ⁽¹⁵⁾ Sie tanzen nacht. |

Zauberer sollen [werden gesagt] Menschenfleisch fressen. Deshalb, wenn die Zauberer | einen Menschen durch ihre (Zauber)Kraft getötet haben, gehen sie zu dem Grab, in dem er beerdigt ist. Sie klopfen | mit Medizin an das Fußende des Grabes des Menschen, dann kommt der Leichnam aus dem Grabe. Wenn der Leichnam herausgekommen ist, sagen die Zauberer dem Menschen, | ⁽²⁰⁾ warum sie ihn getötet haben. Nachdem sie es ihm gesagt haben, zerlegen sie sein Fleisch. | Wenn der Mensch, den sie fressen, „Rachemedizin“ gegessen hat, rächt er sich. Manchmal | tötet er die Zauberer, manchmal ihre Verwandten. |

Wenn ein Mensch wegen Zauberei angeklagt wird, geht man und berichtet es dem Häuptling. Der Häuptling | schickt einen Boten, den Angeklagten zu rufen. Wenn der Mensch auf der Anklage besteht, ⁽²⁵⁾ schickt der Häuptling Boten, um einen Zauberdoktor (*nanga*) zu rufen. Der Zauberdoktor, der gerufen wird, | kommt aus einer entfernten Dorfschaft. Die Boten kommen mit dem Zauberdoktor zurück. Sie senden dem Häuptling die Nachricht, daß sie in der Nähe sind. Der Häuptling beruft eine Gerichtsversammlung. | Wenn der Zauberdoktor ankommt, wird dem Angeklagten der Prozeß gemacht. Manchmal besteht der Prozeß | im Trinken von Gift, manchmal in Würfeln mit Knochen. Wenn der Mann, | ⁽³⁰⁾ der angeklagt ist, den (anderen) Mann nicht getötet hat, wird er freigesprochen. Wenn er (aber) überführt wird, wird ihm | sehr übel mitgespielt. In früheren Zeiten wurden Zauberer getötet.

20. Opfer nach einer Reise.

munthu nabva muku/amba achito orga unogula musuva mudoko
 we sadja, pamge imphumba yo bonole. nolashila valungu ne masalavusa. uku kunodanwa ngo kuti kulashila masalavusa, ngo kuti
 5 munthu na/famba mamge masalavusa no valungu vanamgoyo vano-
 mutevela amphela aende navo kanyi kwake. ndizo kuti novapuwa
 kurga vanovgilila. kuti novanyimga vanoitisa mapundu vana vo
 munthu voatevela. kuti mu/ambi nali mūdoko, kudali ngeze ndainga
 inini mukuenda kwangu na baba kumisha kozukulu wedu, unova no
 mapundu ena, ngo kuti salavusa linorhwalisa vana vadoko. alina
 10 simba lona lokurhwalisa muchenshebvu. vanakadji avalashili masalavusa
 kudali nge mganalume. kuti mganakadji na'na mgana unolashila
 salavusa ngo kuti unotha kuti mgana wake unozova ne mapundu,
 izi zinovonesa kuti masalavusa ese ateveli vanakadji.

20. Opfer nach einer Reise.

Wenn ein Mensch von einer Reise zurückkommt und ehe er ißt, bricht er ein kleines Stück | Brei ab, mitunter ein Korn Mais. Er wirft es hin für die Geister und für die | Geister der Kinder. Man nennt dies „Fortwerfen für die Geister der Kinder,“ weil | einem Reisenden mitunter die gierigen Geister der Kinder oder die Geister folgen, | ⁽⁵⁾ wenn er nach seiner Heimat geht. Wenn ihnen Nahrung gegeben wird, | gehen sie zurück. Wenn man daran spart, geben sie den Kindern des Menschen Stippen. | Wenn der Reisende jung ist, wie ich war, als | ich mit meinem Vater zum Hause des angeheirateten Mannes unserer Nichte ging, bekommt | er Stippen, weil der Geist des Kindes kleine Kinder krank macht. Er hat keine | ⁽¹⁰⁾ Macht, erwachsene Leute krank zu machen. Frauen werfen nicht Opfer | für den Geist des Kindes wie Männer. Wenn eine Frau ein Kind hat, wirft sie Opfer für die Geister der Kinder, weil sie fürchtet, daß ihre Kinder Stippen bekommen. | Dieses zeigt, daß die Geister der Kinder Frauen nicht folgen. |

Buschmann-Einritzungen auf Straußeneiern.

Von

F. v. Luschan.

Seit mehr als zwei Menschenaltern kennt man aus verschiedenen Teilen von Südafrika, meist von den Rändern der Kalahari-Wüste, Malereien und richtige Petroglyphen, teilweise von erstaunlicher Kunstfertigkeit. Da diese Landstriche heute überwiegend oder fast ausschließlich von wirklichen Buschmännern bewohnt sind, lag es nahe, diese Kunstwerke ohne viel weitere Überlegung den Buschmännern zuzuschreiben. In Deutschland sind sie in dieser Verbindung zuerst durch gelegentliche Mitteilungen von Bleek ¹⁾ erwähnt und durch die Werke von Gustav Fritsch weiter bekannt geworden. Dieser Zusammenhang zwischen den südafrikanischen Felsmalereien und Petroglyphen mit den Buschmännern galt bis in die letzten Jahre als ein feststehendes Dogma, an dem zu rütteln lange Zeit fast wie ein Frevel erschienen wäre. Dabei wurde sich eigentlich niemand recht

¹⁾ Wilhelm Heinrich Immanuel Bleek, geb. 5. März 1827 zu Berlin, als Sohn von Friedrich Bleek, der 1793 zu Ahrensböck in Holstein geboren, 1823, also vor genau einem Jahrhundert, Professor der Theologie an der Universität zu Berlin wurde und als ausgezeichnete Semitist gilt. Der Sohn studierte in Bonn und in Berlin klassische Philologie und Sprachwissenschaft und hat in seiner Bonner Dissertation 1851 als erster den Zusammenhang der Hottentottensprache mit den nordafrikanischen Hamitensprachen nachgewiesen. Nach mehrjährigen Reisen im Innern von Afrika machte er sich 1856 in Kapstadt sesshaft, wo der englische Gouverneur Sir George Grey, dessen ungewöhnlich großen Verdienste auch um die wissenschaftliche Erforschung der Maori von Neuseeland niemals genug anerkannt werden können, ihn so hoch schätzen lernte, daß er ihn zum Direktor seiner großen Bibliothek machte, die dann bei seiner Übersiedlung nach Neuseeland der Kapkolonie verblieb und bis zu Bleeks Tode, 1875, unter seiner Leitung stand. Ich erwähne das hier so ausführlich, weil Bleek von vielen Engländern als ihr eigener Landsmann reklamiert wird, ebenso wie sie auch seinen Namen nach ihrer Art „Blihk“ aussprechen. Für Vererbungsforscher dürfte es auch nicht ohne Interesse sein, zu wissen, daß dieser große und in mancher Beziehung bahnbrechende Linguist ein naher Verwandter von Ernst Haeckel und von unserem Aegyptologen Sethe war, dessen Stammbaum übrigens viele Generationen weit zurück verfolgt werden kann und eine ganz ungewöhnlich große Anzahl von geistig hervorragenden Männern aufweist.

klar über die ungeheure Kluft, durch welche die heute so ganz außerordentlich primitive materielle Kultur der Buschmänner von den teilweise geradezu bewundernswerten Kunstleistungen getrennt ist, die uns aus den gegenwärtigen Gebieten der Buschmänner bekannt sind. Ich erinnere hier nur an die mit Recht berühmte und so vielfach reproduzierte Malerei mit der Darstellung einer Straußenjagd, die auch einem großen japanischen Künstler nur zur Ehre gereichen würde, an eine Malerei, auf der Elenantilopen von Löwen angegriffen werden, und an eine nicht geringe Zahl anderer ebenso hochwertiger Kunstleistungen.

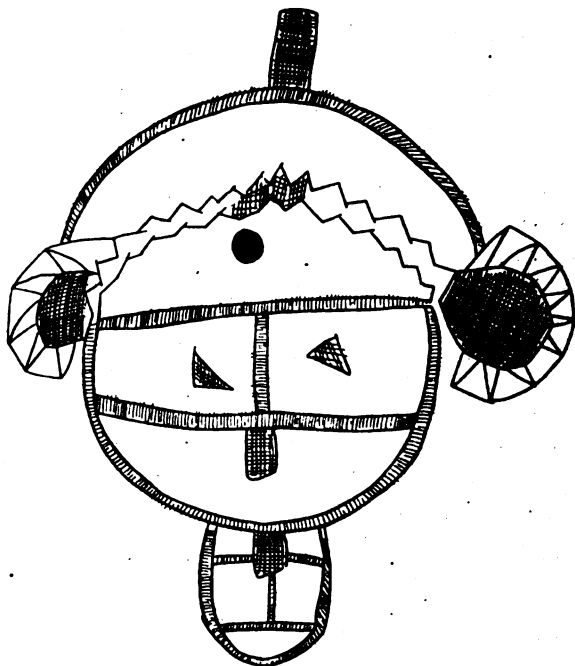


Abb. 1. Einritzung auf einem Straußenei. III. D. 3523 der Berliner Sammlung.

Auch persönlich bin ich diesem Dogma zum Opfer gefallen und habe noch nach meiner Reise in Südafrika 1905 mehrfach über Buschmannkunst sowohl in meinen Universitätsvorträgen gesprochen, als in verschiedenen Zeitschriften berichtet.²⁾ Erst als man näher mit den wunderbaren Höhlenmalereien von Altamira und anderen spanischen sowie auch französischen Kunstwerken verwandter Art vertraut wurde, begann in einigen Köpfen (Staudinger, Schiefferdecker und in dem meinen) die Vorstellung zu dämmern, daß zwischen jenen südafrikanischen einerseits und den spanischen, französischen und nordafrikanischen Felsmalereien und Petroglyphen andererseits ein Zusammenhang bestehen könne. Für die meisten Fachleute erscheint auch heute noch die Annahme eines solchen Zusammenhanges als ketzerhaft, wobei man besonders den angeblich „unermeßlich“ großen Zeitunterschied in den Vordergrund rückt, der zwischen jenen und diesen bestünde. Die so-

²⁾ Vgl. meinen Bericht über eine Reise in Südafrika, Z. f. E. Bd. 38, 1906 S. 863ff., weiter „Buschmann“-Malereien in den Drakensbergen, Z. f. E. 1908 S. 666 ff., mit 3 bunten Tafeln und 10 Abb. im Text, weiter „Umschau“ 1907, Bd. 11, Heft 1, S. 1 ff., meinen Beitrag über Afrika in der 1. Auflage von Buschans Völkerkunde, und meine Notiz „Peinture sur rochers des Bochimans“ in L'homme préhistorique“, Paris 1909.

genannte Buschmannkunst gilt auch heute noch für viele Leute als verhältnismäßig ganz rezent, und im besten Fall nur einige Jahrhunderte alt, während man die Kunst von Altamira und den ganzen Kreis, in den diese hineingehört, ursprünglich als paläolithisch zu bezeichnen pflegte. Nun kennen wir aber auch Kunstwerke, die denen von Altamira sonst sehr nahe stehen, aber schon Leute mit Pfeil und Bogen aufweisen, also ganz unmöglich in paläolithische Zeit versetzt werden können. Überhaupt fehlt es uns gegenwärtig noch völlig an zuverlässigen Anhaltspunkten über das Ende der Altamirakunst, genau ebenso wie niemand gegenwärtig mit Sicherheit sagen kann, wann die

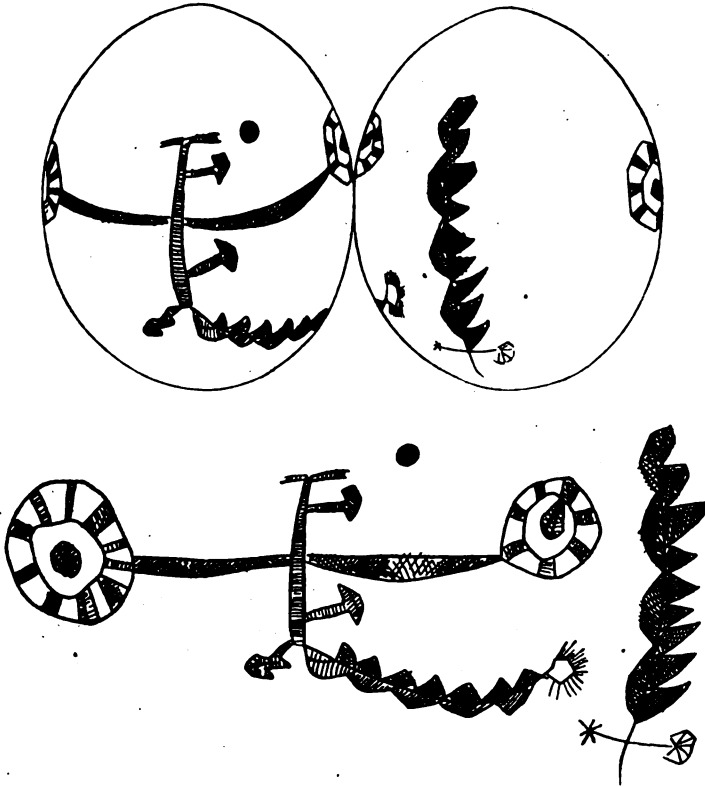


Abb. 2 und 3.

Einritzungen auf einem Straußenei, III. D. 3522 der Berliner Sammlung.

sogenannte Buschmannkunst in Südafrika begonnen und wann sie aufgehört hat. Tatsache ist nur, daß die zeichnerischen Versuche der heutigen Buschmänner über jede Beschreibung kläglich sind und daß auch eine Buschmannmalerei, auf der Reitpferde und Europäer dargestellt sind, völlig infantil wirkt und einen Vergleich mit der eigentlichen sogenannten Buschmannkunst nicht entfernt aushält.

Unter diesen Umständen liegt es nahe, das, was wir bisher als Buschmannkunst bezeichnet haben, irgendwie mit einer der großen hamitischen Wanderungen in Zusammenhang zu bringen. Auf solche habe ich schon seit Jahrzehnten mehrfach und mit dem denkbar größten Nachdruck hingewiesen, wobei ich nicht versäumt habe, mehrfach auf den berüchtigten Satz bei Robert Hartmann hinzuweisen, der verlangt, daß man den elenden Kram des Hamitentums je eher desto

besser über Bord werfen solle. Ich habe in diesem Zusammenhange vielfach vor allem auf den hamitischen Charakter der Hottentottensprachen hingewiesen, ferner auf das altägyptische Rind, das sich mit voller Sicherheit bis nach Südafrika verfolgen ließe, auf die Spiralflechttechnik bei Körben, flachen Tellern, Deckelgefäßen usw., die sich auch schon im alten Reich in Ägypten nachweisen lassen und sich in Südafrika bei den Ovambo zu ganz monströser Größe entwickelt haben, so daß wir dort in derselben Technik hergestellte Kornspeicher finden, die drei Meter und darüber hoch sind und ungefähr ebensoviel im Durchmesser halten. Im gleichen Zusammenhange sind auch die sogenannten „Grabstöcke“ der Buschmänner zu werten, auf die noch zurückzukommen sein wird. Es ist selbstverständlich von vornherein nicht zu erwarten,

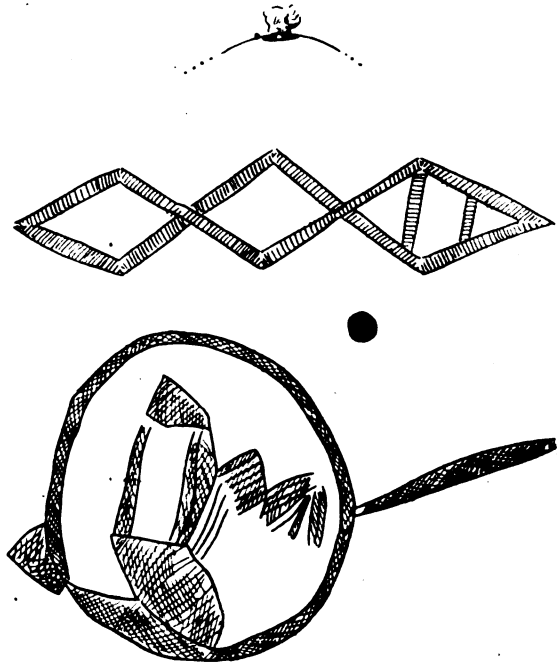


Abb. 4 und 5.

Einritzungen auf einem Straußenei, III. D. 3521 der Berliner Sammlung.

daß diese ganze in sich geschlossene materielle Kultur der alten Hamiten sich in ununterbrochenen geraden Linien vom Nordrand von Afrika bis zum Kap der Guten Hoffnung und von Ägypten bis nach Marokko verfolgen läßt. So ist es nicht verwunderlich, daß von der nördlichen Sswahiliküste aus das indische Buckelrind seinen Einzug in das tropische Afrika genommen und sich da rein und in ungezählten Mischformen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und ebenso ist es erst recht selbstverständlich, daß im tropischen Urwald, in dem es weder Höhlen noch auch nur glatte Felsflächen gibt, Petroglyphen und Felsmalereien sich nicht erhalten haben; aber wir kennen wenigstens für die letzteren eine Art von Ersatz in den verschiedenen bunten Malereien, mit denen gelegentlich die Hauswände verziert sind und auf die, soviel ich weiß, F. Fülleborn als erster die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Ganz besonders bezeichnend in dieser Beziehung sind die sogenannten Grabstöcke der Buschmänner; das sind Stöcke, die etwa spann-

breit über ihrem unteren zugespitzten Ende mit einer faust- bis kindskopfgroßen durchbohrten Steinkugel beschwert sind. Einige vollkommen zuverlässige moderne Reisende, an deren Glaubwürdigkeit ein Zweifel vollkommen unstatthaft wäre, haben solche Grabstöcke wirklich in der Hand von alten Buschmannfrauen beobachtet und beschreiben, wie die derart beschwerten Stöcke zur Erleichterung der Feldarbeit und zum Auflockern des harten Bodens verwendet werden. Tatsächlich lag es nahe, gerade diese Steinkugeln als einen wesentlichen Bestandteil der sonst so armseligen materiellen Kultur der Buschmänner anzufassen und auch in den Landstrichen nördlich vom Zambesi, wo es jetzt längst keine Buschmänner gibt, sie gleichsam als Leitfossil für die frühere Anwesenheit der Buschmänner auch nördlich vom Zambesi zu betrachten. Selbst als mir persönlich soweit nördlich wie am Kilima-Ndjaru ein ganzes Bündel ähnlicher Steine mit einem Stück Eisengeld verschnürt als Geschenk eines absolut zuverlässigen Reisenden zukam, war ich der Meinung, daß diese Kugeln auch soweit im

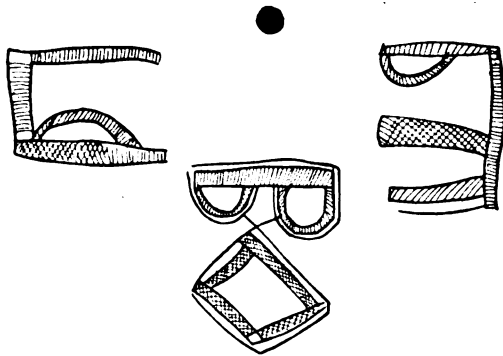


Abb. 6. Einritzungen auf einem Straußenei, Berlin, III. D. 3520.

Norden noch das einstige Vorhandensein richtiger Buschmänner bewiesen; aber wenige Monate später entdeckte ich völlig gleichartige Grabzeuge in der Hand von Somali, die zu einer von Herrn Hagenbeck nach Europa gebrachten Karawane gehörten, und fast zur selben Zeit konnte man in einer Berliner Doktordissertation über den Feldbau der Abessinier lesen, daß genau die gleichen Beschwerstöcke zum täglichen Arbeitsgeräte der dortigen Bauern gehören! So war das schöne Märchen von den Grabstöcken der Buschmänner endgültig erledigt.

Demgegenüber liegt nun die Frage nahe, ob wirklich die materielle Kultur der Buschmänner, deren Mythen und Erzählungen wir ebenso bewundern als etwa ihre hart an das unglaubliche grenzende Geschicklichkeit als Jäger, ganz ohne irgend welche Art von Kunstleistungen geblieben seien, und da glaube ich die Aufmerksamkeit der Fachleute auf eine sehr merkwürdige Sammlung von verzierten Straußeneiern lenken zu sollen, die uns 1907 als kostbares Geschenk von Herrn Lotz zuzugingen. Diese Verzierungen erinnern lebhaft an das fast infantil zu nennende Bekritzeln, das Herr Bleek von seinen Buschmannfreunden erhielt, wenn er ihnen Papier und Bleistift in die Hand gab. Diese wirklich kindischen Versuche haben sich in seinem von seiner Schwägerin Miß Lloyd so sorgsam behüteten Nachlaß vorgefunden, und ich benütze gern diesen Anlaß, um dieser um unsere Kenntnis der Buschmänner so hochverdienten Dame auch öffentlich für das nie er-

lahmende Interesse zu danken, mit dem sie meine eigenen Arbeiten über die Buschmänner jahrelang in der denkbar freundlichsten Weise gefördert hat.

Über die Technik dieser eingravierten und mit schwarzer Farbe, wahrscheinlich mit Fett verriebenem Kohlenstaub, deutlicher gemachten Verzierungen ist wenig zu sagen, wie uns ja überhaupt sehr vieles über die materielle Kultur der Buschmänner noch unbekannt ist. Wir wissen ja nicht einmal, ob sie von Haus aus irgend welche Art von Töpfen herzustellen vermochten. Die Töpfe, die man jetzt als große Seltenheiten ab und zu bei einer der wenigen überhaupt noch existierenden Buschmannfamilien findet, stammen ganz zweifellos von ihren großen und dunklen Nachbarn, und die dreifüßigen aus Eisen gegossenen Kochtöpfe verraten ihren Ursprung aus Birmingham ebenso unverkennbar, als die großen und kleinen Konservenbüchsen und die ursprünglich mit

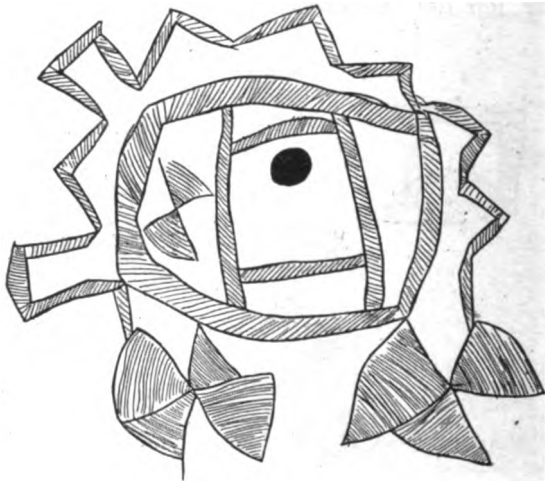


Abb. 7. Einritzungen auf einem Straußenei, Berlin, III. D. 3519.

Petroleum gefüllt gewesen Blechkisten ganz zweifellos von Missionaren geschenkt oder auf den Lagerplätzen europäischer Touristen aufgelesen wurden. Ebenso ist es mehr als unwahrscheinlich, daß jemals ein Buschmann auch nur das allerprimitivste eiserne Gerät herzustellen imstande war. Wenn sich trotzdem ab und zu einmal ein rohes eisernes Messerchen im Besitz eines Buschmanns vorfindet, wird man es mit einiger Sicherheit als von den großen dunklen Nachbarn der Buschmänner herstammend betrachten dürfen.'

Hingegen haben 1905 Henry Balfour und ich unabhängig voneinander aber fast gleichzeitig beobachten können, wie auch bei den großen Kaffernstämmen im Norden der Kalahari schön geglättete und gebrannte Tongefäße Ornamente tragen, die nach dem Brande mit kleinen Feuersteinsplintern eingeritzt waren. Dieselbe Technik glaube ich auch für unsere verzierten Straußeneier in Anspruch nehmen zu dürfen.

Dabei will ich aber noch bemerken, was freilich den meisten meiner engeren Fachgenossen längst bekannt sein dürfte, daß in den fast absolut wasserlosen Randgebieten der Kalahari, in die gegenwärtig die letzten Reste der noch frei lebenden Buschmänner zurückgedrängt sind, der größere Teil des zum Erhalten des Lebens unumgänglich nötigen

Trinkwassers dadurch gewonnen wird, daß die Frauen an ihnen geeignet erscheinenden Stellen mit einem zwei bis drei Meter langen Stäbchen ein Loch in den sandigen Boden bohren und dann ein unten mit einer Art Filter versehenes langes Rohr einführen, mittels dessen sie das Wasser aus dieser immerhin sehr bedeutenden Tiefe hochsaugen, bis ihr Mund ganz voll ist, und dann das so gewonnene, schon bald nach Beginn der Arbeit mit Blut gemischte Wasser in das Straußenei entleeren. Es wird erzählt, daß eine fleißige und an diese Arbeit gewöhnte Frau im Laufe des Tages neun, zehn und mehr Straußeneier mit dem kostbaren Naß füllen kann. Die Straußeneier werden dann lose mit irgend einer Art von Pfropfen aus Gras oder Baumrinde verschlossen und in einem weitmaschigen Netz, das von der Schulter herabhängt, nach Hause getragen.

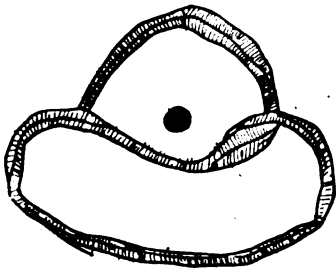


Abb. 8. Berlin, III D. 3518.

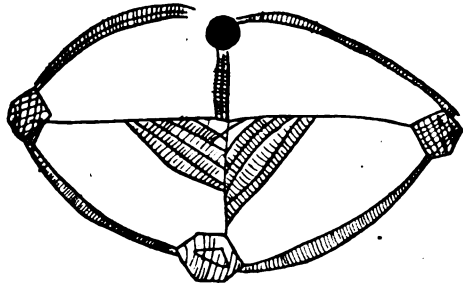


Abb. 9. Berlin, III D. 3517.

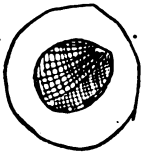


Abb. 10. Berlin, III D. 3516.



Abb. 11. Berlin, III D. 3515.

Einritzungen auf Straußeneiern.

In der Regel sind diese Eier ganz unverziert; die hier zum ersten Male veröffentlichten sind, soweit meine Erinnerung reicht, die einzigen, die irgendwie verziert sind; dabei will ich vollkommen offen lassen, ob es sich bei diesen Verzierungen, um wirklichen Schmuck oder etwa nur um Eigentumsmarken handelt. Der Vollständigkeit wegen habe ich alle Einritzungen, die sich auf diesen Eiern finden, auch die unscheinbarsten, zeichnen lassen. Im folgenden gebe ich eine kurze Beschreibung der einzelnen Stücke:

Abb. 1. Einritzung auf dem Straußenei, III. D. 3523, vielleicht ein menschliches Gesicht vorstellend, wobei das bartähnliche Gebilde am unteren Ende des Gesichtes möglicherweise auf einen Europäer bezogen werden könnte.

Abb. 2 und 3. Ansicht des Straußeneis, III. D. 3522, und Abrollung der eingeritzten Darstellung. Ein großer Teil der Oberfläche des Eies unterhalb des ausnahmsweise ziemlich weit entfernt vom spitzen Pole angebrachten Bohrloches ist mit einer eingeritzten Zeichnung bedeckt, die zu deuten ich nicht einmal einen Versuch wagen will. Hingegen möchte ich ausdrücklich auf den wesentlichen Unterschied aufmerksam machen, der zwischen dieser zweifellos von Buschmännern herrührenden

wahrhaft kindischen Einritzung und der sogenannten Buschmannkunst besteht, wie sie uns in den südafrikanischen Petroglyphen und Wandmalereien vorliegt.

Abb. 4. Einritzungen von an rhombische Figuren erinnernden Darstellungen.

Abb. 5, III. D. 3521 der Berliner Sammlung. Eingeritzte Verzierungen auf einem Straußenei in der Nähe des Bohrloches, nicht zu deuten.

Abb. 6, III. D. 3520. Einritzungen auf einem Straußenei, wahrscheinlich nur durch Zufall teilweise an lateinische Buchstaben erinnernd.

Abb. 7, III. D. 3519. Einritzungen rings um das Bohrloch, nicht zu deuten.

Abb. 8, III. D. 3518. Einritzung rings um das Bohrloch, möglicherweise eine in Achtertouren gelegte Schnur darstellend.



Abb. 12. Berlin, III. D. 3514.



Abb. 14. Berlin, III. D. 3511.

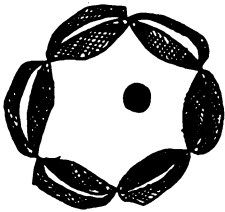


Abb. 13. III. D. 3512.

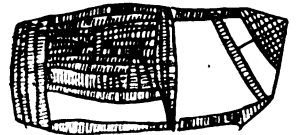


Abb. 15 u. 16. Berlin, III. D. 3513 und 3510.

Einritzungen auf Straußeneiern.

Abb. 9, III. D. 3517. Eingeritzte Verzierungen, die vielleicht als Halsschmuck zu deuten sind.

Abb. 10, III. D. 3516. Eingeritzte Kreislinie, in deren Mitte sich ein kleinerer Kreis befindet, dessen Fläche ganz mit kreuz und quer verlaufenden Linien angefüllt ist.

Abb. 11, III. D. 3515. Eingeritzte Verzierung; zwei durch ein längeres gezacktes Band miteinander verbundene radförmige Scheiben, die an ein ähnliches Gebilde erinnern, das hier Abb. 3 abgebildet ist.

Abb. 12, III. D. 3514. Eingeritzte Verzierung, an vier von oben nach unten hängende spitze Dreiecke erinnernd, die einer Art Flechtband mit glatten Rändern zu gleichen scheinen, vielleicht aber eine Schlange vorstellen sollen.

Abb. 13, III. D. 3512. Einritzung mit sechs kauriartigen Gegenständen, die kranzartig um das Bohrloch angeordnet sind.

Abb. 14, III. D. 3511. Vollständig unverständliche Einritzung, bei der eine längliche Umrahmung sechs kreuz und quer schraffierte drei- oder viereckige erhöhte Gebilde einschließt, die sich dunkel von dem hellen Grunde abheben.

Abb. 15 und 16, III. D. 3513 und 3510. Völlig unverständliche Einritzungen.

Abb. 17, III. D. 1545 d. Einritzung teilweise um das Bohrloch herum laufend, vielleicht eine Schlange darstellend.

Abb. 18, III. D. 1545 a. Einritzung in unmittelbarer Nähe des Bohrloches, vielleicht ein skolopenderartiges Tier darstellend.

Abb. 19, III. D. 1545 c. Einritzung rings um das Bohrloch, möglicherweise einen Halsschmuck darstellend.

Abb. 20, III. D. 1545 b. Einritzung in unmittelbarer Nähe des Bohrloches, auf der einen Seite mit einem, auf der anderen mit vier flügelartigen Gebilden.

Abb. 21. Straußenei mit Einritzungen, die anscheinend ein netzartiges Gehänge darstellen, in dem derartige Eier gelegentlich einzeln getragen zu werden pflegen.

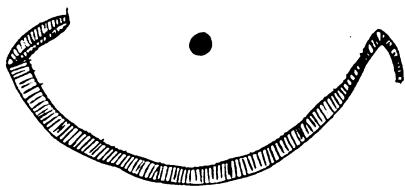


Abb. 17. Berlin, III. D. 1545 d.

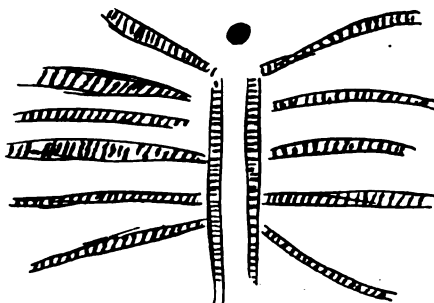


Abb. 18. Berlin, III. D. 1545 a.

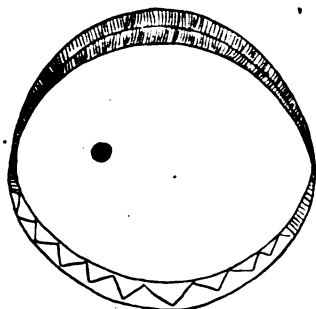


Abb. 19. Berlin, III. D. 1545 c.



Abb. 20. Berlin, III. D. 1545 b.

Einritzungen auf Straußeneiern.

Abb. 22—25. Vier Einritzungen auf Straußeneiern, in der Nähe des Bohrloches, teilweise verhältnismäßig sorgfältig ausgeführt, aber ohne eine auch nur entfernte Möglichkeit einer Deutung.

In der vorstehenden kurzen Mitteilung glaube ich das Märchen von einer hochentwickelten selbständigen Kunst der Buschmänner endgültig erledigt zu haben. Es scheint mir wenigstens im hohen Grade unwahrscheinlich, daß die Buschmänner im Laufe ihres Aufenthaltes in Südafrika von der erstaunlich großen Kunsthöhe, die man ihnen bisher zugeschrieben hat, zu so kindlichen Leistungen herabgesunken sind. Jedenfalls ist es ganz ungleich wahrscheinlicher, daß die sogenannte Buschmannkunst mit ihren merkwürdigen Malereien und den bewundernswerten Petroglyphen auf alten hamitischen Einfluß zurückgehen. Ich hoffe, auf dieses Problem noch an anderer Stelle ausführlicher eingehen zu können.

Hier komme ich nur einer angenehmen Pflicht nach, dem freundlichen Schenker dieser Eier, Herrn H. Lotz, bestens zu danken. Ebenso bin ich Herrn Kollegen Schachtzabel zu Dank verpflichtet, der mich bei der Reinschrift dieser kurzen Mitteilung, während der ich durch Krankheit an das Haus gefesselt war, in sehr zuvorkommender Weise unterstützt hat.

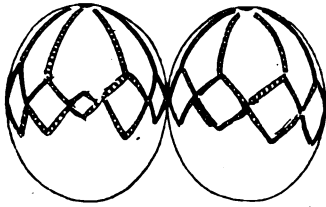


Abb. 21.

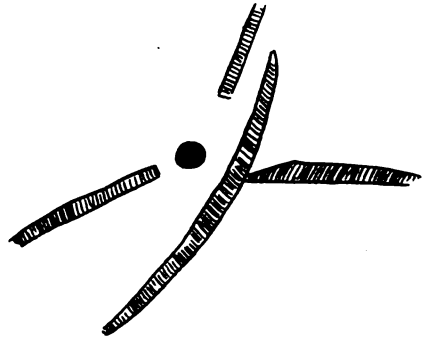


Abb. 22.

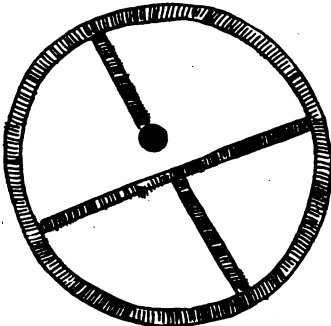


Abb. 23.

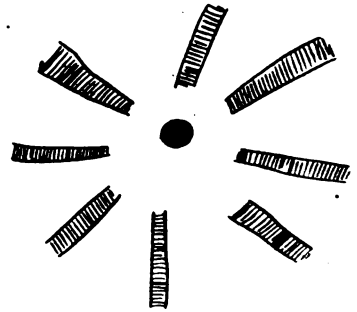


Abb. 24.

Einritzungen auf Straußeneiern, Berlin.

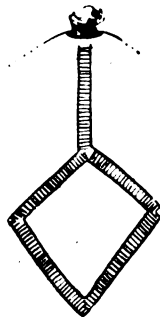


Abb. 25.

Einritzung auf einem Straußenei

Die Entstehung der Familie vom totemistischen Standpunkte.¹⁾

Von Augustin Krämer.

Der Ursprung der Familie ist in Dunkel gehüllt. Es stehen sich die religiösen Anschauungen der Schöpfung und die natürlichen der Entwicklungslehre gegenüber. Da erscheint es angezeigt, von einem dritten Standpunkt aus diese Frage zu betrachten, von dem ethnologisch-soziologischen des Totemismus. Es ist kein Zweifel, daß dieser in der Frühgeschichte der Menschheit eine große Rolle spielte und Allgemeingut war. Denn fast bei allen Völkern der Erde lassen sich noch mehr oder weniger deutliche Spuren von ihm nachweisen.

Allerdings ist der Begriff und die Art des sogenannten Totem sehr verschieden, und es ist nötig, erst eine Linie festzulegen, auf der man an die Frage des Ursprungs der Familie näher herankommt. Um klar zu sein, muß ich erst schon bekanntes wiederholen.

Das Wort Totem wird sehr viel gebraucht und mißbraucht; ein indianischer Dolmetsch J. Long veröffentlichte es zuerst 1791. Nach Abbé Thavenet lautete es in der Algonkinsprache *ote*, und bedeutete „Familie“, auch „Zeichen“; und in der Tat fand man in Nordamerika irgend ein Tier oder auch eine Pflanze, seltener einen leblosen Gegenstand als „Zeichen“ (Wappen) einer Menschengruppe (oder Sippe), einer Familie in weiterem Sinne, eines Stammes. Das Wort *otem* kommt nur als Possessivform vor, z. B. *kit otem* „Dein Stamin“, so daß das Wort *Totem* als Deckwort für einen wissenschaftlichen Begriff aufgefaßt werden muß. Erst durch den Schotten John Ferguson Mac Lennan erfuhr man näheres über diese eigenartige Gesellschaftseinteilung. Es stellte sich heraus, daß zahlreiche solche Gruppen nebeneinander bestanden, von denen jede ein besonderes Zeichen hatte, z. B. bei den Irokesen im Staate New-York:

Bär, Wolf, Biber, Schildkröte;
Hirsch, Schnepfe, Reiher, Falke;

und was noch merkwürdiger war, die Führer der Vierergruppen, Bär und Hirsch, teilten das Volk in zwei Klassen. Das ist das Grundgesetz im Ostteil der Vereinigten Staaten Nordamerikas und im Nordwesten Canadas.

Die gleiche Einrichtung findet man, wie bekannt, in dem weit ursprünglicheren Australien, die zwei Klassen nämlich, mit vier Gruppen, so bei den Kamilaroi, Kaiabara, Aranda usw. Die sehr verschiedenen Totem in Australien werden eigentlich besser mit dem dort gebräuchlichen Namen *Kobong* bezeichnet. Diese Einrichtung ist die Grundform der ursprünglichen Gesellschaftseinteilung, und Grundgesetz ist ferner, daß der Mann einer Klasse nur eine Frau aus der anderen heiraten darf (Exogamie). Man faßt das Verhältnis des Menschen zu seinem Totem allgemein so auf, daß er in irgend einer magischen oder verwandtschaftlichen Verbindung mit ihm steht, daß er das Tier verehrt, daß er es nicht töten und nicht essen darf und daß es ihm nützt. Die Zeichen und Gebräuche

¹⁾ Wegen Literatur s. die neuesten Arbeiten „Das Problem des Totemismus“ im *Anthropos*, wo meine vorläufigen Mitteilungen über Neu-Mecklenburg in E. Krämer „Bei kunstsinnigen Kannibalen“ übersehen sind; s. ferner: „Die Malanggane von Tombara“, Folkwang-Verlag, 1923.

wecheln aber selbst innerhalb nahe beieinander wohnender Stämme oft sehr, aber der Animismus, die Beseelung der Totentiere, wird doch allenthalben angenommen. Die bei den Naturvölkern so verbreiteten Tiermärchen geben ja Kunde, wie sehr die Tiere und Pflanzen für beseelt erachtet werden.

Wir müssen also festhalten: Es haben nicht allein die zwei Klassen jede ihr sogenanntes Totem, sondern auch jede Gruppe hat mindestens ein solches, kann aber beliebig viele haben, wie auch die Zahl der Gruppen unbeschränkt ist, obwohl das malaiische *suku* = „ein Viertel“ auf die Grundzahl 4 hinweist, die wohl ursprünglich vorherrschte. Es läßt sich aber ein Unterschied im Totem der beiden (Klassen und Gruppen) feststellen.

Die Totem der Klassen sind meist in der Sage wichtige, oft unschädliche Tiere (am häufigsten Vögel, meist Krähe und Adler), die nicht oder sehr bedingt verehrt werden; sie können getötet und gegessen werden und sind im Grunde nur Wappentiere. Oft fehlen sie ganz, wie z. B. die Matupiter nur „wir“ und „sie“ sagen. Die Klassen selbst haben einen Ältesten und eine Älteste, die nur Ordnung halten, Arbeiten ansetzen usw. Die Totem der Gruppen aber sind unentbehrlich, heilig *tabú*, werden verehrt, ja erhalten Opfer, sind häufig gefährliche Tiere, fügen aber den Gruppenangehörigen keinen Schaden, wohl aber deren Feinden zu, werden nicht gegessen und gelten häufig als beseelt von Ahnen oder gestorbenen Gruppenangehörigen. Gruppenälteste (keine Frauen) treten mit ihnen in Verbindung, haben also eine Art Priesteramt, und ihnen liegt im besonderen die Pflicht ob, den Gruppenangehörigen zu lehren, was man von dem Tier und dem Bund wissen muß, um Nutzen zu haben. Diese Tiere der Gruppen sind es, denen in erster Linie, und eigentlich ihnen nur allein, das Wort Totem zukommt.

Viele dieser Feststellungen brachten mir meine Studien bei den 1909 teilweise noch unberührten wilden Stämmen von Neu-Mecklenburg. Auf dieser etwa 400 km langen Insel sind im Mittelgebiet die Eingeborenen scharf in zwei Klassen geteilt, Malam und Ranggam genannt; Malam: der weißbauchige Seeadler *Haliaëtus leucogaster*, Ranggam: der weißköpfige Fischadler *Pandion leucocephalus*, zwei Vögel, die übrigens gelegentlich auch bei uns beobachtet werden.

Jede Klasse hat eine Reihe von Gruppen, deren verehrtes Tier (Haifisch, Krokodil, Schlange) bei ihnen *masele* heißt. Dies war nichts neues, nur eine Bestätigung der Gleichheit mit den beiden klassischen Totemgebieten in Australien und Nordamerika, z. B. mit dem Raben und Adler bei den Mokwarra und Kilparra in Süd-Australien (in Viktoria) und bei den Tlinkit in Nordwestamerika, deren Rabe Jelch ja deutliche Verwandtschaft mit asiatischen Überlieferungen zeigt. Aber ich hörte in meinem Gebiet, das dazwischen liegt, doch etwas noch nicht Beachtetes, daß nämlich Malam und Ranggam eine Tochter hatten, die Krähe. Es zeigte sich also: 1. die Wichtigkeit der Krähe als eines Sagenvogels (Feuerbringer der Tlinkit, wodurch Steinbelebung mit Feuer), 2. daß Malam und Ranggam verschiedenen Geschlechtes sind, und zwar Malam der männliche, Ranggam der weibliche Teil.

In der Tat stammten alle Vögel der Insel von den beiden Adlern ab, und ein langer Stammbaum darüber wurde mir mitgeteilt, der aber hier nicht von Belang ist.

Jedenfalls wurde bestimmt abgelehnt, daß die Menschen von dem Vogelpaar abstammen, und die ziemlich verbreitete Annahme, daß zum Wesen des Totem gehöre, daß der Mensch von ihm abstamme, ist unhaltbar. Es ist sicher nicht die Regel, obwohl es, für die Klassenzeichen wenigstens, annehmbar erscheint. Die Menschen haben den Urfels, den *papa* der Polynesier (*bápa* der Toda usw.) und eine Pflanze als Eltern, der rote Fels (man denke an die roten Steine der Toda, an die mit Blut bestrichenen Steine auf Bergeshöhe gegenüber der aufgehenden Sonne in Colombien, die Fruchtbarkeitszauber tragen) und die grüne Pflanze. Von ihnen stammen die Unholde, Schrate, die Dämonen, die die Ahnen der Menschen sind.

Zwei Götter gab es aber auch in ältester Zeit, *Móroa* und *Sigeragum*, die in Sonne und Mond verkörpert sind. Sie hatten zwei Frauen, über deren Herkunft nichts bekannt ist, und bekamen häufig Streit ihrehalb, da eine Art von Promiskuität, eine Verwechslung der Ehefrauen, öfter vorkam. Deshalb schuf *Móroa*, der Sonnengott, der heute noch in jenen Gebieten verehrt wird, für jede der Frauen ein Klassenzeichen; für seine eigene Frau bestimmte er den männlichen *Málam*, für die des *Sigeragum* den weiblichen *Ranggam*. Also nahm *Móroa*, der Sonnengott, der Schöpfer aller Dinge, für sich das weibliche Prinzip in Anspruch (da seine Frau *Málam* war, mußte er, der ja nicht ihrer Klasse angehören sollte, *Ranggam* sein), und dies entspricht ganz dem Völkergedanken von der Fruchtbarkeit und lebenbringenden Kraft des größten Himmelsgestirns. Wir haben bei den Semiten ja ähnliches, z. B. ist die Sonne (*sams*) der Araber weiblich! Und sagen wir selbst nicht heute noch die Sonne und der Mond? Um alsbald die diesbezüglichen Mythen bei den Nordwestamerikanern und den Südaustraliern abzutun, sei erwähnt, daß bei den *Tlinkit* Sonne und Mond ein Geschwisterpaar sind, also verschiedenen Geschlechts. Was männlich, was weiblich ist, wird nicht mitgeteilt. Da aber die Krähe eben Tochter des *Ranggam* ist, muß also auch sie *Ranggam* sein, ist also weiblich, also die Sonne. Ihre Mutter, der Fischadler, gleicht dem fischgefäßigen *Jelch*, also ist diese mit diesem und der Sonne gleich. Die beiden Stammesheroen, die im Streite miteinander liegen, sind *Jelch* der Rabe, und *Kanuk* wahrscheinlich der Adler oder Wolf, was erst spätere Zutat sein muß. *Kanuk* bleibt Sieger. Die Sonnensage mit den *Zwillingsheroen* berichtet übrigens *Koch-Grünberg* (2 Jahre Bd. 2, S. 282) auch bei den Amazonas-Indianern, ist auch von den Irokesen usw. bekannt usw. Etwas klarer ist die Überlieferung bei den *Mokwarra*, dem Adler, und *Kilparra*, der Krähe, in *Viktoria*. Sie schufen alle Dinge, hatten aber immer Streit, bei dem die listige Krähe schließlich vom Adler besiegt wurde. Dies deutet auf Mond und Sonne. Bei den *Aranda* in Zentralaustralien ist die Sonne weiblich, der Mond männlich. Bei den *Melbournestämmen* wird erzählt, daß das erste Wesen *Bundjel* den zweiten Mann *Karwin* schuf; die beiden bekamen aber wegen ihrer Frauen Streit, wobei *Bundjel* siegte.

Sehen wir uns die Entstehungsgeschichte des jüdischen Volkes an, wie sie uns im Alten Testament überliefert ist, so findet man merkwürdige Übereinstimmungen. Im 1. Buch Moses Kap. 4, Vers 17 heißt es von Kain nach dem Brudermord, als er ins Land Nod nach Morgen geflohen war:

„Und Kain erkannte sein Weib, die ward schwanger und gebar den Henoch.“

Vorher war nur davon die Rede, daß Eva zwei Söhne gebar, und daß Kain ein Ackermann, Abel ein Schäfer war. Woher Kain seine Frau bekam, ist nirgends ersichtlich. Also muß Kain als Ackermann in völkerkundlicher Durchdeutung die weibliche fruchtbare Sonne sein, die den männlichen Mond besiegt und die der Erde das Leben gab, nachdem Gott die festen Säulen des Weltalls, das Männliche und Weibliche in Gestalt von Adam und Eva geschaffen hatte. Der Schäfer Abel deutet auf den Mond hin, wie ja E. Hahn schon darauf hinwies, daß die Domestikation des Rindes mit dem Mondkult zusammenhängt.

Von den Zweiklassenzeichen ist im Alten Testament keine Spur mehr aufzufinden.²⁾ Dies ist auch ganz erklärlich, denn das exogame Zweiklassensystem muß bei jedem Volke, das zahlreich und groß wird, als überflüssig und hemmend verschwinden, während der Gruppentotemismus länger sich zu erhalten pflegt. Dies zeigen uns die vier Kriegsfahnen der in vier Gruppen geordneten zwölf Stämme Israels, die als Totembilder, gestickt oder gemalt, einen Löwen, Menschen, Stier und Adler zeigten. Daß es sich hier um einen Rest von Totemismus handelt, scheint mir zweifellos.

Über den Totemismus der Semiten hat schon Mac Lennan Angaben gemacht, die von seinem Schüler W. Robertson Smith weitergeführt und neuerdings von dem Ordensbruder Zapletal erörtert wurden; auch Breysig hat verwandte Stellen untersucht.³⁾ Die fast über die ganze Erde (Afrika fällt ziemlich aus) verbreitete Sinfaltsage zeugt ja unwiderleglich davon, daß in der Frühgeschichte aller Völker manche Gemeinsamkeiten vorhanden und von Bedeutung sind.

Aus all dem geht hervor, daß allenthalben an der Spitze der Schöpfungsgeschichte das männliche und weibliche Prinzip steht, entweder in der Gestalt eines ersten Menschenpaares (Adam und Eva, roter Stein und grüne Pflanze), oder als Mond und Sonne (grün und rot), oder in Gestalt zweier Tiere, die dann z. B. als Vögel, als Flieger im großen Himmelsraum nahe Beziehungen zu den Gestirnen haben. Rote Vögel sind ja als Feuerbringer, sogenannte Blitzvögel, sehr verbreitet, wie ich selbst z. B. in Südafrika und anderwärts festzustellen vermochte. Zwei schöne Beispiele hierfür gibt noch Neu-Mecklenburg; neben Malam und Ranggam, den Adlern, gelten als Klassenzeichen untergeordneter Art: das Pärchen des Papagei *Eclectus pectoralis*; dessen Weibchen ist rot, das Männchen grün; ebenso verhält es sich mit dem großen Schmetterling *Ornithoptera urvilleana*; auch hier das Weibchen braunrot, das Männchen grün schillernd. Die Farbengegensätze von grün und rot scheinen mir von keiner besonderen Bedeutung; ich will sie nur der Aufmerksamkeit weiterer Forschung empfehlen. Hell und dunkel ist aber weit verbreitet für die Klassentiere, was schon der weiße Adler und die schwarze Krähe zeigt und in Australien der weiße und schwarze Kakadu.

Auf Neu-Mecklenburg bezieht sich diese Zweiteilung in Malam und Ranggam auf alles, als Götter, Dämonen, Gestirne, Bäume, Steine, Flüsse, Quellen usw., wozu anderwärts z. B. in Indien bei den Mundavölkern neben Tiger und Schlange ganz nüchterne Dinge als totemartige Gegenstände erscheinen, als gereinigte Butter, eine Veranda, ein Regenschirm usw. In Südwestaustralien geschieht dies nach Bates in gleicher Weise.

²⁾ Die Schlange der Eva und des Moses sind einseitig.

³⁾ Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer 1905.

Vor allen Dingen muß jedes Ehepaar streng aus der Malam- und Ranggamklasse sich zusammensetzen, damit dem Gesetz der Exogamie Genüge geleistet wird; dies bezieht sich aber auch auf die engere Familie, da sonst ein Vater seine Tochter heiraten dürfte. Aus der Entwicklungslehre geht ja hervor, daß die Inzucht, und sogar der Incest, somatisch, auf eine Reihe von Generationen, wenigstens bei gesunden Menschen, nicht nachteilig ist. Karl v. Ufalvy hat festgestellt, daß bei den Lagiden, von Ptolemäus I. bis zu Kleopatra, in etwa 250 Jahren sechs Geschwisterheiraten stattgefunden haben, deren Kinder, allerdings nur einen Regenten, hervorbrachten. Kleopatra's Schönheit ist sprichwörtlich geworden; aber der Stillstand, der Zerfall und die psychische Entartung setzte doch schon nach der dritten Generation ein.

So schlimm wie die familiäre Inzucht, die also zu sittlichem und gesellschaftlichem Zerfall führt, ist die völkische, die einen Stamm in kurzer Zeit auch wirtschaftlich und politisch zugrunde richtet, da jeglicher Abschluß zum Stillstand und zur Überflügelung durch andere in offenem Verkehr befindliche Völker führt. Isolierte Völker können wohl vor dem Untergang bewahrt bleiben, zeigen aber dann eine Erstarrung ihrer Kultur, die beim ersten äußeren Anprall zerbricht.

Dies muß die Gesellschaft der Urmenschen schon früh erkannt haben, und so wurde nach dem Vorbild des menschlichen Geschlechts eine Zweiteilung eingeführt, hier Männer, dort Weiber, die sich streithaft gegenüberstehen. Dies ist bis heute in den Geschlechtstotembünden, z. B. bei den Tatathi Südostaustraliens der Fall, deren Männer eine Fledermaus verehren, während die Frauen einer Eule huldigen. Töten oder verletzen die Frauen eine Fledermaus, so werden sie von den Männern geschlagen und umgekehrt. Gelten doch die Tiere in Nordaustralien (Queensland) als Väter.

Unter diesen feindlichen Gesichtspunkten muß man sich das Mutterrecht entstanden denken, das der Frau die ganze Nachkommenschaft einer Ehe zusicherte. Ist die Frau Ranggam, so werden alle ihre Kinder Ranggam, und der Vater ist als Malam ein Fremdling in der Ehe. Seine nächsten Verwandten sind nicht seine Kinder, sondern seine Schwestern und Brüder, die mit ihm die gleiche Mutter haben und der gleichen Klasse angehören. Solche stark mutterrechtlichen Verhältnisse haben wir heute noch, z. B. auf den Ralik-Ratak-Inseln, wo in den Stammbäumen die Männer als nutzlos nicht aufgeführt werden; auf Palau, wo es vorkommt, daß die meisten Bewohner eines Dorfes Fremde sind, da ihre Mütter von auswärts stammen; und bei den Naga in Assam, bei denen die Frauen die Priesterämter versehen, den ganzen Grund und Boden zu eigen haben, ähnlich wie bei den Irokesen die Frauen alle zwei Jahre das Land verteilen.

Die vaterrechtlichen agnatischen Totemeinrichtungen, die des exogamen Zweiklassensystems notwendig entbehren müssen, finden wir neben den kognatischen auch in Australien, besonders aber in Afrika; diese Formen passen in die Frühverhältnisse nicht hinein. Der Ansicht von Ankermann, daß der Totemismus in einer vaterrechtlich-organisierten Gesellschaft entstanden sei, kann ich nicht beipflichten. In Zentralaustralien kommt ja auch der Empfängnistotemismus vor, wonach eine Frau, wenn sie sich schwanger fühlt, als Urheber den Geist des Totem, dessen Platz sie passierte, ansieht; das geborene Kind erhält dieses Totem. Gleiches Totem ist deshalb an

und für sich kein Heiratshindernis, und nur bestimmte Heiratsgruppen sorgen für die Exogamie, so daß also hier eintritt, was **Ankermann** bei mangelndem Totem ein „exogames Sippensystem“ nennt.

Die **Arunta** z. B. haben vier oder acht solche exogame Gruppen; vielfach nehmen hier auch die Kinder das Totem des Vaters an, und dies ist schon eine Art **Individualtotemismus**, bei dem jedes Kind sein Totem selber wählt; nur sieht der Vater darauf, daß es mit seinem möglichst übereinstimmt. Solch ein persönliches Totem wird ja von der Jugend der **Omaha-Indianer** in Nordamerika durch vier-tägigen Abschluß mit Zeremonien auf einem Berge erworben, also von jedem Jungen neu gekürt. Dies ist allerdings kein Totem im klassischen Sinne mehr, sondern nur noch ein Schutzgeist, ein **Sexpatron** **genius Frazers**, ein Wahrzeichen, ein Wappentier, oder wie man es nennen will.

Aus den gemachten Ausführungen scheint mir der Schluß erlaubt, daß die ethisch heranreifende Menschheit schon früh den Schaden der Inzucht in Familie und Sippe erkannte, und deshalb im Vorbild der sozialen Eigenart der Geschlechter, von **Frau und Mann**, und im göttlichen von **Sonne und Mond**, zwei Klassen erstehen ließ, die sich schieden, weil sie sozial und körperlich ungleich waren, um durch gegenseitige Einigung in der Ehe die wirtschaftlich bestmöglichen Vorteile zu erzielen. Die Trennung des Stammes in eine männliche und weibliche Seite tat der Eigenart der Frauen und Männer innerhalb der Klassen keinen Abbruch, da das soziale Element der beiden Geschlechter ausschlaggebend war, wie es im männlichen magischen **Mond** und in der weiblichen fruchtbaren **Sonne** zum Ausdruck kam, die beide, nur auf verschiedene Weise als zeugungskräftig galten.

Diese Grundsätze der Gesellschaftsordnung vertreten auch die Klassenzeichen, die Sinnbildtiere, die am ausdrucksvollsten im starken **Adler** und in der listigen **Krähe** vertreten waren und noch sind. Deshalb darf man sich **Adam** und **Eva** völkerkundlich auch nicht schlechthin als einen Mann und eine Frau vorstellen, sondern als die männliche und die weibliche Schöpferkraft, eine Behauptung, die durch die Heirat **Kains** trotz Mangels einer Frau, und das durch Mythenvergleich erwiesene astrale Heroentum von ihm und seinem Bruder **Abel** und ihrem Streit unterstützt wird. Sie sind ja **Sonne und Mond** im Völkermythus mit wechselndem Geschlecht (meist aber **Sonne und Mond**), sie sind das **Weltelternpaar** im Sinne **Ehrenreichs**,⁴⁾ und **Heilbringer** im Sinne **Breysigs**. **Adam** und **Eva** als **Sonne** und **Mond** hinzustellen, weil **Adams Rippe** der **Mondsichel** gleicht, ist meines Erachtens zu weit gegangen, obwohl der Sieg des Weibes über den Mann am Anfang der Schöpfung sehr dem Streit des Heroenpaars gleicht. Beim Anwachsen der Gruppen bzw. Sippen mit einem festen Totem an der Spitze, das die oben geschilderten wichtigen kennzeichnenden Eigenschaften mindestens zum Teil besitzt, sorgen diese für das Aufrechterhalten der sittlichen Ordnung und das Blühen der Familie, die also am Anfang ganz unter dem Einfluß der sozialen und geschlechtlichen Zweiteilung gestanden haben muß.

Inwieweit die weiter sich bildenden Horden und Großfamilien mit den Totemgruppen zusammenhängen, ist in jedem besonderen Falle zu untersuchen, wie auch die Astral- und Totemmythen weiterer Forschungsarbeit harren.

⁴⁾ Siehe Zeitschrift f. Ethnologie 1906, S. 536.

Es sind also die beiden Totemklassen Sinnbilder von Sonne und Mond, von Weib und Mann, deren gegensätzliche, oft feindliche Verhältnisse eben durch die Klasseneinteilung zum Ausdruck kommen. So wurde die Frühehe durch wirtschaftliche Notwendigkeiten bestimmt, durch den Streit beider Geschlechter um das Übergewicht in der Ehe, der auch heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist.

Die Entstehung des Leichenbrandes.

Von

Lutz Mackensen.

Um zu einer Entscheidung über die Frage nach der Entstehung des Leichenbrandes zu gelangen, ist es nötig, sich den historischen Entwicklungsgang der vorgeschichtlichen Brandbestattung zu vergegenwärtigen. Die Anfänge der Leichenverbrennung fallen an das Ende der mitteleuropäischen Steinzeit, also etwa 100 Jahre vor Homer¹⁾; nach Schuchhards letzten Untersuchungen waren es wahrscheinlich die Kulturträger der Schnurkeramik, die sie zuerst ausübten; Einflüsse von Frankreich her sind nicht unmöglich²⁾. Jedenfalls finden wir ihn zuerst in Thüringen völlig ausgebildet; in der Zeit von 1400—1200 v. Chr. ist er in Mittel- und Nordeuropa allgemein, wobei aller Wahrscheinlichkeit nach der Norden von Mitteleuropa beeinflußt worden ist.

Man hat sich von prähistorischer Seite aus bemüht, die vermeintliche Kluft zwischen Körperbestattung und Leichenbrand³⁾ zu überbrücken und aus den Funden der Übergangszeiten zwischen beiden Bräuchen zu einer Erklärung der Leichenverbrennung vorzudringen. Dazu zog man die Gräber der sog. „Meilerverbrennung“⁴⁾, steinzeitliche Bestattungen, deren Skelette mehr oder weniger deutliche Brandspuren aufwiesen, als Übergangsformen heran und glaubte in ihnen die Anfänge des Leichenbrandes vor sich zu haben. Zuerst, so meinte man, seien die Knochen bei den Totenopfern unabsichtlich angesengt, je enger die Gräber wurden, um so vollständiger wurde die Verbrennung, die entdeckt und schließlich künstlich nachgeahmt wurde.⁵⁾ Tatsächlich

¹⁾ C. Schuchhardt, Die Anfänge der Leichenverbrennung. Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1920, S. 502.

²⁾ Schuchhardt S. 516 ff. G. Kossinna (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1908, S. 13 ff.) will östlichen Einfluß feststellen, ebenso K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I. Heidelberg 1913, S. 153.

³⁾ So etwa Ch. Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Braunschweig 1890, S. 155.

⁴⁾ Von Ludwig Giesebrecht (Baltische Studien XII, S. 2, 127 ff.) zuerst als „minderer Leichenbrand“ bezeichnet. Beispiele für Meilerverbrennung: Hügel bei Neckewitz, Heuchelberggebiet bei Heilbronn, Lausehügel bei Halberstadt u. a.

⁵⁾ Seger (Die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit. Korrespondenzblatt der Dtsch. Gesellsch. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 41, 1910, S. 45 ff.) glaubt sich zu dieser Hypothese durch das langsame Emporkommen des Leichenbrandes in der Steinzeit, sein Abflauen in der älteren Bronzezeit und sein erneutes, diesmal siegreiches Vordringen in der jüngeren Bronzezeit genötigt. Daß neue religiöse Gedanken sich rückhaltlos sofort durchsetzen, trifft nicht zu (Bekehrung der Sachsen, Reformation!), und daß die Neolithiker mit ihren Toten experimentierten — das wäre nach Seger bei den ersten Leichenverbrennungen der Fall gewesen! —, ist doch wohl abzuweisen. Vgl. auch seinen Artikel „Leichenverbrennung“ bei Hoops, Reallexikon IV, S. 334. Vgl. M. Ebert, Die Anfänge des europäischen Totenkults. Prähistorische Zeitschrift XIII, XIV (1922), S. 1 ff., bes. S. 16 ff.

erklären sich die Meilerverbrennungen auf ganz natürliche Art, wenn man einige Beispiele moderner Naturvölker zum Vergleich heranzieht. In Guyana unterhielt man 14 bis 20 Tage ein Feuer auf dem Grabe, um den Gestank zu vermeiden⁶⁾; die Mintras und Winnebagoes zünden über den Gräbern Erwärmungsfeuer an⁷⁾. In Dänemark warf man noch in späterer Zeit den Toten etwas Feuer auf die Brust⁸⁾. Feuer auf den Gräbern zu ähnlichen Zwecken kennt man aus Queensland, dem westlichen Viktorialand, Kamilaroi, an der Südküste von Neuguinea, den Andamanen⁹⁾, ferner von den Buschleuten¹⁰⁾, den Galla¹¹⁾ und aus dem präkolumbischen Amerika¹²⁾.

Über die anderen Hypothesen, die über die Entstehung des Leichenbrandes geäußert wurden, können wir hier schnell hinweggehen. Die Ansicht, daß er aus einem Rösten der Leichen zu ihrer besseren Erhaltung entstanden sei, hat Schrader widerlegt¹³⁾. Seine Ansicht, den Grundgedanken in der Vorstellung von der befreienden Kraft des Feuers zu sehen¹⁴⁾, trifft wohl für einige geistig bereits sehr entwickelte Völker¹⁵⁾ zu, darf aber nicht auf Kulturstufen übertragen werden, denen der Läuterungsgedanke sicher fern lag¹⁶⁾.

Einige Beispiele, wie heutige Naturvölker den Leichenbrand üben, führen näher zum Ziele. Stirbt bei den Samoanern ein Kranker, so schneiden sie ihm das erkrankte Glied, das sie für zaubergefährlich halten, ab und verbrennen es¹⁷⁾. In Ostafrika wird der Wiedergänger verbrannt, um vernichtet zu werden¹⁸⁾, und verschiedene Sagen der Bonaksindianer erklären den Leichenbrand als Vernichtungsmittel für die der Leiche innewohnenden Käfer und Geister¹⁹⁾. Die Tschileute glauben sich gegen die Besuche der ñoli (Totengeister) nur sichern zu können, indem sie die Leichen einäschern²⁰⁾. Einige Sagen der Kali-

⁶⁾ Th. Preuß, Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordasiaten. Diss. Königsberg 1894, S. 32.

⁷⁾ A. Bastian, Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben. Jena 1871 ff., II, S. 329. Die Sihanaka stellen zu demselben Zweck brennenden Kuhmist auf die Gräber. Robinson, Die Psychologie der Naturvölker. Leipzig o. J., S. 112. Über den Brauch, Kohlen auf Gräber zu stellen, vgl. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908, I, S. 188 f. Ratzel, Völkerkunde. Leipzig 1886, II, S. 458.

⁸⁾ R. Sartori, Feuer und Licht im Totengebrauche. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1907, XVII, S. 365.

⁹⁾ Ebenda S. 375 f. — ¹⁰⁾ Ebenda S. 376.

¹¹⁾ Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1862, II, S. 519.

¹²⁾ E. Nordenskiöld, Präkolumbanische Wohn- und Begräbnisplätze an der Südgrenze von Chaco. Kongl.-Svenska-Vetenskaps-Akademiens Handlinga 36, Nr. 7, Stockholm 1903, S. 13.

¹³⁾ O. Schrader, Begraben und Verbrennen im Lichte der Religions- und Kulturgeschichte. Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 1911, S. 63; vgl. W. Caspari, Erd- oder Feuerbestattung? Lichtenfelde 1914, S. 12.

¹⁴⁾ Ebenda. Diese Ansicht äußerte bereits J. Grimm (Über das Verbrennen der Leichen, in: Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Berlin 1865, S. 211 ff.).

¹⁵⁾ So für die Griechen (Ilias VII, S. 410, XXIII, S. 75 f.; vgl. Rohde, Psyche I, S. 27, 32), die Inder (Schrader S. 64), die Dajaks (Dracke, Beiträge zu einer Seelenlehre vom ethnographischen Standpunkt 1882, S. 20), die Alt-Russen (Schrader S. 65).

¹⁶⁾ Schreuer (Das Recht der Toten. Stuttgart 1916, I, S. 396 f.) nimmt die Leichenverbrennung als Ausfluß der Vorstellung einer Art Hauch-, genauer Rauch- und Windseele, will also auch eine grundlegende Neuerung in ihr erblicken.

¹⁷⁾ Caspari S. 5.

¹⁸⁾ L. Levy-Bruhl, Das Denken der Naturvölker. Deutsch von Dr. W. Jerusalem. Wien-Leipzig 1921, S. 287.

¹⁹⁾ Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Wien 1900, S. 198; ohne Angabe, wo dieser Indianerstamm wohnt.

²⁰⁾ D. Westermann, Über die Begriffe Seele, Geist, Schicksal bei dem Ewe- und Tschivolk. Archiv f. Religionswissenschaft VIII, 1904, S. 108.

fornier erklären die Sitte dahin, daß die Toten beseitigt werden müssen, um nicht wiedererscheinen zu können²¹⁾, und die Chilenen pflegten ihre falschen Zauberer mit ihrem ganzen Gut zu verbrennen, damit nichts Unheilvolles von ihnen zurückbleibe²²⁾.

Parallele Beispiele aus dem alten und neuzeitlichen Volksglauben kommen hinzu. Sueton erzählt, daß in dem Hause, in dem Caligula ermordet worden war, solange Gespenster umgingen, bis seine Schwestern den Leichnam verbrannten. Im Mittelalter kam Verbrennung als letztes Mittel gegen Wiederkehrer sehr häufig zur Anwendung²³⁾. Die Bosnier und Herzegowiner vernichteten Vampyrleichen mit Feuer²⁴⁾, die Ruthenen gruben noch 1817 ganz allgemein vermeintliche Wiedergänger aus, zerstückelten und verbrannten sie²⁵⁾, eine Sitte, die Albanesen²⁶⁾, Neugriechen²⁶⁾ und Russen²⁷⁾ noch heute üben.

Angesichts dieser Beispiele darf man wohl den Schritt wagen, dieselben Vorstellungen auch auf vorgeschichtliche Zeit zu übertragen und in dem Aufkommen des Leichenbrands eine restlose Vernichtung des Leichnams zum Schutze der Überlebenden zu erblicken. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man im Leichenbrand nicht einen Bruch mit den bisherigen Anschauungen vom Fortleben des Toten²⁸⁾, sondern vielmehr eine Fortführung derselben sieht, den Leichenbrand also als Endglied einer Vorstellungsreihe auffaßt, die mit Einschließung des Toten im festgefügtten Steingrab begann und in der Hockerbestattung ihre Fortsetzung erlebte.

Totenfurcht ist eines der Gefühle, die den primitiven Menschen völlig beherrschen. Er, der den Unterschied zwischen Leben und Tod nicht kennt, kann es sich nicht vorstellen, daß die Leiche nicht mehr lebt, er kommt nicht einmal auf den Gedanken, dies zu vermuten. So wird ihr Fortleben für ihn zur Selbstverständlichkeit, das Wie bleibt ihm ein nie verstandenes Rätsel. Nächtliche Erinnerungsträume tragen das Ihre dazu bei, seine Ansichten zu verstärken, seine Furcht zu erhöhen; so sucht er bald nach Wegen und Mitteln, sich von den furchtbaren Toten zu befreien. Wohlverschlossene Säрге und Gräber erscheinen ihm zunächst hierfür am geeignetsten. Es sind gerade die auf niederster Kulturstufe lebenden Völker, die eine Bestattung gar nicht kennen. So ist es völlig verfehlt, in der Tatsache der Leichenbestattung eine etwa liebevolle Rücksichtnahme auf den Entschlafenen sehen zu wollen; von der egoistischen Totenfurcht nahm sie ihren Anfang. Unsere steinzeitlichen Grabbauten zeigen in ihrem Entwicklungsgang von der einfachen Steinkammer über das Megalithgrab zur engen, rings völlig verschlossenen Steinkiste deutlich das Bestreben, die Gräber

²¹⁾ Preuß S. 294.

²²⁾ Robinsohn S. 44. Die Belege lassen sich leicht vermehren. Vgl. Hostmann S. 163 (Buddhisten in Siam), Sievers-Kückenthal, Australien, Ozeanien und die Polarländer. Leipzig-Wien 1902, S. 313 (Salomonier), C. Spieß, Heidnische Gebräuche der Ewhe-Neger. Archiv für Religionswissenschaft 1912, XV, S. 167 f. (Togo-Neger) usw.

²³⁾ Vgl. Die „Neue Lausitz-, Böhm- und Schlesische Chronica“ des Heinrich Loch (Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 1909, XI, S. 79), die einen Fall vom Jahre 1612 berichtet. Weitere Belege finden sich leicht. Möglicherweise sind die Strafverbrennungen mit heranzuziehen, was Schreuer allerdings ablehnt.

²⁴⁾ E. Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien und der Herzegowina. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1900, VI, S. 212.

²⁵⁾ Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878, S. 88.

²⁶⁾ Ebenda S. 89.

²⁷⁾ Klapper, Die schlesischen Geschichten vom schädigenden Toten. Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 1909, XI, S. 91.

²⁸⁾ Wie dies etwa Helm I, S. 151 tut.

fester, sicherer zu gestalten²⁹⁾. Die Grablegung bedeutete also nichts anderes als eine Gefangenhaltung des Toten zum Schutze der Lebenden. Eine Freiheitsberaubung kann nun zweierlei Art sein: sie kann sich lediglich auf die feste Verschließung des Grabplatzes beschränken, sie kann sich aber auch auf den toten Körper selbst erstrecken, indem dieser gefesselt und gebunden wird. Diese letzte Schutzmaßnahme findet sich vollständig ausgebildet in der fast überall anzutreffenden Hockerbestattung³⁰⁾. Wollte man all diesen Vorsichtsmaßregeln nicht mehr vertrauen, mußte man zu derberen Mitteln greifen, um das Ziel der völligen Schadlosmachung des Toten zu erreichen; ein solches bot sich im Leichenbrand.

Die Sitte der Hockerbestattung war im vorgeschichtlichen Deutschland nicht so allgemein, daß ganze Volksstämme oder ganze Zeitabschnitte nun etwa ihre Toten in hockender Stellung begraben hätten, wie etwa später der Leichenbrand alle anderen Bestattungsarten fast völlig ausschloß. Es ist also unbeweisbar, daß überall da, wo Leichenbrand zuerst auftrat, Hockerbestattung, die wir entwicklungsgeschichtlich als vorhergehend erkannten, vorher geübt wurde. Dennoch ist die Tatsache auffallend, daß im Thüringer Gebiet, wo der Leichenbrand zuerst sich ausbreitete, auch besonders viele Hocker gefunden wurden. Bezeichnend und für unsere Annahme in gewisser Hinsicht beweisend ist ein Grabfund aus der frühesten Zeit des Leichenbrandes vom Vielerweg bei Heilbronn, besonders günstige Umstände ließen hier erkennen, daß die Leiche in hockender Stellung verbrannt worden war³¹⁾. In gleicher Weise wiesen die Brandstätten von Wiskiauten (Ostprien) selten über 1 m Durchmesser auf, hier war also ebenfalls hockend verbrannt worden³²⁾. Für diese Fälle wenigstens darf als bewiesen gelten, daß der Entwicklungsgang der Bestattungsformen in der oben angegebenen Weise vor sich ging.

Der Leichenbrand stellte also keine grundsätzliche Neuerung dar, sondern lediglich eine Fortführung schon bestehender Anschauungen in ihre letzten Folgerungen. Der Boden war seit langem vorbereitet. Dabei ist als sicher anzunehmen, daß die Sitte von einem Volk zum andern wanderte, daher die langsame Verbreitung im Neolithikum. Dabei aber als Vorbedingung ein Nomadenleben der Kulturträger anzunehmen³³⁾.

²⁹⁾ Vgl. die Sitte der Steinhäufen. Zur Literatur: H. Ankert, Stein- und Reishäufen im nördlichen Böhmen. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1901, VII, S. 22. B. Schmidt, Steinhäufen als Fluchmale, Hermesheiligtümer und Grabhügel in Griechenland. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 147, 1893, S. 373. Haberland, Zeitschr. f. Völkerpsychologie 1880, XII, S. 296 ff. B. Kahle, Über Steinhäufen, insbesondere auf Island. Zeitschr. f. Volkskunde 1902, XII, S. 89 ff., 208 ff., 319 ff. G. Nidossich, Opferhäufen. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1914, XX, S. 143. Ungerer, Steinkultur im Elsaß. Els. Monatsschrift f. Geschichte und Volkskunde 1912, S. 591 f.; 1913, S. 425 u. a. m.

³⁰⁾ Vgl. R. Andree, Ethnologische Betrachtungen über Hockerbestattung. Archiv für Anthropologie VI, S. 282 ff. Für Afrika wird Andree neuerdings durch Küsters (Anthropos XIV--XV, S. 676 ff.) ergänzt. Ferner Götze, Über Hockergräber. Zentralblatt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1899, IV, S. 321. Schaafhausen, Die hockende Bestattung. Jahrbuch des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 86 (1888), S. 279. Klusemann, Das Bauopfer. Grar-Hamburg 1919, S. 54 ff. Es muß scharf zwischen Hockern und sogen. Schläfern unterschieden werden. Vgl. M. Ebert, Die Anfänge des europäischen Totenkults (Prähistorische Zeitschrift 1922, S. 7).

³¹⁾ Schliz, Historischer Verein Heilbronn 1900, VI, S. 12.

³²⁾ Olshausen, Leichenverbrennung in Japan. Zeitschrift für Ethnologie 1908, XL, S. 100.

³³⁾ Wie dies zuletzt Schuchhardt, S. 119, tut; vor ihm bereits Jacob Grimm, Über das Verbrennen der Leichen. S. 218, und besonders scharf Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde, Straßburg 1901, S. 83.

ist nicht nötig; ein Vergleich mit den heutigen Brandkulturen ergibt in der Hauptsache durchaus seßhafte Völker als Kulturträger. Wenn zudem der Leichenbrand eine Fortentwicklung bereits bestehender Anschauungen darstellt, warum sollen die Völker, die ihn ausübten, ein Wanderleben geführt haben, wo doch die anderen Neolithiker, die bestatteten, meist seßhaft waren? Daß der neue Brauch bei den Neolithikern nicht zur nachhaltigen Geltung kam, erscheint verständlich; neue Bewegungen finden immer Gegner und werden unterdrückt, wenn diese die Oberhand gewinnen. Daß sich der Leichenbrand später doch durchsetzte, — die Schnelligkeit, mit der er es tat, beruht darauf, daß der Boden im Neolithikum bereits vorbereitet war —, zeigt die Kraft seines Gedankens und die Berechtigung, die er für die damaligen Anschauungen hatte ³⁴.)

Ein Farbenstempel.

Von

Otto von Buchwald-Guayaquil.

Die Zeichnung des Farbenstempels (vgl. die untenstehende Abbildung) gibt ein möglichst genaues Bild des Originals, das mir mein Sohn Federico von Buchwald von seiner Kakaopflanzung in der Nähe von Quevedo, am oberen Rio Guayas, mit anderen Altertümern schickte.

Viereckige und walzenförmige Farbenstempel finden sich an der ecuadorianischen Küste und im Hochlande ziemlich häufig und sind in der betreffenden Literatur bekannt; und wenn ich das vorliegende Exemplar zu beschreiben wünsche, ist es, weil seine Zeichnung die erste dieser Art ist, die mir hier bekannt ist.

Der gut gebrannte Tonzylinder ist vorzüglich erhalten und hat eine braune Ziegelsteinfärbung. Das Material besteht aus feingeschlemmtem Ton mit feinen kristallinischen Körpern, die gegen helles Licht glänzen. Das Längenmaß ist 72 mm, der obere Durchmesser 30 mm, der mittlere 32 mm und der untere 31 mm. Der Durchmesser des inneren Hohlraumes beträgt 21 mm und die Tiefe der ausgeschnittenen Figuren erreicht 6 mm.

In der Zeichnung erkenne ich links oben drei und unten zwei Federn, gleich jungen Farnblättern gebogen. Die Hauptfigur ist ein stilisiertes Reptil mit großem Kopf, schnauzenartigem Maul und dünnem gestreckten Leib.

Oben rechts schwebt ein stark stilisierter Vogel, von dem der Kopf und ein Flügel zu erkennen ist, während der Körper und Schweif nur durch drei gekrümmte Federn bezeichnet ist. In dem übrigen Teile der Oberfläche scheint eine Wiederholung des Reptils beabsichtigt zu sein; da aber der Raum zur Entwicklung fehlte, hat man sich mit einem stark stilisierten Kopf und einigen Federornamenten begnügt.

Außer den erwähnten Zeichnungen ist noch ein Tausendfuß (Myriopode) zu bemerken, der vertikal über dem Maul des Reptils steht.

Das Interessanteste an dieser Zeichnung sind nicht allein die Figuren, die auch anderwärts ähnlich vorkommen, sondern der Ort, wo sie gefunden wurden. Um das zu beurteilen, bitte ich folgende Werke zu vergleichen:

Professor Dr. W. Lehmann: Festschrift zum XLIV. Anthrop. Kongreß, Nürnberg 1913, Seite 70—71, Abb. 1—4, wo verschiedene

³⁴) Vgl. zum Ganzen auch G. Neckel, *Walhall*, Studien über germanischen Jenseitsglauben. Dortmund 1913, S. 38, 45; K. Helm, S. 1, 151.

Formen des Reptils gegeben werden. — Sammlung Felix Wiss, Costa Rica.

Baessler-Archiv I, Prof. Dr. Schmidt, Über altperuanische Gewebe.

Erland Nordenskiöld: Zeitschrift für Ethnologie, Heft 1, 1917, Seite 12: Die östliche Ausbreitung der Tiahuanacokultur in Bolivien und ihr Verhältnis zur Aruakkultur in Mojos. Wenn auch in Perú und Bolivien das Reptil in dem wasserarmen Lande zu einem Landtier geworden ist, kann doch die gleiche Herkunft leicht erkannt werden.

Herbert J. Spinden: Ancient Civilizations of Mexico and Central-America, Seite 171—172. In dem Kapitel: The Chorotegan Culture sind die betreffenden Zeichnungen aber als von Costa-Rica angegeben.



Nach dem Gesagten kommt es nun darauf an, wie das vorliegende Stück an seinen Fundort gelangt ist, wo sonst nichts als ziemlich primitive Chibchakultur zu finden ist.

Das Vorliegende wurde gefunden in dem Tale des Rio San Pablo, der von Osten aus dem Gebirge kommt und einer der Flüsse ist, aus denen sich der Rio Guayas zusammensetzt. Sein Quellgebiet liegt in der Nähe der Stadt Latacunga an der großen Heerstraße der Anden.

Der Verkehr auf dem Guayas wird sich wohl auf den Salzhandel beschränkt haben. Aber die Indianer haben auch heute noch Verbindungswege durch den Wald von Tal zu Tal und ein Verkehr mit dem Cañar ist nicht ausgeschlossen. Das war aber lange vor der Zeit der Inkas ein Zentrum der Tiahuanacokultur, die doch wohl Anziehungskraft auf die umliegenden Stämme gehabt haben muß. Der Einfluß aber, den die zentralamerikanischen Kulturen auf Tiahuanaco gehabt haben, ist längst erwiesen. Augenblicklich studiert Dr. Max Uhle diese Provinz, und somit dürfen wir wohl einen guten Abschluß erwarten.

Die Zeichnung des Herrn E. Nordenskiöld mit demselben Tier entstammt Fundstücken derselben Tiahuanacokultur und beweist wiederum die Verbindung mit Zentralamerika.

Nun kommt noch ein weiteres Element in Betracht; es ist der Tausendfuß (Myriopoda, den die „Colorados“ Mama-pini = Mutter-schlange nennen), dessen Vorhandensein auf der bekannten Stele von Chavin de Huantur in seinem Aufsatz: Los Principios de la Civilización en la Sierra Peruana Dr. Max Uhle (Boletín de la Academia Nacional de Historia) so schön beschrieben hat. Diesen Tausendfuß finden wir auf dem Farbenstempel wieder, und zwar über dem Maul des Reptils. Es ist keineswegs damit gesagt, daß er verschlungen werden soll, denn selbst Göttergestalten im Rachen von Ungeheuern sind bei den Mayas nicht selten.

Da der Stempel nicht zu der einheimischen Kultur gehört, so nehme ich einstweilen an, daß er auf dem Handelswege nach seinem Fundort gekommen ist.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Januar 1923.

Vorsitzender: Herr B. Ankermann.

Vortrag: Herr B. Ankermann: Der Gottesglaube der Neger.

(1) Frau Cäcilie Seler-Sachs hat im Andenken an ihren verstorbenen Gatten 50 000 Mark überwiesen, die zum Druck der Zeitschrift verwendet werden sollen.

(2) Bei der Wahl des Ausschusses wurden die bisherigen Mitglieder wiedergewählt, nämlich die Herren Goetze, Langerhans, Maass, F. W. K. Müller, Sökeland, Staudinger, von den Steinen, Strauch (Contreadmiral) und Strauch, (Professor). Zu seinem Obmann wählte der Ausschuß Herrn Karl von den Steinen.

(3) Neu aufgenommen sind:

Herr stud. Anton Juska in Charlottenburg,

„ Major a. D. v. Duisburg, Lehrer a. d. Kolonialschule zu Witzenhausen,

„ Lehrer Erich Goldbach in Berlin,

„ Paul Burdett-Chevalier in Berlin,

„ Kurt Stiller, Regierungsrat in Berlin,

Frau Burdett-Chevalier in Berlin,

„ Eugenie Pohle in Berlin,

„ Luise Ankermann in Berlin-Dahlem.

(4) Vor der Tagesordnung spricht Herr Lehmann-Nitsche über eine Frage der südamerikanischen Astralmythologie. Das Manuskript der Mitteilung ist bisher nicht eingegangen.

(5) Herr Ankermann hält den angekündigten Vortrag:

Der Gottesglaube der Neger.

Der Vortrag wird später gedruckt werden.

Sitzung vom 17. Februar 1923.

Vorträge: Herr Schuchhardt: Rethras Zerstörung. (Mit Lichtbildern.) — Herr M. W. Hauschild: Zur Anthropologie der Rasse von Cro-Magnon. (Mit Lichtbildern.)

(1) Durch Vermittelung von Herrn H. Virchow sind der Gesellschaft 50 000 Mark als Geschenk ägyptischer und chinesischer Studierenden der Medizin an hiesiger Universität überwiesen worden, die als Beihilfe zum Druck der Zeitschrift dienen sollen. Der Vorsitzende spricht den Gebern den Dank der Gesellschaft aus.

(2) Neu aufgenommen sind:

- Herr stud. phil. Hans Findeisen in Berlin,
 „ Gustaf Blomquist, Presseattaché b. d. Schwedischen
 Gesandtschaft Berlin in Berlin-Friedenau,
 „ stud. arch. Eleazar L. Sukenik in Wilmersdorf,
 „ H. C. Rehbock in Amsterdam,
 „ Gerhard Flachs, Kaufmann, in Berlin,
 „ stud. prähist. Hermann Schroller in Tübingen,
 „ Dr. Krauel, Attaché im Auswärtigen Amt, in Char-
 lottenburg,
 „ Dr. Reinhard Thom, Studienrat in Berlin,
 Frau Krauel in Charlottenburg.

(3) Herr C. Schuchhardt hält den angekündigten Vortrag über
Rethras Zerstörung.

Der Vortrag ist gedruckt in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 19. Juli 1923) zusammen mit den früheren Mitteilungen des Verfassers über denselben Gegenstand.

(4) Herr M. W. Hauschild hält den angekündigten Vortrag:
Zur Anthropologie der Cro-Magnon-Rasse.

Die Rasse von Cro-Magnon ist diejenige Menschenrasse, welche in der letzten Phase der älteren Steinzeit über fast ganz Europa verbreitet gewesen ist. Die Benennung stammt von dem kleinen Dorfe Cro-Magnon im Vezèretal, wo im Jahre 1868 gelegentlich eines Bahnbauens vier Skelette freigelegt wurden, deren genaue Datierung seinerzeit nicht mehr möglich war; ihre Zugehörigkeit zum Magdalenien wurde vielmehr erst sichergestellt, als vier Jahre später in Laugerie in der Dordogne ein völlig gleicher Skelettfund in einer bis dahin noch ungestörten Schicht zum Vorschein kam. Die Verbreitung dieser Menschenrasse über ganz Mitteleuropa wurde dann durch eine große Anzahl weiterer Funde erhärtet, und heute wissen wir über sie am besten Bescheid von allen fossilen Menschenrassen. Ich möchte Ihnen heute über diese interessanten Funde keinen ausführlichen Bericht erstatten, denn ich muß annehmen, daß ich den meisten von Ihnen darüber nicht viel Neues sagen kann. Für meine weiteren Ausführungen sei es mir aber vergönnt, über die Beschaffenheit dieser Skelette einige erläuternde Bemerkungen vorzuschicken.

Ihren körperlichen Eigenschaften nach gehört die Rasse von Cro-Magnon zur Menschenart Homo sapiens. Ob sie zu gleicher Zeit wie der Neandertaler lebte, ist bisher noch nicht erwiesen. Manche halten den Aurignacmenschen für den direkten Ahnen der Cro-Magnonleute. Die Rasse des „Lössmenschen“, gestützt auf die Funde von Brück, Brunn und Galley-Hill, scheint ihr Zeitgenosse gewesen zu sein. Auch diese Beziehungen sollen uns heute nicht beschäftigen. Den Cro-Magnonmenschen fehlen alle typischen Neandertalmerkmale. Sie besitzen die Merkmale des Homo sapiens sogar in ganz besonders ausgeprägtem Maße; die Körpergröße beträgt im Mittel für den Mann etwa 180 cm, kommt somit den größten jetzt lebenden Völkergruppen gleich. Der Schädel ist dolichokran, sehr lang und verhältnismäßig breit, stark gewölbt und faßt etwa 1550 cm. Die Modellierung ist ungeheuer kräftig: mächtige Brauenbogen, tief eingezogene Nasenwurzel, niederes Gesicht mit nur geringer alveolarer Prognathie und vor allen Dingen sehr niedere, fast rechteckige Augenhöhlen vervollständigen das Bild. Da-

durch entfernt sich der Cro-Magnon-Mensch in seiner körperlichen Beschaffenheit nicht nur vom Neandertaler, sondern entwickelt auch Eigenschaften, wie sie in der ganzen Primatenreihe sonst fehlen. Auch unter den jetzt lebenden Menschen erreicht kein Typus einen so geringen Mittelwert des Orbitalindex, wie ihn der Cro-Magnon-Mensch aufweist. Im allgemeinen sind ja die Anthropoiden viel weiter spezialisiert als der Mensch, so daß Bolk in einer seiner letzten Arbeiten den Menschen in phylogenetischer Hinsicht „als einen geschlechtsreif gewordenen Affenfötus“ in etwas derber Weise kennzeichnet. Um so höher sind m. E. die Merkmale zu bewerten, die typisch menschlich sind, z. B. die extrem niederen Augenhöhlen und das niedere Gesicht. Die Kopfform dagegen hat er mit dem Neandertaler und mit vielen Anthropoiden gemein. Diese, ebenso wie die Gesichtsbreite, unterliegt manchen umgestaltenden äußeren Einflüssen. Wir werden deshalb bei unserer weiteren Betrachtung besonderen Wert auf jene oben angeführten Eigenschaften des Gesichtes zu legen haben.

Heute wird uns nun die Frage beschäftigen, was aus der Cro-Magnon-Rasse geworden ist. Ist sie im Paläolithikum ausgestorben oder hat sie sich in die Jetztzeit hinüberretten können? Leben ihre Angehörigen noch in Europa oder sind sie ausgewandert? Haben wir ihre Reste vielleicht in den ausgestorbenen Tasmaniern oder den Guanachen zu suchen, beides Völker mit sehr niederen Augenhöhlen, beide groß und dolichocephal? Es wäre nicht unmöglich, aber wir wollen uns heute nicht mit gewagten Hypothesen befassen, sondern uns auf den Boden realer Forschung begeben. Wir brauchen nicht weit zu suchen, denn wir werden die Spuren im eigenen Lande zu verfolgen haben. Es sind wiederholt die Züge des Cro-Magnon-Typs in der heutigen Bevölkerung Europas wiedergefunden worden. Ripley fand sie in der Dordogne, der alten Heimat, Paudler in Dalarnë in Schweden, Eugen Fischer will sie in der nordischen Rasse wieder erblicken, abgeändert durch äußere Einflüsse im Laufe der Zeiten, und für Fürst und Nielsen ist Cro-Magnon und nordisch ein Begriff. Lassen Sie uns zuerst chronologisch vorgehen und sehen, ob wir die Spuren von der älteren Steinzeit weiter verfolgen können.

1914 fand man in Obërcassel bei Bonn in diluvialer Schicht zwei bestattete Skelette, deren Beigaben zur Magdalénienstufe wiesen. Das eine Skelett gehört einem etwa sechzigjährigen Manne an von riesigem Körperbau, das andere offenbar einem Weibe, etwa Ende der Zwanziger. Über die Zugehörigkeit der letzteren zur Cro-Magnon-Rasse herrscht wohl heutzutage kein Zweifel mehr. Bonnet, der den Fund auf das sorgfältigste bearbeitete, möchte in dem Manne gern eine Mischform zwischen Cro-Magnon und Neandertaler sehen. Meines Erachtens sind aber die Abweichungen vom reinen Cro-Magnon-Typ nur individueller Art, eine Folge der gewaltigen Muskeln, die dieser mächtige Kerl besitzen haben muß. Wegen seiner abnormen Körperkraft wird ihm wohl ein besonders anständiges Begräbnis zuteil geworden sein und als Beigabe für das Jenseits ein junges Weib. Alle Eigenschaften des gewaltigen Schädels sind nur etwas übertriebene Cro-Magnon-Merkmale, so daß wir ihn dieser Rasse zuzählen müssen. Damit hätten wir einen sicheren Fund auch für das Vorkommen in Deutschland. Es wird sich ferner noch herausstellen, ob wir auch im Offnetfund Reste dieser Rasse finden. Diese Schädel — sie wurden in „Nestern“ zu 6 und 27 vereint als Teilbestattung in der Offnethöhle gefunden — zeigen nach den bisherigen Untersuchungen (Schliz) große Verschiedenheit. Man muß aber berücksichtigen, daß ein großer Teil der Schädel Weibern oder Kindern

gehören, die mit einem anderen Maß zu messen sind als Männerschädel; ferner sind sie meist stark verdrückt. Es wird also noch abzuwarten sein, ob dieser Fund eine solche Mannigfaltigkeit der Schädelformen zeigt, wie sie jetzt immer behauptet wird. Die Schädel stammen aus einer Übergangszeit, dem Mesolithikum; weitere Funde dieser Art in Deutschland sind meines Wissens nicht gemacht worden.

Wenden wir uns nun zur folgenden Periode, zum Neolithikum. Schliz hat mit unermüdlichem Fleiße dieses Material zusammengetragen, so daß wir heute eine ziemlich gute Zusammenstellung der neolithischen Schädel Funde in den deutschen Landen besitzen. Sein Gedanke, Kulturform und Menschentyp als deren Träger zu vereinen, mag in seinen Grundzügen richtig sein. Wir finden mit Resten mancher Kulturen, z. B. den Zonenbechern, fast immer Schädel von bestimmter Form, Kurzschädel, die sich von den langen Grabschädeln vergangener und folgender Perioden scharf abheben. Aber ohne Anhaltspunkte für die damals schon gewaltigen Völkerverschiebungen fällt es schwer, Urformen und Mischformen auseinanderzuhalten. Eine Überschneidung einzelner Kulturkreise mag an Fundobjekten immer noch leichter festzustellen sein, als die Mischformen der Schädel, über deren Vererbungsmodus wir so gut wie gar nichts wissen. Diese Folgerung war für mich bestimmend, daß ich an der Hand von zeitlich bestimmbarern Material diesen Fragen näherzutreten suchte und die von Merkel gesammelten Göttinger Gräberschädel, die aus Gräbern der letzten 1500 Jahre stammen, zum Ausgangspunkte für diese Untersuchungen wählte. Vor 1500 Jahren war die Bevölkerung Südhannovers langschädelig, ich fand keinen einzigen Kurzschädel; heute finden wir in derselben Gegend fast nur Kurzschädel, keinen einzigen echten Langschädel. Was sind dafür die Ursachen? Ist die Bevölkerung durch eine andere ersetzt? Die Geschichte sagt uns hierüber nichts — geschah diese Änderung durch allmähliche Einwanderung einer anderen Rasse? Oder hat die Bevölkerung sich an Ort und Stelle verändert durch Aufnahme rassenfremder Elemente oder durch Abänderung? An anderer Stelle habe ich nachzuweisen versucht, daß beide Momente dafür verantwortlich zu machen sind: Rassenmischung und Umbildung. Heute lassen Sie uns sehen, welche Rolle die Cro-Magnon-Rasse dabei spielte.

In Thüringen findet sich in den Gräbern der jüngeren Steinzeit ein Menschentypus, der sich durch hohen Wuchs und langen gewölbten Schädel auszeichnete. Das Gesicht ist schmal, die Augenhöhlen hoch, das Hinterhaupt oft lang ausgezogen; Schliz bezeichnet ihn als Megalithtypus: es ist der nordische Typ der nordischen Forscher. Nielsen würde ihn als Cro-Magnon-Typ bezeichnen, er hat aber nichts mit der Gesichtsform des Cro-Magnon-Menschen gemein. Wir finden diesen Typ in den Schädeln von Buttstädt. Es sind „liegende Hocker“ mit Beigaben vom schnurkeramischen Typus. Ganz gleiche Form zeigen auch die Schädel von Rössen mit Beigaben der Bandkeramik. Vergleicht man nun mit ihnen Schädel aus germanischen Reihengräbern Süddeutschlands, so findet sich zwischen diesen Langschädeln und den Buttstädtern völlige Übereinstimmung; auch jene Schädel sind lang mit schmalen Gesicht. Ecker bezeichnet sie als Reihengräbertyp, v. Hölder als germanische Form. Schwerz fand denselben Schädel bei der Mehrzahl seiner Alemannen, Gildemeister bei den Bremer Schädeln des frühen Mittelalters, Retzius und Fürst unter den Schweden. Vergleicht man die Mittelwerte der von diesen Forschern untersuchten Reihen, so stimmen sie in allen Einzelheiten fast völlig überein. Dadurch schien es berechtigt, die Völker des germanischen Sprach-

stammes in einer Rassengruppe, der nordischen, zu vereinen. Indessen, die Reihengräber von Hannover, Grone; Rosdorf, Anderten, der gleichen Merowingerzeit entstammend wie die eben erwähnten, weichen von diesem Typ erheblich ab. Und doch ist gerade diese Gegend echt germanisch; die alten Sachsen gelten als diejenigen Germanen, welche das reinste Germanisch sprachen. Betrachten wir nun zunächst den körperlichen Befund dieser Reihengräberbevölkerung.

Die Körpergröße errechnete ich aus den Knochen bei den Groner Männern auf 173 cm; bei denen von Anderten auf 170 cm. Sie ist also im Mittel etwas größer als die der Süddeutschen zu jener Zeit (166,5 cm nach Lindenschmitt). Der Längenbreitenindex des Schädels stimmt dagegen mit jenen fast überein (Grone 74,1, Anderten 74,4). Aber das Gesicht ist das Cro-Magnongesicht: niedere Nasenwurzel unter starken Brauenwülsten, geringe Gesichtshöhe, ausgesprochen niedere Augenhöhle (Index 77,4, Männer 75,1). Die Grabschädel von Anderten (über 100) haben etwas höhere Augenhöhlen; sie stehen etwa in der Mitte zwischen den Gronern und denen von Bremen. Während unter den Gronern nur sehr spärlich langgesichtige Langschädel vorkommen, finden sie sich häufiger bei denen von Anderten. Die Göttinger Gegend scheint das Zentrum für jene Cro-Magnonformen zu sein. Im Süden reichen sie bis nach Franken, wo sie schon Ranke feststellte, im Westen bis nach Westfalen, wo ich sie unter den Osterwicker Grabschädeln fand. In den süddeutschen Reihengräbern finden sie sich dagegen nur ganz vereinzelt, ebenso in Holland, wo Barge aber doch diesen Typ als Stammform der Terpschädel voraussetzte; oberhalb der Elbe fehlen fast völlig Grabfunde aus jener Zeit. Wie die Untersuchungen Reches an schlesischen Schädeln zeigen, sind hier aber schon sehr früh gewaltige Mischungen verschiedener Völkergruppen vor sich gegangen. Auch die mir kürzlich zur Bearbeitung anvertrauten Schädel von Lossow bei Frankfurt a. O. zeigen recht heterogene Zusammensetzung. Es mag aber auch hier ein Cro-Magnon-Typ die meist niederen Gesichter und Augenhöhlen bedingen. Von den sechzehn steinzeitlichen Schädeln, die Retzius und Fürst beschreiben, haben acht niedere, nur sechs hohe Augenhöhlen; in der Eisenzeit scheint sich das Verhältnis zugunsten der Formen mit hohen Augenhöhlen zu ändern.

Wenn wir uns fragen, warum trotz des besonders im Osten und Norden so häufigen Auftretens niedergesichtiger Langschädel mit niederen Augenhöhlen dieser Typ selbst von so gründlichen Forschern wie Retzius, Fürst, Nielsen, Sören Hansen vom nordischen Schädel kaum unterschieden wird, so hat das seinen ganz besonderen Grund. Weder in der Steinzeit noch in irgend einer anderen Periode zeigen diese Schädel diese markante Modellierung wie bei den alten Niedersachsen. Sie zeigen stets die Eigenschaften des Cro-Magnon-Gesichtes in sehr abgeschwächter Form mit allen Übergängen zum „nordischen“ Gesicht. Wir müssen daraus schließen, daß das Ausbreitungsgebiet dieses Typs vorzüglich auf dem Festlande lag und daß er entweder die nordische Rasse auf den Inseln und in Skandinavien bei seiner Einwanderung schon vorfand, oder falls er auch dort endogen war, die nordische Rasse schon im Frühneolithikum in sich aufnahm, d. h. sich mit ihr vermischte. Nur auf der Insel Falster scheint sich das Cro-Magnon-Gesicht erhalten zu haben, so daß sich Nielsen veranlaßt sah, einen besonderen Typus aufzustellen, den er nach dem Fundort auf Falster als den Borreby-Typus bezeichnete. Gerade auf den Inseln halten sich Rassen besonders rein — wir sehen das auch besonders in den sogenannten Batavertypen auf der holländischen Insel Marken. So

mag der Borreby-Typ nicht nur ein Familientyp sein, wie das Nielsen annimmt, sondern der Rest der einst dort ausgebreiteten Cro-Magnon-Rasse. Stutzig macht nur der hohe Längenbreitenindex des Borreby-Typs, den Nielsen auf 80,4 angibt. Nun ist dieser Index aber sehr variabel und meines Erachtens ein Umstand, der gegenüber der sonstigen Übereinstimmung mit dem Cro-Magnon weniger ins Gewicht fällt. Die wuchtige Form der Borreby-Schädel findet sich aber auch in Deutschland. Der Schädel von Plau (Index 82) gehört dazu; ferner sind die Einzelfunde von Rheinsbrunnen (Längenbreitenindex ♂ 73,40 ♀ 80,60), Pattensen und vom Kauffertsberge vielleicht in diese Gruppe einzureihen.

Die Verbreitung des nordischen Typs in Thüringen macht es wahrscheinlich, daß in der jüngeren Steinzeit der Groner Typ nicht so weit östlich und südlich reichte wie zur Zeit der Merowinger. Er muß aber im Neolithikum schon im nördlichen Deutschland gesessen haben. Sollte er einem so gründlichen Forscher wie Schliz entgangen sein? Da muß zuerst hervorgehoben werden, daß unsere Funde aus Norddeutschland sehr spärlich sind. Als die einzigen kommen die Mecklenburger in Frage. Diese hat auch Schliz beschrieben. Er fand nun, wie vorauszusehen war, einen Schädeltyp vor, den er nirgends unterbringen konnte. Weder die deutschen Gräberschädel noch die skandinavischen ließen sich mit diesen Funden, die aus den Flachgräbern von Ostorf, Roggow und Blengow stammen, vergleichen. Er war gezwungen, einen neuen Typ aufzustellen, den er als Ostorfer Typ bezeichnete. Schliz kannte zu jener Zeit noch nicht die Reihengräberfunde des nördlichen Deutschlands, die meist erst in jüngerer Zeit gehoben wurden; so sah er sich veranlaßt, diesen Ostorfer Typ als etwas Landfremdes zu bezeichnen, und vermutete, daß er wegen der Nähe des Fundortes an der Ostseeküste auch über das Meer in Deutschland eingewandert ist. Heute steht dieser Fund nicht mehr allein da. Die jüngeren Reihengräberschädel Hannovers sprechen für die Ausbreitung dieses Typs nach Westen. Und das stimmt wieder recht gut mit den geschichtlichen Ereignissen überein. Es handelt sich doch offenbar hier um die alten Sachsen, von denen wir wissen, daß sie erst im zweiten Jahrhundert aus ihren Stammsitzen östlich der Elbe in das Land zwischen Elbe und Weser einwanderten. Es ist ferner bekannt, daß sie sich durch strenge Ehegesetze äußerst rasserein erhielten, so daß wir ein paar Jahrhunderte später noch reine Typen in den Gräbern finden mußten. Die Friesen, die ihnen offenbar stammverwandt waren, vermischten sich viel eher mit der ansässigen Bevölkerung, die nach den frühen Gräberfunden zu schließen, nordischen Typ besessen hat. Deswegen finden wir an der Nordseeküste auch diesen Typ wieder häufiger, besonders auch in Bremen. Ob die Ostgermanen den Sachsen körperlich glichen, läßt sich bisher nicht feststellen. Vor der Völkerwanderung herrschte dort der Leichenbrand und nach dieser sind die Ostgermanen unter andere Völker verpflanzt und mit diesen untrennbar vermischt. Ihr Land wurde von den Slawen eingenommen, welche die Germanenreste in sich aufnahmen, aber durch die Fortsetzung des Leichenbrandes uns jeder Möglichkeit beraubten, die anthropologischen Fragen weiter zu verfolgen. Nach deren Christianisierung erfolgte im Anfang des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung die Kolonisierung des Ostens durch deutsche Rückwanderer, die, wie A s m u s (Persanzig, Kr. Stettin) zeigen konnte, sich nicht vom nordischen Reihengräbertyp unterscheiden.

Daraus folgt, daß nur in dem zuletzt von den Sachsen besiedelten Lande, in dem sie dann auch sesshaft blieben, sich deren Typ rein er-

halten konnte. Wir können nicht entscheiden, ob auch die übrigen Germanen den wilden Sachsen glichen. Es scheint aber, als ob die südlich der Sachsen angesessenen Germanen schon vor ihrer Wanderung nach Niederbayern viel fremde Rassenbestandteile in sich aufgenommen haben; ferner mischten sie sich stark nach ihrer Einwanderung in Süddeutschland mit den dort sesshaft gebliebenen Alpinen, so daß die Reihengräberfunde recht gemischt erscheinen. Aber auch die sprachliche und kulturelle Sonderstellung der Sachsen erhält dadurch von anthropologischer Seite ein anderes Licht. So wie sie hier eine gewisse Sonderstellung inne hatten, so unterscheiden sie sich auch in körperlicher Hinsicht. Heute sind durch starke Einwanderung fremder Elemente, besonders vom alpinen Typ, manche Eigenschaften des alten Sachsen geschwunden. Auf dem Lande herrscht im Hannoverschen auch jetzt die breitere Schädelform; der Längen-Breitenindex ist etwa 79. Aber das breite Gesicht und das blonde Haar, die Brauenwülste und die eingezogene Nasenwurzel ist heute noch dort weit verbreitet. So mag auch schließlich manche Eigenheit des norddeutschen Charakters, der sich vom leichtlebigen, blonden Rheinländer und Süddeutschen beträchtlich unterscheidet, seinen Grund haben im Erbgut des schwerblütigen Sachsen.

Sitzung vom 17. März 1923.

Vorträge: Herr Mielke: Die altslawische Siedlung. (Mit Lichtbildern.) — Herr Virchow: Wirbelsäule und Thorax beim Menschen und Schimpanse. (Mit Lichtbildern.)

(1) Der Vorsitzende teilt mit, daß Herr v. Luschan sich nach Ägypten begeben habe, um dort Erholung von seiner schweren Erkrankung zu suchen, und daher den Sitzungen der Gesellschaft längere Zeit fernbleiben müsse.

(2) Neu aufgenommen sind:

Herr Prof. Dr. Rodenwald, Generaldirektor des Deutsch.
Archäologischen Instituts in Berlin,
„ Dr. Friedrich Wagner in München,
„ Berthold Baumgarten, Kaufmann in Berlin,
„ cand. jur. Ernst Schmey in Berlin,
„ Paul Friedrich, Auslandslehrer in Berlin-Neukölln,
„ Albert Becker in Berlin,
„ Dr. med. Reinhold Winter in Frankfurt a. Oder,
„ Fritz Tidelski, Lehrer in Kiel-Gaarden,
Frau Hanni Thom in Berlin,
Anthropologischer Verein in Hildesheim.

(3) Herr Mielke hält den angekündigten Vortrag:

Die altslawische Siedlung.

Merkwürdig unfertige agrarische Zustände bestanden in Rußland noch bis in die Gegenwart hinein. Die gewaltige Ausdehnung des Landes mit einer an sich riesigen Bevölkerung, die aber im Verhältnis zu den großen Landflächen recht weitmaschig angesiedelt war, bewahrte weite Landstrecken vor der Kultivierung. Wo sie über die Ernährungsgrenze hinauswuchs, da boten die ungeheuren Wälder und Heiden im Norden, die Steppen im Süden stets neuen Anreiz zur Besiedlung, ohne daß dabei eine intensive Bewirtschaftung gefördert wurde. Es

zeigt die russische Getreidewirtschaft bis heute neben einzelnen planmäßig betriebenen Mustergütern noch weite Gebiete, in denen nur die notwendige Nahrung kümmerlich gewonnen wird. Noch nach Ende des Mittelalters war die Feldgraswirtschaft die herrschende Betriebsform, bei der neben dem kultivierten Ackerlande, der pašnja, auch der Waldboden, der perelog, den Anreiz zu einer oberflächlichen Nutzung gab. Das erstere wurde eine Reihe von Jahren angebaut und blieb dann liegen, bis mit der Zeit eine neue pašnja wieder entstand.¹⁾

Es liegt in der Natur einer solchen ursprünglichen Wirtschaft, daß sich die Einzelsiedlung und der private Bodenbesitz ausbildeten. Denn die Möglichkeit, immer neue Gebiete wirtschaftlich zu erfassen, konnte nur ausgenutzt werden, wenn dem Rodenden das volle Eigentumsrecht zustand. Wenigstens ist in der Frühzeit der russischen Geschichte von einer genossenschaftlichen Siedlung nichts bekannt, die unmittelbar, wie vielfach in Deutschland, zu einer konzentrierten Dorfsiedlung geführt hätte. Dagegen sind die Zeugnisse nicht selten, die für ein persönliches und unbeschränktes Grundeigentum schon in der ältesten Zeit sprechen. Im Gebiete der unteren Düna war solch ein Grundeigentum bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschend und wurde nach Keußler²⁾ noch 1759 bestätigt. Dagegen spricht nicht, daß im ältesten russischen Recht, der Rusnaja poljana, das Land in der Hand der Familien war, denn diese wohnten wohl sicher in großen Einzelhöfen, wie es die Bemerkungen der sog. Nestorschen Chronik über die Poljänen, „sie lebten für sich und regierten über ihre Geschlechter und ein jeder lebte mit seinem Geschlecht in seinen Ortschaften“ durchschimmern läßt.³⁾ Wir haben es offenbar mit einer losen, unregelmäßigen Häufung von entfernteren Einzelhöfen zu tun, die auf freiem Boden standen, im Besitz von Sippenmitgliedern waren und eine kleine dörfliche Republik bildeten. Diese lose staatliche Urzelle entstand also aus dem großen Landbesitz eines slawischen Familienhauptes, das mit anderen Volksgenossen nach Norden vordrang und das herrenlose oder vielleicht auch den finnischen Urbewohnern abgenommene Land besetzte und mit seinen Kindern und Enkeln bewirtschaftete. Seit dem 13. Jahrhundert, also bereits nach fünfhundertjähriger Herrschaft der Waräger, erweiterte sich diese bäuerliche Gemeinde infolge Absplitterung jüngerer Glieder, die einen neuen Hof mit eigener Wirtschaft gründeten und Neuland kultivierten. Da dies von den älteren Söhnen unternommen wurde, so fiel der Ursprungshof in der Regel dem zurückgebliebenen jüngsten Sohne zu, was vielleicht warägischer Einfluß war. Eine weitere Folge und gewiß auch eine Bestätigung dieses Vorganges ist die verhältnismäßig geringe Anzahl von Personen in den russischen Bauernhöfen, die aus den Urkunden zu ersehen sind.⁴⁾

Diesen kleinen Ansiedlungen, von denen sich die in dem Dorfe Febral bis 1534 auf fünf Hofstätten (dvorišče) entwickelt hatte, ging aber der Einzelhof voraus, der in den altslawischen Gebieten fast überall nachzuweisen ist. In Kleinrußland, in dem Gebiete von Kiew, der alten Heimat der Slawen, sind Einzelhöfe ganz allgemein verbreitet gewesen neben Anteilswirtschaften von $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ Teilen, einer festen Teilung, die in dem ganzen germanischen Sprachgebiet wiederkehrt und die Annahme zuläßt, daß warägische Einflüsse auch hier mitgewirkt

¹⁾ Sergčević, Žumal ministerstva narodn. prosvěšč. 1901 Mart. S. 1 u. f. Rhamm Großhufen 479, 480.

²⁾ Baltische Monatshefte 24, N. F. 6, S. 242.

³⁾ Schiemann, Rußland, Polen und Livland, Berlin 1885, S. 28.

⁴⁾ v. Keußler a. a. O.

haben. Andererseits beweisen die vielen Ortschaften mit der Endung -ow, die den deutschen Ingen- und Leben-Dörfern entsprechen, daß ein Einzelner Gründer und Besitzer der Siedlung war. Weiterhin aber deutet auch manches darauf hin, daß dieser Einzelhof keineswegs einen unbeschränkten persönlichen Besitz bildete, sondern — im Gegensatz zu vielen deutschen Gütern — ein gemeinsames unteilbares Familieneigen war, das der Erbe übernahm und das von den engeren Familienmitgliedern (Vater, Mutter, Geschwister, Kinder) bearbeitet und weiter vererbt wurde. Es scheint demnach, als ob sich neben der germanischen Teilbarkeit der altslawische Familienbesitz in Kleinrußland erhalten habe. Daß ein solches Verhältnis schließlich einmal zur Teilung führt, liegt auf der Hand, ist aber bei der Unbeweglichkeit der russischen agrarischen Zustände möglichst weit hinausgeschoben worden und, wie die Teilbarkeit in ein Viertel und besonders in ein Achtel beweist, nach dem warägischen Vorbilde erfolgt.⁵⁾ Wenn die überschüssigen Söhne in naher oder ferner Nachbarschaft ein Stück Wildland rodeten, und Tochttersiedlungen anlegten, dann entwickelte sich leicht eine Art von Markgenossenschaft wie in den germanischen Ländern, deren Spuren im Nowgorodschen, im Pskowischen Gebiete und selbst im südlichen Rußland noch zu erkennen sind. Ferner deutet auch die Einrichtung der Ältesten, der Tausend- und Hundertmänner, die sich übrigens auch in den Städten bemerkbar machen, daß der Einfluß germanischer Vorbilder im alten Rußland nicht zu unterschätzen ist.⁶⁾ Die Gefolgsleute der warägischen Fürsten, die Drostes, aus denen sich die russischen Druschinen entwickelten, hatten gewiß für die altslawische Familienwirtschaft nur ein geringes Verständnis; sie waren Träger des russischen Großgrundbesitzes, der in der Hand der späteren Bojaren für den russischen Bauer verhängnisvoll werden sollte.

Vereinzelt haben wir Nachrichten über die Art der Kolonisation freier Ländereien aus späterer Zeit. Im nordrussischen Dwinagebiete, das zu Nowgorod gehörte, kolonisierten Verbände von freien Bauern unter einem Vorstande, indem die Genossen in gemeinsamer Arbeit das Land urbar machten. In gemeinsamer Wirtschaft wurden die Ländereien bestellt; selbst das Vieh gehörte allen, und die Ergebnisse der Viehzüchtung wurden auf die Höfe verteilt. In dem erwähnten Dorfe Febral bestanden diese Verhältnisse bis zum Jahre 1534, in welchem die Ländereien unter den fünf Höfen⁷⁾ aufgeteilt wurden. Die von den russischen Historikern angenommene Gaugenossenschaft bestand aus freien Bauern unter einem Ältesten (Starosti) und war in Hundertmänner (Solskie)⁸⁾ und Häupter (Golovi) organisiert und bildete so den ersten Keim eines staatlichen Verbandes.⁹⁾ Das Zusammendrängen der Bauern in größeren Dörfern hob die Macht der Dorfgemeinde über die Mark und veranlaßte einen stärkeren Eingriff in den Betrieb, verlangte auch nach einem Flurzwang, nach Umteilung des Ackerlandes und bildete mit der größer werdenden Gemeinde auch eine umfangreichere Dorfsiedlung.¹⁰⁾ Durch den Übergang der Macht an den Staat,

⁵⁾ Engelmann, Die Leibeigenschaft in Rußland, S. 7 u. 8.

⁶⁾ v. Keußler, a. a. O., S. 202, 203.

⁷⁾ Leontovič, Über den Bauernhof im westlichen Rußland im 16. u. 17. Jahrhundert, S. 358. Rhamm, Großhufen, S. 161.

⁸⁾ Auch in Polen hatte die Hundertschaft Boden gefaßt; hier wurden aber die Unfreien zu Hunderten (setka) oder Zehnern (dziesiątka) vereinigt (Ad. Szelaowski, Chłopi dziedzicy, S. 20/21. Rhamm, Großhufen, S. 726).

⁹⁾ Meitzen, Siedlung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, Berlin 1896, II., S. 265, 266.

¹⁰⁾ v. Keußler, a. a. O., S. 236.

der mit den Warägern eintrat, verlor die Mark ihre rechtliche Bedeutung für den Bauern noch mehr, besonders aber dadurch, daß die freien Ländereien von den Fürsten, den Bojaren und von der Kirche beansprucht wurden. Infolge der Begünstigung einzelner Dörfer durch die Grundherren entwickelten sich später auch Städte,¹¹⁾ deren Grundrisse oft noch den unregelmäßigen Grundriß der alten Dörfer zeigen. Die Angabe des sog. Bayrischen Geographen aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, daß in Rußland 3670 Städte (*urbes und civitates*) wären, läßt sich freilich in der Mehrzahl nur auf Dörfer beziehen.

Unter diesen Umständen erscheint es von besonderer Bedeutung; daß gerade in Kleinrußland, der alten Heimat der Slawen, sich der Einzelbesitz bis in das 18. Jahrhundert hinein gehalten hat und sich in der Feldeinteilung noch bemerkbar macht. Von hier aus, wo Prokop (II cap. 14. IV cap. 4 und 51) die Slawen in einzelnen Hütten und mit großen Landgebieten für das weidende Vieh schildert, ist die Einzelsiedlung nach Nordosten bis in die Gegend von Orel und nach Süden bis zu den Südslawen vorgedrungen, die daneben auch geschlossene Dörfer haben. Die ältesten russischen Geschichtsquellen, die sogenannte Russnaja Prawda, und die Nestorsche Chronik, die von dem Mönche Nestor nach älteren Quellen um 1100 verfaßt wurde, bezeichnen den unabhängigen Besitzer als Ogniszeczanin, als den am Feuerherde (*Ogniszczce*) Sitzenden, was mit der Annahme eines patriarchalischen Familienbesitzes nicht unvereinbar ist.¹²⁾ Die zahlreichen Ortsnamen auf -ow und -in, im Gegensatz zu dem Fehlen alter patronymischer Endungen wie -owice, -wice und ice, deuten auf diese Urzustände, die umso mehr in eine entfernte Vorzeit zurückweisen, als sie später weder der Mir-Verfassung noch der Leibeigenschaft unterlagen.

Wenn nun der Einzelhof Neigung zur Aufteilung an wenige Sippenmitglieder zeigt, dann mußte sich diese mit der Zeit immer mehr steigern. Für den Norden Rußlands haben wir in der Studie von Frau A. J e f i m e n k o, Bauernverhältnisse im Norden Rußlands 1882/83, eine sachkundige Führerin. Die Verfasserin weist urkundlich nach, daß die alten Russen dieser Gebiete nicht in großen Dörfern, sondern in kleinen, aus wenigen Höfen bestehenden Siedlungen und Einzelhöfen wohnten. „Selten treffen wir eine Siedlung (*Derewnà*) von fünf bis acht Höfen, nur ausnahmsweise mehr als acht Höfe.“ Einzelhöfe und Siedlungen von ein bis vier Höfen bestätigt auch v. Keußler.¹³⁾ Nach Engelmann¹⁴⁾, der die sogenannten Landrollen und die Urkunden zu Rate gezogen hat, bestand die Siedlung auch in anderen Teilen Nordrußlands aus ein bis vier Höfen noch im 15. Jahrhundert und zwar im Gebiet von Nowgorod aus ein, zwei oder drei Höfen, in dem von Perm meist aus einem Hof, in dem von Twer durchschnittlich aus drei Höfen, im Dimitrowschen Fürstentum aus 5½ Höfen; erst im Gebiet von Rjäsan, also schon im östlichen Okabogen, wachsen sie auf zehn Höfe an. Diese Urzustände blicken auch in der Kennzeichnung des großen Einzelhofes als Feuer- oder Ofenstätte (von *Pecziszczce*-Ofen) hindurch, die — entsprechend dem mehr im Süden gebräuchlichen *Ogniszczce*-Herd den gemeinsamen Familienbesitz bezeichnet, noch mehr aber in der freien Vererbung des Besitzes, die eine Aufteilung in verschieden große Feldanteile gestattete. Trotz dieser Aufteilung, die naturgemäß zur Bildung

¹¹⁾ v. Keußler, a. a. O., S. 204.

¹²⁾ Meitzen, a. a. O., II, S. 265.

¹³⁾ v. Keußler, Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland 1876 u. 1887, I, 45, 58, 59, 65, 73, 83.

¹⁴⁾ Engelmann a. a. O. S. 7, 350.

eines, unseren Weilern entsprechenden Siedlungstypus (Derewna oder Tselo) führte (Abb. 1), war die wirtschaftliche Einheit durch die gemeinsame Bearbeitung und Ernte gesichert und Anerkennung der Besitzer seitens des Staates als freie Siedler gefördert. Noch als Peter der Große die Kopfsteuer einführte, kam dieser Unterschied für die Landschaften an der Dwina, von Nowgorod und Pskow dadurch zur Geltung, daß die Bauern nur eine kleine Steuererhöhung auf den Kopf erhielten, daß sie ihre Scholle vererben oder verkaufen, daß sie nicht willkürlich in den Dienst der Fürsten gepreßt werden konnten.¹⁵⁾ Die Aufteilung der Höfe, die nach A. Jefimenko bis zu einem Sechszehntel gehen konnte, und die den Urhof mit Familienhäusern unregelmäßig umstellte, erstreckte sich jedoch nicht auf den Acker, der von den Sippengeossen je nach der Größe ihres Hofbruchteiles bearbeitet wurde. Man kam also mit anderen Worten aus der ursprünglichen Gleichheit durch Vererbung allmählich zu einer unregelmäßigen, aber noch sippenrechtlich gebundenen Aufteilung, die sich infolge der freien Verpachtung, des Tausches und der Schenkung noch willkürlicher gestaltete. Fremde traten dann in den Verband des Dorfes; durch Umtausch oder durch Regulierung der Äcker wurde schließlich in diesen Gebieten ein Zustand geschaffen, der sich bereits der späteren Mir-Verfassung näherte, ihrer Einführung wenigstens keinen Widerstand entgegenstellte,¹⁶⁾ der aber auch den Privatbesitz in eine Zeit hinüberretete, in der auf dem Verwaltungswege alles Bodeneigentum zum Staatsbesitz gemacht und auf diese Weise an die Mir-Verfassung angegliedert wurde.¹⁷⁾

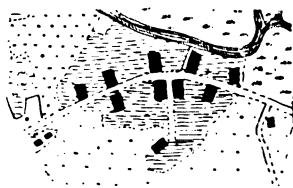


Abb. 1. Demidowo (Gouv. Perm)
a. d. Kama.

Im großen und ganzen haben sich die ursprünglichen Hofstätten mit ihren Äckern, Wiesen und Wäldern bis in das 15., stellenweise selbst bis in das 16. Jahrhundert erhalten und die Urhöfe mit ihren vier bis sechs selbständigen Feuerstätten, mit der Bewirtschaftung des Ackers durch gemeinsame Spannkraft und der Verteilung des Erlöses noch in das neue Rußland hinübergerettet.¹⁸⁾

Die bisher geschilderten Höfe liegen in dem Teile Rußlands, der von dem Ravenater Anonymus als die Wiege der Slawen angesehen wird, der aber nach neueren Forschungen nur die Richtung der ersten größeren Ausstrahlung aus dem Lande zwischen Karpathen und Dniepr ist, was auch Nestor bestätigt, indem er die Ursitze an die Donau und in das alte Illyricum verlegt.¹⁹⁾ Dagegen findet sie Jornandes (cap. 3 und 23) 552 in dem „unermesslichen Raum“ zwischen der Donau und der Weichsel. Und Prokop (II, cap. 14, IV, cap. 4, 5), der auch einen Hinweis auf die Einzellage der Höfe gibt, bestätigt dies, wenn er auch andere Namen für die Stämme einsetzt. Leider berichtet der Kaiser Maurikios (582—602) nichts näheres über die Siedlungen; doch

¹⁵⁾ Meitzen a. a. O., II, S. 267. Die Herren gaben weite Landgebiete an ihre Hofleute und an die Bojaren, die wiederum das Land gegen Abgabe eines Teiles der Erträge weiter verpachteten. Das Pachtverhältnis blieb indessen erträglich durch die Freizügigkeit, bis der berüchtigte Jurjewstag des Jahres 1592 ihr ein gewaltsames Ende bereite (v. Haxthausen, Studien über die inneren Zustände Rußlands. Hannover 1847, III, S. 143/144).

¹⁶⁾ Meitzen a. a. O., II, 267, III, 347, 352.

¹⁷⁾ Engelmann a. a. O. S. 6 u. 7.

¹⁸⁾ Jurnal ministerstva narodn. prosvěščenija 1896. Rhamm a. a. O. S. 491.

¹⁹⁾ Schafarik, Slawische Altertümer, I, § 1.

läßt sich seine Angabe, daß „sie in Wäldern und Strömen in schwer zugänglichen Brüchen und Sümpfen wohnen“, und daß sie „von ihren Wohnstätten mehrfache Ausgänge herstellen“, umsomehr auf Einzelsitze deuten, als er noch von besonderen Erdbefestigungen spricht, die sie in gefährlichen Zeiten aufsuchen.

Ist nun aber der Einzelhof die ursprüngliche slawische Siedlung, dann muß er auch auf den weiteren Wanderwegen anzutreffen sein. Die Untersuchung in den Balkanländern wird jedoch erschwert durch die hier verbreitete Hauskommunion, die die Siedlungsverhältnisse gründlich umgestaltet hat, auch wenn sie sich als eine verhältnismäßig späte steuerfiskalische Maßregel erweisen sollte. Peisker²⁰⁾ glaubt den Nachweis erbringen zu können, daß sie erst gegen die einschneidenden Steuergesetze serbischer Könige im 13. und 14. Jahrhundert entstanden sei. Und in der Tat ist die Sadruga für die älteste Zeit nicht zu erweisen, wohl aber widerspricht sie nicht der Annahme des Einzelhofes, weil es bei einer drakonischen Rauchsteuer für die Besteuerten entschieden vorteilhaft ist, wenn sich an der Feuerstelle möglichst viel Sippenangehörige sammeln. Schon der Gedanke, die Feuerstellen als Grundlage der Steuererhebung anzusetzen, spricht ebenso für das Vorhandensein des Einzelhofes im Balkan wie die in Rußland nur „alten Höfen“ zugesprochene Freiheit, bei Bedarf nach außen siedeln zu können. Bei einer dorfweisen Ansiedlung würde die Steuer wohl ergiebiger von den Personen oder der Arbeitsleistung als von den Herden, die in ihrer Anzahl so ziemlich konstant bleiben, zu erheben gewesen sein. Sie ist tatsächlich auch später nach der Verteilung des Ackerlandes in Haken veranschlagt worden — entsprechend der Erhebung nach dem Pfluge im westlichen Europa.²¹⁾ Trotzdem aber hat sich der Einzelhof in den Balkanländern nur spärlich erhalten; das ist aber den Kriegsverwüstungen und dem Umstande zuzuschreiben, daß die Slawen hier in Gebiete kamen, die vordem der sozial und agrarisch anders gerichteten Kultur der klassischen Völker unterworfen waren.

Über die Umwandlung des Einzelhofes in eine Dorfsiedlung bei den Südslawen sind wir unterrichtet durch das Buch von Stojan Novaković über das serbische Dorf.²²⁾ Die anschauliche Schilderung der altserbischen Bauernzustände setzt mit dem 13. Jahrhundert ein, in dem die Chrysobullen der serbischen Könige die Besitzverhältnisse einzelner landesfürstlicher Klöster regeln. Sie zählen die Hofstellen (Kučen) auf, deren Anzahl ganz beträchtlich ist. Daneben kommt das Gesetzbuch des Kaisers Stefan Duschan (1331—1355) in Betracht. Aus beiden Quellen ist zu ersehen, daß es keine eigentliche Sadruga gab, sondern nur Haushaltungen von zwei bis drei Familien, die keineswegs versippt zu sein brauchten. Es sind also ähnliche Zustände wie bei den Nordrussen. Der Sohn bildete mit dem Vater eine Steuereinheit, solange der letztere lebt. Bis in das 19. Jahrhundert war diese Einrichtung üblich, obwohl sie später von der Sadruga überdeckt und stellenweise beiseite geschoben wurde. Unter Uros II. Milutin wird Anfang des 14. Jahrhunderts verfügt, daß bei dem Fehlen eines Sohnes, Bruders oder Knechtes sich zwei alleinstehende Bauern aneinanderschließen sollen, „auch wenn sie einen abgesonderten Frondienst oder Acker haben“.²³⁾ Da zum Pflügen immer zwei Mann nötig waren, so scheint man hierbei zunächst nur an eine Arbeitshilfe gedacht zu haben.

²⁰⁾ Zeitschr. für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte, VII, S. 211—236.

²¹⁾ v. Keußler a. a. O. S. 27.

²²⁾ Belgrad 1891. In einem Auszuge von Karl Rhamm im Globus.

²³⁾ Peisker a. a. O. S. 216.

Nach diesen und anderen Verfügungen aus dem 14. Jahrhundert bildete im alten Serbien die bäuerliche Familie, wenn sie abgeteilt ist, 1. eine Wirtschaftseinheit, 2. eine Gemeinschaft in allem Hab und Gut (einen focus dim oder Rauch, d. h. ein Haus, eine Kuća) und 3. eine *Steuereinheit* (dimnina = Rauchsteuer). Und auf diese kommt es an. Sie ist nach Nowakovič (S. 214) byzantinischen Ursprungs, aber von den südslawischen Despoten beibehalten worden.²⁴⁾ Sie empfahl sich, weil sie einträglicher war als die Kopfsteuer, und weil es auf dem Balkan kein Landmaß als Wirtschaftseinheit gab, das man zugrunde legen konnte. Bei der extensiven, vielfach nur in freiem Rodungsrecht ausgeübten Bodenwirtschaft im alten Serbien und Bulgarien war dies eine annehmbare Grundlage für die Berechnung. Infolge der freien Vererbung kam man bald zu einer Zertrümmerung des Gutes (wie in Rußland) und zur Verminderung der Abgaben, wenn man die landlosen Nachkömmlinge nicht durch Rodung ansässig machte, sondern in einem Hause vereinigte. Das geschah in der Zweigenossenschaft, in der die Steuer gewährleistet war, die aber doch, um ihrem Wachsen zu widerstreben, sich hernach im Sippenhause als Sadruga ausbildete. So entstand diese aus dem Einzelhofe, erhielt sich aber als Sippenhaus in Einzellage, die auch durch Ausbauten nicht aufgehoben wurde, sondern auf dem ursprünglichen Rodungsland blieb.

Heute ist mit Ausnahme von Nordalbanien²⁵⁾ der Einzelhof überall von Straßendörfern umgeben, die sich wie in Rußland durch die Klöster und Grundherren entwickelten. In Kroatien und Slawonien liegt er in Gemenge mit dem Dorf; in Serbien sind die Sadrugadörfer noch weilerartige Ausläufer des Einzelhofes, während der letztere in Dalmatien sich als ein Nachkömmling ausweist, der durch Rodung und Abbau aus dem älteren Sippenhause entstanden ist.²⁶⁾

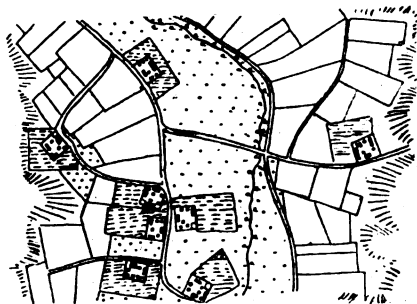


Abb. 2. Sadruga-Gehöfte an der Morawa.
Nach Meitzen.

Schließlich verrät das Sadrugagehöft selbst noch seine einstige selbständige Stellung durch die zahlreichen willkürlich angeordneten Wohn- und Wirtschaftsgebäude, durch den geräumigen Hof und durch die nur notdürftig gewährte Straßenregelmäßigkeit der alten Höfe (Abb. 2). Nach Alexander Borissowljewitsch²⁷⁾ liegen im südlichen Serbien die Gehöfte an der Straße; in dem großen umzäunten Hofe stehen neben dem Haupthause mehrere Nebenhäuser als Sommerwohnungen für einige Frauen, ferner Gebäude für Milch, Käse, Rahm, Pferde, Kühe, Schweine, Schafe usw. Während bei der dorfweisen

²⁴⁾ Wenn Krauß (Sitte und Brauch der Südslawen, Wien 1885, S. 23) den Einzelhof ablehnt, dann meint er damit den nordeuropäischen Einzelhof mit einer Familie. Er sagt selbst, daß „gewöhnlich die Hütten jeder Hausgemeinschaft auf einer dieser besonders zugehörigen Parzelle lagen, so daß häufig aus einer Hausgemeinschaft, wenn sie sich in neue auflöste, ein ganzes Dorf entstand“. Er geht indessen nicht auf den Urzustand ein, der auf den Einzelhof einer Familie hinweist.

²⁵⁾ v. Nopcsa, Haus und Hausrat im katholischen Nordalbanien, Serajewo 1912, S. 50.

²⁶⁾ Meitzen a. a. O., II, S. 660.

²⁷⁾ Braungart, Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker, Heidelberg 1912, S. 461.

Siedlung das Bestreben herrscht, die Anzahl der Gebäude zu vermindern und für einzelne Aufgaben zu vereinigen, und eine bestimmte Regel in der Anordnung auszubilden, blickt in der Häufung der Gebäude noch die einstige Regellosigkeit des Einzel- und Familienhofes durch, die sich auch in der sprachlichen Bezeichnung niedergeschlagen hat. Denn die südslawische Benennung des Wohnhauses Kuća, bulg. Kŕta, neusl. Kōča, altsl. Kōšta, kroat. Hiža bedeutet einen geschützten Ort, was in der Herzogowina infolge der Einführung der Herd- und Rauchsteuer durch das türkische odžak = Rauchfang oder das gleichbedeutende slawische dim = Rauchfang ersetzt ist.²⁸⁾

Baltzer, der im Gegensatz zu Peisker die altslawische Herkunft der Sadruĝa vertritt, schildert einen südslawischen Sippenhof von 15—40 Köpfen.²⁹⁾ Wenn es an Raum in dem Einheitshause fehlt, dann werden Nebenhäuser errichtet, die annähernd kreisförmig um das Haupthaus gestellt werden, „aber kein Rundling sind“ und meist nur im Sommer bewohnt werden. Kommen neue Haupthäuser hinzu, dann stehen sie in der Frontlinie des Ursprungshauses und bilden ein unregelmäßiges Straßendorf. Da jedes erwachsene männliche Mitglied einer Hausgenossenschaft das Recht hat, eine Teilung (Abspaltung) zu verlangen, so sind die Dörfer auch sehr schnell gewachsen.³⁰⁾ Die Bewohner bewahren dabei eine verminderte Selbständigkeit, weil die Teilung nicht nach der Kopffzahl, sondern nach Gliedern oder Zweiglinien vorgenommen wurde.³¹⁾

Auch bei den Westslawen ist der Einzelhof nachweisbar. In Polen ist heute das Reihen- und Straßendorf die Regel, aber in einer auffallenden Unregelmäßigkeit, die sich nur aus der allmählichen Entstehung erklären läßt. Baltzer erschließt den Einzelhof auch aus den Dorfnamen. Bezeichnungen wie u Kwiatka, u Sobka = bei Kwiatek, bei Sobek, und Namen auf -ów (Dalechów) oder auf owa und owo (Kozłowa, Gozkowo) sind nicht auf Edellente, sondern auf die bäuerlichen Gründer zu beziehen. In einer Gnesener Urkunde von 1136 heißt es „villa... quam tenuit olim Stan arator episcopi“. Von 27 Siedlungen, die 1105 den Benediktinern von Tiniec gehören, sind sieben Einzelhöfe und sechs Doppelhöfe. Vier haben drei, acht vier, einer sechs und einer sieben Wirtschaften. Das ist ungefähr das gleiche Bild, das A. Jefimenko von der Dwina schildert. Daneben deuten patronymische Endungen wie -ice auf familienhafte Siedlungen, z. B. Kwiatkowiec, das Dorf des Kwiatek und der Seinen. Das sagt auch eine andere von Baltzer angezogene Urkunde in dem Satze „Iurevici cum villa eorum“. Freilich bestreitet er im Gegensatz zu Peisker, der bei dem Landreichtum der Altslawen einen Ausbau durch Schwendwirtschaft annimmt,³²⁾ eine solche Wirtschaftsweise in Polen,³³⁾ doch ist nicht zu übersehen, daß diese naheliegende Rodungsweise auch für Rußland nicht urkundlich belegt, und daß sie für die Frage nach dem Einzelhof nebensächlich ist. Schwerer wiegt der Einwand, daß die Landbevölkerung in dem alten Polen keinen unbeschränkten Anspruch auf Grund und Boden wie in Rußland hatte. Doch ist — abgesehen davon, daß sich in dieser Verknechtung des Volkes kaum Urzustände spiegeln, — die Tatsache zu beachten, daß neben den persönlich unfreien Bauern auch noch

²⁸⁾ Krauß a. a. O. S. 73.

²⁹⁾ Historische Zeitschr., Band 111, S. 612, 613.

³⁰⁾ Krauß a. a. O. S. 116.

³¹⁾ Krauß a. a. O. S. 120.

³²⁾ Peisker a. a. O., V, S. 107, 108.

³³⁾ Baltzer, O Zadrudze slowiańskej, S. 67.

die Kmethen vorkommen, die persönlich frei waren und nicht unbedingt auf dem Herrngute bleiben mußten und als Rest der früher unbeschränkt freien Siedler zu betrachten sind.³⁴⁾

In Polen sind die ursprünglichen Verhältnisse fast vollständig durch spätere geschichtliche und wirtschaftliche Ereignisse überdeckt. Dagegen erinnert in Böhmen noch manches Dorf an die frühere Ausbauwirtschaft. Noch im 17. Jahrhundert war die gemeinschaftliche Bewirtschaftung des in einer Familie vorhandenen ungeteilten Besitzes nicht selten.³⁵⁾ Wenn das alte Sippenhaus die Nachkommen nicht mehr aufnehmen konnte, dann wurden in der Nähe andere Häuser gebaut, die dann einen der zahlreichen weilerartigen Orte bildeten und durch ihre unregelmäßige, in der Mitte einen Platz einschließende Gestalt die irrige Vorstellung eines Runddorfes haben entstehen lassen. An süddeutsche Weiler erinnern auch die unregelmäßig geschnittenen, blockförmigen Bodenanteile, die man sowohl in Böhmen, wie vereinzelt in Polen antrifft.³⁶⁾ Das Bild einer solchen Kleinsiedlung, die sich in der Teplitzer (Straden, Kulu, Rosenthal, Kosten, Kl.-Augesd, Hundorf, Kradrub, Nechlawitz) und Prager Gegend (Czwirkin, Nautonitz, Kamaik, Czinitz, Jenstein, Saltalitz, Mirowitz, Treboralitz, Sobin, Sleiczin, Rep, Nebuschitz, Gniocan, Helle, Czeslitz) häufig findet, und vielfach offene Zugänge zeigt, trägt die Züge dieser Herkunft an sich.³⁷⁾ Den Einzelhof des Böhmerwaldes, des Riesen- und Isergebirges kann man dabei unberücksichtigt lassen, da er wohl mehr aus geographischen als aus ethnographischen Umständen hervorgegangen ist.

Zwar ist das Bild des westslawischen Einzelhofes noch in mancher Beziehung lückenhaft, aber es wird ergänzt durch seine Verbreitung im östlichen Deutschland. Urkundliche Zeugnisse für sein Dasein liegen aus Brandenburg, Pommern und Mecklenburg vor; doch gibt es noch eine andere Quelle in den weilerartigen Dörfern der Umgebung Meißens und den Angerdörfern Ostpreußens. In dem ersteren, die sich keineswegs auf das Meißner Gebiet beschränken, sondern über Sachsen-Altenburg bis nach Thüringen verbreitet sind, finden sich kleine, nur wenige Höfe umfassende Weiler auf geschlossenem, blockartigem Felde, die nach Meitzen³⁸⁾ als ehemalige Familiensitze anzusprechen sind. Es ist also der gleiche Siedlungstypus, den das alte nordrussische Dwinagebiet erkennen ließ. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Ostpreußen. Hier sprechen die Beleihungsurkunden des Deutschen Ritterordens oft vom Felde (campus), selten vom Dorfe (vicus). Erinnert das erstere an die meißnischen Blockfelder, so ist auch da, wo das litauische Endungswort -keim eine größere dorfartige Siedlung anzeigt, keine geschlossene Ortschaft anzunehmen, sondern eine haufendorfartige Ansammlung weit auseinanderliegender Höfe (Abb. 3). Denn Berichte aus der Ordenszeit sprechen meist von zerstreuten Hauswesen.³⁹⁾ Noch um 1800 bestanden

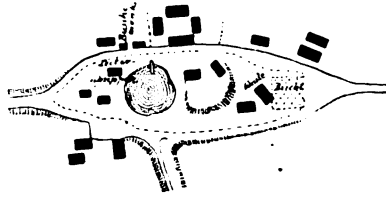


Abb. 3. Skizze des Dorfes Kleefeld bei Mehlsack (Ostpreußen).

³⁴⁾ Kaindl, Geschichte der Deutschen in den karpathischen Ländern, I, S. 23.

³⁵⁾ Palacky, Böhmen I, S. 168, 179.

³⁶⁾ Bräungart a. a. O. S. 462.

³⁷⁾ Jacobi, Slawenthum und Teutschthum, S. 55.

³⁸⁾ Meitzen a. a. O.

³⁹⁾ Stein, Die ländliche Verfassung Ostpreußens, Schriften des Instituts f. ostdeutsche Wirtschaft, Königsberg 1918.

im Samlande die oft aus Freigütern bestehenden Dörfer nur aus zwei bis sechs Hofstellen, die ganz planlos und mit weiten Zwischenräumen angelegt waren. Eine Reihe von Umwälzungen — in erster Linie eine umfangreiche Umsiedlung der Urbewohner von seiten des Ordens — hat auch die großen Bauerndörfer verändert. Aber auch sie blieben häufig der angestammten Neigung für eine weiträumige Bauweise treu, wenigstens bei den alten eingeborenen Bauerngeschlechtern, während ihre Leibeigenen in straßenförmigen Dörfern saßen. Auffallend ist bei diesen altpreußischen Dörfern der große Anger, der bis gegen zwanzig Morgen mißt und das Auseinandersprengen der Höfe mit ihrem geräumigen Zwischenland bewirkte. Selbst bei den masurischen Dörfern Ostpreußens, die nicht der straffen schematischen Regulierung der polnischen Siedlungen unterworfen waren, spricht die Unregelmäßigkeit der Straßenlinie für die ehemalige Ungebundenheit des Einzelhofes.

Es läßt sich also, wenn man das ganze Gebiet der slawischen Besiedlung übersieht, überall der Einzelhof als ursprüngliche Besiedlungsform nachweisen. Daß er heute nur noch in verhältnismäßig geringer Anzahl vorhanden ist, ergibt sich aus den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen, die ihn zur Umbildung, zum Stillstand, zum Absterben gebracht haben. Am nachhaltigsten haben diese Einflüsse in Rußland gewirkt, wo er seit Jahrhunderten durch Willkürakte unterdrückt worden ist. Im Westen kam er durch die starke deutsche Kolonisation im Mittelalter in Gefahr, die in ihren Dörfern in der Hauptsache die Straßenform begünstigte.

Trotz alledem hat sich der Einzelhof im russischen Norden verhältnismäßig lange erhalten. Mit großer Wahrscheinlichkeit haben dabei nordgermanische Einflüsse mitgewirkt, die wohl schon jahrhundertlang vor den geschichtlichen Ereignissen lebhaft waren. Die Züge der Goten an das Schwarze Meer und die freilich nur kurze Herrschaft des Gotenreiches sind geschichtliche Tatsachen, die mit einer zeitweiligen Unterjochung der Slawen verbunden waren. Das ist der erste Germanenzug durch das heutige Rußland, von dem die Geschichte berichtet; vor ihm gingen aber sicher vereinzelte germanische Erobererzüge von den südlichen und nördlichen Gestaden der Ostsee, die kein Geschichtsschreiber aufgezeichnet hat, die aber nichtsdestoweniger großen Einfluß auf die Kultur der slawischen und finnischen Völker ausgeübt haben. Wenn zahlreiche germanische Worte wie Joch, Halfter, Oberleder, Deichsel, Gabeldeichsel, Reitdecke, Nabe, Wagenzelt, Kummet, Drehschleife, Walze, Sichel, Pflug, Haken, Haue u. a., die das wirtschaftliche und teilweise auch das politische Leben umgrenzen, sich bis an den Ural verbreitet haben und zwar in einer altgotischen Form übermittelt wurden,⁴⁰⁾ dann kann dies wohl nur aus einer wiederholt aufgefrischten Übertragung und einer sicher nicht feindlich empfundenen Überschichtung der finnischen und slawischen Bevölkerung zu erklären sein. Man kann mit Müllenhoff Kaufleute als Träger dieses Einflusses annehmen; daneben haben aber wohl auch zahlreiche nordgermanische Konquistadoren Kleinherrschaften aufgerichtet und ihren Einzelhof mitgebracht. Da diese Züge vor der slawischen Zeit liegen, so kommen auch zunächst nur Finnen in Betracht, doch hatte sich der germanische Einfluß so stark verankert, daß auch die Slawen ihm verfielen und besonders in der Einrichtung und Benennung des Hauses und seiner Teile von ihm abhängig wurden.⁴¹⁾

⁴⁰⁾ Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, II, 69. Meitzen a. a. O., II, 179.

⁴¹⁾ Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet, Braunschweig 1906, I, 806, 809.

Diese politischen und wirtschaftlichen Ausstrahlungen von Skandinavien und von dem gotischen Ostgermanien aus haben jahrhundertlang bestanden und auf die Völker eingewirkt, bevor das Gotenreich Ermanariks, das die an der Maeotis sitzenden Erulen, die finnischen und slawischen Stämme an sich zog, auch äußerlich einen staatlichen Reifen um die in der russischen Ebene sitzenden Völker geschlungen hatte. Wenn nicht das ganze Land schon mit germanischen Stützpunkten übersät gewesen wäre, dann würde es gar nicht denkbar sein, daß die skandinavischen Russen im 10. Jahrhundert bis an das Kaspische Meer und den Kaukasus, ja bis nach Persien hätten vordringen können, und wenn diese Beziehungen zu den Nordländern sich nicht jahrhundertlang gefestigt hätten, dann wäre der Waräger Igor (912—945) wohl nicht auf den Gedanken gekommen, zu seinem Kriegszug gegen die Byzantiner die kriegslustige Jugend Skandiaviens durch Boten zur Teilnahme einzuladen. Vor der Herrschaft der Waräger haben sich offenbar die Germanen schon zu einer beherrschenden Schicht über die Vorbewohner aufgeschwungen, für die das germanische Liut (люди) eine vielleicht weniger herablassende als zahlenmäßige Achtung ausdrücken sollte. Die finnischen Ureinwohner — wohl wenig zahlreich — blieben in ihren dürftigen Einzelsitzen unbelästigt, die sich nach dem Zeugnis v. Haxthausens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erhalten haben. Wenn die Möglichkeit vorlag, diese Beeinflussung infolge des slawischen Druckes auszuschalten, so wurde er wieder unwirksam gemacht durch die politisch tiefgehende Durchfurchung des slawischen Volkes selbst durch die Waräger und den Strom der jahrhundertlang einsickernden Nordmänner. Ein schlagendes Zeugnis dafür haben wir im Gebiete von Pskow, in dem sich unter russischer Bezeichnung (Izornik, Ogorodnik, Kočetnik) eine ständische Gliederung bildete, die im Gegensatz zu dem allgemein russischen kommunistischen Krest'janin stand.⁴²⁾ In dieser germanischen Umwelt konnte sich der Einzelhof nicht nur erhalten, sondern sich auch durch Aufnahme germanischer Rechtsformen politisch verankern. Rußland muß vom 9. Jahrhundert, wahrscheinlich noch seit viel früher, bis in das 15. Jahrhundert hinein mit selbständigen Einzelhöfen und mit aus ihnen hervorgegangenen Kleinsiedlungen übersät gewesen sein, die umsomehr das Landschaftsbild bestimmten, als auch die in den durch die Endung grad (gorod) = Umhegung als germanisch gekennzeichneten Städten sitzenden Bürger die private Bewirtschaftung auch auf den Landgütern der Umgebung aufrecht erhielten.

Mit der Einführung des Christentums und der Ausbildung fürstlicher Gewalt, die immer stärker durch eine zentralisierende Verwaltung in die Geschieke des Dorfes eingriff und eine ständische Gliederung des ganzen Volkes vorbereitete, wurde der Befestigung und Ausbreitung des Privateigentums ein Riegel vorgeschoben. Der Vorgang vollzog sich entsprechend der Entwicklung in Deutschland: die Großfürsten erklärten alles freie Land als ihr Eigen und belohnten damit ihre Dienern, die nur Nutzen davon hatten, wenn sie auf den ungenutzten Ländereien Bauern ansetzten.⁴³⁾ Das grundherrliche Prinzip machte sich zwar auch in der Einziehung der Steuern und der sonstigen Leistungen geltend, doch erhielt sich die alte Freiheit noch in dem erbfähigen Besitz⁴⁴⁾, in dem Fehlen jeder Landeinteilung, in der Freizügig-

⁴²⁾ Rhamm, Großhufen, S. 154.

⁴³⁾ Engelmann a. a. O. S. 18.

⁴⁴⁾ Der Zusammenhalt der Sippen kommt in der Tatsache zum Ausdruck, daß die altslawische Sprache keine Bezeichnung für Erbe und Eigentum kennt. Schlie-
mann a. a. O. S. 17.

keit und der Abneigung gegen die Vereinigung zu großen Dörfern, schließlich auch in dem Widerstreben gegen eigenes Gericht und Verwaltung. Noch in dem 14. und 15. Jahrhundert konnte der russische Bauer nach eigenem Ermessen diesen oder jenen Landteil beackern oder brach liegen lassen, durch Umzäunung zum Garten machen oder darauf Gebäude errichten lassen.⁴⁵⁾ Aber mit der Ansammlung des freien Landes in einer Hand „als ein vom Fürsten formell anerkanntes verliehenes oder bestätigtes Recht im Gegensatz zu dem tatsächlichen Besitz der übrigen Volksgenossen“ (Engelmann S. 8) setzte eine Siedlungspolitik ein, die einen anderen Dorftypus begünstigte. Es liegt im Wesen jeder planmäßigen Kolonisation, an der Stelle von Einzelhöfen größere und geschlossene Siedlungen anzulegen. Dem kam die Steuerpolitik der Großfürsten weit entgegen.

Auch nach der Aufteilung des patriarchalischen Besitzes blieb die wirtschaftliche Einheit der kleinen Siedlungen erhalten, nicht nur in der Sammlung der Erträge, sondern auch in ihrer Abführung als Steuern an die Grundherren und Fürsten. Denn auch die Grundherren selbst, die zur Belohnung mit Land begabt wurden, saßen auf Einzelhöfen von wahrscheinlich gleichem Aussehen inmitten des verliehenen Grundbesitzes. Auch bei ihnen führte das Wachsen der Familien zu Teilungen des Landes und zur Entstehung neuer Höfe, aber mit der Nebenwirkung, daß aus „einem oder mehreren ursprünglichen Höfen endlich ein langgestrecktes, zusammengeschlossenes Dorf mit vielen Höfen (Abb. 4) wurde“ (von Keußler, Festgabe an Georg Hanssen). Am Ausgange des Mittelalters waren die Bauern schon überall grundhörig, aber persönlich noch frei; sie waren steuerpflichtig in der Weise, daß die einzelnen Haushaltungen die Steueranteile abzuführen hatten, doch blieben sie von Spanndiensten noch frei. Wie in Polen später der Grundherr oft zu einem Bauern wurde, so würde bei der Unbeweglichkeit der Zustände und der mangelnden Absatzmöglich-

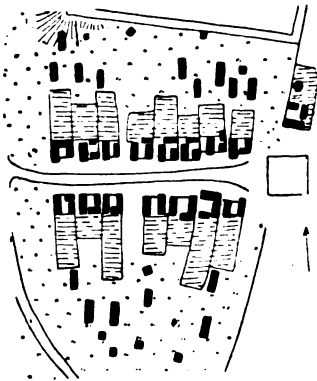


Abb. 4. Spaas Temnja bei Moskau.
Nach Meitzen.

lichkeit der ländlichen Erzeugnisse auch sein russischer Standesgenosse nicht immer diesem Schicksal entgangen sein, wenn ihn nicht die Landesgewalt als brauchbaren Eintreiber der Steuern gehalten hätte.⁴⁶⁾ Es lag daher im Interesse dieses grundbesitzenden Standes, möglichst viele Ländereien auszutun, Kolonisten anzusetzen, um durch reichliche Steuerabgaben die Großfürsten und sich selbst zufriedenzustellen. Da kam es nicht darauf an, den in privater Bauernhand befindlichen Besitz in der weiteren Familie zu erhalten, sondern — da die Umgebung jetzt dem Zugriffe der Sippenbauern entzogen war — auch Fremde anzusiedeln, das Dorf zu erweitern und die weilerartigen Orte in größere Dörfer umzuwandeln. Es war ja schließlich nur die einzige anerkannte Aufgabe der Dorfgemeinden, Steuern zu entrichten, die, wie bereits angeführt, nach altem Herkommen auf der politischen und wirtschaftlichen Einheit des Dorfes lagen. Der einzelne — mag er nun faul oder fleißig, intelligent oder beschränkt sein — versank in dieser Einheit.

⁴⁵⁾ Hildebrandt a. a. O. S. 187.

⁴⁶⁾ Leontovič a. a. O. S. 365.

Die Dorfgemeinde hat sich, wie v. Keußler bemerkt, nicht organisch aus innerem Wachstum heraus entwickelt; sie war nicht wie in Deutschland eine durch freie Vereinbarung zustande gekommene Genossenschaft, „sondern ist von oben, von der Regierung organisiert worden“ (v. Keußler I, S. 10). In ähnlicher Weise, aber von anderen Voraussetzungen aus, entwickelte sich aus dem alten Einzelhof das Dorf in Polen durch Einführung des deutschen Systems des Fronhofes, der seinen Namen fol'wark vom deutschen Vorwerk übernahm, der zugleich mit der Verbreitung des deutschen Hufensystems verbunden war.

Keineswegs ging in Rußland mit der Verteilung der Ländereien das Bestreben einher, jedem Mitgliede eines Kleindorfes einen gleichen Bodenanteil zu geben, wie es bei der Bauernansetzung in Deutschland der Fall war. Ebenso fremd war auch die periodische Steuereinteilung des Ackerlandes, die erst viel später und in Verbindung mit der dem Volke gänzlich entfremdeten Gesetzgebung eingeführt wurde.⁴⁷⁾ Vereinzelt erhielt sich zwar das persönliche Grundeigentum bei den Bauern noch lange, besonders im Gebiete der unteren Düna, wo es — aber nur für diese stark germanisch unterlagerten Gebiete — 1753 noch durch Senatsbeschluß bestätigt wurde.⁴⁸⁾ Aber im allgemeinen machte sich überall das Bestreben geltend, neben der Abgabe vom Hause (dvorišće) auch die Leistungen der Feldteilinhaber zur Steuer heranzuziehen, was das Verlangen, neue Landstrecken zu kultivieren, erheblich abschwächte. Weite Gelände wurden nur widerwillig, zum Teil erst durch die Machtmittel der Grundherren abgeteilt und besiedelt. „Wo auf irgend einer sluzba⁴⁹⁾ mehrere Vettern oder Brüder oder verheiratete Söhne sein sollten, befahl er (der Grundherr) ihnen, sich abzuteilen und in besondere sluzby auseinanderzugehen.“⁵⁰⁾ Wo diese Druckmittel versagten, da konnte die Grundherrschaft leicht Fremde herbeiziehen. Da ohne Betriebsmittel auch in Rußland nicht gesiedelt werden konnte, so suchte der Landbegehrende als freier Mann bei den wohlhabenden Grundbesitzern Boden, Hof, Tiere und Ackerwerkzeuge gegen Abgaben zu gewinnen. Er konnte das zunächst, ohne in Gefahr völliger Abhängigkeit zu geraten, weil ihn die Russnaja Prawda gegen Unterdrückung schützte,⁵¹⁾ und weil das Zusammenwohnen und -arbeiten in den alten Dörfern ihn der unmittelbaren Verknechtung entzog.

In der Gestalt der ehemals kleinen, aber mit der Zeit über die Anzahl der ursprünglich vier bis sechs Höfe hinausgewachsenen Siedlungen dürfte sich äußerlich nicht viel geändert haben. Sie blieben immer unregelmäßige Haufensiedlungen. Erheblich umgewandelt aber wurden die Dörfer durch gewaltsame Eingriffe der Regierung, die das Zusammenströmen zahlreicher Bauernkolonisten in einzelnen Siedlungen vermeiden und für eine mehr gleichmäßige Verteilung der ackerbestellenden Bevölkerung sorgen wollte. Vereinzelte Erschwerungen der Freizügigkeit mögen schon vorher erfolgt sein, planmäßig ging erst der Zar Boris Gudunow 1592 durch sein berichtigtes Edikt vor, die Freizügigkeit im ganzen Lande aufzuheben. Der Tag dieser Verfügung, der Juriewstag, galt noch in den Volksliedern bis in das 19. Jahrhundert als ein nationaler Unglückstag.⁵²⁾ Was hatte es da-

⁴⁷⁾ Kavalevsky, *Modern customs and ancient laws of Russia*, London 1891, S. 75, 85.

⁴⁸⁾ v. Keußler a. a. O. S. 199.

⁴⁹⁾ Ursprünglich wohl eine Bezeichnung für den in Besitz genommenen Grund, später auch im weiteren Sinne für eine Siedlung gebraucht.

⁵⁰⁾ Urkunde von 1516 bei Leontovič, S. 376. Rhamm, *Großhufen*, S. 162.

⁵¹⁾ v. Keußler a. a. O. S. 205.

⁵²⁾ v. Haxthausen a. a. O., I, S. 113.

gegen zu bedeuten, wenn fortan die gesamten Ländereien einer Gemeinde verwaltungs- und steuerrechtlich vereinigt wurden! Die Aufhebung der Freizügigkeit war eine schroffe Gewalttat gegen die Interessen der Bauern, gegen die Entwicklung des Dorfes; sie hat den Einzellhof und die weilerartige Kleinsiedlung stark bedrängt, oft nahezu ausgerottet. Die Wirkungen machten sich erst später geltend, als auch eine Gleichmachung der Ländereien erfolgte, die die letzte Erinnerung an das ehemalige freie Eigentum vernichtete, und als die Einführung der Kopfsteuer im 18. Jahrhundert die Bauern zu einer entrechteten stumpfsinnigen Masse machte.⁵³⁾ Der Weg dahin war durch die Aufteilung des Kulturlandes nach der Anzahl der Seelen gegeben, was nicht mehr Arbeitsleistungen und -kräfte berücksichtigte, sondern ideelle Verteilungsquoten einführte, wenn auch dabei jedem einzelnen Gemeindegossen das Anrecht auf Besitz, d. h. in Wirklichkeit auf Arbeit und Fron, schon in der Wiege zugesichert wurde. Es scheint — die Akten sind über diese Frage noch nicht geschlossen —, als ob in der altrussischen Gemeinde keineswegs jedes geborene Gemeindeglied eo ipso zu einem gleich großen Landanteil berechtigt war, was erst seit der Einführung der Kopfsteuer im 18. Jahrhundert eingeführt wurde und eine stetige Wiederholung des Aufteilungsverfahrens nach sich zog, während vordem die Arbeitsleistung der einzelnen ein wichtiger Faktor war.⁵⁴⁾ Jenes ältere Prinzip führte zur regellosen Anhäufung von einzelnen Wirtschaften und Ausbauten. Noch im 19. Jahrhundert kam es vereinzelt vor, daß in unbevölkerten Gegenden Nordrußlands das Land frei in Besitz genommen werden konnte,⁵⁵⁾ was aber weniger ein Nachklingen alter Gewohnheit⁵⁶⁾ als das Einsetzen moderner Kolonisierungsbestrebungen ist. Das andere Prinzip, das die Gründung von Dörfern und die Anlage von Hofstellen dem Willen des Grundherren unterwarf, begünstigte die Anreihung der Höfe an einer oder zwei Seiten der Dorfstraße. Da die Abgaben von der Person erhoben wurden und zwar in gleicher Höhe, so brachte jede Volksvermehrung nicht nur eine Neueinteilung des Landes mit sich, sondern auch eine Erweiterung des Dorfes nach diesem oder jenem Ende der Straßenzeile.⁵⁷⁾

Einen Vorstoß, die alten Sippenrechte auf das kultivierte und das in der Nähe gelegene Wildland zu durchbrechen, kann man indessen schon erheblich früher wahrnehmen. Schon mit den Warägern, die sich des freien, des sogenannten „schwarzen“ Landes bemächtigten, setzte er ein, um die Steuern zu ermäßigen. Denn durch Zunahme der Bevölkerung eines Dorfes erniedrigte sich für den einzelnen die Steuerquote und verleitete dazu, auch Nichtsippenmitglieder in den Dorfverband aufzunehmen. Für manchen Kolonisten war das ein Anreiz, gerade den größeren Dörfern zuzustreben, weil sich hier sein Steueranteil in dem Maße erniedrigte, indem die arbeitenden Genossen zahlreicher wurden. Und die Grundherren unterstützten das Zuströmen arbeitsfähiger Hände,

⁵³⁾ Hildebrandt, Sitte und Recht, S. 126.

⁵⁴⁾ Nach Bulajev bei v. Keußler, I, S. 14.

⁵⁵⁾ v. Keußler a. a. O., II, S. 190.

⁵⁶⁾ Ausgeschlossen ist dieses aber nicht, denn es scheint, als ob man auch kleine Hütten an irgend einer Stelle des Wildlandes mit einem gewissen Besitzrecht aufbauen konnte, wie es ja auch aus Westfalen berichtet wird, wo sich oft die eingessene Bauernschaft gegen einen solchen Eindringling wandte (s. R. Mielke, Das deutsche Dorf, 3. Aufl., S. 30). Im Gebiet von Pskow unterschied man im 15. Jahrhundert den eigentlichen Ackerer (Izornik) vom Ogorođnik und dem Kočetnik, der seinen Namen vielleicht von der Koča-Hütte führte. (Sergčević, Ruskija juridičeskija arevnosti, I, 2, S. 245. Rhamm, Großhufen, S. 154.)

⁵⁷⁾ Tschitscherin bei v. Keußler I, 12/13.

indem sie durch Vorschüsse an Ackervieh, Geräte, Geld und andere Leistungen die neuen Zuzügler an das Dorf fesselten. Denn ohne völlige Tilgung der Schuld und ihrer Zinsen, die die Grundherren zu verhüten wußten, konnte der Kolonist die Gemeinde nicht wieder verlassen. Er wurde dadurch schollenpflichtig, ohne daß es ein Gesetz bestimmte. Als die Bauern aber doch Wege fanden und in andere günstigere Gemeinden zogen, machte das Schollengesetz dieser Freizügigkeit dadurch ein schroffes Ende, daß alles besiedelbare Land, besonders die Wälder, in den Besitz der Großfürsten, der Kirche und der Gutsleute überging.

So wurde allmählich die Feldgemeinschaft vorbereitet, die die Siedlung zu einer selbständigen Organisation machte und sie vom Ackerlande trennte. Man durfte es wagen, die internen Ackerangelegenheiten wieder in die Hände der Gemeinde zurückzulegen. Schon im 14. und 15. Jahrhundert übernahmen, wie bereits gesagt wurde, die Grundherren die Haftung für das Eingehen der Steuern, was 1722 obrigkeitlich verfügt wurde, und überließen die Verteilung des Landes den männlichen Dorfgenossen, was zum verschärften Flurzwang führte und die Bauern langsam an die Zugehörigkeit zu ihrem Dorf gewöhnte.⁵⁸⁾ Nachdem Iwan der Schreckliche (1534—1584) bestimmt hatte, daß die Bauern auf dem „Schwarzen Lande“ ihr Verhältnis nur nach fünf Jahren kündigen und ihre Gemeinde verlassen durften, wenn sie einen, alle Verpflichtungen übernehmenden Ersatzmann stellen konnten, wurde ein Jahrhundert später auch diese Frist (1640) noch aufgehoben und der Bauer tatsächlich schollenpflichtig⁵⁹⁾ und unter Peter I. (1682 bis 1725) leibeigen. Damit war die Abkehr vom alten russischen Bodenrecht, das den Bauern in dem tatsächlichen Besitz des Bodens ließ, vollzogen. Die Grundbesitzer kamen in den Besitz des Bodens, ließen ihn von den Bauern bearbeiten oder setzten wie die Großfürsten Hofbeamte für die Verwaltung des ihnen zugesprochenen „Weißen Landes“ ein, die keineswegs anders wirtschafteten als die Bojaren.⁶⁰⁾ Nur im Gebiete von Nowgorod erhielt sich ein Rest der alten Bauernfreiheit.

Denkt man an die Verhältnisse in Deutschland, dann ist der Verdacht nicht abzuweisen, daß der „Mir“, der in der Hauptsache die Verteilung des Ackerlandes an die Gemeindemitglieder regelte, eine germanische, aber in Rußland erstarrte Überlieferung ist. Seine Anfänge liegen im Dunkel. Er zeigt aber in manchen Beziehungen auffallende Ähnlichkeiten mit der germanischen Mark- und Flurverfassung. Zudem scheint er im Norden, wo er durch die Steuerpolitik der Großfürsten gestützt wurde, zuerst Boden gefaßt zu haben. Indessen beginnt er sich erst im 16. Jahrhundert langsam auszubreiten. Am Don und in der Krim ist der Mir erst von Katharina II., in den Gouvernements Olonez, Wologda, Wjatka, Perm, Archangel, Woronesch, Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien, in den eigentlichen russischen Bauerngemeinden, sogar erst von 1829—1856 eingeführt⁶¹⁾ worden.

Es vollzog sich also, um die Entwicklung noch einmal festzuhalten, unter dem Einfluß der großfürstlichen Steuer- und Wirtschaftspolitik eine Umwandlung der Dorfverfassung, die auch die Siedlung erfaßte und — zunächst recht zögernd — das kleine Weilerdorf in eine straßenförmige Anlage umwandelte und bei Neuanlagen dieses geregelte Straßendorf zum allgemeinen Schema machte. Sind seine Anfänge auch schon im 12. Jahrhundert sichtbar, so beginnt im 15. Jahrhundert das

⁵⁸⁾ Hildebrandt a. a. O. S. 187.

⁵⁹⁾ Engelmann a. a. O. S. 27, 33.

⁶⁰⁾ Engelmann a. a. O. S. 9, 10.

⁶¹⁾ Braungart a. a. O. S. 461.

Straßendorf seine Herrschaft in Rußland. Von der Form der Siedlung spricht keine Urkunde, sondern nur von den wirtschaftlich-politischen Verhältnissen. Da diese auf Selbsthaftigkeit möglichst zahlreicher Arbeitskräfte drangen, und sich das Straßendorf als ein Ergebnis bewußter Planung zeigt, so muß diese Siedlungsform — wie auch in Deutschland — als die jüngere Art angesehen werden, die den altslawischen Einzelhof und Weiler überholte und unterdrückte. Indessen sind auch hier je nach den örtlichen politischen Umständen Verschiedenheiten in dem Tempo zu bemerken.

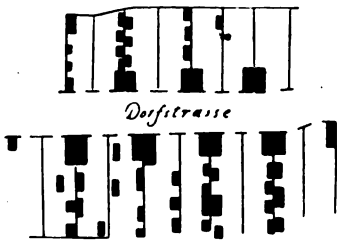


Abb. 5. Russisches Dorf. Nach v. Haxthausen.

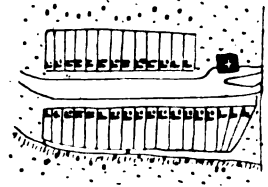


Abb. 6. Morachovska obscina (Gouv. Charkow). Nach Meitzen.

v. Haxthausen, der Anfang des 19. Jahrhunderts Rußland bereiste, schildert uns im allgemeinen die russischen Dörfer als aus einer breiten, langen und meist geraden Straße bestehend, selten mit Nebengassen (Abb. 5). Die Wohnhäuser liegen dicht beieinander; sehr häufig stoßen zwei Häuser unmittelbar zusammen; dann folgen rechts und links die schmalen Höfe mit Fahrtoren.⁶²⁾ Er gibt auch einen Grundriß ohne nähere Ortsangabe. Doch hebt er andererseits (I. S. 195, 297, 303) wieder die verhältnismäßig geringe Zahl der Höfe hervor, die in einem Dorfe durchschnittlich 9—13 Wirtschaften betragen. Sehr bezeichnend ist, daß die Kronbauern, die vielfach angesiedelt waren, mehrere Gehöfte in einem Dorfe vereinigten. Im Gouvernement Kostroma (Myschkin, Uglitsch) zählte er durchschnittlich 13 Wirtschaften mit je 7 Bewohnern, bei Kostroma selbst 8—12 Gehöfte, die „eng zusammengedrückt“ waren (I. S. 277). Dagegen steigt nach Moskau zu (Gouv. Jaroslaw) die Anzahl der Höfe auf 23. Diese liegen auf beiden Seiten der breiten Dorfstraße, die sich nach außen als Feldweg fortsetzt, und in die ein Kreuzweg mündet. Hinter den Höfen liegen Gemüsegärten und auf dem die Siedlung umgebenden Anger die Riegen zum Darren des Getreides. Vergleicht man damit das Dorf Demidowo bei Perm (Abb. 1) mit seinen an einem gekrümmten Wege liegenden neun Gehöften, so deutet dieses in seiner Unregelmäßigkeit auf einen Übergang hin, während die Dörfer im Süden größer werden. Morachovska obscina (bei Charkow) (Abb. 6) mit 31 Gehöften weist auf eine gleichzeitige schematische Anlage hin. Es hat in dieser Hinsicht große Ähnlichkeit mit dem im 18. Jahrhundert angelegten Dörfern der Wolgadeutschen und beweist, daß unter Katharina II. das schematische Straßendorf zum Siedlungstypus geworden war. So hat die Dörfer auch der Reisende Petzold bei den Weißrussen beschrieben.⁶³⁾ Er hebt hervor, daß sie sich im wesentlichen nicht von den Dörfern der Großrussen unterscheiden. Auch bei ihnen liegen die Höfe eng aneinander gereiht, entweder in einer oder zwei gegenüberstehenden Reihen. Wenn dieser gute Beobachter in

⁶²⁾ v. Haxthausen a. a. O., I, S. 17.

⁶³⁾ Petzold, Reisen in Südrußland 1864, I, S. 277.

Podolien und Charkow unregelmäßige haufenartige Dörfer mit verschiedenen Wegen findet⁶⁴⁾ und sie den geraden Straßendörfern auf dem rechten Dnieprufer entgegenstellt, dann bestätigt er, daß die Umgebung der alten ukrainischen Hauptstadt Kiew großen Umwandlungen unterworfen war, während sich entfernter das ursprünglichere Haufendorf und der Einzelhof noch reiner erhalten haben, was auch im Gouv. Tambow noch zu verfolgen war.⁶⁵⁾ Doch gibt es selbst im Gouv. Moskau noch Ausnahmen. Die Schilderung von v. Haxthausen (I S. 94): „Die Häuser hängen nicht mehr straßenartig zusammen (wie zwischen Petersburg und Moskau), sondern liegen in abgesonderten Höfen; hin und wieder kommen Nebenstraßen in Dörfern vor“, läßt vermuten, daß sich die ältere Form der Siedlung auch hier noch vereinzelt erhalten hat.

Die russische Regierung hat den finnischen Ureinwohnern das Straßendorf keineswegs aufgedrängt, sondern die älteren Zustände geduldet. Schon v. Haxthausen (III. S. 141, 142) erwähnt einzeln liegende Gehöfte, die von den Russen Odnoworzi = Einhöfner genannt wurden und die er als tschudische Ansiedlungen anspricht (Abb. 7). Sie sind wirkliches Eigentum, nicht nur eine zeitweilige Nutznießung. Ihre Besitzer haben große Freiheit und Unabhängigkeit. Sie sind aber heute zum größten Teil verschwunden, weil Peter I. viele dieser Odnoworzenhöfe zu Kronbauerngütern machte, was für die Besitzer Veranlassung war, das Gehöft in ein Dorf zu verlegen, um Vorteile und Nutzungen einzutauschen.

In anderen Fällen, u. a. im Nischny-Nowgorod-schen ist der Einzelhof noch in unregelmäßiger Anlage auf dem Dorfe geblieben, in dem die Gehöfte durcheinander liegen; doch zählt dieses bereits 10—30 Höfe. Wichtiger ist jedoch, daß mehrere Dörfer noch in einer Flurgenossenschaft liegen, was sicher sehr alt ist.⁶⁶⁾ Die gleichen Rücksichten sind auch auf die tschuwaschischen Tatarendörfer genommen, da sich die Freiheit der ehemaligen Jurte nicht mit dem Schema des Straßendorfs vereinigen ließ.

Als eine Nachwirkung der ehemaligen Weiträumigkeit ist es aufzufassen, wenn im Gouv. Orel die großrussische breite Straßenanlage vorherrscht, die Häuser und Höfe jedoch in einem weiten Abstände voneinander stehen.⁶⁷⁾ Im südlichen Rußland, wo sich die Dörfer stellenweise enger aneinander reihen, wachsen auch die Höfe in einem Dorfe. Kohl⁶⁸⁾ hat hier Dörfer von 2000, oft sogar von 7—8000 Einwohnern angetroffen, was nach meinen Beobachtungen auch für einzelne Wolgakolonien (Pokrowskaja) zutrifft.⁶⁹⁾ In dem ersteren stehen die Gehöfte oft so dicht, daß die Strohdächer ineinander geflochten werden.⁷⁰⁾ — Im allgemeinen ist bei der Anlage der Dörfer wenig Wert auf Regelmäßigkeit gelegt. Sie tritt nur hervor, wenn nach einer Zerstörung der Wiederaufbau unter dem Einflusse der Gutsherrschaft erfolgte.

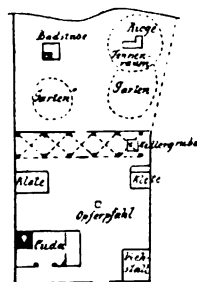


Abb. 7. Mordwinen-Gehöft.
Nach Heikel.

⁶⁴⁾ Petzold a. a. O., II, S. 158, 500.

⁶⁵⁾ Petzold a. a. O., II, S. 88.

⁶⁶⁾ v. Haxthausen a. a. O., I, S. 438.

⁶⁷⁾ v. Haxthausen a. a. O., II, S. 502.

⁶⁸⁾ Kohl, Skizzen aus dem Natur- und Völkerleben, II, 68, 71, 299.

⁶⁹⁾ Hier liegen die Acker 10 bis 30 Werst vom Dorfe entfernt, wohl eine Folge der meist zu engen Kolonisation. Etwas ähnliches konstatiert auch Pallas, Süd-russische Reise, II, 389) für Sibirien mit der Begründung, daß das Vieh, das ohne Aufsicht oder Einfriedigung weidet, die Saaten beschädigen würde.

⁷⁰⁾ Roscher, System der Volkswirtschaft, II, S. 247.

Im Westen des ehemaligen russischen Reiches ist die Errichtung von Straßendörfern unter dem Einfluß der germanischen Hufenverfassung vor sich gegangen. Teils sind unmittelbare Gründungen nach deutschem Recht (*jus teutonicum*) erfolgt, das das ostdeutsche Kolonialschema bis nach Galizien und in die Bukowina trug, teils sind unter dem Einfluß des deutschen wirtschaftlichen Beispiels auch die Slawen diesem Straßenvorbilde gefolgt. In Polen wurde dann noch durch Sigismund August 1557 zur genauen Feststellung der Abgaben — also auch hier steuerfiskalische Rücksichten! — die deutsche Hufenverfassung offiziell eingeführt.⁷¹⁾ Die polnischen Bauern blieben unfrei, waren selbst Tagelöhner für den Gutsherrn und wurden straßenrecht außerhalb des Herrenhofes und mit Vorliebe auf Reststücken angesiedelt, während die Ansetzung deutscher Bauern nach *Mansen* und *Lanen*⁷²⁾ erfolgte, die der deutschen Hufe entsprechen, aber nach einer Urkunde von 1346 etwa zwei Drittel der schlesischen Hufe betragen. Daher treffen wir in den Urkunden auch fränkische Mansen (*mansi vel lanei Franconici* oder *mansi magni*) im Gegensatz zu den *mansi parvi*. Da wir es mit recht zahlreichen Mansen zu tun haben — 14—150, selbst 200 —, so müssen die Siedlungen fränkischer Art sehr groß gewesen sein.⁷³⁾

Bei den Westslawen ist die Neigung für Weiträumigkeit und Unregelmäßigkeit wie bei den Russen wohl ein Rest der alten Überlieferung. Ist doch nicht selten die Dorfstraße zu einem Riesenplatze erweitert, wie wir ihn schon bei den Litauern fanden! Die Gründe sind — wie bei den weiträumigen städtischen Marktplätzen — in den großen Entfernungen zwischen den Siedlungen zu suchen, werden aber auch durch das zeitweilig starke Zusammenströmen von Pferden und Rindern zu sehen sein. Auch bei der Feldmark ist die Unregelmäßigkeit anscheinend nicht ausgeschlossen, denn in einer Urkunde von 1378, die Wladislaw von Oppeln ausstellt, heißt es: „..... „agri (des slawischen Dorfes..... non in una linea secundum ius Teutunicum annexivum, sed secundum Rutenorum consuetudinem sparsim et particulatim sunt distincti“.⁷⁴⁾

Daß sich das straßenförmige Dorf selbständig auf einem so weiten Gebiete verbreiten konnte, ist vielleicht nicht nur durch das Eingreifen der Grundherrschaft allein bewirkt worden. Diese war aus Verwaltungsgründen einer solchen Gestaltung der Siedlung sehr geneigt; aber es kam noch eine besondere Veranlassung hinzu in der wirtschaftlichen Notwendigkeit eines großen Platzes für das Vieh, den der Weiler in unregelmäßiger Form von selbst entstehen ließ, das Straßendorf aber von vornherein in Anschlag brachte. Freilich spielt die Viehzucht bei den Slawen bei weitem nicht die Rolle wie bei den Deutschen; ihr Einfluß ist daher nur bei den jüngsten Siedlungen wahrzunehmen, die durchgehends die Straßenform zeigen.

Nach dieser Entwicklung der slawischen Dorfsiedlung fragen wir vergeblich, wie die Lehre von dem slawischen Rundling hat entstehen können, da doch das weite Gebiet von der Weichsel bis zum Ural, vom Baltischen Meere bis zum Kaukasus nicht die leisesten Hinweise auf eine solche Siedlung erkennen läßt. Die vereinzelt bei den Raskolniki erwähnte kreisförmige Waldsiedlung⁷⁵⁾ erklärt sich durch die späte Anlegung und wohl auch durch religiöse Vorstellungen. Zwar

⁷¹⁾ R h a m m, Großhufen, S. 163.

⁷²⁾ von Lehen abgeleitet.

⁷³⁾ K a i n d l a. a. O., I, S. 174.

⁷⁴⁾ B a l t z e r a. a. O. S. 112.

⁷⁵⁾ Zeitschrift für Ethnologie LII, 1920/21, S. 273.

erwähnt E. M. Arndt einmal rundlingsartige Ansiedlungen zwischen Moskau und Twer, auf die mich Prof. Ed. Hahn aufmerksam macht⁷⁶⁾; indessen scheint mir diese vereinzelt und von keinem anderen gemachte Beobachtung durch den rundlichen Ausbau eines alten Familiensitzes erklärt, der sehr wohl die Vorstellung einer rundlichen Anlage erregen kann. Wir haben ja in Deutschland selbst genügend Beispiele dafür, daß zahlreiche germanische Haufendörfer unter dem Einflusse der Slawentheorie als slawische Rundlinge angesprochen worden sind.

Im ganzen östlichen Slawengebiet findet sich kein einziger zweifelloser Rundling. Nur auf deutschem Boden ist die Theorie auf Grund der tatsächlich vorhandenen Platzdörfer entstanden. Welche Ursachen sie haben entstehen lassen und welche Stämme daran beteiligt sind, habe ich nachzuweisen versucht.^{76a)} Dabei bleibt freilich noch immer die Frage offen, wie weit die slawische Siedlung mit der einhöfigen Anlage und mit ihrer Weiterbildung zum Straßendorf zusammenhängt. Insofern ist die Beantwortung auch für den Osten von Bedeutung, als wir es in Deutschland mit Siedlungsformen zu tun haben, die relativ älter sind als die erst im 13. und 14. Jahrhundert einigermaßen zu erkennenden Siedlungen der Urslawen. Nach den urkundlichen Quellen ist auch in Deutschland der Einzelhof den eingewanderten Slawen nicht unbekannt; daneben aber scheint seine Ausbildung zu einem Straßendorfe einherzugehen. Nach van Nießen⁷⁷⁾ bestanden noch im 13. Jahrhundert in Brandenburg viele Einzelhöfe neben zahlreichen Dörfern mit nur wenigen Wirtschaften. In Pommern bildeten oft mehrere slawische villae ein deutsches Dorf.⁷⁸⁾ Einzelhöfe auf eigenen Kampen hat Ernst⁷⁹⁾ in Mecklenburg nachgewiesen. Weil die Einzelhöfe, auf die wir die villae beziehen müssen, später zu Dörfern zusammengezogen worden sind, haben wir heute in den Kolonialgebieten bedeutend weniger slawische Siedlungen, als in den Urkunden erwähnt sind. Zwischen Saale und Elbe bestehen heute etwa viermal soviel Dörfer, als vor 1100 genannt wurden.⁸⁰⁾ So haben auch das Meißner Land, das hannoversche Wendland und Sachsen umgekehrt bei zahlreicheren Dörfern die kleine Feldmark, die als ehemaliges Einzelbesitztum zu gelten hat.⁸¹⁾ Jene gewaltsame Gruppierung der Höfe, die in Rußland und in Südslawien das Straßendorf geschaffen hat, ist bei den Slawen auf deutschem Boden nur vereinzelt nachzuweisen, weil die Umwandlung sich zum größten Teil schon vor der deutschen Rückwanderung und zwar infolge des Übergangs von dem primitiven Ackerbau zur Viehzucht und zur Fischerei vollzogen hat.

Nun treffen wir in den alten Slawengebieten Deutschlands ein Straßendorf, das nicht den straffen Zug der Kolonialdörfer hat, sondern einen auffallend großen Anger zeigt: das sogenannte Angerdorf. Es muß mit der Entwicklung der slawischen Siedlungen zusammenhängen, denn es ist weit mehr an das Gebiet slawisch-litauischer Stämme gebunden als der Rundling. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Dorftypus sich auch aus dem altslawischen Weiler entwickelt hat — beweisen läßt es sich bisher nicht —, sicher aber ist er bei den Litauern verbreitet.

⁷⁶⁾ E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 3. Aufl. Leipzig 1842, S. 147.

^{76a)} Ztschr. für Ethnologie LII, 1920/21, S. 272.

⁷⁷⁾ v. Nießen, Die Neumark im Zeitalter ihrer Entstehung und Besiedlung. Landsberg a. W. 1903.

⁷⁸⁾ Sommerfeldt, Geschichte der Germanisierung Pommerns. Leipzig 1896.

⁷⁹⁾ Ernst, Die Kolonisation des Landes Mecklenburg, S. 115.

⁸⁰⁾ Meitzen a. a. O., II, S. 438, 470.

⁸¹⁾ Meitzen a. a. O., I, S. 56.

Wir haben bereits festgestellt, daß die Finnen den Einzelhof früher bevorzugten. Im 14. und 15. Jahrhundert bestanden in den litauischen Gebieten überall noch Herrnhöfe, die nicht selten erst nach Verjagung der Bauern nach deutschem Muster angelegt wurden; doch scheinen sie nicht aus Bauernhöfen selbst hervorgegangen zu sein.⁸²⁾ Nach Herberstein⁸³⁾ ist der Einzelhof bei den Litauern noch im 15. Jahrhundert üblich gewesen. Nun gibt es hier noch heute Dörfer, bei denen die Höfe in weitem Abstände voneinander stehen und einen großen Anger umschließen (Abb. 8). Nicht ausgeschlossen ist es, daß diese Anhäufung in der Ordenszeit aus Verteidigungsrücksichten geschaffen ist. Indessen kommen auch wirtschaftliche Interessen in Betracht. Jedenfalls aber sind die Höfe aus irgend einem Grunde planvoll aus der Flur herausgezogen und konzentriert worden, haben aber die altgewohnte Einzellage auch in der neuen Gruppierung bewahrt. Auch Baltzer⁸⁴⁾ hebt hervor, daß der von ihm hypothetisch angenommene



Abb. 8. Skizze des Dorfes Hermenau (Ostproußen).

Rundling mit einem Male entstanden sein muß. Daß daneben auch Abspaltung aus einem Familiensitz mitgewirkt hat, ist sehr wahrscheinlich. Die Endform dürfte wie in Rußland ein loses rundlingsartiges Haufen- oder besser Streudorf gewesen sein. Und auf diese Dorfform stieß im 12. und 13. Jahrhundert die vordringende Kolonisation mit ihrem starren Straßendorf. Wirtschaftlich hatte dieses soviel Vorteile, daß auch die Slawen, die in Ostdeutschland die Angerform immer mehr zusammengezogen hatten, das Straßendorf annahmen. Man kann deutlich auf einer guten Karte verfolgen, wie in den ehemals slawischen Gebieten Deutschlands beide Typen nebeneinander stehen: das Angerdorf für rein landwirtschaftliche Verhältnisse und die Straßenform — stets lose und offen, mit gewundenem Wege und Quergassen — im Osten und weiter westlich das immer enger zusammengebaute Angerdorf. Das letztere war offenbar auch den deutschen Kolonisten sehr geeignet; denn auch sie sitzen vielfach in solchen Dörfern mit deutschem Namen. Daher erklärt es sich, daß ein großer Teil der Kolonialdörfer in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, West- und Ostproußen, Posen, Schlesien und Sachsen nicht in strenger Straßen-, sondern in Angerform angelegt worden ist.

Wie indessen in den Städten die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes zu einer engen dichten Bebauung drängte, so wurden die in der Nähe der Städte gelegenen, meistens abseits, stets außerhalb der Mauern geduldeten Slawensiedlungen in einer zwischen Straßen- und Angerform stehenden einheitlichen Gestalt angelegt, in dem sogenannten Kietze. Der Name, der auf keiza = schlechte, unbedeutende Hütte zurückgeht, bezeichnet die untergeordnete, ja verächtliche Rolle, die eine solche Siedlung in der Volksanschauung hatte. Selbst in Dörfern, die hin und wieder einen Kietz neben sich duldeten, ist er in der nachlässigen Straßenform angelegt. Da bekanntlich die Slawen in einzelnen Teilen der Ostmark teils aus Gewohnheit, teils gezwungen sich vorwiegend mit Fischfang beschäftigten, so ist oft das Kietzdorf mit Fischereiansiedlung gleichgestellt worden. Das ist insofern falsch, als der Ackerbau den Slawen keineswegs fremd war. Die slawischen

⁸²⁾ Pansky dvor v lit-russk. Gosud in den Varšavk Univ. Izvěstija. S. 1 u. f.

⁸³⁾ v. Herberstein, Moscovia. Berlin u. Petersburg 1841-43.

⁸⁴⁾ Baltzer a. a. O. S. 612, 613.

Ackerdörfer in der Nähe Leipzigs und Merseburgs kennen den Kietz nicht, obwohl die Dorfform teils dem Straßen-, teils dem Angerdorf sich nähert, stets aber einen inneren Platz hat.

Die Entstehungsgeschichte des Kietzdorfes gestattete manche Unbestimmtheit in der Lage der Höfe und der Form des Angers, der bald länglich schlauchartig, bald rundlich, sackartig, bald kreisförmig oder selbst — was freilich wie eine nachträgliche Korrektur anmutet — rechteckig viereckig gestaltet war. Als vor sieben Jahrzehnten die slawische Rundlingstheorie auftauchte, da wurde das Angerdorf vielfach zu einem Runddorf und zu einem Kennzeichen slawischer Herkunft gemacht. Es ist auch tatsächlich slawischen Ursprungs, hat aber mit den sogenannten Rundlingen nichts zu tun.

Somit ergibt sich, daß auch aus dem im östlichen Deutschland einst slawischen Einzelhof sich eine straßen- bzw. angerförmige Siedlung bildete wie in Rußland und anderen slawischen Kerngebieten, daß also sie und der Kietz als die eigentlich slawische Siedlungsform angesehen werden müssen und nicht der Rundling, der sich nach der Natur seiner Entstehung nur auf deutschem Boden bilden konnte.

Zu dem Vortrag äußert sich Herr M i n d e n.

(4) Herr V i r c h o w hält den Vortrag

Wirbelsäule und Thorax beim Menschen und Schimpansen.

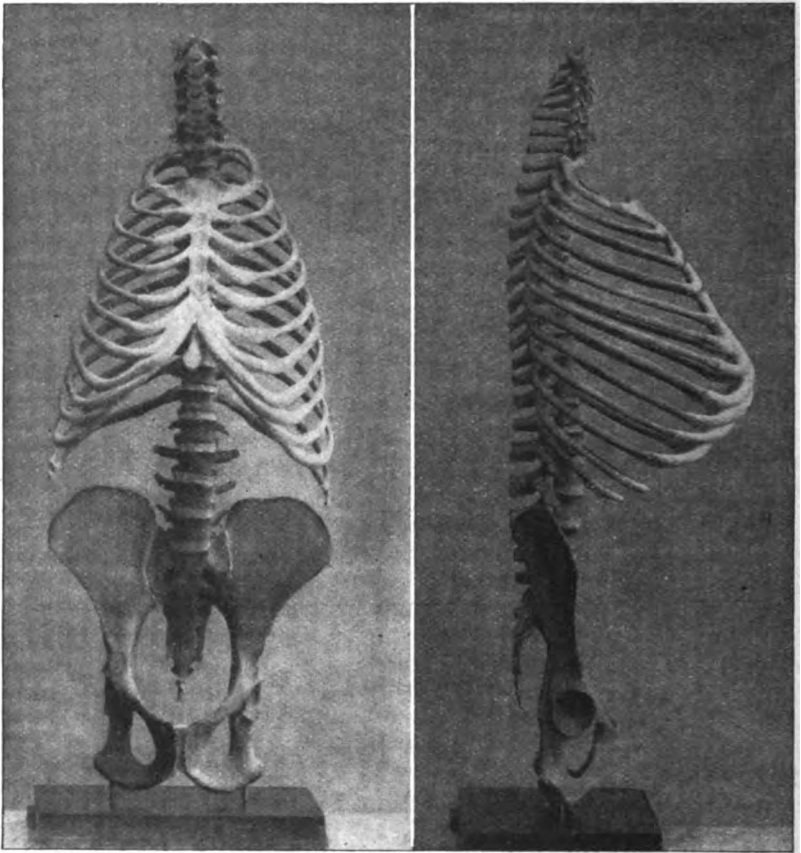
Der Vortragende bespricht den nach Form zusammengesetzten Thorax des weiblichen Schimpansen „Terzera“, dessen nach Form zusammengesetzte Wirbelsäule in der Oktobersitzung des vorigen Jahres vorgeführt wurde.

Betrachtet man zunächst diesen Thorax von weitem, d. h. läßt man ihn als Ganzes auf sich wirken, so bekommt man den Eindruck des „Harmonischen“ und „Lebendigen“. Dazu gehört unter anderem, daß in Vorderansicht die Thoraxform wundervoll mit der Beckenform zusammenschließt. Bei seitlicher Betrachtung tritt dem Beschauer ein in seiner Art ebenso ausdrucksvolles Bild entgegen: Das schräg nach vorn abfallende, mit seinem unteren Ende stark vorspringende Sternum und das in dorso-ventraler Richtung stark abgeflachte Becken in Verbindung miteinander rufen lebhaft die Erinnerung an den eingezogenen Bauch der Affen wach.

Dieses „Lebendige“, was wir vor uns sehen, was wir beim Beschauen fühlen, was in uns den Eindruck weckt, daß wir etwas Richtiges, etwas Wahres vor uns haben, ist erreicht und ist überhaupt nur erreichbar durch die Methode der Skelettaufstellung nach Form, eine Methode, bei der von Überlegung nur insofern die Rede sein kann, als sich diese auf die Ausbildung der Methode selbst und ihre sorgfältige Anwendung bezieht, aber nicht in dem Sinne, daß sie (die Methode) sich anmaßt, die Stellung der Knochen irgendwie zu beeinflussen. Da durch die Maceration erhebliche Teile des Skelettes verloren gehen, nämlich alle Teile, die nicht knöchern sind: Zwischenwirbelscheiben, Fugen des Brustbeins, Rippenknorpel, knorpeliges Stück des schwertförmigen Fortsatzes des Brustbeins, Knorpelüberzüge der Rippenköpfchen und der für diese bestimmten Pfännchen, so muß alles dieses in Form und darf nicht nach Gutdünken ersetzt werden. Keine Überlegung, keine Erfahrung, keine Sorgfalt, keine Geschicklichkeit würde es möglich machen, das zu erreichen, was hier durch eine sozusagen blinde Methode erreicht ist, und wer sich gewöhnt hat an Präparaten zu arbeiten, die nach Form auf-

gestellt sind, der findet den Anblick gewöhnlicher Skelette mehr und mehr unerträglich.

Damit will ich nun durchaus nicht sagen, daß die Kritik einem jeden nach Form aufgestellten Skelettpräparat gegenüber zu schweigen habe. Im Gegenteil: sie soll um so wachsender sein, je feiner, je höher das ist, um dessen Erlangung es hier geht. Deswegen bemerke ich, daß außer dem Thorax der Terzera im anatomischen Institute noch ein anderer nach Form aufgestellter Schimpansethorax vorhanden ist, der in



a b
Thorax des weiblichen Schimpansen Terzera, nach Form zusammengesetzt
a) von vorn, b) von rechts.

Jahre 1916 in die Sammlung aufgenommen wurde (S. Nr. 1916, 73). Er ist in einigen Punkten von dem der Terzera verschieden: die Brustwirbelsäule ist mehr gebogen, der Thorax ist unten verhältnismäßig breiter (derselbe ist im ganzen kleiner), und deshalb erscheint er mehr kegelförmig, mehr von dem des Menschen abweichend; die obere Brustapertur ist etwas abweichend gestaltet. In solchen Fällen ist zu erörtern, oder wenn für die Erörterung keine Grundlagen vorhanden sind, doch daran zu denken, ob die Unterschiede beim Individuum oder bei der Rasse zu suchen seien oder worin sie sonst liegen können, wobei auch die Möglichkeit äußerer Einwirkung nicht außer Acht gelassen werden darf. Mit Rücksicht darauf bemerke ich über unsere beiden Schim-

pansen folgendes: Der frühere (gleichfalls weibliche) war in der Tenerifastation gestorben; sein Körper wurde mit dem eines anderen zusammen in einer Tonne auf Eis überschickt; da aber das Eis bei der Überfahrt vergangen war und der Zustand des Körpers nicht mehr ganz sicher schien, so wurde Injektion mit starker Formalinlösung gemacht und wurden die Körper in Rückenlage zum Hartwerden hingelegt. Bei unserer Terzera dagegen wurde nur eine leichte konservierende Formalininjektion gegeben, dann wurden alle Muskeln, auch die Rückenmuskeln, präparierend bearbeitet, allerdings bei dem öfteren Umwenden sorgfältig darauf Bedacht genommen, Druck zu vermeiden. Schimpanseleichen genau so zu behandeln, wie ich es mit menschlichen gemacht habe, um Thoraces nach Form herzustellen, d. h. den frischen Körper durch Injektion völlig starr zu machen und dann ohne irgend eine Nebenaufgabe den Thorax für Aufstellung nach Form zu bearbeiten, das ließ sich bei der Konkurrenz anderer Interessen nicht erreichen. Von den beiden auf meine Veranlassung aufgestellten Schimpanse-thoraces ist der der Terzera dem menschlichen Typus ähnlicher; der von 1916 weicht stärker ab und wirkt dadurch eigenartiger. Ich habe aber, seitdem der der Terzera fertig geworden ist, das Gefühl bekommen, als wenn doch die Eigenart des früheren nicht ganz echt sei. Doch ich will mich nicht bei solchen einstweilen nutzlosen Bedenklichkeiten aufhalten, sondern an meine Aufgabe gehen.

Der neben den Terzerathorax gestellte menschliche Thorax wurde unter den zehn nach Form aufgestellten normalen menschlichen Thoraces der anatomischen Sammlung deswegen ausgewählt, weil er der kleinste ist. Die Entfernung vom oberen Rande des Körpers des 1. Brw. bis zum unteren Rande des Körpers des 13. Brw. bez. (beim Menschen) 1. Lw. beträgt bei der Terzera 22,5 cm, bei dem menschlichen Thorax 28,3 cm. Trotzdem ist er nicht schwächlich. Er stammt von einem Weibe von tadellosem Wuchs, reizender Büste, welches nicht an einer Krankheit gestorben war (Hingerichtete). Ich werde diesen Thorax im Folgenden als „U“, den der Terzera als „T“ bezeichnen.

Und nun, wenn man beide Brustkörbe nebeneinanderstellt, welcher Unterschied! Während U neben den anderen nach Form aufgestellten Thoraces der anatomischen Sammlung, die meist von äußerst kräftigen Männern stammen, klein ist, so erscheint er gegenüber dem des Schimpansen nicht so sehr klein, aber grob und plump. Verstünde der Schimpanse etwas von Anatomie und könnte er sprechen, so würde er auf Grund seines eleganten und unseres plumpen Thorax uns als Barbaren bezeichnen.

Vergleichen wir nun Mensch und Schimpanse miteinander, erst die Wirbelsäule und dann den Thorax.

A. Wirbelsäule.

Wirbelsäulenform und Thoraxform beeinflussen sich gegenseitig. Diesen Satz wird man vielleicht nur zur Hälfte gelten lassen wollen. Daß die Wirbelsäulenform die Thoraxform beeinflusse, ist allerdings für jedermann sofort klar: Setzt man dieselben Rippen und dasselbe Brustbein das eine Mal an eine wenig gebogene, das andere Mal an eine stark gebogene Wirbelsäule, so muß die Thoraxform in beiden Fällen verschieden sein. Daß aber auch die Wirbelsäule von den Rippen aus beeinflußt wird, das geht aus der Tatsache hervor, daß eine die Spitzen aller Querfortsätze verbindende Linie die Krümmung der Wirbelsäule übertreibt. Unserem Konstruktionsbedürfnis geschieht ein Gefallen, wenn wir das Tragende, die Säule, als das Bedingende, und das Ge-

tragene, die Rippen, als das Bedingte ansehen können. Aber im Organismus gibt es nichts Unbedingtes; alles beeinflußt sich gegenseitig. Die Rippen, ihrerseits dem Bedürfnis der Lungen nach Abrundung angepaßt, drücken auf die Querfortsätze und drängen diese rückwärts. Denkt man diesen Gedanken zu Ende, so kommt man zu der Vorstellung, daß die Wirbelsäule von Hause aus gerade ist, wie es ja die der Fische tatsächlich ist, daß die Brustwirbelsäule der Säugetiere durch die respiratorische Aufgabe des Thorax zur Ausbiegung nach hinten gezwungen ist, daß aber diese Ausbiegung an den Querfortsätzen stärker zur Geltung kommt; während die aus den Wirbelkörpern gebildete Säule durch ihre andere oder Hauptaufgabe, die der Rumpftragung in Anspruch genommen, nur widerstrebend folgt.

Ich zeige eine Wirbelsäule, welche ganz in diesen Zusammenhang paßt und für den Vergleich mit der Schimpansenwirbelsäule geeignet ist, die Wirbelsäule eines erwachsenen Weibes, welches aber noch nicht ganz 20 Jahre alt gewesen sein kann, da an den Wirbeln sämtliche Epiphysen abgefallen sind. Der eigenartige, zu den gewöhnlichen theoretischen Vorstellungen so gar nicht passende Anblick dieser Wirbelsäule hat mich früher lange Zeit beunruhigt: Der Brustteil ist fast gerade, nur ganz wenig nach hinten ausgebogen; der Halsteil ist in dem Maße nach hinten gebogen, daß die obere Fläche des Atlas unter 45° geneigt halb nach hinten schaut. Das letztere ist bei anderen menschlichen Wirbelsäulen ebenso, und die alte Anschauung der Gelenkmechaniker, daß die obere Fläche des Atlas horizontal stehe, so daß der Kopf auf der Wirbelsäule ruht wie eine Kegelkugel auf einer Bierflasche, ist falsch. Im Lendenteil hat unsere Wirbelsäule eine erhebliche Krümmung nach vorn, die bekannte Lendenlordose.

Menschliche Wirbelsäulen sind in ihren Formen, d. h. ihren Krümmungen, außerordentlich verschieden. Daraus folgt, daß man ihrer sehr viele untersuchen muß, um in der Mannigfaltigkeit den Typus bzw. die Typen und in der Variation die veranlassenden Ursachen zu erkennen. Das ist von den älteren Untersuchern nicht geschehen, wohl auch garnicht anerkannt worden. Vielmehr hat sich die deduktive aprioristische Spekulation, die sich ja immer begierig in jede Lücke drängt, die von der Empirie gelassen wird, der Frage bemächtigt.

Es sind hier zwei Theorien zu nennen, die in den Erörterungen über die Form der Wirbelsäule eine Rolle gespielt haben und noch spielen. Die eine lautet: Die Wirbelsäule des neugeborenen Kindes hat noch keine Krümmungen, sie ist gerade; die Krümmungen entstehen erst durch die Belastung infolge der aufrechten Körperhaltung. Die zweite Theorie besagt, daß die Krümmung der Wirbelsäule eine mechanisch zweckmäßige Einrichtung sei, weil diese dadurch in den Stand gesetzt werde, die Belastung federnd aufzunehmen.

Es gibt sicher manchen Anatomen, der diese beiden Theorien sozusagen in einem Atem vorgetragen und dabei garnicht gemerkt hat, daß er zweierlei Dinge behauptet, die sich gegenseitig aufheben. Denn in dem einen Satz ist gesagt, daß die Krümmung der Wirbelsäule in zweckmäßiger Weise der Belastung widerstehe, in dem anderen Satze, daß sie durch die Belastung entstehe. Es ist aber gut, daß diese beiden Theorien sich gegenseitig auffressen, denn dadurch werden wir sie beide los und bekommen den Platz frei für die empirische Forschung.

In der Erkenntnis der Notwendigkeit der letzteren habe ich eine Anzahl von Säulenhälften und ganzen Säulen in Form aufstellen lassen. Es sind ihrer 30. Das ist angesichts dessen, was notwendig sein würde, nicht viel, aber doch ein guter Anfang. Das Material dazu stammt zum

größten Teil nicht von der Anatomie, sondern ist mir durch einen Kollegen gütigst zur Verfügung gestellt worden, dem ich dafür zu dauerndem Danke verpflichtet bin. Ich werde nachher einige dieser Säulen im Bilde vorführen.

Wie Belastung auf die Wirbelsäulenform wirkt, das können wir jederzeit leicht und ohne jede Gelehrsamkeit feststellen. Das beste Material dazu finden wir in Altersheimen, wie z. B. in der Alterspfründe des Würzburger Julius-Spitals. Es wird dann vor allem die Brustwirbelsäule stärker gebogen, und es entsteht die Kyphose, die wir je nach dem Lebensalter und der Veranlassung als Greisenrücken, Nachlässigkeitskyphose, Beschäftigungskyphose, Mikroskopikerrücken usw. bezeichnen können. Oft beginnt diese Nachlässigkeitskyphose schon um das 20. Lebensjahr herum, ja im Kindesalter. Natürlich wird durch derartige Komplikationen das Bild der „wahren“ Rückenkrümmung getrübt, wenn man will, verfälscht, aber das gibt uns kein Recht, an die Stelle der Empirie die Theorie zu setzen, besonders nicht, wenn dieselbe auf willkürliche subjektive Annahmen aufgebaut ist.

Die Krümmung der Schimpansewirbelsäule habe ich in drei Fällen untersucht, bei dem Thorax 1916, bei dem männlichen Schimpansen Moritz, worüber ich hier auch berichtet habe (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 1916, S. 266), und bei der Terzera. Der Befund war in beiden letzteren Fällen der gleiche; die Halswirbelsäule in der gleichen Weise rückwärts gebogen wie bei dem vorhin erwähnten Mädchen, die Brustwirbelsäule nur ganz wenig gekrümmt, im Lendenteil eine sehr schwache Lordose, aber doch immerhin Lordose. Damit ist deutlich gesagt, wie sich die Schimpansewirbelsäule zu dem Typus der menschlichen Säule verhält, wie er in jener weiblichen Säule hervortritt: Halskrümmung und Brustkrümmung gleich, Lendenkrümmung verschieden.

Ich kann mir nicht versagen, die Betrachtung durch einen Blick auf die Wirbelsäulen von Affen zu erweitern. Es sind von Wirbelsäulen solcher zwei aufgestellt, eine von einem Cercopithecus und eine von einem Cercocebus (Zeitschr. f. Ethnol., Jahrg. 1916, S. 267). Wir finden hier ganz eigentümliche Verhältnisse, auf die man a priori niemals kommen würde: Der Halsteil ist so stark dorsalwärts gebogen, daß die kraniale Fläche des Atlas direkt dorsalwärts, ja sogar noch caudalwärts gerichtet ist, und diese Lordose setzt sich, allmählich abnehmend, fort bis zum zehnten Brustwirbel. Natürlich kann sie sich nicht voll geltend machen, so lange die Wirbel noch mit den Rippen verbunden sind, sie kommt aber zum Ausdruck, sobald die Rippen entfernt sind und die Wirbelsäule ihre Eigenform annehmen kann. Auf diesen lordotischen Teil folgt ein sehr schwach kyphotischer, der sich aber auf die beiden letzten Brustwirbel und die drei ersten Lendenwirbel beschränkt. (Es gibt von letzteren sieben.) Zuletzt folgt auch hier eine Lendenlordose, und zwar vom vierten Lendenwirbel an, die zwar schwach, aber doch vorhanden ist.

Auf Grund dieser Erfahrungen über die Wirbelsäulenkrümmungen von Mensch, Schimpanse und Affen ist es richtiger, nicht von Gegensätzen, sondern von graduellen Unterschieden zu sprechen. Dies äußert sich in folgendem: 1. Auch beim Menschen (wie beim Affen) biegt sich die vom Schädel befreite Halswirbelsäule dorsalwärts, nur beim Affen sehr viel stärker. 2. Auch beim Menschen (wie beim Affen) wird die Halslordose und Lendenlordose nicht durch Brustkyphose „kompensiert“. 3. Auch beim Affen wie beim Menschen gibt es Lendenlordose, nur in weit schwächerem Grade.

Von anderen Merkmalen der Schimpansewirbelsäule hebe ich nur zwei hervor: 1. Die Dornfortsätze sind relativ länger wie beim Menschen und stehen mehr ab; namentlich macht sich dies im mittleren Teil des Thorax bemerkbar: die Spina dorsalis des Schimpanse erinnert an die gespreizte, die des Menschen an die angelegte Rückenflosse eines Stachel-flossers.

2. Das Verhältnis der Länge des oberen Abschnittes der Wirbelsäule (die sechs oberen Brustwirbel mit den zwischengelegenen Scheiben, an der vorderen Seite gemessen) und das des siebenten bis zwölften Wirbels (gleichfalls mit den zwischengelegenen Scheiben an der vorderen Seite gemessen) ist beim Menschen (U) und beim Schimpansen (T) gleich, nämlich der obere Abschnitt 45%, der untere Abschnitt 55%; beim *Cercocebus* dagegen der obere Abschnitt 42%, der untere Abschnitt 58%. Das berechnet sich aus folgenden Rohzahlen:

	oberes Stück	unteres Stück
Mensch (U)	11,3 cm	13,7 cm
Terzera	8,8 „	10,9 „
<i>Cercocebus</i>	5,8 „	8,0 „

B. Thorax.

Zwei Tatsachen sind schon im Vorausgehenden genannt worden: 1. daß das Sternum schief gestellt ist, mit seinem unteren Ende stark vorragend; 2. daß der Thorax unten weit ist, so daß er eine kegelförmige Gestalt hat. Es muß jetzt auf einige Einzelheiten eingegangen werden.

Brustbein. — Das Brustbein (Handgriff und Körper zusammen) ist zufällig bei U und T genau gleich lang: 13,5 cm. Das begünstigt den Vergleich sehr. Der Handgriff ist bei U 4,5 cm lang, bei T 3,6 cm. Dementsprechend ist der Körper bei U nicht nur relativ, sondern absolut kürzer. Die Sternallänge (Handgriff und Körper) von U müßte 17 cm sein, wenn sie in dem gleichen Verhältnis zur Sternallänge von T stände, wie die Manubriumlänge von U zur Manubriumlänge von T steht. Darin prägt sich aus, daß der Verkürzungsvorgang am unteren Ende des Sternum beim Menschen weiter fortgeschritten ist wie beim Schimpansen.

Die Breite des Sternum ist am unteren Ende des Manubrium, d. h. dicht über dem Ansatz der zweiten Rippe gemessen, bei U 2,7 cm, bei T 3,5 cm; in Höhe des vierten Intercostalraumes dagegen bei U 3 cm, bei T dagegen 1,45 cm; darin prägt sich die ja auch sonst bekannte und betonte, übrigens individuell außerordentlich verschiedene Neigung zur Verbreiterung am unteren Ende des menschlichen Thorax aus. Die mechanische Bedeutung dieser Einrichtung liegt auf der Hand; sie tritt aber doch mit viel größerer Anschaulichkeit, sozusagen Aufdringlichkeit hervor, wenn man pathologische Fälle berücksichtigt. Deswegen führe ich folgendes hier an: Bei rechts gerichteter Skoliose der Brustwirbelsäule, und zwar reiner Skoliose, ohne Kyphose, tritt nicht etwa kompensatorische nach links gerichtete Verbiegung des Brustbeins ein, wie es nach den deduktiven theoretischen Vorstellungen der Praktiker der Fall sein sollte (Zeitschr. f. orthopäd. Chirurgie, 29. Bd., S. 269). Das kann es auch nicht, weil das Sternum in querer Richtung einen großen, dagegen in dorsoventraler Richtung einen kleinen Durchmesser hat; eine Latte kann man wohl nach der Fläche, aber nicht nach der Kante biegen. Dementsprechend wird das Sternum bei Skoliose der Brustwirbelsäule in s a g i t t a l e r Richtung verbogen, falls es sich nicht in anderer Weise hilft, was auch vorkommt. Demgegenüber steht ein von mir beobach-

teter und besprochener Fall von einem Affen (Arch. f. Anat. und Physiol. 1915, Anatom. Abt. Suppl. S. 4, Anmerk.). Bei diesem war die Wirbelsäule vollkommen symmetrisch, dagegen das Sternum skoliotisch, d. h. seitlich verbogen. Das letztere ist dadurch ermöglicht, daß das Sternum in querer Richtung schmal ist, und daß seine Stücke durch Fugen verbunden sind.

Die vorhergehende Betrachtung über die Länge des Sternum findet ihre Ergänzung durch folgende Angabe: Die Entfernung vom oberen Rande der ersten Rippe bis zum unteren Rande der elften Rippe beträgt bei U 30 cm; bei T dagegen nur 21,5 cm (allerdings ist dieses Maß wegen der schiefen Stellung der Rippen etwas unbestimmt).

O b e r e B r u s t a p e r t u r. — Wenn man für die obere Brustapertur einen Längen-Breiten-Index bildet, wobei als „Länge“ die Entfernung vom oberen Rande des ersten Brustwirbels zum oberen Rande des Manubrium und als „Breite“ der größte Abstand der oberen (medialen) Ränder beider erster Rippen zu gelten hat, so ist dieser Index bei U 49 und bei T 59,5. Die bedeutendere Länge der Apertur beim Schimpansen prägt sich noch weit stärker bei dem früher nach Form aufgestellten Thorax aus; Zahlenangaben haben aber einen beschränkten Wert wegen der funktionellen Änderungen in der Stellung der Knochen.

Das hintere Stück des „oberen“ Randes der ersten Rippe steht bei T genau quer, bei U dagegen weicht es zugleich rückwärts. Damit stimmt überein, daß auch die übrigen Rippen beim Menschen von den Wirbeln an stärker zurückweichen und daß es bei ihnen Anguli gibt, während letztere bei T fehlen; anders ausgedrückt: die Wirbelsäule ist beim Menschen stärker wie beim Schimpansen zwischen den Rippen nach vorn gedrängt.

R i p p e n. — Die Rippen des Schimpansen bilden nicht wie die des Menschen platte Bänder, sondern haben einen runden Querschnitt. — Die Rippen des Schimpansen sind hinten dicker wie vorn, z. B. die neunte linke Rippe von T hinten 9 mm und vorn 5,5 mm. Sie müssen daher vorn biegsamer sein. Auch die Rippen des Menschen weisen durch ihre Maße auf größere vordere Biegsamkeit hin; auch bei ihnen kommt es vor, daß sie vorn niedriger sind; so hat z. B. die neunte linke Rippe von U eine größte Höhe von 16,5 mm und ist vorn nur 8,2 mm hoch. Doch wird die größere Biegsamkeit des vorderen Endes hier auch durch Verdünnung, d. h. stärkere Abplattung erreicht. Die Frage nach dem Verhältnis der hinteren und vorderen Höhe ist beim Menschen dadurch kompliziert, daß die größten Höhen nicht in den Stücken zwischen Anguli und Köpfchen, sondern seitlich bzw. vor den Anguli gelegen sind. — Gegenüber der Schlankheit der Rippen, besonders ihrer vorderen Enden, fällt beim Schimpansen die Dicke der Rippenknorpel auf. — Die Abstände der Rippen von den Nachbarrippen, die Weiten der Intercostalräume sind beim Schimpansen viel gleichmäßiger, als es beim Menschen gewöhnlich der Fall ist. Ganz regelmäßig liegen ja beim Menschen, wie man durch Befühlen am Lebenden jederzeit feststellen kann, die mittleren Rippen in Seitenlinie dicht aneinander an; hinten sind dann die Intercostalräume weiter, vorn sind sie erst recht weiter, die oberen und unteren Intercostalräume sind überhaupt im Ganzen weiter als die mittleren. Eine solche Regelmäßigkeit, Gleichmäßigkeit der Rippenabstände wie beim Schimpansen habe ich beim Menschen überhaupt nur einmal getroffen, nämlich bei einem Togoneger. Doch war bei einem zweiten Neger, einem mächtigen Körper mit geradezu klassischen Muskelformen, die Thoraxgestalt wesentlich anders.

Untere Thoraxapertur. — Von der Weite der unteren Thoraxapertur wurde schon gesprochen; dieselbe äußert sich unter anderem in folgenden Zahlen: während in Höhe des vierten Intercostalraumes der Abstand von der Vorderfläche des Sternum bis zur Vorderseite der Wirbelsäule (11 cm) und der von der Vorderfläche des Sternum bis an die Spitzen der Dornfortsätze (16,5 cm) bei U und bei T zufällig gleich groß sind, ist in Höhe des unteren Endes des Corpus sterni das erste dieser beiden Maße bei U 11,3 cm, bei T 12,0 cm; das zweite bei U 17,6 cm, bei T 18,8 cm. — Im vorderen Abschnitt der unteren Brustapertur stoßen die Rippenknorpel von rechts und links unter Bildung eines Winkels zusammen. Die Schenkel dieses Winkels verlaufen beim Menschen ziemlich gerade, so daß man diesen wichtigen Winkel sehr gut messen kann; beim Schimpansen dagegen ist der Winkel in der Mitte spitz, dann aber verlaufen die Schenkel stark gebogen nach der Seite.

In der Diskussion sprachen die Herren Friedenthal und Westenhöfer.

Sitzung vom 21. April 1923.

Vorträge: Herr Friedenthal: Das Wachstum des Menschen und der Menschheit. (Mit Lichtbildern.) — Herr Bosch y Gimpera: Die baskische Ethnologie im Lichte der neuesten archäologischen Forschung. (Mit Lichtbildern.) — Herr Angel de Apraiz: Baskische Volkskunst. (Mit Lichtbildern.)

(1) Der Gesellschaft ist wiederum durch Herrn Virchow der Betrag von 50 000 Mark als Geschenk ägyptischer und chinesischer Studenten der Medizin an hiesiger Universität überwiesen worden (vgl. Sitzung vom 17. Februar).

(2) Gestorben ist Herr Hofrat Dr. Franz Ritter von Wieser, früher Professor der Geographie an der Universität Innsbruck, korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft seit 1894.

(3) Neu aufgenommen sind:

Herr Richard Kunze, Potsdam,
 „ Dr. Herbert Mitsche-Märheim, Wien,
 „ stud. jur. Günther Kühn, Beelitz,
 „ Dr. Ernst Jörgens, Reichswirtschaftsgerichtsrat, Charlottenburg,
 „ stud. phil. Herbert Rosinski, Königsberg i. Pr.,
 „ Hugo Cahn, Gelsenkirchen,
 „ Ferd. Frohböse, Lehrer, Hamburg,
 „ Prof. Dr. Karl Gutmann, Rastatt,
 „ Dr. phil. Robert Lachmann, Berlin,
 Frau Dr. Erna Brähler-Jahns, Berlin,
 Fräulein stud. phil. Elisabeth Markus, Berlin-Halensee,
 „ Gertrud Scheele, Bibliotheksekretärin, Berlin,
 „ stud. phil. Beatrice Goering, Charlottenburg,
 Apparat für deutsche Archäologie, Berlin,
 Prähistorische Sammlung des Staates, München.

(4) Der Vorsitzende teilt mit, daß Herr Preuß am Mittwoch, dem 25. April, mittags 12 Uhr, für die Mitglieder der Gesellschaft eine Führung durch die Sonderausstellung von Werken monumentaler Kunst Südamerikas im Lichthof des Kunstgewerbemuseums veranstalten wird.

(5) Herr Friedenthal hält den angekündigten Vortrag über:
Das Wachstum des Menschen und der Menschheit.

(6) Herr Bosch y Gimpera spricht darauf über:
**Die baskische Ethnologie im Lichte der neuesten
 archäologischen Forschung.**

Die Frage nach der Herkunft der Basken wird gewöhnlich beantwortet, indem man sie als Nachkommen der alten Iberer und ihre Sprache als Überbleibsel der iberischen Sprache erklärt. Die neuesten anthropologischen und archäologischen Forschungen lassen eine andere Erklärung als wahrscheinlich erscheinen. Doch wurde schon 1914 eine neue Lösung der baskischen Frage durch Prof. Schulten-Erlangen gegeben: er erklärte die Basken als eine voriberische und vorkeltische Bevölkerung auf Grund von Orts- und anderen Namen, die er als ligurisch betrachtete; damit wollte er die Basken als Nachkommen einer ligurischen Urbevölkerung von ganz Westeuropa hinstellen, über die sich von Afrika her die iberische, von Mitteleuropa die keltische Völkerwelle ergossen. Obwohl die ligurische Herkunft der baskischen Sprache durch H. Schuchardt stark und wohl mit Recht angefochten wurde, so blieben von Schultens Arbeit die Durcharbeitung der historischen Quellen vom chronologischen Standpunkt und seine Hauptresultate als gesicherte Grundlage für die Lösung der Frage bestehen. Diese Resultate beziehen sich auf die späte Ankunft der Iberer im Tafellande, wo sie die Kelten verdrängten, was erst im 3. Jahrhundert v. Chr. geschah. Das ist später von der archäologischen Forschung vollständig bestätigt worden, da die Kultur der Iberer sich in Süd- und Südostspanien gebildet hat und während des 5. und 4. Jahrhunderts in Zentral- und Nordspanien sowie in Portugal überhaupt nicht existierte, während in diesen Gebieten entweder reine Abkömmlinge der richtigen Hallstattkultur Mitteleuropas (Nachhallstädtische Kultur Kastiliens, Castroskultur Portugals) oder durch sie beeinflusste, aber in sich autonome Kulturen (Nordspanien) blühten. Erst im 3. Jahrhundert v. Chr. breitet sich die iberische Kultur vom Ebro aus in Zentralspanien, und zwar im keltiberischen Gebiet aus, wo jetzt zum ersten Mal die Keltiberer genannt werden. Ihnen gehört auch die Kultur Numantias an, die zwar eine iberische ist, aber viele Elemente der älteren keltischen nachhallstädtischen Kultur geerbt hat.¹⁾

Nun hat die archäologische Forschung des Baskenlandes und Kataloniens eine Kultur der Kupferzeit, die Pyrenäische, nachgewiesen, die verschiedene Elemente aus den anderen gleichzeitigen Kulturen der iberischen Halbinsel entnahm (Megalithgräber aus der portugiesischen, Glockenbecherkeramik aus der zentralen, Pfeilspizentypen aus der Almeriakultur), aber durchaus selbständig bleibt und sogar lokale Untergruppen bildet (baskische Gruppe, verschiedene katalanische Gruppen), ja auch auf der anderen Seite der Pyrenäen blüht (selbständige Gruppe der französischen Westpyrenäen: La Halliade-Gruppe) oder von Katalonien aus, eine ältere Grottenkultur verdrängend, eingeführt wird (südöstliche Megalithkultur Frankreichs, längs der Küste bis zur anderen Seite der Rhone und im Inneren bis Ariège und Aveyron). Die menschlichen Reste der baskischen Gruppe der pyrenä-

¹⁾ Über solche Fragen s. Bosch: Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien, in der von Hahn herausg. Festschrift „25 Jahre Siedlungsarchäologie“, Leipzig 1922 und ausführlicher in Bosch: Los Celtas y la civilización celta en la península ibérica in Boletín de la Sociedad española de excursiones 1921.

ischen Kultur erweisen sich nach ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung durch Prof. Aranzadi, der sich durch seine anthropologischen Studien über die modernen Basken verdient gemacht hat, als vom baskischen Typus (mesokephal, mit vorspringender Schläfenregion, etwas senkrechter Stellung des Occipitalloches, und soweit bei der schlechten Erhaltung der Gesichtsreste zu erkennen ist, auch langem, nach unten sich verjüngendem Gesicht). Prof. Aranzadi spricht also auch im Äneolithikum von einer Westpyrenäischen Rasse, aus welcher wohl die jetzigen Basken stammen können, sowie es vom archäologischen Standpunkte aus berechtigt ist, von einem pyrenäischen Volk, aus dessen westlicher Gruppe sich später das baskische Volk entwickelt hat, zu sprechen. Da in jener Zeit überhaupt keine Iberer in Zentral- oder Nordspanien existierten, die vielmehr, wie oben angedeutet, erst im 3. Jahrhundert v. Chr. nach der oberen Hälfte der zentralen Hochebene gelangten, ist es nicht mehr möglich, die Basken als Iberer anzusehen, da sie schon viel früher als die Iberer in ihrem Lande vorhanden waren.

Diese Schlüsse sind auch durch die allgemeine Rekonstruktion der spanischen Ethnologie, die der Vortragende in den letzten Jahren versucht hat (s. Bosch: *Ensayo de una reconstrucción de la etnología prehistórica de la península ibérica*, Santander 1922), bestätigt worden. Nach dem jetzigen Stand der Forschung scheinen in der iberischen Halbinsel zwei Völkergruppen die uralte ethnologische Basis zu bilden: das Volk der Capsienkultur des Paläolithikums im Zusammenhange mit ähnlichen Völkern des Mittelmeergebiets und Nordafrikas und das gleichfalls paläolithische franco-cantabrische Volk, das sich über ganz Nordspanien erstreckte und auch Nordkatalonien besaß. Das Capsienvolk scheint die einheimische Grundlage ganz Zentralspaniens und Portugals bis zur Kelteneinwanderung (6. Jahrhundert v. Chr.) zu bilden. Es wurde in Almeria und an der Ostküste Spaniens schon am Ende der Steinzeit durch das Almeriavolk (mit den ersten iberischen Völkerwellen in Verbindung zu setzen) verdrängt, während im übrigen Südspanien (Andalusien) erst am Ende der spanischen Bronzezeit (um 1200—1100) eine neue iberische Völkerwelle (Tartessier) die alte einheimische Bevölkerung verdrängte. Von diesen iberischen Völkern stammte die Völkerwelle, die im 3. Jahrhundert Zentralspanien in Besitz nahm und das Mischvolk der Keltiberer bildete, aber nicht weiter bis in das Baskenland vordrang.

Das franco-cantabrische Volk entwickelte die blühende Kultur des Paläolithikums in Nordspanien und blieb nach den Völkerbewegungen des Epipaläolithikums (Tardenoisien-Einwanderung aus Spanien in Frankreich) in den Tälern der pyrenäischen Gebiete sowohl Spaniens wie Südwestfrankreichs bestehen. Die Peripherie des Gebietes wurde durch Mischungen mit den Nachbarvölkern mehr oder weniger verändert, während im Baskenlande die alten Elemente durch Isolierung und bodenständige Entwicklung ein einheitliches und reineres Volk (Westpyrenäisches Volk) bildeten, das bis zu einem gewissen Grade von den anderen pyrenäischen Gruppen verschieden, wenn auch durch die gemeinsame, auf ähnlicher Grundlage beruhende Kultur mit ihnen eng verbunden war. Im Äneolithikum erlebten die pyrenäischen Völker eine ihrer höchsten Blütezeiten.

Später blieben die Verhältnisse des Äneolithikums bestehen, bis zuerst die Kelten die Pyrenäen durchbrachen und die ganze Hochebene besetzten, doch unter Freilassung des Baskengebietes. Verschiedene Völkerbewegungen veränderten auch das katalanische Gebiet. Auch

iberische Stämme kamen bis in die Nachbargebiete des Baskenlandes (Iaccotaner in Hocharagonien, Kantabrer in Santander). Dadurch erhielten sich von den alten pyrenäischen Völkern nur die Basken, die aus der westpyrenäischen Gruppe hervorgegangen waren und die in der Geschichte erst in der Zeit des Ilergetenaufstandes (Ende des 3. Jahrhunderts) auftreten. Damals wird der Stamm der Vasconen zum erstenmal genannt und später in der Zeit des Sertorius erscheinen die Vasconen als ein ziemlich mächtiger Stamm, der bis zum Ebro gelangt ist. Doch umfaßt der Name zuerst nicht sämtliche ähnlichen Stämme. Allmählich lernt man die verwandten Stämme kennen (Autrigoner, Caristier, Varduler), von denen keiner die Bedeutung der Vasconen erreicht, was zur Erhebung ihres Stammesnamens zum allgemeinen Volksnamen beiträgt.

Diese Schlüsse stehen nun keineswegs in Widerspruch mit den Resultaten der modernen Sprachforschung. Die Annahme, das Baskische sei eine iberische Sprache, ist keineswegs bewiesen. H. Schuchardt, dem wir vor allem die wissenschaftliche Durcharbeitung der Frage verdanken, nimmt zwar iberische Elemente im Baskischen an, spricht sich aber vorsichtig über ihre Bedeutung für die Abstammung der Sprache aus. Eigentlich sind wir noch weit entfernt, den Kern des Baskischen richtig beurteilen zu können. Ebensowenig sicher ist die kaukasische Parallele, die in der letzten Zeit betont worden ist. Dagegen scheint die Ortsnamenforschung immer mehr das Vorkommen einer Gruppe von richtigen baskischen Namen im ganzen pyrenäischen Gebiet zu bestätigen. Von anderen vorrömischen Ortsnamen, die keinen sicheren baskischen Charakter tragen, läßt sich eine gewisse Gruppe, die sich hauptsächlich in Nordspanien findet, von einer anderen (darunter die spezifisch iberischen Namen), die ihr Hauptgebiet mehr nach Süden verlegt zu haben scheint, unterscheiden (Meyer-Lübke).

Weitere Indizien solcher ursprünglichen pyrenäischen Einheit, aus der sich das baskische Volk herausentwickelt hat, lassen die bisher noch weniger reifen Ergebnisse der Volkskunde und der modernen Anthropologie, ja der Volkskunst der pyrenäischen Täler Hocharagoniens und Nordwestkataloniens vermuten. Man darf also erwarten, daß man einen richtigen Weg betreten hat bei der Absonderung von pyrenäischer Kultur und Volk in der Vorgeschichte und bei der Aufstellung einer pyrenäischen Rasse in der Anthropologie, und daß weitere Forschungen die Frage vollständig lösen werden.

Für weiteres über die hier kurz behandelte Frage wird auf folgende Arbeiten des Vortragenden verwiesen, wo auch die vollständige Literatur angegeben ist: *El problema etnológico vasco y la Arqueología* (unter der Presse in der *Révue internationale des études basques*, 1923) und in *Ensayo de una reconstrucción de la etnología prehistórica de la península ibérica* (Santander 1922).

Im Anschluß an den vorstehenden Vortrag sprach Herr Dr. Angel de Añiza, Professor an der Universität Barcelona und Generalsekretär der Baskischen Gesellschaft in San Sebastian, in spanischer Sprache, unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über seine Forschungen über „Baskische Volkskunst“. Seine Ausführungen wurden nachher von Herrn Bosch deutsch wiedergegeben.

In allen Werken dieser Kunst, besonders aber in den Holzschnitzereien spielen folgende Ornamente eine bedeutende Rolle: das Hakenkreuz, die Sternmuster und Kreise mit Rosetten, die auch als Sonnendarstellungen gelten. Solche Muster erscheinen schon in

römischer Zeit als übliche Verzierung der Steinstele, in der Professor *Apraiz* eine einheimische provinzial-römische Kunstgruppe erkennt, und die sich über einen bedeutenden Teil Nordspaniens, besonders aber das Baskenland, erstreckt. In der jetzigen Volkskunst sind mit diesen Ornamenten eine Art Holzstele, die *argizaiolak*, verziert: es sind Bretter, auf die Kerzen für den Totenkult aufgesetzt werden; auch haben ähnliche Ornamentik folgende Gegenstände: Arbeitsgeräte, besonders Spinngeräte, Ochsenjoch, der sog. *kaiu*, d. h. eine Holzschale für die Milch, Hausmöbel, besonders die sog. *kutxa* (Koffer), Betten, Tische, Schränke. Die genannte Ornamentik ist öfters sehr reich und sorgfältig gearbeitet. In der Volksarchitektur verdienen große Beachtung die Landhäuser mit interessanter Anordnung, und die religiösen Gebäude. Die baskische Volkskunst, besonders in der Ornamentik, findet zahlreiche Parallelen zunächst in den anderen pyrenäischen Gebieten, was im Einklang zu zahlreichen anderen Beobachtungen steht. Hier wäre auf die pyrenäische Einheit hinzuweisen, die nach Professor *Boschs* Arbeiten auf Grund des archäologischen Materials für die prähistorischen Zeiten anzunehmen ist und auf die auch Erscheinungen der Sprachforschung, nämlich die Ortsnamen, hinweisen. Ein Vergleich mit der Volkskunst anderer europäischer Länder findet Parallelen besonders in Italien (Piemont), Tirol, Bukovina, Galizien, Ukraine, Rußland und Schweden. Auf jeden Fall sind die Parallelen am häufigsten in gebirgigen Gebieten. Gegenüber der Annahme, daß solche Parallelen wirkliche ethnologische Zusammenhänge des baskischen Volkes mit Völkern Osteuropas bedeuten (was neulich im V. Historikerkongreß in Brüssel, bei der Diskussion der Schlüsse von Prof. *Apraiz*, durch Prof. *Jorga-Bukarest* behauptet wurde), möchte der Vortragende sie vielmehr als Konvergenzen betrachten. Doch erweist sich der baskische Volksgeist durch solche Übereinstimmungen als rein europäisch, wie sich auch das moderne Leben im Baskenlande vollständig in die allgemein-europäischen Strömungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik eingliedert.

In der Diskussion über die beiden letzten Vorträge sprach Herr *Hubert Schmidt*.

Sitzung vom 12. Mai 1923.

Vorsitzender: Herr *Ankermann*.

Vorträge: Herr *D. Westermann*: Die Völker Liberias. — Herr *Preuss* und Herr *Ankermann*: Vorlage ethnographischer Gegenstände.

(1) Neu aufgenommen sind:

- Herr *Dr. P. Schellhas*, Landgerichtsrat, Berlin,
- „ *Dr. Paul Dermietzel*, Wilmersdorf,
- „ *Dr. Schilde*, Studienassessor, Leipzig,
- „ *Prof. Ernst M. Rohloff*, Lichterfelde,
- „ *Geh. Rat Dr. Herbert Hauschild*, Berlin,
- „ *Otto Schäfer*, Grunewald,
- „ *Willnow*, Postdirektor, Stettin,
- „ *Ernst Blessin*, Gymnasiallehrer, Stettin,
- „ *Dr. Josef Weninger*, Wien,
- „ *Prof. Dr. Oskar Nuoffer*, Dresden,
- „ *Dr. Martin Heydrich*, Dresden,
- „ *stud. Werner Schade*, Danzig,
- „ *Hennig Mötelfindt*, Wernigerode,

Fräulein Ilse Tietge, Charlottenburg,
 Frau Geh. Rat Undine Hauschild,
 „ Hedwig Schäfer, Grunewald,
 Archäologisches Institut der Universität, Heidel-
 berg.

(2) Herr Wieggers macht Mitteilung von der Gründung einer Gesellschaft für Höhlenforschung.

(3) Herr Westermann hält den angekündigten Vortrag über die
Völker Liberias.

Dazu äußern sich Herr Staudinger und der Vorsitzende.

(4) Herr K. Th. Preuß legt eine Anzahl der bemerkenswerteren Stücke einer

ethnographischen Sammlung

vor, die er von seinem Aufenthalt in Kolumbien 1913—1919 unter den Kágaba am Nordabhang der Sierra Nevada de Santa Marta und den Uitoto sowie den Tama und Coreguaje am Orteguasa (Caquetá, Amazonas) heimgebracht hat. Erst vor kurzem konnten sie — vier Jahre nach seiner Rückkehr — mit dem Rest der Altertümer aus der Umgegend von Bolivar und des Rio Patia herübergeschafft werden. Letztere sind bereits in der Sonderausstellung der großen Steinfiguren und Abgüsse von den Quellen des Magdalena zusammen mit den kleineren Altertüchern von dort im Lichthof des früheren Kunstgewerbemuseums der Gesellschaft erläutert worden. Die vier genannten Stämme gehören drei verschiedenen Sprachfamilien an, die Kágaba der Chibchasprache, die Uitoto einer Sondersprache, die Tama und Coreguaje den Tukanosprachen. Letztere beiden Stämme leben noch heute verhältnismäßig unbeeinflusst von den Weißen am Oberlauf des Orteguasa und gebrauchen ihre alten Waffen und Geräte. Früher haben sie sich aber wohl flußaufwärts bis zur Ostkordillere ausgedehnt, was aus den dortigen Funden von schweren halbmondförmigen Mais- bzw. Jukaquetschern aus Stein hervorgeht, die noch heute bei ihnen allein im Gebrauche sind. So sind diese Stämme, da ihre Sprachverwandten sich den Caquetá und Putumayo aufwärts bis ins Hochland ausgedehnt haben, besonders in Verbindung mit dem Studium der Hochlandkulturen zu empfehlen. Durch ihre dünnwandigen, mit weißen geometrischen Ornamenten auf rotem Grunde bemalten Gefäße und Teller verschiedener Größe und durch die gefällige schwarze Bemalung ihrer Ruderblätter zeichnen sie sich vor den meisten Stämmen anderer Zunge aus. Als Untersatz für Gefäße haben sie zwei durch eine Röhre verbundene, ornamentierte Schalen aus Ton, die an die Stelle der sanduhrförmigen Geflechte bei den Stämmen des Rio Uaupes treten. Ihre Kunstfertigkeit beweisen sie auch durch die Anfertigung schöner Kopfreifen mit Federbedeckung und sonstiger Federzierraten. Sogar in der Nasenscheidewand, den Ohrläppchen und hinter den Ohren tragen sie Federstäbe. Außerdem sind ihre Käämme in den Fäden, die die Stäbe zusammenhalten, zierlich gemustert. Ihre Panflöten haben eine ungewöhnliche Anzahl von Rohren, nämlich bis 19. Kopfreifen, in deren Maschen schmerzhaft stechende, giftige Ameisen (*horniga conga*) eingezwängt sind, und Palmblattwedel mit denselben Tieren werden beim Fest des Durchbohrens der Nasenscheidewand und der Ohrläppchen den Knaben besonders an die Oberarme, Oberschenkel, Backen und an die Zunge gesetzt, letzteres, damit sie besser schießen könnten und mehr

Wild anträfen. Sie haben nämlich noch ausschließlich Blasrohre und Giftpfeilchen, die sie sehr schätzen und viele Generationen vererben. Für Fische und Wasserschildkröten gebrauchen sie Bogen und Pfeile, z. T. mit abnehmbaren Spitzen (Harpunen) von sehr verschiedenen Formen. Für kleinere Fische haben die Pfeile z. B. zwei Spitzen. Dazu kommen schwere Lanzen aus Chonta mit langen Bambusspitzen.

Dürftiger ausgestattet waren die Uitoto, deren eigentliche Heimat der Caraparaná (Putumayo, Amazonas) war. An den Orteguasa waren sie vor den peruanischen Kautschuksuchern geflohen und haben dort ihre alte Wohnweise in gewaltigen Sippenhäusern mit den Pfahlbauten der neuen Gegend vertauscht, die von den kolumbianischen Ansiedlern angewandt werden, während die Tama und Coreguaje Giebelhütten auf ebener Erde für je einige verwandte Familien haben. Von Waffen sieht man bei ihnen nur Bündel von Wurf Pfeilen, deren Spitzen früher vergiftet waren, aber noch heute in einer Schutzhülle getragen werden. Gegenwärtig werden sie nur noch beim Tanze und bei zeremoniellen Gefechten gebraucht. Ein einziges Blasrohr war nur noch vorhanden. Ihre Töpfe sind sehr kunstlos, ebenso ihre in der Form mit denen der Tama übereinstimmenden Ruder. Zum Abhauen des Strauchwerks haben sie schwere Keulen aus Holz. An Stelle der halbmondförmigen Jukareiber aus Stein bei den Tama sind eigenartige, sehr schwere, nahezu quadratische Holzstücke mit wagerechten Griffen am oberen Ende getreten, wie sie die Chocobó im nördlichen Bolivien gebrauchen (s. Nordenskiöld, Indianer und Weiße, Tafel XXII). Auch deren trogartige Holzbehälter verwenden sie dabei. Zum Stampfen der gerösteten Kokablätter gebraucht man hohe Holzgefäße zylindrischer Form, von denen jedoch kein Exemplar in der Sammlung ist. Als Kindertrage wird ein sehr einfacher, aber zweckmäßiger Sitz mit Rückenlehne aus Palmblattstreifen gebraucht, der an einem Stirnband getragen wird. Für die ersten Gehversuche kleiner Kinder dient das auch von Koch-Grünberg bei den Kobeua gesammelte Gerät (Zwei Jahre unter den Indianern II, S. 148, Abb. 87), ein von der Decke horizontal herabhängender Reifen mit zwei vertikal verlaufenden, sich kreuzenden, halbkreisförmigen Bögen daran. Diese verlaufen zwischen den Beinen des in dem Apparat stehenden Kindes. Am bemerkenswertesten sind die Zeremonialgeräte; mehr als meterlange, mit Federchen und weißen Rindenstoffstreifen umwickelte Flöten, Panflöten mit je drei, mehr als fußlangen Rohren, ebenfalls mit Rindenstoff bedeckt, kleinere Panflöten der üblichen Art, Rasseln aus Cumarenüssen, die unter das rechte Knie oder an Stangen zum Aufstampfen beim Tanz gebunden werden, Kopfreifen mit Federn und andere Federzierrate, endlich aus weichem Holz geschnitzte Figuren von Menschen, Vögeln und Fischen, die bei dem Menschenfresserfest bai gebraucht werden. Die Menschenfigur bedeutet die Seele des Gefressenen, die Vogel- und Fischfiguren sind seine Helfershelfer, die seinen Tod rächen sollen. Durch den Tanz mit den Nachbildungen werden sie unschädlich gemacht. Ein unentbehrliches Gerät für alle Versammlungen ist eine Muschel mit Tabaksaft, in den alle anwesenden Männer den Zeigefinger tauchen, um ihn abzulecken. Dadurch wird in besonderen Fällen der Tod eines Feindes beschlossen und z. T. schon herbeigeführt.

Die Kágaba tragen, wie es bei einem Gebirgsvolk zu erwarten ist, wärmende Kleider. Das Kleidungsstück der Frau, das früher auch die Männer gebrauchten, und das jetzt noch für sie bei Tänzen und als Sterbekleid dient, ist ein großes rechteckiges Baumwollgewebe mit dunk-

len Zierstreifen, das um den Leib geschlungen und über einer Schulter durch Schnüre befestigt, auch durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten wird. Eine Schulter bleibt frei. Die Männer haben Hemden mit halblangen Ärmeln und Hosen, die ebenso wie das Frauenkleid von den Kágaba selbst gewebt werden, und zwar ist die Weberei merkwürdigerweise eine Kunst der Priester und Häuptlinge. Dicke baumwollene Mützen verschiedenen Schnittes ergänzen die Tracht der Männer. Die Frauen sind auf ihren Wanderungen, auf denen sie ihre Männer begleiten, immer mit der Herstellung von buntgemusterten Taschen aus Wolle, Baumwolle oder Agavefaser beschäftigt. Auch die Kindertragen sind eine Art großer gewebter Taschen aus Baumwolle mit Schutzhülle über dem Kopf des Kindes, die vermittelt eines Stirnbandes auf dem Rücken getragen werden. Nur ist die dem Rücken zugekehrte Seite der Tasche offen. Hängematten werden nur als Schlafstätte für die Männer gebraucht. Interessant sind die langen keulenartigen Latten mit verbreitertem Ende, die dazu dienen, die Agavefasern aus den Blättern herauszunehmen. In den Hütten sieht man mannigfach geformte Haken aus Holz zum Aufhängen der verschiedensten Dinge. Die Töpferei ist nicht sehr entwickelt, doch gibt es eine Menge besonderer Formen für bestimmte, mehr zeremonielle Zwecke, z. B. zum Rösten von Koka, zum Auskochen der Tabaksblätter, um Tabaksaft zu bereiten, zur Zubereitung des Kalkpulvers aus Muschelkalk usw. Kleine Bogen nebst entsprechenden Pfeilen werden noch heute zum Vogelschießen gebraucht, besonders um dadurch die zu den Festen benötigten Federn zu erlangen.

Unter den Zeremonialgeräten ragen vor allem die Holzmasken hervor, von denen jedoch nur zwei ziemlich unscheinbare Sonnenmasken von menschlichem Aussehen mitgebracht werden konnten, da solche Masken in besonderen Ehren gehalten werden und an den Festen unumgänglich notwendig sind. Wie man ihnen ansieht, besitzen sie ein bedeutendes Alter. Über den Masken werden ungeheure mit bunten gewebten Gürteln bedeckte und mit Federn besteckte Kopfaufsätze getragen, die für die Zeit zwischen den Tänzen, oder wenn sie nicht gebraucht werden, auf besonders dazu angefertigten Drei- oder Vierfüßen stehen, um nicht zu leiden. Eine andere Sonnenmaske — es gibt solche mit ganz verschiedenen Namen — war mit einem Stab, in den eine Schlange geritzt war, und mit einem Körbehen ausgestattet. Die Maske konnte der Forscher nicht mitbringen, nur den Schlangenstab ließ er nachbilden. Rasseln aus Kalebasse und bei bestimmten Gelegenheiten Kalebassentrompeten, die paarweise mit zwei Tönen zusammengehören, sind üblich, Rohrflöten aber nur bei unterhaltenden Tänzen und an den Kirchenfesten. Näheres s. Preuß, Religion und Mythologie der Uitoto, 2 Bde., Göttingen 1921/23, und Forschungsreise zu den Kágaba. Anthropos XIV—XV 1919/20, XVI—XVII 1921/22.

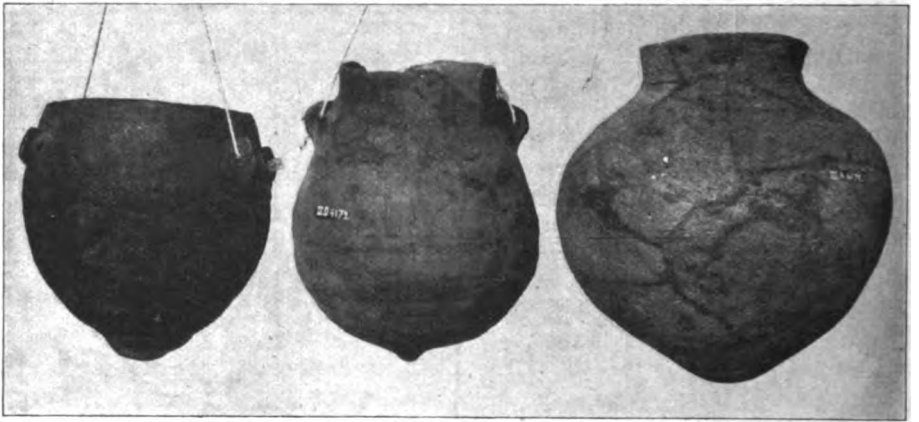
(5) Herr A n k e r m a n n spricht über ein

„prähistorisches“ Tongefäß aus Südwest-Afrika.

Im Jahre 1916 erhielt die afrikanische Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde als Geschenk von Herrn Dr. F. Schäfer ein Tongefäß, das in der Nähe von Bogenfels, südlich von Lüderitzbucht, ausgegraben worden war. Das Gefäß (katalogisiert unter III D 4172) ist von schwarzer Farbe, 29 cm hoch, sein Durchmesser ist im unteren Drittel, wo es den größten Umfang hat, etwa 25 cm, nach oben verjüngt es sich allmählich zu einem kurzen Halse, der mit einer Öffnung von 15 cm Durchmesser abschließt. Dicht unterhalb des Halses

sitzen einander gegenüber zwei Henkelösen, die ohne Zweifel zum Hindurchziehen einer Schnur zum Aufhängen des Topfes gedient haben. Wie man deutlich wahrnehmen kann, ist das Gefäß aus mehreren übereinandergesetzten Tonringen aufgebaut, an deren Grenze sich mehrfach wagerecht verlaufende feine Spalten gebildet haben. Am besten sieht man das auf der einen Seite, auf der die Topfwand durch vom Winde entgegengeblasenen Sand erodiert ist.

Das Merkwürdigste an dem Topfe aber ist das untere Ende, das in eine Spitze ausgezogen ist. Das Gefäß verjüngt sich aber nicht allmählich, wie das so oft vorkommt, so daß die untere Hälfte die Form eines umgekehrten Kegels annimmt, sondern die Kurve verläuft zunächst so, als wolle sie den üblichen runden Topfboden bilden, um dann plötzlich in eine Spitze umzubiegen, etwa so wie die Spitze einer Zitrone. (Vgl. Abb. b.) Betrachtet man den Topf von innen, so sieht man, daß die Spitze nicht hohl, sondern solid ist.



a

b

c

„Prähistorisches“ Tongefäß aus Südwest-Afrika.

Diese eigentümliche Bildung ist vermutlich aus dem Verfahren bei Herstellung des Topfes zu erklären. Vielleicht hat man den Topf vom Rande aus angefangen, ihn von hier aus zunächst größer werdenden, dann sich wieder verengernden Ringen aufgebaut und das zuletzt in der Mitte des Bodens bleibende Loch durch einen soliden Tonklumpen geschlossen. Ich habe diese Technik in Kamerun beobachtet, wo allerdings der Boden schließlich zu einer halbkugeligen Gestalt geglättet wurde.

Bei weiterem Nachsuchen fand sich in den Beständen der Abteilung noch ein zweites ähnliches Stück (III D 592), das bisher keine Beachtung gefunden hatte. Dieses stammt aus dem Jahre 1880 von dem Missionar C. G. Büttner, der es als Kochtopf der Bergdämarabezeichnet hat. Daß es in der Tat auf dem Feuer gestanden hat, sieht man ihm an. Es unterscheidet sich von dem vorigen in der Gestalt dadurch, daß es keinen Hals hat, sondern etwa die Form eines Eies mit abgeschnittener Spitze zeigt (Abb. a). In einiger Entfernung vom Rande sitzen vier Henkelösen, nicht ganz symmetrisch verteilt. Das Gefäß ist etwas dickwandiger als das vorige, 25 cm hoch; der größte Durchmesser beträgt 23 cm, der der Öffnung 20 cm. Das untere Ende läuft nicht in eine zierliche Spitze aus, wie bei dem erstbeschriebenen Topf, sondern endet in einem dicken unförmlichen Klumpen. Die Technik ist die-

selbe; auch bei diesem Topfe kann man mit dem Auge sowie durch Hinüberstreichen mit dem Finger die einzelnen Tonringe unterscheiden.

Das sind die beiden einzigen mir bekannten Exemplare von derartigen Tongefäßen aus Südwest-Afrika. Außer ihnen besitzt das Berliner Museum nur noch die abgebrochene untere Spitze eines gleichen Topfes, die Professor Moritz 1917 in einer verlassenen Buschmannwerft gefunden hat. Das Stück hält in seiner Form etwa die Mitte zwischen den beiden vorher beschriebenen.

In der Literatur habe ich nur ein Tongefäß erwähnt gefunden, das vielleicht zu demselben Typus gehört. Die Notiz steht in Man V, 1905, Nr. 93, S. 167,¹⁾ aber die Beschreibung ist leider so kurz, daß man nicht mit Sicherheit sagen kann, ob der Topf hierher gehört oder nicht. Aber der Verfasser nennt ihn konisch, und auch die beigegebene rohe Umrißzeichnung zeigt eine ziemlich regelmäßige kegelförmige Gestalt, wodurch er sich von unseren beiden Töpfen stark entfernt. Ich erwähne ihn daher nur der Vollständigkeit wegen. Er ist ebenso wie III D 4172 im Sande des Ufers ausgegraben und zwar bei Port Nolloth, etwa 90 km südlich der Mündung des Orange-Flusses.

Von den beschriebenen Töpfen besitzt nur der von den Bergdamara stammende eine Herkunftsangabe. Da er von einem zuverlässigen Sammler kommt und sich seit mehr als 40 Jahren schon im Museum befindet, kann man dieser Angabe Glauben schenken; denn damals mögen die Bergdamara noch getöpft haben, während heute die Töpferei bei ihnen und fast allen anderen Völkern Südwest-Afrikas erloschen ist; nur die Ovambo fertigen noch Tongefäße. Nun scheinen die leider noch sehr wenig erforschten Bergdamara alle Eigenheit unter dem Joch der Hottentotten eingebüßt zu haben, derart, daß sie sogar ihre Sprache vergessen haben und nur noch hottentottisch reden: Es ist demgemäß nicht ausgeschlossen, daß auch ihre materielle Kultur stark von der hottentottischen beeinflußt und daß auch diese Gefäßform von den Hottentotten übernommen ist. Einen direkten Anhalt für diese Vermutung haben wir allerdings nicht, da originale Tongefäße der Hottentotten fast ganz unbekannt sind. Leonard Schultze ist es im Lande selbst nach vielem Suchen nur gelungen, einen einzigen Tonopf aufzufinden, der in seinem Buche auf S. 246 abgebildet ist. Dieser zeigt nun freilich nicht die untere Spitze, sondern einen gerundeten Boden, hat aber sonst doch manche Ähnlichkeit mit unseren Stücken, besonders dem erst beschriebenen. Die Gestalt ist im allgemeinen ähnlich, der Hals etwas kürzer, aber mit einem flachen Randwulst versehen; vor allem aber sind die gleichen zwei Henkelösen vorhanden (eckig wie bei III D 592), durch die ein Band gezogen ist.

Da wir von den Herero-Töpfen ebensowenig wissen, wie von denen der Hottentotten, so könnte man unsere Stücke mit einiger Wahrscheinlichkeit auch den Herero zuschreiben. Dagegen spricht aber ganz entschieden der Fundort von III D 4172, der weit außerhalb des Bereichs der Herero liegt, so daß in Wirklichkeit nur die Hottentotten oder eventuell die Bergdamara in Betracht kommen. Dazu kommt, daß das immerhin ähnliche, im Man abgebildete Gefäß in den Küchenabfällen der Westküste des Kaplandes gefunden worden ist, die L. Schultze an der angeführten Stelle gleichfalls den Hottentotten zuschreibt. Wir können also mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit zu dem Schluß kommen, daß die Form unserer beiden Gefäße der hottentottischen Kultur angehört.

¹⁾ R. Colson, The Port Nolloth Kitchen Middens.

Beim Nachsuchen in den Beständen der afrikanischen Abteilung habe ich nun noch ein Gefäß gefunden, das einige Verwandtschaft mit dieser Gruppe zeigt. Es hat, wie die Abbildung c zeigt, eine bauchigere Form, einen stärker abgesetzten Hals und besitzt keine Henkelösen; aber der untere Teil hat unverkennbare Ähnlichkeit mit III D 592, wenn auch der Klumpen am unteren Ende nicht so stark ausgeprägt ist. Zu erwähnen ist allerdings, daß dieser Tonklumpen nicht solide, sondern von oben leicht ausgehöhlt ist. Dieses Tongefäß stammt nun aus einer ganz anderen Gegend Afrikas, nämlich vom oberen Nil, von den Dinka (III A 4176). Ob diese Gefäßform für die Dinka typisch ist, ob sie sich bei anderen benachbarten und verwandten Stämmen auch findet, weiß ich nicht, interessant ist aber das Vorkommen bei den beiden räumlich weit getrennten Völkern deshalb, weil beide stark unter hamitischem Kultureinfluß gestanden haben. Das dürfte wohl das einzige der Kultur der Dinka und der Hottentotten gemeinsame Element sein, so daß wenigstens die Vermutung gestattet ist, daß dieser Gefäßtypus der hamitischen Kultur zuzurechnen sei. Es liegt mir fern, dies als eine auch nur halbwegs sichere Tatsache hinzustellen; der Hinweis auf diese Möglichkeit soll nur zu weiteren Forschungen in dieser Richtung anregen.

Zum Schluß sei bemerkt, daß ähnliche Gefäßformen auch in der Prähistorie Europas vorkommen. Als Beleg verweise ich auf die Abhandlung C. Schuchhards: Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst (Prähist. Zeitschr. II, Heft 2/3, 1910), wo Abb. 2g (vom Michelsberg bei Bruchsal) und Abb. 6 (aus den dänischen Kjökenmøddingern) Formen zeigen, die denen unserer Gefäße ungemein ähneln.

(6) Herr Ankermann legt eine kleine ethnographische Sammlung von den Waregga im östlichen Teil des Kongogebiets vor, die die afrikanische Abteilung des Museums für Völkerkunde kürzlich hatte erwerben können, und erläutert die einzelnen Stücke.

Sitzung vom 16. Juni 1923.

Vorsitzender: Herr Ankermann.

Vortrag: Herr Trautz (als Gast): Durch Korea in die südliche Mandschurei.
(Mit Lichtbildern.)

(1) Verstorben ist Herr Georg Helbig, wissenschaftlicher Zeichner und Maler in Charlottenburg, Mitglied seit 1897.

(2) Neu aufgenommen sind:

- Herr Dr. Joh. Jacobs, Hauptkonservator, München,
- „ Mehring, Schriftsteller, Berlin,
- „ Reg-Rat E. Niedermeyer, Charlottenburg,
- „ Dr. Erich Strauß, Direktor, Chemnitz,
- „ Karl Hornuth, Mannheim,
- „ stud. phil. Ernst Grumach, Königsberg i. Pr.,
- „ Dr. Viktor Christian, Kustos, Wien,
- „ Dr. Robert Bleichsteiner, Privatdozent, Wien,
- „ Prof. Dr. Adolf Hofmeister, Greifswald,
- Fräulein Margarete Götzky, Hilfsschullehrerin, Berlin-Lichterfelde.

(3) Der Sommerausflug der Gesellschaft soll am 30. Juni und 1. Juli stattfinden und zwar nach Feldberg in Mecklenburg zur Besichtigung der Stätte des alten Rethra. Herr Schuchhardt wird die Führung übernehmen.

(4) In den Vorstand der Virchow-Stiftung ist an Stelle von Herrn Seler als Vertreter der Gesellschaft Herr Ankermann gewählt worden.

(5) Herr Trautz hält den angekündigten Vortrag:
Durch Korea in die südliche Mandschurei.

Sitzung vom 21. Juli 1923:

Vorträge: Herr Franz Boas: Über nordamerikanische Mythologie.

„ Max Schmidt: Altperuanische Gewebe.

(1) Gestorben sind die Herren E. C. R. Armstrong, vormals Vorsteher der Abteilung irischer Altertümer im Nationalmuseum in Dublin, Mitglied seit 1909, und Dimitry Nikolajewitsch Anutschin, Professor der Geographie und Anthropologie an der Universität Moskau, korrespondierendes Mitglied seit 1889. Über

Anutschins Leben und Wirken

stellt uns einer seiner Schüler, Herr Georg Nioradze, die nachfolgenden Notizen zur Verfügung.

Am 4. Juni 1923 ist der bekannte russische Gelehrte Anutschin im 80. Lebensjahr gestorben, der als erster in Rußland anthropologische Vorlesungen hielt, der den geographischen Unterricht in den Schulen umgestaltete und dessen starker Autorität sich unwillkürlich alle Ethnologen und Archäologen Rußlands beugten, die er mit sicherer, zielbewußter Hand jahrelang geführt hatte. Es soll jedoch nicht meine Aufgabe sein, Prof. Anutschins Verdienste und Arbeiten auf dem Gebiet der Wissenschaften hier ausführlich aufzuzählen, ich will nur in kurzen Worten sein reiches Leben schildern, ohne auf die umfangreiche Bibliographie seiner Arbeiten näher einzugehen.

Dimitri Anutschin entstammt Bürgerkreisen und ist, sowie von seiten des Vaters, der aus dem Gouvernement Wjatka stammt, als auch seitens der Mutter, deren Heimat das Gouvernement Kostroma war, Nordrusse. Er wurde am 27. August 1843 in St. Petersburg geboren und erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause. Später trat er in das Larin-Gymnasium ein und studierte nach Absolvierung desselben Geschichte an der St. Petersburger Universität, mußte jedoch sein Studium eines Lungenleidens wegen unterbrechen und zur Erholung ins Ausland reisen. Nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit trat er im Herbst 1863 in die Moskauer Universität ein und belegte die Vorlesungen der Naturwissenschaftlichen Abteilung der physikalisch-mathematischen Fakultät. Schon während seiner Studienzeit zeigte er reges Interesse für Zoologie, sowie Anthropologie, Ethnologie, Urgeschichte und Geographie; bereits 1873 machte er seine Prüfung als Magister der Zoologie und wurde 1876 nach Veröffentlichung seiner großen Arbeit „Der

Stamm der Aino“ von der Universität zu Studienzwecken und zur Vorbereitung für den Lehrstuhl der Anthropologie ins Ausland geschickt. Zweieinhalb Jahre blieb er Rußland fern; studierte in Paris, wo er im Laboratorium von Broca arbeitete, hörte aber auch Vorlesungen an den Universitäten in Berlin, Leipzig, Dresden, Wien und London, besuchte die dortigen Museen und lernte und arbeitete eifrig in verschiedenen Laboratorien. Bereichert an Wissen und Erfahrungen kehrte er heim, um nunmehr in seinem eigenen Vaterlande anthropologische Vorlesungen zu halten.

1882 gründete er in Moskau ein anthropologisches Museum mit Abteilungen für Ethnographie und Urgeschichte, welches sich zur Zeit im Gebäude der Universität befindet und reiche Sammlungen enthält.

1885 begann Anutschin an der Universität seine Vorlesungen über Erdkunde und erhielt für die in den Jahren 1886—89 geschriebenen großen geographischen Arbeiten von der Universität den Titel eines Doktors der Geographie honoris causa, gleichzeitig wurde er zum Professor der Geographie und Anthropologie ernannt. Im Jahre 1890 begründete Anutschin die Geographische Abteilung bei der „Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnographie“ und gab ein Jahr darauf das Journal „Erdkunde“ heraus. Er beschäftigte sich selbst eifrig und mit Interesse mit Forschungen, die die Erdkunde betrafen, so daß wir ihm z. B. eine Reihe wertvoller Untersuchungen über Quellen russischer Flüsse und Seen verdanken.

Viel Zeit und Arbeit hat Anutschin auch der Ethnographie gewidmet und hielt auch in diesem Fach Vorlesungen an der Universität. Mit seinem Aufsatz „Über die Aufgaben der russischen Ethnographie“ als Leitartikel, erschien die erste ethnographische Zeitschrift in Rußland.

Schon seit 1885 arbeitete Anutschin als Sekretär bei der „Russischen Archäologischen Gesellschaft“ und wurde dann zum 2. Vorsitzenden dieser Gesellschaft gewählt. Zwecks archäologischer Forschungen hat Anutschin eine Menge Ausgrabungen in Rußland, sowie im Auslande unter Mitwirkung bekannter Archäologen unternommen; so unternahm er z. B. Ausgrabungen in den Höhlen der Dordogne und im Departement Ardèche, besichtigte viele Höhlen in den Pyrenäen und in Mähren, reiste zu archäologischen Zwecken nach Daghestan, hielt Vorträge über das Gesehene und Erforschte in den Sitzungen der wissenschaftlichen Gesellschaften, veröffentlichte verschiedene archäologische Aufsätze, gab einige Bände des „Drewnosty“ (Das Altertum) heraus und war sogar einige Zeit zusammen mit Prof. Kirpitschnikoff Redakteur der Zeitschrift „Archäologische Nachrichten und Notizen“.

Neben seinen rein wissenschaftlichen Arbeiten betätigte er sich auch eifrig als Journalist. Er schrieb eine Reihe Aufsätze in verschiedenen Zeitungen und war seit 1897 2. Redakteur des Blattes „Rußkija Wjedomosti“.

Auf die zahlreichen und vielseitigen Arbeiten, unter denen mehr als 200 sehr wichtige Schriften zu verzeichnen sind, kann ich im Rahmen dieser kurzen Biographie nicht näher eingehen. Noch kurz vor seinem Tode hat der große Gelehrte in geistiger Rüstigkeit Vorlesungen an der Universität und Vorträge in öffentlichen Versammlungen gehalten. Sein Hinscheiden bedeutet nicht nur für den engeren Kreis seiner Schüler, sondern für die Gelehrtenwelt überhaupt und zumal diejenige Rußlands einen herben Verlust.

(2) Neu aufgenommen sind:

Herr Walter Götze, Kreiskonservator, Geutz (Anhalt),
 „ Hermann Heister, Lehrer, Michaelstein (Harz),
 „ Walter Kloß, Major a. D., Berlin-Wilmersdorf,
 „ Professor Dr. Max Uhle, Quito,
 „ Lampe, Lehrer, Harriehausen (Harz),
 „ Alfred Mirtschin, Lehrer, Riesa,
 „ Dr. Julius Pokorny, a. o. Prof., Berlin-Halensee,
 „ Eduard Fiedler, Kunstmaler, Charlottenburg,
 Fürst Kashiwa Oyama, Charlottenburg,
 Frau Maria Luise Kocherthaler, Madrid,
 Fräulein Helene Szubers, Berlin,
 Stadtbibliothek, Liegnitz.

(3) Der Ausflug nach Feldberg hat am 30. Juni und 1. Juli programmmäßig unter sehr reger Beteiligung und zur ungetrübten Zufriedenheit der Teilnehmer stattgefunden. Es waren etwa 30 Damen und Herren anwesend, darunter mehrere aus Neu-Strelitz. Für die Unterkunft der Teilnehmer war durch Herrn Apotheker Funke in Feldberg in dankenswerter Weise aufs beste gesorgt worden. Die Führung selbst nach der Stätte des alten Rethra fand am Vormittage des 1. Juli durch Herrn Schuchhardt statt, der an Ort und Stelle in längerem Vortrage die dunklen und vielfach mißverstandenen Angaben der alten Berichterstatter erläuterte und auf Grund seiner Deutung den Anwesenden ein anschauliches und überzeugendes Bild von der Lage und den Schicksalen Rethras gab. Es folgte ein gemeinsames Mittagessen, und ein Spaziergang nach dem Schmalen Lucin-See beschloß den wohl gelungenen Ausflug.

(4) Der diesjährige Kongreß der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft wird vom 6.—10. August in Tübingen stattfinden.

(5) Im Sommer 1924 soll der XXI. Internationale Amerikanisten-Kongreß stattfinden, und zwar in zwei getrennten Sitzungen, von denen die erste vom 12.—16. August im Haag, die zweite vom 20.—25. August in Göteborg abgehalten werden wird. Nach dem Programm sind die Themata der Vorträge derart verteilt, daß, abgesehen von Gegenständen allgemeinen Interesses, die an beiden Orten behandelt werden dürfen, der Sitzung im Haag zufallen: Nordamerika, Guyana und die Antillen, während für Göteborg Südamerika, Zentralamerika und die Eskimo reserviert bleiben.

(6) Herr Franz Boas hält den angekündigten Vortrag
Über nordamerikanische Mythologie.

Der Vortrag wird später erscheinen.

(7) Herr Max Schmidt spricht unter Vorlage zahlreicher Gewebeproben über

Altperuanische Gewebe.

In der Diskussion über den Vortrag sprachen die Herren Kuhlmann und Minden.

III. Literarische Besprechungen.

Kohler, Josef: Lehrbuch der Rechtsphilosophie. Dritte Auflage, neu bearbeitet und herausgegeben von Dr. Arthur Kohler, Landgerichtsdirektor in Berlin. Berlin-Grunewald. Dr. Walther Rothschild 1923. 300 S.

Josef Kohlers großes Verdienst war es, die schon früher von Hermann Post begründete Ethnologische Jurisprudenz weiter ausgebaut zu haben. Bei der universalen Richtung seiner Rechtsforschungen und der ungeheuren Vielseitigkeit seiner Studien war er auch mit der Ethnologie in engste Fühlung getreten, so daß keiner wie er dazu berufen war, die Kluft, welche zwischen dieser Wissenschaft und der bis dahin mehr rein formalen Jurisprudenz bestanden hatte, zu überbrücken. Bis zu dem im Jahre 1919 erfolgten Tode Kohlers war auch den Ethnologen Gelegenheit gegeben, im Kolleg des großen Meisters über „Rechtsphilosophie auf rechtsvergleichender Grundlage“ die erforderliche Einführung in das Rechtsleben auch der außerhalb des asiatisch-europäischen Kulturkreises stehenden Völker zu erhalten. Seither hat eine ähnliche Vorlesung nicht wieder stattgefunden, aber wir sind in der glücklichen Lage, daß Kohler seine, das Resultat seiner langjährigen Durchforschung des Rechts der verschiedenen Völker darstellenden rechtsphilosophischen Ideen in einem System zusammengefaßt und im Jahre 1908 als Lehrbuch der Rechtsphilosophie veröffentlicht hat. Nachdem das Werk schon im Jahre 1917 in umgearbeiteter Form in zweiter Auflage erschien, ist es nunmehr nach dem Tode des Autors in dritter Auflage von dessen Sohn, Dr. Arthur Kohler, neu bearbeitet und herausgegeben worden. Da das Kohlersche Lehrbuch als einziges in seiner Art auf universaler Grundlage mit den Hilfsmitteln der alle Völker der Erde umfassenden rechtsvergleichenden Methode aufgebaut ist, so ist es als das Buch zu bezeichnen, welches dem Ethnologen die für die rechtliche Seite seiner Forschungen erforderliche Einführung in die Probleme und in das System der Rechtswissenschaft gewährt. Die klare, übersichtliche Form und die leicht faßliche Darstellung, welche das Buch mit den Kohlerschen Vorlesungen gemein hat, tragen das ihrige dazu bei, auch demjenigen, der keine weiteren juristischen Vorkenntnisse besitzt, das Eindringen in die einschlägige Materie auf die denkbar angenehmste Weise zu ermöglichen.

Dem Genie eines Mannes wie Kohler entsprechend, mußte natürlich auch das Buch, das die aus seiner Jahrzehnte langen Forschertätigkeit hervorgegangenen rechtsphilosophischen Ideen zusammenfaßte, einen besonderen persönlichen Charakter tragen. Kohler selbst bekannte sich in seiner Philosophie und Rechtsphilosophie zum System des Neuhegelianismus. Im Gegensatz zum Darwinschen Entwicklungsbegriff führt Kohler die Entwicklung in Übereinstimmung mit Hegel auf eine die Welt bestimmende höhere Macht zurück. Aber nach ihm geschieht diese Entwicklung allein durch den Mechanismus des Menschengeschlechts und besteht in einem ständigen Kulturfortschritt. Dieser letztere aber findet nicht in regelmäßiger Reihenfolge, sondern unterbrochen durch viele Störungen und unter dem Einfluß mancher Hemmungen und Unregelmäßigkeiten statt. Nach Kohler „wird die Kultur zum geistigen Unterpfande der Völker, sie ist das gewaltige Ziel, nach dem wir streben und ringen; denn die Idee, die sich in der Geschichte verwirklicht, ist die Herrschaft der Menschheit über die Welt durch Erkenntnis, Schöpfung und Technik“. In dieser Kulturentwicklung hat das Recht seine Stellung, denn eine menschliche Kultur ist nur denkbar, wenn in der Menschheit eine Ordnung herrscht. Rechtsordnung ist demnach „die der Menschheit im Interesse der Aufrechterhaltung und Weiterbildung der Kulturwerte auferlegte Ordnung der Lebensverhältnisse“, und der Staat ist die als Persönlichkeit organisierte Gemeinschaft, welche sich kraft eigenen Rechts die allseitige Kultur und den Schutz gegen Unkultur zur Aufgabe macht.“

Die Gliederung des Gesamtstoffes des Kohlerschen Werkes ist eine derartige, daß derselbe zunächst auf einen allgemeinen und einen besonderen Teil verteilt ist. Im ersten Buch des allgemeinen Teils werden Wesen, philosophische Grundlage und Geschichte der Rechtsphilosophie behandelt, im zweiten die Kulturentwicklung als solche und im dritten die Rechtsentwicklung. Der besondere Teil behandelt, der üblichen Einteilung in privates und öffentliches Recht folgend, in seinem ersten Buche das Recht der Einzelpersonen, also das Persönlichkeitsrecht und Familienrecht, das Schuldrecht und das Erbrecht und in seinem zweiten Buche das Recht der Gesamtheit, also das Staatsrecht mit Einschluß des Verwaltungsrechts, des Prozeßrechts und des Strafrechts und das sogenannte Menschheitsrecht mit dem Völkerrecht als seinem

wichtigsten Teile. Auf die Fülle des in den einzelnen in zahlreiche Unterabteilungen gegliederten Abschnitten enthaltenen Stoffes kann ich hier natürlich an dieser Stelle nicht näher eingehen. Besonders hinweisen möchte ich hier nur auf die vorzügliche Zusammenfassung der verschiedenen Theorien, welche über Wesen und Bedeutung des Staates zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern bestanden haben (S. 195 ff.).

Mit aller Schärfe wird von Kohler auch in dem vorliegenden Werke seine schon aus früheren Schriften (so: Zur Urgeschichte der Ehe; Zeitschrift f. vgl. Rechtsw., Bd. 12, S. 187 ff.) her bekannte Ansicht über die Gruppenehe als Ausgangspunkt menschlicher Geschlechtsgemeinschaft vertreten. Nach ihm war die Ehe ursprünglich Gruppenehe, „indem die Menschheit in ihrer eingestaltenden Weise die Fortpflanzung gruppenweise vollzog, so daß eine Reihe von Männern eine Reihe von Frauen zusammen heiratete. Die Männer waren gemeinsam und die Frauen gemeinsam.“ Auf die Unhaltbarkeit dieser zuerst von Morgan begründeten Theorie vom ethnologischen Standpunkte aus, habe ich schon ausführlich in meinem Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre (Bd. I, S. 153, 156, 162) hingewiesen, so daß ich hier nicht weiter darauf einzugehen brauche. Max Schmidt.

Dr. Walter F. Otto, o. Prof. a. d. Universität Frankfurt a. M.: Die Manen oder von den Urformen des Totenglaubens. Eine Untersuchung zur Religion der Griechen, Römer und Semiten und zum Volksglauben überhaupt. Berlin, Julius Springer 1923. 93 S.

Nachdem sich längere Zeit das Interesse der Forscher auf dem Gebiete der primitiven Religionen vorwiegend auf das Kapitel der Magie konzentriert hatte, scheint es sich jetzt wieder mehr den an das Ereignis des Todes anknüpfenden Vorstellungen zuzuwenden. Unter den in letzter Zeit erschienenen einschlägigen Arbeiten nimmt dieses Büchlein trotz seines geringen Umfangs eine hervorragende Stellung ein. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Frage nach den Gründen des Glaubens an die Weiterexistenz des Menschen nach dem Tode neu zu untersuchen; er übt daher eine scharfe Kritik an den bisherigen Anschauungen und versucht zum Schluß eine eigene Erklärung. Den Ausgangspunkt bildet der griechische Glaube, wie er in den Gedichten Homers niedergelegt ist. Gegen die bisher allgemein anerkannte Darstellung dieses Glaubens durch Erwin Rohde richtet Otto scharfe, z. T. nicht unberechtigte Angriffe. Rohde fußt in der Tat zu sehr auf den animistischen Ideen Tylores und Spencers; er irrt z. B. sicherlich, wenn er das Eidolon als das „Seelenabbild“ des Menschen bezeichnet; es ist vielmehr das Abbild seiner körperlichen Erscheinung. Es handelt sich bei Ottos Kritik hauptsächlich um die Bedeutung des Wortes *ψυχή*, das von Homer in doppeltem Sinne gebraucht wird, einmal für die Seele des Lebenden und zweitens für den Geist des Verstorbenen. Rohde hat nun daraus geschlossen, daß die Psyche in beiden Fällen dieselbe sei, d. h. daß die Lebensseele im Augenblick des Todes zum Totengeist werde. Hiergegen wendet sich Otto in ausführlichen Darlegungen; aber obwohl diese viel Beachtenswertes und Richtiges enthalten, scheinen sie mir doch nicht das zu beweisen, was sie beweisen sollen. Denn wenn es auch richtig ist, daß die Primitiven zwischen der Seele des Lebenden und dem Geist des Toten scharf unterscheiden, daß die erstere sehr oft mit dem Atem oder dem Herzschlag identifiziert und daher mit dem Wort für Hauch oder Herz bezeichnet wird, während der letztere ein schattenhaftes Abbild der körperlichen Erscheinung des Toten ist — ich habe daher die Ausdrücke Lebensseele und Bildseele gebraucht —, und wenn Homer auch nirgends ausdrücklich sagt, daß die Psyche des Lebenden zur Psyche des Toten wird, so scheint mir doch der erwähnte doppelte Sprachgebrauch nur erklärlich, wenn man einen genetischen Zusammenhang zwischen den beiden Psychen voraussetzt. Oder ist es denkbar, daß die Griechen an eine Psyche im lebenden Menschen geglaubt haben sollten, die im Moment des Todes spurlos verschwindet, während gleichzeitig eine andere Psyche auftaucht, die mit der ersteren gar nichts zu tun hat? Aus welchem Grunde sollte man die beiden, als ganz verschieden und ganz zusammenhanglos betrachteten Erscheinungen mit demselben Worte bezeichnet haben? Es ist freilich richtig, daß die Primitiven im allgemeinen die Folgerung, der Totengeist entstehe aus der im Augenblick des Todes verschwindenden Lebensseele, nicht gezogen haben, weil sie sich eben noch im sogenannten „prälogischen“ Stadium befanden; aber die homerischen Griechen standen sicherlich nicht mehr auf dieser Stufe, und ihnen ist ein so naheliegender Schluß wohl zuzutrauen. Und daß Homer nirgends ausdrücklich sagt, daß der Totengeist aus der Lebensseele hervorgehe, erklärt sich ganz einfach: eine solche Aussage war überflüssig, da der Gebrauch des gleichen Wortes die Identität zur Genüge bezeugte.

Um seine Auffassung zu stützen, macht Otto nun zwischen *ψυχή*, das nach ihm nur Leben bedeutet, und der Lebensseele, für die der homerische Ausdruck *θυμός* sei, einen Unterschied, der mir unverständlich ist. Die Annahme zweier belebender Wesenheiten nebeneinander im Leib des Menschen scheint mir ganz undenkbar. Die Naturvölker gebrauchen wechselweise Ausdrücke wie Hauch, Herz, Inneres, um das zu bezeichnen, was im Tode aufhört zu sein und was wir Leben oder Lebensseele nennen, und ebenso werden die beiden Worte bei Homer wohl im wesentlichen das gleiche bedeuten. Dafür sprechen auch die von Otto zitierten Stellen (S. 17 f.), in denen Homer Ohnmachten beschreibt. Wenn es da heißt, daß bei Eintritt der Ohnmacht die *ψυχή* den Menschen verläßt und daß der Ohnmächtige wieder zu sich kommt, sobald der *θυμός* zurückkehrt, so kann man doch daraus nur schließen, daß beide Worte dasselbe bedeuten, nämlich Leben!

Im letzten Kapitel untersucht Otto die Herkunft der Geistvorstellung und wendet sich besonders gegen die Traumhypothese. In der Tat sind manche Eigenschaften eines Geistes, vor allem seine Immaterialität und Ungreifbarkeit, nicht aus Traumerscheinungen zu erklären, und Otto wird wohl im Recht sein, wenn er Visionen hierbei eine größere Rolle zuschreibt. Es ist aber zu bemerken, daß auch Tylor schon Visionen neben Träumen als Quelle der Geistvorstellung nennt. Die Träume der heutigen Primitiven lassen sich, wie O. hervorhebt, nicht ohne weiteres als Beweise verwenden, weil bei ihnen der schon längst vorhandene Geisterglaube die Art der Träume beeinflußt. Für die Anfänge aber muß man unterscheiden zwischen der Ursache des Glaubens an die Weiterexistenz des Toten überhaupt und dem Glauben an sein Weiterleben in unkörperlicher Form als Geist. Ersterer wird durch die lebhaftere Erinnerung an den Verstorbenen verursacht, die sein Bild in Träumen und Visionen auftauchen läßt und bald an den Anblick des Leichnams, bald an das Aussehen des noch Lebenden anknüpft. Der Geisterglaube aber mag wohl, wie Otto meint, hauptsächlich durch Visionen befördert worden sein. Aber als alleinige Ursache vermag ich sie, schon ihrer Seltenheit wegen, nicht anzuerkennen; es wird wohl dabei bleiben, daß die anschauliche Reproduktion des Erinnerungsbildes, wie sie sich dem Wachenden in Visionen, dem Schlafenden in Träumen einstellt, die gemeinsame Quelle des Geisterglaubens ist. Es sei denn, daß man die objektive Realität gewisser Geistererscheinungen anerkennen und ihnen darum eine besondere Wirkung beimessen wollte. Otto scheint einer solchen Annahme nicht absolut ablehnend gegenüberzustehen, wenn er auch eine Stellungnahme vermeidet; solange aber ein Beweis dafür nicht geliefert ist, muß man doch wohl alle diese Erscheinungen als subjektive ansehen, deren Wirkung auf den Menschen von der Lebhaftigkeit der sie hervorrufenden Erinnerung abhängt.

Das temperamentvoll geschriebene Buch hat trotz der Einwände, die sich im einzelnen gegen die Gedankengänge des Verfassers erheben lassen, das große Verdienst, Fragen, die man gewohnt war als längst entschieden zu betrachten, von neuen Gesichtspunkten aus wieder in Angriff genommen und in geistvoller Weise von verschiedenen Seiten her neu beleuchtet zu haben.

B. An k e r m a n n.

Winternitz, M.: Die Frau in den indischen Religionen.

1. Teil: Die Frau im Brahmanismus (Sonderdruck a. d. Archiv f. Frauenkunde u. Eugenetik, Bd. II u. III). Leipzig 1920. Verlag Curt Kabitzsch. 121 S.

Dieses Buch ist aus Aufsätzen zusammengesetzt, die in den Jahren 1915—1917 im „Archiv für Frauenkunde und Eugenetik“ erschienen und als solche hier unverändert gelassen worden sind. So erklärt es sich, daß das Werk keine systematische Gliederung aufweist, sondern in monographische Kapitel zerfällt, von denen wir hervorheben: „Zweck des Daseins der Frau“, „Ehe und Kinderzeugung eine religiöse Pflicht“, „Die Frau im brahmanischen Kult“, „Wertschätzung der Frau als Ehefrau und Mutter“, „Die Kinderheirat“, „Das Frauenideal, die Frauenpflicht“, „Die rituelle Unreinheit der Frau“, „Die Witwenverbrennung“, „Das Witwenelend, Verbot der Wiederverheiratung der Witwe“, „Brahmanische Eugenetik“, „Die Frau als Stütze der Religion“. Als Fortsetzung sind Darstellungen geplant über „Die Frau im Hinduismus“ und „Die Frau im Buddhismus“. Ziel des Werkes ist es — nach den kurzen Einleitungsbemerkungen — die soziale Stellung der Frau in Indien nach Maßgabe einerseits der ihr in den verschiedenen Religionssystemen zugefallenen Rollen, andererseits ihres persönlichen Verhältnisses zur Religion und ihrer Anteilnahme am religiösen Leben darzustellen. Der vorliegende erste Teil behandelt die Stellung der Frau im Brahmanismus auf Grund der brahmanischen Literatur. Die einzelnen Aufsätze hat Winternitz mit

sorgfältigen Quellenbelegen ausgestattet, unter denen natürlich die Dharma-sūtras und die Smṛtis an erster Stelle stehen, aber auch Brāhmanas, Upaniṣads und Saṃhitās nicht fehlen. Doch nicht nur die eigentlichen Quellen hat der ausgezeichnete Sanskritist zu den von ihm behandelten Themata ausgeschöpft, — wobei er teilweise mit Fug auf Jollys unentbehrlichen Extrakt „Recht und Sitte“ im Grundriß d. ind. ar. Phil. verweisen durfte, — sondern er hat auch, zumal zur vergleichenden Heranziehung modern-indischer Zustände, auf Grund reicher Belesenheit eine Fülle von Einzeltatsachen aus der Zeitschriftenliteratur beigebracht.

Das grundlegende Tatsachenmaterial des Buches ist der Wissenschaft längst bekannt. Die Absicht des Verfassers konnte es nur sein, eine Zusammenstellung der vielen Einzelmomente unter den durch die Kapitelüberschriften gekennzeichneten Gesichtspunkten zu geben. Der Hauptwert ist auf die Herausstellung des eigentartigen Gegensatzes zwischen Hoch- und Mißschätzung der Frau im Brahmanismus gelegt, — der Hochschätzung, welche dem keuschen Weibe, der treuen Gattin und vor allem der Mutter gilt, und andererseits der Minderachtung, die der weibliche Mensch gegenüber dem männlichen grundsätzlich genießt. Umfangreiche Abschnitte beschäftigen sich mit den Kinderheiraten und der sozialen Stellung der Witwe, dem „Witwenelend“. Unter der Überschrift „Brahmanische Eugenetik“ führt Winternitz die brahmanischen Grundsätze für die Gattenwahl, das Verbot der Fruchtabtreibung sowie jedes unnatürlichen, d. h. unfruchtbaren Geschlechtsverkehrs, ferner die Kastenendogamie als Mittel einer mehr oder weniger bewußten Rassenhygiene an (S. 105 ff.).

Es liegt in der Natur des Buches begründet, daß eine völlig erschöpfende Darstellung der gesellschaftlichen und rechtlichen Stellung der Frau nicht zustande gekommen ist. Beispielsweise konnten, da die Religion als Grundlage genommen war, weder die wirtschaftlichen Funktionen noch die zivilrechtliche Rechtsstellung der Frau Berücksichtigung finden. Doch ist anzuerkennen, daß Winternitz innerhalb des gewählten weiten Rahmens wohl alles vorgetragen hat, was überhaupt beigebracht werden konnte. Rezension der vorkommenden Quellenübersetzungen muß sich, der Referent mangels linguistischer Kompetenz versagen. — Zusammenfassende Darstellungen wie die vorliegende brauchen wir; sie bilden periodisch notwendige Etappen auf dem Wege der vielfältig zersplitterten Einzelforschung. Zur Kritik und Ergänzung geben dem Ethnologen einzelne Punkte Anlaß, von denen nur einige hier notiert werden können:

1. Der in der Einleitung ausgesprochene Satz: „Immer hat — — die Frau ein besonders inniges Verhältnis zur Religion gehabt. Schon bei den Naturvölkern sind es die Frauen, die dem Übersinnlichen näher stehen und einen regeren Verkehr mit der Geisterwelt unterhalten als die Männer“ (S. 1 f.) ist doch so allgemein nicht zutreffend. Den Seherinnen, Priesterinnen und Zauberinnen der Griechen und der Germanen (S. 2) — — denen übrigens noch analoge Erscheinungen aus anderen Gebieten beigelegt werden könnten, — stehen vielmehr bei fast allen Naturvölkern“ überwiegende religiöse Funktionen der Männer gegenüber. Ich erinnere nur an die Schamanen Nordamerikas und Nordasiens, an den persönlichen Manitu, der ausschließlich von Männern erlangt wird, ferner an die Geheimbundsriten bei so vielen Völkern, die ja vielfach gerade aus den Betätigungen der Männerbünde erwachsen sind (vgl. Schurtz), endlich an sämtliche großen Religionsstifter der Menschheit. Es ist nur in der Ordnung, wenn „das enge Verhältnis der Frau zur Religion“ betont wird (S. 2), aber es ist nicht einzusehen, weshalb auch hier wieder der (vergebliche) Versuch gemacht wird, die Frau als die eigentliche Trägerin einer geistigen bzw. seelischen menschlichen Funktion hinzustellen. Hier hört die Wissenschaft auf.

2. Auf S. 84 bemerkt Winternitz m. E. zutreffend, daß zu der Annahme Kohlers (Z. f. vgl. Rsw. III, 378 ff.), die arischen Inder hätten die Witwenverbrennung von den nichtarischen Ureinwohnern übernommen, kein Grund vorliege. Darauf aber fährt er fort: „Eine ganz unrichtige Auffassung liegt auch in den Worten Kohlers (Z. f. vgl. Rsw. VI, 413): —,So führt der Animismus zum Frauenopfer, zur Selbstmordpflicht der Witwe, und damit berührt er wieder den Boden des Rechts.“ — Mit dem Recht hat die Witwenverbrennung nichts zu tun, denn eine rechtliche Verpflichtung ist sie niemals gewesen. Auch der Ausdruck „Opfer“ ist für den bald mehr bald weniger freiwilligen, bald halb und halb erzwungenen Witwentod unpassend.“ — Der Referent ist mit gewissen Forschungsergebnissen und Meinungen des verewigten Altmeisters der vergleichenden Rechtswissenschaft, der beiläufig auch ein recht gediegenes Sanskritstudium hinter sich hatte, keineswegs einverstanden. Hier liegt jedoch eine Kritik vor, die sachlich fehlgreift. Winternitz, von dem wir wissen, daß er neben seinem Fachgebiete eine beachtenswerte Kenntnis und Belesenheit in ethnologischen Materien besitzt, kennt doch offenbar Wesen und Zweck der ethnologischen Rechtsforschung noch nicht. Wir verweisen statt näherer Ausführungen hierüber, für welche kein Raum ist, z. B. auf die Ab-

handlung Max Schmidts „Die Bedeutung der vergleichenden Rechtswissenschaft für die Ethnologie“ in Z. f. vgl. Rsw. XXXVII, 348 ff. und bemerken im einzelnen nur: auf relativ frühen Stufen der Rechtsentwicklung ist bekanntlich kein Unterschied zwischen Recht und Sitte. Kohler spricht in der vom Verfasser angegriffenen Stelle von einer rechtlichen Verpflichtung im eigentlichen Sinne überhaupt nicht. Daß das Institut „den Boden des Rechts berühre“, ist an sich vielleicht als eine der nicht immer ganz scharfen, poetisch gefärbten Ausdrucksformen Kohlers zu beanstanden, sachlich aber zutreffend. Wenn wir auch die religiöse und ethische Quelle der besagten Sitte nicht in Abrede stellen, so hat sie doch ihre Auswirkung in einer eigenartigen Gestaltung der sozialen Stellung der weiterlebenden Witwe und gleichzeitig in einer Beeinflussung ihrer Rechtspersönlichkeit (vgl. Winternitz, S. 87 f.). Dabei ist es ohne Belang, ob man etwa den gesellschaftlichen Tod der Witwe als Substitut des früher üblichen physischen Todes ansehen will. Übrigens gibt es vielleicht noch eine andere Erklärung für die bei manchen Naturvölkern vorkommende Witwentötung als den Seelenglauben (vgl. Winternitz S. 56), nämlich die aus der Totenscheu resultierende Furcht vor der Aneignung oder auch nur Berührung der Vermögensstücke des Toten. (Vgl. hierüber Schurtz, Grundr. e. Entstehungsgeschichte d. Geldes, S. 55 f., auch den Aufsatz des Ref. „Potlatch“ in der Festschrift f. Eduard Seler (Stuttgart, Strecker & Schröder), S. 33 u. 37).

3. Wie schon berichtet, hat der Verfasser auch moderne Verhältnisse ausgiebig vergleichsweise herangezogen. Damit hat er aber bereits ein gutes Stück derjenigen Kultursphäre betreten, die wir als „Hinduismus“ und nicht eigentlich als „Brahmanismus“ bezeichnen. Für den später geplanten Abschnitt „Die Frau im Hinduismus“ werden daher Wiederholungen unvermeidlich sein. M. E. wäre es zweckmäßiger gewesen, beide Teile in extenso gemeinsam abzuhandeln. Man darf den Wunsch aussprechen, daß nun in dem späteren Bande die soziale und Rechtsstellung der Frau bei den verschiedenen Völkern Indiens gesonderte Berücksichtigung finden möge, soweit dies heute durchführbar ist. Freilich ist das Material hierzu noch sehr unvollständig.

Über kleine Schönheitsfehler des Buches, die sich teilweise aus dem ursprünglichen Erscheinen im Rahmen einer Zeitschrift ergeben (wie die nicht weniger als dreimalige Erwähnung und Erläuterung der Hypergamie, S. 24, 31, 108), kann hinweggesehen werden. Ein bedauerlicher Mangel ist dagegen das Fehlen eines Sachregisters. — Das im ganzen ausgezeichnete Buch ist in dem leicht flüssigen und ansprechenden Stile geschrieben, den Winternitz stets bewährt, und durch den die Schrift bei all ihrer Wissenschaftlichkeit und Fülle an Quellenzitaten auch dem weiteren Kreise der Gebildeten verständlich ist. Möge diese äußerlichanspruchlose, inhaltsreiche Arbeit weitere Verbreitung finden als die zahlreichen, romantischen, ästhetisierenden und sonstigen mehr oder weniger dilettantischen Veröffentlichungen Unberufener über indisches Leben, die größtenteils verkehrte und überspannte Vorstellungen erwecken.

Leonhard Adam.

Richard Thurnwald: Die Gemeinde der Bánaro. Ehe, Verwandtschaft und Gesellschaftsbau eines Stammes im Innern von Neu-Guinea. Aus den Ergebnissen einer Forschungsreise 1913--1915. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Familie und Staat. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Den Gegenstand des Buches deuten Titel und Untertitel hinreichend klar an. Eingehend erforscht hat Thurnwald 1. die Heiratsregelungen (verbotene und freigegebene Verbindungen) und nebenehelichen Beziehungen. Die letzteren treten als völlig normal neben der eigentlichen Ehe (in besonders feierlicher Form bei der Defloration) auf, sind dabei aber streng geregelt und den gleichen Einschränkungen unterworfen wie die Eheschließung. Mit der Annahme ursprünglicher Promiskuität ist diese Regelung hier so wenig wie in Australien vereinbar. Thurnwald findet eine historische Erklärung in der Annahme, daß ältere Eheverbindungen (zwischen alten Männern und jungen Mädchen) hier nachwirkten. 2. Die Verwandtschaftsbezeichnungen, die von typischer Spezialisiertheit sind. Nachwirkungen der Promiskuität kommen auch hier nicht in Frage. Wohl aber kennzeichnen die Bezeichnungen (ähnlich wie unsere Titel) die gesellschaftliche Stellung, die Rolle und Pflichten der einzelnen Sippengegnossen gegeneinander. Dabei hinkt freilich die Sprache hinter den Wandlungen der gesellschaftlichen Verhältnisse her. Thurnwald lehnt daher die von Rivers entwickelte Anschauung ab, wonach sich in jenen Bezeichnungen der gesellschaftliche Aufbau eines Stammes einfach spiegelt.

Alfred Vierkandt.

Paul Hambruch, Südseemärchen aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Hawaii, Neu-Seeland u. a. XXIV u. 361 S. Kl.-8°. Buchausstattung von Elisabeth Weber, 6 Buchleisten, 6 Textbilder, 25 Initialen und 16 Tafeln. Jena, E. Diederichs.

In der schönen und auch wissenschaftlich so verdienstvollen Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur“ ist dieser geradezu glänzend ausgestattete Band einer der interessantesten. Der Herausgeber hat uns hier mit einer großen Zahl meist bisher unbekannt gewesener Märchen beschenkt, die teilweise von ihm selbst, teilweise von den Herren Hans Vogel und Augustin Krämer gesammelt wurden. Für den reichen Inhalt kann hier nur auf den Text verwiesen werden, hingegen sei hier noch ein Wort über die Initialen gesagt, so wenig es sonst üblich sein mag, in einem kurzen Referat auf solche Einzelheiten der Ausstattung einzugehen; aber die Initialen dieses Bandes verdienen wirklich besondere Anerkennung. Die einzelnen Buchstaben stehen durchweg in einem breiten Rahmen, der mit völlig stilgerecht wiedergegebenen Eingeborenen-Ornamenten ausgefüllt ist, die nicht nur das Herz des Fachmannes erfreuen, sondern auch den Laien freundlich anmuten und ihm, gleich den Märchen selbst, einen guten Eindruck von der Kunst jener sogenannten „Wilden“ beibringen.

In der Einleitung behandelt der Herausgeber einige allgemein mit der Mythenforschung verbundene Probleme, aber ohne deren große Wichtigkeit für die allgemeine Völkerkunde so energisch zu betonen, als gerade er mit seinen ausgedehnten Kenntnissen auf diesem Gebiete wohl hätte tun können. Der Ref. kann sich bei diesem Anlasse nicht enthalten, den Wunsch auszusprechen, daß sich nunmehr, nachdem aus so vielen entlegenen und schwer zugänglichen Gebieten eine so große Ernte an Märchen eingebracht ist, bald auch ein neuer Stücken finden möge, der diese kostbaren Schätze vergleichend bearbeitet. In seinen „Astralmythen“ (Leipzig, Pfeiffer, 1896 ff.) hat Ed. Stücken als erster es unternommen, die Verbreitung einer größeren Zahl von Märchen kartographisch festzulegen. Seither ist das veröffentlichte Material so angewachsen, daß eine Neubearbeitung der Astralmythen oder Wiederaufnahme des gesamten Stoffes in der Art des Stückenschen Buches überaus verdienstlich wäre. v. Luschan.

Prof. Dr. Alfred Voeltzkow: Reise in Ostafrika in den Jahren 1903—1905. Wissenschaftl. Ergebnisse. Erster Band, I. Abtlg., Reisebericht. Inhalt: Witu-Inseln — Zanzibar-Archipel. Mit Tafel I, 20 Textfiguren und 14 Textbeilagen, 328 S. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, 1923.

Das vorliegende Werk gehört zeitlich vor die bereits erschienene Monographie der Comoren und ist durch die Teilnahme des Verfassers am Weltkriege verzögert worden. Voeltzkow, der auf dieser Reise im Auftrage der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und unterstützt von der Hermann und Elise geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung die Verbreitung der Riffornation des westlichen Indischen Ozeans und die Beschaffenheit der kurzerhand als Korallenriffe bezeichneten Gebilde zu untersuchen hatte, berichtet über die Witu-Eilande Lamu, Pata und Manda, sowie über die den Zanzibar-Archipel bildenden Inseln Pemba, Zanzibar und Mafia.

Die einzelnen Arbeitsgebiete sind systematisch und getrennt behandelt; neben der Bevölkerung und der Fauna ist auf die Zusammenstellung der geschichtlichen Ereignisse großer Wert gelegt und damit dankenswerterweise ein klares Bild der besonders in Ostafrika schwer übersichtlichen Geschehnisse bis zur Jetztzeit mit ihren starken Einwirkungen auf die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung herausgearbeitet worden. In richtiger Erkenntnis dieser Wichtigkeit hat Voeltzkow auch die Eingeborenen des gegenüberliegenden Festlandes in seinen Betrachtungskreis einbezogen. Der Bericht über den Zanzibar-Archipel ist sehr eingehend gehalten und verbreitet sich auch besonders über die Völkerkunde der Inseln.

Ethnologisch interessant verspricht der dritte Band, der die Forschungen auf Madagascar behandelt, zu werden; bei ihm wird hoffentlich ein kleiner Schönheitsfehler des vorliegenden Werkes, nämlich das Fehlen von Inhaltsübersicht und Abbildungsverzeichnis, ausgemerzt werden können. Schachtzabel.

Leo Frobenius und Hugo Obermaier: *Hádschra Máktuba. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas.* (Veröffentlichung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie.) In 6 Lieferungen (Gz. 120). Erste Lieferung. Kurt Wolf Verlag, München o. J.

Es soll hier nur auf das Erscheinen dieses wichtigen Werks, von dem die erste von sechs geplanten Lieferungen vorliegt, aufmerksam gemacht werden; eine wirkliche Besprechung kann erst nach Vollendung des Werks, vor allem nach Erscheinen des Textes, erfolgen. Das erste Heft enthält außer einer Vorbemerkung nur Tafeln, die teils nach Photographien, teils nach Zeichnungen oder Aquarellen reproduziert sind. Es sind 31 Tafeln (Blattgröße 35 : 26 cm), durchweg in vortrefflicher Ausführung. Man ist überrascht, daß ein so ausgestattetes wissenschaftliches Werk heute in Deutschland möglich ist, fragt sich aber doch angesichts der Tatsache, daß so viele wissenschaftliche Arbeiten jetzt aus Mangel an Mitteln ungedruckt bleiben müssen, ob es nötig war, Felsbilder, bei denen die Farbe gar keine Rolle spielt, in Farbendruck wiederzugeben, ob alles in so großem Maßstab reproduziert werden mußte, ob nicht einige Tafeln ganz überflüssig sind, kurz ob Verleger und Verfasser nicht etwas zu viel des Guten getan haben. Abgesehen davon ist es natürlich mit Freude zu begrüßen, daß wir eine Publikation dieser höchst merkwürdigen Felsbilder erhalten, zumal da man erwarten kann, daß die Zusammenarbeit der beiden Verfasser wissenschaftlich wichtige Ergebnisse zeitigen wird.

B. A n k e r m a n n.

Theodor Wilhelm Danzel: *Mexiko I, II.* 59 Seiten, 4° und 67 Taf. bzw. 32 S. u. 76 Tafeln. (Kulturen der Erde, Bd. XI—XII.) Hagen i. W. und Darmstadt, Folkwang-Verlag 1922.

Unter den Herausgebern von modernen Bilderbüchern, in denen viele Bilder mit wenig Text für die Bildung sorgen sollen, nimmt der Folkwang-Verlag insofern eine bevorzugte Stellung ein, als er neuerdings auch Fachmänner zu Wort und dabei den Text nicht zu kurz kommen läßt, so daß immerhin zugleich ein anschauliches Bild der wissenschaftlichen Ergebnisse möglich ist. Wie in den Museen sich heute die Kenner mit Erfolg bemühen, das Wesentliche der Kulturforschung darzustellen und alles Geistige namentlich in der Kunst zusammenzufassen, so ist ein solches Ziel in veränderter Form, nämlich unter Hinzufügung einer nach Form und Inhalt entsprechenden Schilderung auch in den „Bilderbüchern“ zu erstreben, und die Fachleute sollten diesen Bedürfnissen nach Kräften entgegenkommen, schon damit die Zahl Unberufener, die bedenkliche, ja schädliche Machwerke auf den Markt bringen, geringer wird. Unter günstigsten Umständen ist es nicht ausgeschlossen, auch in diesem Rahmen wissenschaftlich Neues einzuschmuggeln. Freilich wenn die Neigung zu solchen Schauerzeugnissen überhandnehmen und gar der Gedanke aufkommen sollte, als ob sie die Wissenschaft ersetzen könnten, so würde diese bald blutleer werden und absterben.

Gerade die mexikanische Forschung, wie sie namentlich in den überaus zahlreichen, auf genauen Einzeluntersuchungen beruhenden Schriften Selers vorliegt, fordert heute zu einer zusammenfassenden Übersicht heraus, und Danzel als Selers Schüler hat diese dankbare, aber auch schwierige Aufgabe ganz in dem Sinne und in den Anschauungen des Verstorbenen in den beiden Bänden, die wir ihm verdanken, in Angriff genommen. Seler hatte die Überzeugung, daß die genaue Analyse aller Einzelheiten von selbst zu einer Synthese führen müsse. Das Nebeneinander der Quellen und unvereinbaren Nachrichten aber erheischt dringend die Annahme eines Nacheinander, einer Schichtung unter Zuhilfenahme der heutigen Naturvölker jenes Kulturkreises Hand in Hand mit einer strengen psychologischen Beachtung dessen, was früher oder später sein könnte. Wäre es Seler vergönnt gewesen, zehn bis zwanzig Jahre länger das mexikanische Material in der bisherigen Weise zu sichten und z. B. die zweite Hälfte der Jahresfeste zu bearbeiten, so hätte er trotzdem vielleicht selbst hier und da einen Ausgang aus dem Labyrinth gefunden. Das darf man aus einigen neuen Arbeiten des soeben erschienenen 4. Bandes seiner gesammelten Abhandlungen entnehmen, in denen er zu dem bemerkenswerten Schluß gekommen ist, daß Quetzalcoatl aus einem ursprünglichen Mondwesen der Morgenstern und ein Sonnenwesen geworden ist, und daß die Sterne des Himmels zugleich die Toten und Regengötter sind, also nicht bloß Seelen der gefallenen Krieger und Sonnenbegleiter, wie er bisher immer betont hat. Die Umwandlung von Nachtgestalten in Sonnengötter ist überhaupt ein durchgehender Zug in der mexikanischen Religion, ohne den die Jahresfeste nicht zu verstehen sind, ebenso wie das Eingreifen der Toten als Vegetationsgeister in den Lauf des Jahresgeschehens ein

Hauptzug der Jahresfeste ist, der nicht ignoriert werden darf, will man zu einem Verständnis gelangen. Die Bedeutung dieser beiden Momente ist bereits seit langer Zeit aus der Religion der Hopi und Cora bekannt, auf die betreffenden Verhältnisse der letzteren geht mein Werk „Die Nayarit-Expedition I“ unter Bezugnahme auf die einschlägigen mexikanischen Dinge ausführlich ein. Leider hat sich Selser aber nie darum gekümmert. Ein weiterer für das Verständnis der mexikanischen Religion ausschlaggebender Zug, auf den ich bereits vor 20 Jahren in ausführlichen Arbeiten hingewiesen habe, ist die auf Fruchtbarkeitsideen beruhende Erneuerung der Götter durch Opferung (Archiv für Anthropologie N. F. I. 1904). So lange dieses überall in der mexikanischen Religion in die Augen springende Moment nicht in den einzelnen Verzweigungen psychologisch und gegenständlich erfaßt wird, darf man von einem Verständnis nicht sprechen. Endlich erwähne ich noch die Stellung des höchsten Götterpaares als Ergebnis priesterlicher Spekulation, wie sie bisher von Selser aufgefaßt ist, um ein schweres Hindernis für das Verständnis aufzuzeigen. Ohne den mexikanischen Schöpfungsgöttern überhaupt die ihnen gebührende Stellung als Ausgang für die Gestaltung der Religion zuzuweisen (s. meine Arbeit über die höchsten Götter in Psychologische Forschung II), muß das Ganze noch im Dunkel bleiben.

Berücksichtigt man diese Unterlassungen — um nur das Hauptsächlichste anzuführen — so wird man auch Danzels Auszug aus Selers Schriften richtig beurteilen. Auch er hat keine Quer- und Längsschnitte durch die bedeutendsten Teile der mexikanischen Religion vorgenommen, sondern unter Aufzählung von einigen 30 Gottheiten, der 4 prähistorischen Weltalter, des Weltbildes, des Kalenders und der Jahresfeste die Bausteine der Religion in ansprechender Weise beleuchtet. Eine freie Schilderung nach den hauptsächlichsten Gesichtspunkten, wie ich sie z. B. in dem Artikel „Mexikanische Religion“ in dem Handwörterbuch „Die Religion in der Geschichte und Gegenwart“, von Schiele und Zscharnack 1909 vorgenommen habe, würde die Lücken unseres Wissens allzu sehr beleuchtet und zu einer Ergänzung der Selerschen Auffassungen geführt haben, die dem von ihrer Richtigkeit überzeugten Verfasser völlig fern lag. Zum Beispiel betont Danzel mit Selser deutlich, daß das Menschenopfer zumeist, „wie schon Frazer und Mannhardt richtig vermuteten“, die Tötung des Dämons selbst und seine Wiederbelebung in einem neuen lebenden Abbilde bedeute, aber in der Durchführung dieser fruchtbaren Idee geht er nicht weiter.

Während die religiöse Seite im wesentlichen der Inhalt des ersten Bandes ist, geht der zweite kurz auf die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ein und erwähnt einige Tatsachen aus der materiellen Kultur und einige Zaubergebräuche. Eine besondere persönliche Note gibt der Verfasser hier durch den Hinweis auf die primitive Denkweise und durch ihre Anwendung auf die Deutung der religiös-mythologischen Tatsachen in Mexiko, in der er die an verschiedenen Stellen bereits hervorgehobene psychische Seite noch einmal zusammenfaßt. Danzel hat bereits in einer anderen Arbeit allgemeiner Natur psychologische Grundsätze aufzustellen versucht, die er hier allgemeinverständlicher ausführt. Mit diesen kann man sich meistens einverstanden erklären, zumal wo sie sich mit den auch sonst üblichen Auffassungen decken. Starke Bedenken habe ich z. B. gegen einige allgemeine psychoanalytische Vorstellungen, die Danzel ausnahmsweise verteidigt, wie das Auftauchen von Überschwemmungsbildern durch Urinträume, die mexikanische Feuerregenzone als eine Form erster Wärme- und Lichtreizerlebnisse, die Herkunft von Riesen und uranfänglichen Götterpaaren aus infantilen Vorstellungen. Dagegen erweckt die Anwendung der psychologischen Erwägungen auf die konkreten mexikanischen Verhältnisse überhaupt Widerspruch. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die Übertragung von seelischen, subjektiven Zuständen auf objektive Dinge, wie sie Danzel in den Beispielen besonders vornimmt, auf modernen oder wenigstens späteren Empfindungen beruht. So ist für ihn und Selser das Abstreifen und Überziehen der Haut bei der Opferung von Menschen an den Festen ein Symbol, durch welches die Erneuerung der Erde durch die Vegetation zum Ausdruck kam. Damit sei die objektive Seite des Brauches bezeichnet. Schon diese objektive Seite erkennt m. E. den Kern der Sache, wie bereits aus der Anwendung des Wortes Symbol hervorgeht. In primitiven Bräuchen und Mythen muß sich nämlich Sache bzw. Wort mit der Sinnbedeutung decken. Objekt und Begriff sind identisch. Später entsteht eine Kluft zwischen beiden, das Objekt wird zum Symbol. (Vgl. Fritz Langer, Intellektualmythologie, Leipzig 1916.) Aus diesem Grunde habe ich auch die Selersche Erklärung nie für richtig gehalten. Wenn die Mexikaner je das Hautabziehen als Erneuerung der Vegetation aufgefaßt haben, was nicht zu beweisen ist, so ist doch sein Ursprung weit realistischer und primitiver. Nun stellt Danzel als subjektive Seite des Brauches des Menschen-schindens, als ursprüngliche „Mitbedeutung“ den Sinn hin, der bei uns in der Redewendung „den alten Adam ausziehen“ und „eine neue Haut bekommen“, zum Ausdruck kommt. Ähnliche subjektive Mitbedeutungen, die einen Brauch nach dem

Verfasser erst verständlich machen sollen, enthalten die meisten Beispiele Danzels. Ich erwähne nur noch die sogenannte Introversion in der Quetzalcouatl-Sage, kann aber nicht mehr auf die Einzelheiten eingehen. Wollte man solchen modernen Symbolen — die übrigens auch Langer von indogermanischen Mythen herkommen mehrfach auf die ihm nicht geläufigen primitiven Verhältnisse überträgt — bei der Erklärung von magischen Dingen Raum geben, so würden die Errungenschaften, die in den letzten 20 Jahren im Verfolg der präanimistischen Zauberauffassung gezeitigt sind, zum guten Teil wieder aufgehoben werden.

Von Bildern bringt das erste Bändchen eine Auswahl aus den religiösen Bilderschriften mit einer kurzen Erläuterung, das zweite eine Anzahl von charakteristischen Ton- und Steinaltertümern aus dem Museum für Völkerkunde zu Hamburg. Einige Aufnahmen sind jedoch für ethnologische Zwecke bei weitem zu dunkel gehalten, wodurch die Einzelheiten unkenntlich werden.

K. Th. Preuß, Berlin.

Leonhard Adam: Nordwestamerikanische Indianerkunst. „Orbis pictus“, Band 17. Berlin, Ernst Wasmuth A. G., 1923. 8° mit 48 Tafeln.

Unter den zahlreichen, sich an ein größeres Publikum wendenden Veröffentlichungen über die Kunst der Naturvölker, die in den letzten Jahren in Deutschland erschienen sind, kann die vorliegende Arbeit als die erste bezeichnet werden, die von eindringender Sachkenntnis getragen ist. Der Verfasser ist vor einigen Jahren mit wertvollen Untersuchungen über die sozialen Verhältnisse der Nordwestindianer hervorgetreten (— die gerade für das Verständnis der Nordwestkunst von größter Bedeutung sind); er hat sich zudem in langjährigen Studien gute Kenntnisse der außerordentlichen Schätze nordwestamerikanischer Kunst erworben, die das Berliner Museum für Völkerkunde seit den 80 er Jahren dank der großartigen Sammeltätigkeit des Kapitäns Adrian Jacobsen besitzt. Damit sind die Voraussetzungen gegeben, unter denen man eine gute Darstellung der schwierigen nordwestamerikanischen Kunst erwarten durfte. Das Buch zeichnet sich schon äußerlich vorteilhaft durch die Auswahl der Abbildungen aus, die eine Reihe der schönsten Stücke der Berliner Sammlung vorführen, daneben auch ein Stück der Privatsammlung des Verfassers, das wegen der großen Schönheit und Seltenheit seiner Form besondere Hervorhebung verdient (Tafel 38); diese Auswahl ist nämlich nicht, wie es heute beliebt ist, willkürlich nach rein ästhetischen Gesichtspunkten erfolgt, sondern dient zugleich ethnographischen Zwecken, da sie recht gut die verschiedenen Seiten der Nordwestkunst illustriert, deren Wesen der Verfasser auf drei verschiedenen Gebieten — in der Zeichnung und Ornamentik, stilisierten und realistischen Plastik — schildert.

In einem einleitenden Abschnitt werden als die religiösen und sozialen Wurzeln dieser Kunst Totemismus, Zauberglaube und Winterzeremoniell bezeichnet. Die Darlegungen über die Ornamentik fußen, wie billig, im wesentlichen auf den grundlegenden Arbeiten von Boas und Swanton; neu ist der Nachweis, daß das „Augenornament“, das bereits Boas mit knappen Worten auf die Darstellung von Gelenken zurückgeführt hatte, von Haus aus gar kein Auge sein sollte (es unterscheidet sich auch jetzt noch von der Darstellung wirklicher Augen), sondern in seiner Urform ein kreis-, ei- oder halbmondförmiges Gebilde war, wie es auf altertümlichen Felszeichnungen und Wandmalereien des Kwakiutl-Gebietes zur Wiedergabe nicht nur von Gelenken, sondern auch von Hand- und Fußflächen verwandt ist. Auf dem Gebiete der Plastik läßt der Verfasser die entwickelte realistische Plastik zeitlich der stilisierten vorausgehen; Hauptargumente hierfür bilden ein Grabfund vom Fraser River, eine wundervoll modellierte Kröte darstellend — eine der ältesten Holzschnitzereien der Berliner Sammlung —, sowie der Hinweis, daß die stilisierte Tierplastik offenbar erst der vorausgegangenen realistischen Epoche „die souveräne Beherrschung der wirklichen Formen und die Grundlage zur monumentalen Figurengestaltung, den Mut zur Fortlassung kleinlicher Einzelheiten“ verdanke (S. 30). Die Wahrscheinlichkeit spricht in der Tat für dieses Verhältnis; damit ist freilich noch nicht die merkwürdige Erscheinung erklärt, daß in der Neuzeit die Nordstämme der Nordwestküste (Tlinkit, Haida, Tsimschian) fast ausschließlich stilisierte Plastik besaßen, die Südstämme (Kwakiutl usw.) neben dieser eine sehr entwickelte realistische; denn die bekannte realistische Schiefer- skulptur der „Bärenmutter“ ist offenbar bei den Haida ein ziemlich isoliertes Vorkommen, und ein großer Teil der stilisierten Plastik der Kwakiutl kann wohl nur auf Einflüsse von den Nordstämmen her, vielfach sogar auf direkten Import, zurückgeführt werden. — Die Frage nach Herkunft und Beziehungen der Nordwestkunst läßt der Verfasser, abgesehen von einem flüchtigen Hinweis auf Altmexiko, unentschieden.

Ungern vermißt man im Literaturverzeichnis die Abhandlung von George T. Emmons, „The Chilkat Blanket“ (Memoirs of the Amer. Mus. Nat. Hist. III, 4 [1907]) mit Boas' Untersuchungen über die Muster dieser Decken. Als zusammenfassende und zugleich erschöpfende Darstellung der seltsamsten und verwickeltesten Form der Nordwestornamentik durfte sie in einem Buche über diese Kunst nicht fehlen. Sie hätte dem Verfasser auch die Lösung der Frage nach der Bedeutung der Muster der abgebildeten Decke (Tafel 3) erleichtert. W. Krickeberg.

„Psychologische Forschung“, Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften, herausgegeben von K. Koffka, W. Köhler, M. Wertheimer, K. Goldstein und H. Gruhle. I. Bd., 1. u. 2. Heft. 8°, 190 S. mit 41 Textabbildungen.

Ausgesucht gerade jetzt eine neue Zeitschrift zu gründen, scheint eine bemerkenswerte Kühnheit, sowohl von den Herausgebern als vom Verleger. Im übrigen wird sich ja zeigen, ob die Zeitschrift wirklich lebensfähig ist, einstweilen bringt sie u. a. einige Beiträge von schier unheimlicher Gelehrsamkeit, die mit teilweise nur mühsam versteckter Polemik sich zweifellos nur an einen ganz kleinen Kreis von Wissenden und Eingeweihten wenden und der großen Menge der weiteren Fachgenossen wohl unverständlich bleiben werden. Das gilt besonders von Max Wertheimers Untersuchungen „zur Lehre von der Gestalt“, und kaum weniger auch von P. Cermak und Koffka's „Untersuchungen über Bewegungs- und Verschmelzungs-Phänomene“. Von allgemeinerem Interesse ist hingegen eine glänzend geschriebene Abhandlung von Erich M. v. Hornbostel über optische Inversion und ebenso eine Studie von Wilhelm Fuchs (Frankfurt) „eine Pseudofovea bei Hemianopikern“, die lehrreiche Beziehungen zwischen Sehgröße, Deutlichkeit und Gestalt nachweist.

Für die Leser der Z. f. E. ist aber von der allergrößten Wichtigkeit eine Abhandlung von Prof. D. Westermann über die Kpelle; das ist ein Stamm, der zu beiden Seiten des mittleren und oberen Paulsflusses sitzt; er ist aus Waldnegern von der Art der Kru und aus Mandingo gemischt, wobei physisch und in der materiellen Kultur das Negerelement, sprachlich das der Mandingo überwiegt, die einen Teil des Wortschatzes und ihre höhere Grammatik beigesteuert haben, also kulturell höher stehende Einwanderer sind, welche die physischen Eigenschaften der Vorbevölkerung nicht wesentlich beeinflusst haben. Glücklicherweise ist eine ähnliche Studie unseres großen Afrikanisten auch an einem den Ethnographen leichter zugänglichen Orte gedruckt worden. v. Luschan.

Koganei Yoshikiyo, Über die künstliche Deformation des Gebisses bei den Steinzeitmenschen Japans. (S.A. aus den Mitt. der med. Fak. der Kaiserl. Univ. zu Tokyo, Bd. XXVIII, S. 429—485, Taf. XIX—XXV.

Der gelehrte Anatom und Führer der japanischen Anthropologen beschenkt uns hier in einer dem Andenken W. v. Waldeyers gewidmeten Schrift mit einer völlig überraschenden, den europäischen Fachleuten bisher ganz unbekanntem Mitteilung über das häufige Vorkommen von künstlicher Verunstaltung der Vorderzähne in der Steinzeit Japans. Niemand wird heute wagen dürfen, diesen Befund mit Sicherheit auf alte Einwanderungen aus Indonesien zu beziehen und zufällige Convergenz ganz auszuschließen, immerhin wird man hier an das häufige Vorkommen teilweise ganz ähnlicher Deformationen in Indonesien denken dürfen (vgl. z. B. meine Mitteilung S. 176/7 und Taf. I über zwölf Schädel von den Mentawai-Inseln in meinem Anhang zu Alfred Maass „Bei lebenswürdigen Wilden“, Berlin 1902).

Ganz besonders auffallend ist die durch je zwei sehr tiefe Einkerbungen entstandene Gabelform der beiden mittleren oberen Schneidezähne an dem Taf. XXII abgebildeten Schädel, die ihresgleichen sonst nur in Mexiko und Yukatan hat. Für alle Einzelheiten muß auf die Originalabhandlung verwiesen werden, für die alle Anthropologen und Ethnographen der ganzen Erde dem Verfasser dauernd zu größtem Danke verpflichtet sein müssen. v. Luschan.

Zu der Besprechung des Buches von H. Klaatsch: „Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur“ durch Herrn v. Luschan sendet uns Herr Adolf Heilborn die nachstehenden Bemerkungen, die wir nebst der Erwiderung Herrn v. Luschans zum Abdruck bringen:

Im 54. Jahrgang der vorliegenden Zeitschrift (S. 173) hat Herr v. Luschan dem von mir herausgegebenen Nachlaßwerke Hermann Klaatschs eine Besprechung gewidmet, die einige richtig zu stellende Irrtümer enthält. Referent behauptet, Klaatsch habe den „unglücklichen Einfall, als hänge der Mensch von Combe-Capelle mit dem Orang zusammen und der Neandertaler mit dem Gorilla“ entgegen seinen Ausführungen in dem Werke — was ich hätte wissen müssen — „fallen gelassen“. In Wahrheit hat Klaatsch, wie ich genau weiß und wie es auch das Zeugnis seines bis zu seinem Tode mit ihm arbeitenden Assistenten, Fr. W. Elsner, bestätigt, diesen anatomisch sehr eingehend begründeten „Einfall“ (vgl. Ztschr. f. Ethnologie, Bd. 42, und Korrespondenzblatt, Bd. XLI, 1910) nicht einen Augenblick aufgegeben: im Gegenteil, er stand vielmehr im Begriff, neues umfangreiches Beweismaterial dafür zu veröffentlichen, was nur sein plötzlicher Tod verhinderte (vgl. auch meine Einführung zu dem Werke S. XXXVII). „Daß sich ausgesucht gerade in der Dordogne eine afrikanische Rasse vom Neandertaltypus und die aus Asien stammende Aurignacrasse begegnet sind“, ist nicht, wie Referent urteilt, eine „unglückliche Idee“, sondern eine unbezweifelbare Tatsache: wurden doch eben dort mehrfach Neandertalerskelette (Le Moustier, La Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie) und der Homo Aurignacensis gefunden! Nach Luschan führe ich „ganz ausdrücklich den Menschen von Predmost auf eine Kreuzung des Neandertalers mit dem Aurignacmenschen“ zurück. Das ist ein Irrtum des Referenten; denn der in dem Buche veröffentlichte erste ausführliche Bericht über die Predmoster Funde stammt zusammen allen Folgerungen aus der Feder von Absolon (Brünn), wie ausdrücklich gesagt wird (S. 357) und unzweifelhaft aus der Lektüre hervorgeht. Eine „einstweilen noch ganz ungestützte Auffassung“ kann man mit Herrn v. Luschan die Vorstellung einer Kreuzung älterer Eiszeitrassen heut doch auch wohl nicht mehr gut nennen. Denn abgesehen von Klaatsch selber und seiner engeren Schule (Elsner, Lustig: Funde vom „Hohlen Fels“) treten außer Absolon auch C. Toldt und Matiegka bezüglich Predmosts, R. Bonnet bezüglich des Obercasseler Fundes rückhaltlos und mit überzeugenden Beweisen für diese Vorstellung ein. Schließlich seien mir noch ein paar Worte der Abwehr und Richtigstellung zu den schweren Vorwürfen gestattet, die Luschan mir wegen der Illustrierung des Werkes macht. Ich beabsichtige nicht, mit dem Referenten hier über den Anschauungswert der einzelnen Abbildungen zu streiten, wenn schon ich meinerseits überzeugt bin, daß beispielshalber die vom Referenten getadelte, von Klaatsch zuerst im „Korrespondenzblatt“ (1910, S. 95) gebrachte, vergleichende Nebeneinanderstellung der Oberschenkel von Gorilla-Neandertaler-Orang-Aurignacmensch „nicht nur dem Laien, sondern auch dem Fachmann“ recht viel sagen können und sagen; das ist Sache der Anschauung und des Urteils. Der vom Referenten mir gemachte Vorwurf „uneinheitlicher Orientierung“ der abgebildeten Schädel trifft bis heute noch jede Veröffentlichung paläanthropologischer Funde: alle Abbildungen dieser Art in dem Werke sind nach den von den wissenschaftlichen Bearbeitern veröffentlichten Aufnahmen der Funde gemacht worden. Das weiß Herr v. Luschan zweifellos; er weiß auch sicherlich, daß die „ganz windschief in den Text gesetzte“ Abb. 223 eine mechanisch getreu wiedergegebene Abbildung aus dem Krapina-Tafelwerk von Gorjanovič-Kramberger ist. Die von ihm für Abbildungszwecke geforderte Orientierung fossiler Schädel auf die Frankfurter oder Pariser Horizontale wird im übrigen nach Lage der Verhältnisse wohl für immer ein frommer Wunsch bleiben. Endlich wirft mir Referent vor — und das geht mich ganz persönlich an — „eine ganze Reihe von Reproduktionen nach fremden photographischen Aufnahmen“ trügen die Bezeichnung „nach Heilborn“, und er knüpft daran einige wenig freundliche Bemerkungen. Von den 363 Abbildungen des Werks tragen ganze 14 jene beanstandete Bezeichnung. Von diesen 14 sind 4 (Abb. 99, 105, 108, 314) nach eigenen Zeichnungen, 3 (78, 145, 182) nach in meinem Auftrage gefertigten Photographien hergestellt worden. Die übrigen 7 sind nach Photographien in meinem Besitze reproduziert, Aufnahmen, deren Urheber (z. B. Beamte der ehemaligen Neuguinea-Kompagnie, ein englischer Photograph in Apia usw.) mir genau bekannt und keine Wissenschaftler sind. Alle 14 Abbildungen sind meines Wissens zuerst von mir öffentlich gezeigt (Vorlesungen im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaft) und verschiedenerorts (Werke, Zeitschriften) reproduziert worden.

Adolf Heilborn.

* * *

Erwiderung.

Wie aus den vorstehenden Ausführungen hervorgeht, fühlt sich Herr Heilborn durch meine ablehnende Besprechung seines Buches gekränkt; aber ich habe meinen Erörterungen nichts hinzuzufügen und auch nichts von ihnen zurückzunehmen. Ich kann nur in aller Form erklären, daß seine Auffassung von wissenschaftlicher Arbeit und die meine durch eine breite Kluft voneinander getrennt sind. In den Einzelheiten werden die Fachleute und wird die Nachwelt zwischen uns zu entscheiden haben; jetzt in eine persönliche Polemik mit Herrn Heilborn einzutreten, lehne ich ab, da mir zu einer solchen sowohl Zeit als Lust fehlt.

Nur möchte ich mit aller Entschiedenheit daran festhalten, daß Hermann Klaatsch, als ich ihn zuletzt sah, mir gegenüber ganz eindeutig erklärt hat, daß er seine Idee, die Neandertal-Rasse stamme aus Afrika und die von Aurignac aus Asien, längst fallen gelassen habe. Ebenso eindeutig urteilte er über die Vorstellung, als bestünde irgendeine Art von näherem Zusammenhang zwischen den Ostasiaten und dem Orang oder gar zwischen den Japanern und dem Gibbon. So bin ich persönlich der Meinung, daß dem Andenken von H. Klaatsch sehr viel besser gedient wäre, wenn man derartige flüchtige Äußerungen, wie er sie zweifellos gelegentlich gemacht und auch veröffentlicht hat, nicht breit tritt. Wenn aber Herr Heilborn in ihnen wirklich „unbezweifelbare Tatsachen“ erblickt, wird ihn niemand hindern dürfen, sie als solche zu veröffentlichen; doch wäre es dann vielleicht richtiger, wenn er derartige Ansichten allein nur mit seinem eigenen Namen vertreten würde und sie bei aller gebotenen Feststellung des historischen Zusammenhanges nicht dauernd Hermann Klaatsch in die Schuhe schieben wollte, über dessen wirkliche und endgültige Stellungnahme zur mono- oder polygenetischen Herkunft der Menschen niemand genau orientiert scheint, da die Meinungen der Fachleute über das, was Klaatsch in der letzten Zeit vor seinem leider so frühen Ende wirklich gesagt oder gedacht hat, wesentlich auseinander gehen. Wer das Andenken von H. Klaatsch wirklich hochhält, wird so vielleicht gut tun, sich bei der Wiedergabe einzelner seiner nicht immer ganz einwandfreien Äußerungen auf ein absolutes Minimum zu beschränken und ihn nicht dauernd mit unkontrollierten und unkontrollierbaren Ideen zu belasten; solchen kann ein so geistreicher Mann wie H. Klaatsch sicher vorübergehend zum Opfer fallen, aber es scheint mir unbillig, sie gleichsam als sein „Testament“ auf die Nachwelt zu bringen. Wer vermöchte bei solchen Fragen jetzt noch nachträglich die Grenze zu ziehen, was von solchen Ideen lange Zeit an ihm haften blieb und was er nach kurzer Frist mit einer liebenswürdigen Geste von sich abschüttelte, wie er es z. B. mit dem Rubenstück getan, bei dem ihm ein rezenter Schimpansen-Unterkiefer als europäischer Höhlenfund zugesandt worden war.

Herrn Heilborns Erklärung für die absolut willkürliche und ungleichmäßige Orientierung der alten Schädel kann ich nicht gelten lassen. Das Verlangen nach ihrer einheitlichen Orientierung wird sicher nicht mehr lange, wie er meint, nur „ein frommer Wunsch“ bleiben. Schon besitzen wir einwandfreie Zusammensetzungen von mehreren dieser Schädel, die entweder bereits in Gips abgeformt sind oder innerhalb der allernächsten Zeit abgeformt werden können, so daß es dann jedermann freistehen wird, sie je nach seinem Belieben in der deutschen oder in der französischen Horizontale zu photographieren oder sonst zu veröffentlichen. Wenn man noch vorher das Bedürfnis hat, diese Schädel in der ganz phantastischen, ihre Prognathie maßlos übertreibenden und den Laien irreführenden Orientierung zu veröffentlichen, so schiene es mir doch das Allgeringste, was man von dem Autor eines solchen, überwiegend für nicht sachkundige Leser bestimmten Buches erwarten kann, daß er den harmlosen Laien ausdrücklich auf die falsche Orientierung aufmerksam macht.

Ob die Nebeneinanderstellung der Oberschenkel von Gorilla, Neandertaler, Orang und Aurignac-Menschen dem Laien oder dem Fachmann irgend etwas zu sagen vermag, will ich hier nicht weiter ausführen; meiner Meinung nach haben solche Nebeneinanderstellungen nur Wert, wenn sie nicht auf der Betrachtung einzelner Individuen fußen, sondern auf das genaue Studium großer Serien aufgebaut werden — aber ein solches lag gerade Klaatsch ja auch sonst meist recht ferne; bei seinem Reichtum an geistreichen Ideen mußte ihm ja schon an und für sich die physische Zeit fehlen, sie im einzelnen zu verfolgen und auszubauen. In gleicher Weise würde er auch die von mir als ganz windschief in den Text gesetzt energisch abgelehnte Skizze von Gorjanovič-Kramberger sicherlich nicht in ein nur für Laien bestimmtes Buch aufgenommen haben, wenn er ernsthaft darüber nachgedacht hätte, was eigentlich der Laie aus einer solchen ihm absolut unverständlichen Abbildung lernen könne.

Was nun schließlich meinen Vorwurf angeht, daß der Autor gekaufte oder sonst von anderen gemachte Photographien mit der Beschriftung „nach Heilborn“ habe

versehen lassen, so halte ich ihn durchaus aufrecht; ich empfinde ein solches Vorgehen zum mindesten als geschmacklos — aber de gustibus..... Soweit ich mich erinnere, ist die überwiegende Mehrzahl dieser Photographien längst von Anderen reproduziert worden und in den meisten großen Sammlungen vertreten. Wenn der Autor nun für solche Photographien überhaupt einen Urheber nennen will, so kann er entweder schreiben „nach einer bereits bei X. Y. reproduzierten Aufnahme von N. N.“ oder er kann schreiben „nach einer im Handel befindlichen Photographie von N. N.“, aber niemand würde ein Ärgernis daran nehmen, wenn er in solchen Fällen auf den Ursprung und die Vorgeschichte der einzelnen Aufnahmen überhaupt nicht weiter eingehen würde — nur daß der Autor solche Photographien mit seinem eigenen Namen versehen läßt, empfinde ich als anstößig, aber das ist Geschmackssache, und ich schließe daher die Diskussion auch über diesen Punkt mit der Versicherung, daß es mir eine ehrliche Freude wäre, wenn Herr Dr. Heilborn mir bei seinen künftigen Veröffentlichungen weniger Anlaß zu unfreundlichen Bemerkungen geben würde.

v. Luschan.

Herr K. Th. Preuß sendet folgende

Berichtigung:

In dem von W. Lehmann angefertigten Verzeichnis der Schriften Eduard Selers in der Seler-Festschrift, S. 12, ist eine ziemlich umfangreiche Abhandlung von mir „Über das Reliefbild einer mexikanischen Todesgöttheit“, Zeitschr. f. Ethn. XXXIV (1902), Verhdlg. 445—467, Seler als Verfasser zugeschrieben worden, obwohl man bei dem Bearbeiter wenigstens eine Kenntnis der Titel von Selers Schriften voraussetzen müßte. Da dieses Verzeichnis seitdem bereits an anderen Stellen abgedruckt ist, ist eine Berichtigung um so mehr am Platze.



I. Abhandlungen und Vorträge.

Chronologie der Benin-Altertümer.

Von
Bernhard Struck, Dresden.

„Es wird in allen archäologischen Untersuchungen stets der sicherste Weg bleiben, mit einer chronologischen Scheidung des Materials zu beginnen, ehe zu systematischen Darstellungen weitergeschritten wird.“

R. Lepsius, Vier Elemente (1856), S. 224.

Für die Datierung der Altertümer von Benin sind früher bekanntlich fast nur die Darstellungen von Europäern herangezogen worden, die mit Sicherheit auf das 16. Jahrhundert deuten. Nach dem nicht unbeträchtlichen Maß stilistischer und technischer Verschiedenheit und einem gewissen Prozentsatz von mehr oder weniger modernen Stücken ist aber nicht zu verkennen, daß die Beninkunst in allgemeinen nicht die Leistung einiger Jahre, geschweige denn eines einzelnen Mannes darstellt, sondern „daß es sich um eine lange Entwicklung handelt, um die Arbeit einer ganzen Schule, die vielleicht mehrere Menschenalter hindurch tätig war“¹⁾ und von Epigonen schlecht und recht noch fortgesetzt wurde. v. Luschans großes umfassendes Beninwerk hat aber nicht nur für die Beschreibung und Deutung der Altertümer wie für die Technik und Kunst die wertvollsten Ergebnisse geliefert und in mannigfacher Weise kulturelle Zusammenhänge und zahlreiche noch ungelöste große wie kleine Probleme beleuchtet, sondern auch für die Chronologie wenigstens eines sehr großen Teiles der Beninfunde endlich die erforderlichen Unterlagen geschaffen. Im allgemeinen hat auch v. Luschans wieder festgestellt, daß die Platten mit Darstellungen von Europäern aus dem 16., einige vielleicht erst aus dem frühen 17. Jahrhundert stammen und daß aus stilistischen Gründen die große Menge der übrigen Platten derselben Zeit angehören muß; einige andere Bronzen sind aber wahrscheinlich schon älter, andere sehr viel jünger; von einigen ist sogar anzunehmen, daß sie erst nach 1897 infolge europäischer Nachfrage entstanden sind.²⁾ Abgesehen von letzteren Stücken und den Platten nahmen auch die Eingeborenen der 90er Jahre zum mindesten für die Entstehung der mancherlei Rundfiguren eine erhebliche zeitliche Tiefenerstreckung an.³⁾ Andererseits hat v. Luschans dargelegt, daß

¹⁾ F. v. Luschans, Die Altertümer von Benin. 3 Bde. (= Veröffentlichgn. a. d. Mus. f. Völkerkde. Berlin Bd. VIII—X). Berlin u. Leipzig 1919, S. 21. Im folgenden als v. L. zitiert. Ebenso schon in der Beschreibung der „Karl Knorrnschen Sammlung von Benin-Altertüchern“ usw. XVII/XVIII. Jahresber. Württ. Ver. f. Handelsgeogr. 1901, S. 158 (SA. S. 13).

²⁾ v. L. S. 26, vgl. S. 336 f.

³⁾ S. Erdmanns Erkundung bei R. E. Dennett, *At the back of the black man's mind*. London 1906, S. 188.

und warum die etwaigen Unterschiede in der Patinierung zur Altersbestimmung allein nicht zu verwenden sind.⁴⁾

Die „Einleitung“, die sich hinsichtlich der Chronologie auf vorstehendes knapp gefaßtes Urteil beschränkt, gehört ersichtlich zu den frühesten Teilen des schon 1900 und dann wieder nach dem Erscheinen von H. Ling-Roths „Great Benin“ (1903) in großen Zügen gearbeiteten Werkes, und so haben den Verfasser seine reiche, in vorderasiatischen Ausgrabungen erworbene archäologische Erfahrung und ein mit dem Zuwachs an Material immer tieferes Eindringen in den Formenschatz der großen und kleinen Beninkunst erst im Laufe der beschreibenden Kapitel in den Stand gesetzt, trotz hinsichtlich der Unterscheidung etwaiger Perioden zunächst (S. 21) nicht verschwiegener Schwierigkeiten nähere Angaben zur Chronologisierung vieler Gruppen und Einzelstücke einzuflechten. Ihre Zusammenfassung in oder neben den vier Schlußkapiteln ist, da bei diesen der die festgesetzte Bogenzahl bereits überschreitende Umfang des beschreibenden Teils zur Beschränkung auf anderweit nicht schon behandelte Fragen nötigte, leider unterblieben. Das nachzuholen, scheint mir nicht überflüssig, da man sich nach v. Luschans Einleitung leicht mit dem Standpunkt begnügen könnte, als sei stilistisch nur zwischen alten und ganz modernen Erzeugnissen zu unterscheiden,⁵⁾ und ist um so mehr angezeigt, als auch von den Kunstgelehrten neustens die chronologische Frage mehrfach angeschnitten worden ist.⁶⁾

Eingehende Durcharbeitung des ganzen Werkes ergibt rund 165 Einzelangaben. Auf Grund einer systematischen Zusammenstellung wird im folgenden der bereits in Aussicht gestellte⁷⁾ Versuch einer, wie ausdrücklich betont sei, vorläufigen Chronologie der Benin-Altertümer gegeben. Eigene stilistische Vergleiche und neu herangezogene, z. T. unveröffentlichte historische Momente, also eine nach Möglichkeit geübte innere und äußere Kritik, haben mich im wesentlichen Anschluß an die Auffassung v. Luschans nur bestärkt. Ist dabei auch an mehreren Wendepunkten der Geschichte von Benin ein unmittelbarer Anschluß an Daten der absoluten Chronologie ermöglicht worden, so dürfte doch die nicht oft genug zu fordernde Erfüllung der beiden großen Desiderata der Beninforschung, ich meine die Öffnung der portugiesischen Archive⁸⁾ und Ausgrabungen an Ort und Stelle, noch zu manchen Berichtigungen und zu neuen wichtigen Ergebnissen führen.

⁴⁾ v. L. S. 25 f.

⁵⁾ So z. B. A. Haberlandt in Buschans Illustrierter Völkerkunde, 2. Aufl. Bd. 1 (Stuttgart 1922), S. 495 f.

⁶⁾ C. Einstein, Afrikanische Plastik (Orbis Pictus Bd. 7). Berlin (1921), S. 9, 11, 13 u. 23; E. von Sydow, Afrikanische Kunstprobleme (Deutschland, Zeitschr. f. Aufbau, 1922, Heft 14), S. 325. Ders., Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit (Propyläen-Kunstgesch. Bd. 1). Berlin 1923, S. 18 u. 30 f.

⁷⁾ Ztschr. f. Ethn. 1922, S. 159; Monatshefte f. Kunstwissensch. Bd. 16 (1922), S. 153 (vgl. auch S. 156 f.).

⁸⁾ Ich habe bisher nicht ohne Gründe geglaubt, auf diesen Punkt weniger hohe Hoffnungen als v. Luschans setzen zu dürfen (vgl. Ztschr. Ges. Erdk. Berlin 1921, S. 283). Aber die bemerkenswerten Nachrichten, die neuerdings P. Schebesta über Manamatapa usw. aus dem ungedruckten Material Lissaboner Bibliotheken gezogen hat (Mitt. Anthr. Ges. Wien 1922—23, Sitzber. S. 11 ff.), dürften doch auch im Hinblick auf Benin zu neuen Erwartungen berechtigen. Inzwischen mache ich noch auf Gumprecht's sehr interessante Zusammenstellung unedierter portugiesischer Quellen aufmerksam (Ztschr. f. allg. Erdk. Bd. 5, Berlin 1855, S. 200—235). Zu erwähnen besonders des P. Manoel Alvares „Descripção geographica da Africa, chamada Guiné“ s. Zt. in der Bibliothek des Grafen Vimieyro sowie ein Kodex mit Berichten über die Entdeckung von Guinea, El Mina, Cacheo, Congo und Angola, meist aus der Zeit von 1590 bis 1630, in der Bibliothek von Ajuda.

v. Luschans Zeitbestimmungen sind teils in absoluter Chronologie ausgedrückt (42 Fälle z. B. „frühes 16. Jahrhundert“, „im 18. oder frühen 19. Jahrhundert“, „Mitte des 19. Jahrhunderts“, „nach 1897“ u. a. m.), teils in Bezeichnungen einer allgemeinen relativen Chronologie gegeben (91 Fälle z. B. „gute Zeit“, „spät“, „ganz spät“, „rezent“, „ganz modern“ u. a. m.), teils wird speziell das Alter einzelner Gruppen oder Stücke verglichen (32 Fälle) — wie noch einmal erinnert sei, natürlich auf Grund rein typologischer Untersuchung. Wie v. Luschans selbst die Ausdrücke der zweiten Kategorie zu denen der ersten in Beziehung setzt, ergibt sich aus mehreren Stellen. So ist „alt“ = 16. und 17. Jahrhundert zu verstehen (S. 501 f.), „nicht sehr alt“ (S. 472) schließt sinngemäß unmittelbar an, „jung“ bedeutet das 18. Jahrhundert (S. 461 f.), „ganz spät“ = Ende 18. oder Anfang 19. Jahrhundert (S. 366) bzw. „spätes 18., meist erst frühes 19. Jahrhundert“ (S. 495).⁹⁾

Vorläufig von der je nur durch ganz wenige Stücke vertretenen archaischen und Frühzeit abgesehen, ergibt sich eine noch weitere, geradezu erschöpfende Einheitlichkeit der absoluten Zeitbestimmung aus folgendem graphischen Verfahren. Setzt man den Ausdruck „Anfang“ eines Jahrhunderts = 1. Jahrzehnt, den etwas weiteren Ausdruck „frühes Jahrhundert“ = 1. und 2. Jahrzehnt, entsprechend „Ende“ bzw. „spätes“ Jahrhundert = den letzten 10 bzw. 20 Jahren gleich, so lassen sich sämtliche 42 absolut-chronologische Angaben als horizontale Striche von entsprechend verschiedener Länge auf ein vertikales System von Linien gleichen, je 10 Jahre darstellenden Abstands eingetragen und dann (zur Verdeutlichung des damit ausgedrückten mehr oder weniger unterbrochenen künstlerischen und technischen Zusammenhangs) auf den einzelnen Vertikalen die Gemeinsamkeiten jeweils des vorhergehenden und des folgenden Jahrzehnts ziffernmäßig angeben. In eine Kurve umgesetzt, zeigen sich nun zwischen rund 1500 und 1897 zwei ganz tiefe Einschnitte bei „1680“ und bei „1820“, und jede dieser drei Perioden erscheint durch geringere Einschnitte gleichfalls dreigeteilt. Da die als „rezent“ bezeichneten, mit Korallen und roten Steinen besetzten Messing-Haarnadeln (v. L. S. 436) natürlich mit den als „ganz modern“ bezeichneten Messingringen mit einzelnen Glasperlen oder Korallenstücken (v. L. S. 409 Gruppe G) zusammengehören, und das Holzmankala, Abb. 677, sowohl als „ganz modern“ (v. L. S. 427) wie als „rezent“ (v. L. S. 428) bezeichnet wird, so ergeben sich beide Benennungen im Sinne v. Luschans als gleichbedeutend und eine zeitliche Aufeinanderfolge der Begriffe 1. modern, 2. ganz modern = rezent, 3. ganz rezent, des letzteren als Bezeichnung des jüngsten Abschnittes bis zur Eroberung (vgl. unten bei Vc). Damit erhalten wir, zunächst in runden Zahlen, folgende mit den eigenen oben angeführten Gleichsetzungen v. Luschans übereinstimmende Parallelisierung:

—	I. Archaisch	
—	II. Frühzeit	
1500—1580 } 1580—1620 } 1620—1680 }	III a. gute Zeit } b. beste Zeit } c. etwas später bzw. jünger } (Tatauierung!)	} große Zeit = alt

⁹⁾ Unstimmig erscheint die Datierung des Hamburger Maskenanhängers C 2944 als „19. Jahrhundert“ neben der Beschriftung der Abb. 564 mit „sehr spät“ (S. 379). Beschreibung und Zusammenhang ergeben aber, daß die letztere Bezeichnung relativ zur ganzen Reihe dieser sehr unerfreulichen Erzeugnisse zu verstehen ist.

1680—1720	} IV a. spät, nicht sehr alt, verhältnismäßig jung	
1720—1780		b. recht spät, sehr spät, jung
1780—1820		c. ganz spät
1820—1850	} V a. aus neuerer Zeit, verhältnismäßig neu, modern	
1850—1880		b. rezent, neu, ganz modern, ganz jung
1880—1897		c. ganz rezent
Nach 1897	d. nach der Eroberung.	

Die IV. bzw. V. Periode können demnach jeweils als Spätzeit bzw. Neuzeit zusammengefaßt, III c im Hinblick auf die durch v. L u s c h a n dieser Zeit zugeteilten, fast in jeder Hinsicht noch ganz hervorragenden gegossenen Köpfe, Gruppen und Anhänger kurz als Zeit der „Nachblüte“ bezeichnet werden.

Die naheliegende Frage, ob sich für diese zunächst allein aus v. L u s c h a n s Anschauung abstrahierte und leicht den Eindruck eines nur künstlichen Systems machende, allerdings der inneren Kritik (s. die späteren Zusammenstellungen) vollauf entsprechende Chronologie in den über Benin vorliegenden historischen Nachrichten greifbare Anhaltspunkte ergeben, kann erfreulicherweise bejaht werden. Und zwar mit weit genauerm Ergebnis, als schon bisher z. B. R e a d und D a l t o n¹⁰⁾ die „beste Zeit“ vor 1600 vermuteten und den eigentlichen Verfall nach dem 17. Jahrhundert beginnen ließen,¹¹⁾ oder R. Z e l l e r die „Blütezeit“ in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts setzte.¹²⁾

Der Verfall kann nämlich mit L i n g R o t h¹³⁾ zeitlich und ursächlich sehr wohl auf bestimmte Ereignisse zurückgeführt werden. V a n N y e n d a e l, der 1701¹⁴⁾ in Benin war und die Stadt fast ganz in Ruinen fand, berichtet von einem aus besten wirtschaftlichen Verhältnissen heraus von dem damaligen König provozierten zehnjährigen Bürgerkrieg, der zum Auszug von drei Viertel der Bevölkerung geführt hatte, und geht in seiner Ausmalung dieses Verfalls selbst bis zu polemischer Anzweiflung von D a p p e r s glänzender Schilderung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts;¹⁵⁾ ganz im Gegensatz zu diesem beschreibt er die Kriegführung als disziplinos, die Krieger selbst als feige, die Nachbarn als nicht unterworfen und das Land von Piraten und Räubern heimgesucht. Ebenso muß die auch gegen Europäer vorher so strenge Hofetikette bereits durchbrochen gewesen sein, da er überall leicht Zutritt fand. Da die Patres Francisco de Romano und Filip da Figuar 1682—1688 in Benin waren¹⁶⁾ und so langer Aufenthalt und glückliche Rückkehr bei Revolutionszeiten kaum denkbar er-

¹⁰⁾ J. Anthr. Inst. Bd. 27 (1898), S. 366.

¹¹⁾ Ebd. S. 362.

¹²⁾ Die Goldgewichte von Asante: Baessler-Archiv Beih. 3 (1912), S. 10.

¹³⁾ Int. Arch. Ethn. Bd. 11 (1898), S. 240.

¹⁴⁾ H a g e n (Jahrb. Hamb. Wiss. Anst. Bd. 17, 1900, S. 8 des SA.) und M a r q u a r t (Die Benin-Sammlung des Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden usw., Leiden 1913, S. IX) stellen ausdrücklich den 5. 9. 1701 als Datum seines Briefes fest, und ich kann nicht sehen, warum L i n g R o t h (Great Benin, Halifax 1903, S. 14 u. 110) zwischen 1700 und 1702 schwankt und R e a d und D a l t o n (J. Anthr. Inst. Bd. 27, S. 365 und: Antiquities from the city of Benin. London 1899, S. 4) 1702 annehmen. v. L u s c h a n hatte schon 1901 richtig 1701 geschrieben (Knorr'sche Sammlung S. 233, S. 89 des SA.).

¹⁵⁾ D a p p e r erschien erstmalig 1668 und schöpfte für die Westküste vom Kap Verde bis wahrscheinlich Loango aus einem nachgelassenen MS. eines sonst unbekanntem Samuel Blomert, dessen von LR (S. 2 Anm. 2) und M (S. IX Anm. 1) angefragte Identität mit einem von 1607—1610 in Holländisch-Indien beamteten Samuel Blommart ich im folgenden negativ aufklären kann. Mit LR, M u. RD werden weiterhin die Hauptwerke dieser Autoren zitiert.

¹⁶⁾ LR S. 2 nach Merolla da Sorrento in Churchills Voyages Bd. 2, S. 676.

scheinen, so müssen jene Wirren doch wohl erst später begonnen haben. Dazu stimmt, daß die Überlieferung von Brass von einer großen Einwanderung flüchtiger Beninleute, Iselema genannt,¹⁷⁾ nach Nembe unter einem gewissen Alepe berichtet, einige Jahre nach dem „vor über 200 Jahren“ angesetzten Regierungsantritt des ersten Brass-Königs Ekule; sie bilden noch heute einen starken Prozentsatz des Brassvolkes und haben den gefürchteten, mit dem Olokü der Yoruba und Benin identischen Ogidiga-Kult eingeführt.¹⁸⁾ Alles spricht also dafür, daß v a n N y e n d a e l s Besuch in der Tat in die Zeit einer schweren Krise des Beninstaates fällt, mit der der ziemlich unvermittelte Verfall von Kunst und Technik in der Periode IVa auch ohne die obige Chronologisierung wohl mit Sicherheit gleichzusetzen wäre. Aus v a n N y e n d a e l s Worten geht außerdem deutlich hervor, daß der Friede gerade eben hergestellt, ja selbst die Aufforderung des Königs an einen in 2—3 Tagen Entfernung neu angesiedelten größeren Teil der aufständig gewordenen Bevölkerung noch nicht beantwortet war. 1680 in obigem Synchronismus ist also durch das genauere Jahr des Aufstandsanfangs 1691 zu ersetzen.

In ganz ähnlicher Weise lassen sich noch zwei weitere Abschnitte festlegen. Zwar war zu Landolphes Zeit (1769—1792) die Macht Benins wieder beträchtlich und bis westlich Badagry ausgedehnt,¹⁹⁾ und auch die von Hugh Crow (vor 1812) erwähnte Gesandtschaft von Benin nach Bonny spricht für geordnete politische Verhältnisse; aber schon 1820²⁰⁾ fand John King die Umwallung größtenteils zerstört und die Stadt wieder stark entvölkert durch einen großen Aufstand oder Bürgerkrieg, in dem der König getötet und der Palast fast ganz niedergebrannt worden war.²¹⁾ King drückt sich so aus, daß man annehmen muß, daß zur Zeit seiner Besuche die Ruhe zwar wiederhergestellt, aber noch nichts wieder aufgebaut war. Andererseits hat ein Djebumann, mit dem d' A v e z a c 1839/40 in Paris und Sablonville arbeitete und der als Händler im westlichen Küstenvorland von Benin in Sklaverei geriet, in der ersten Hälfte 1819 das Land verlassen,²²⁾ ohne unter seinen sehr eingehenden und zuverlässigen Nachrichten über seine Heimat und deren Nachbarländer jene Revolution zu erwähnen. Diese, d. h. unsere auf 1820 geschätzte Grenze der Perioden IV (Spätzeit) und V (Neuzeit), kann also mit fast absoluter Sicherheit in die zweite Hälfte des Jahres 1819 gesetzt werden.

Eine gleich befriedigende Kontrolle auch für das Ende des folgenden Unterabschnitts Va ergeben die ganz bestimmten Angaben, die

¹⁷⁾ Ob nach der von Cyril Punch (LR S. 119) erwähnten Vorstadt Iselu, zwei Meilen nördlich der Stadt Benin? -ma ist eine häufige Ableitungssilbe der Idjo-Dialekte. Daß Name und Ort sehr alt sind, zeigt die Erwähnung als Thronfolgerresidenz in der offiziellen Tradition („Shelu“ RD S. 5) bei D a p p e r („Osebu“) und D e n n e t t (At the back of the black man's mind S. 176; Man 1904, S. 52).

¹⁸⁾ A d e b i y i T e p o w a Journ. Afr. Soc. Bd. 7 (1907/8), S. 34, 38 f u. 69 f; L e o n a r d, The Lower Niger, S. 23, 26 f. u. 279 f.

¹⁹⁾ LR S. 12.

²⁰⁾ RD S. 4 und Journ. Anthr. Inst. Bd. 27, S. 365 u. 367. Warum LR S. 3 und M S. XXV Anm. 1 dafür die unbestimmtere Angabe „zwischen 1815 und 1821“ setzen, ist nicht ersichtlich, da im Titel der Originalpublikation die eindeutige Jahreszahl genannt ist. „Extrait de la relation inédite d'un voyage fait en 1820 aux royaumes de Benin et de Waree“ (Journal des Voyages Bd. 13, Paris 1822, S. 314—318).

²¹⁾ Vgl. LR S. 164 f.

²²⁾ Mém. Soc. ethnol. Bd. 2 (1845), 2, S. 7, 18, 21 f.; vgl. Bd. 2, 1, S. XXXV f. S. 22 nimmt d' A v e z a c 1820 an, aber nach dem Vergleich aller andern Stellen muß er sich um ein Jahr verrechnet haben. Dieser Oschi Fekue De hat auch ein kleines Beninvokabular mitgeteilt (S. 48).

Burton anlässlich seines Besuches im Jahre 1862 macht. Der Thronstreit zwischen dem damaligen König und seinem zwar erstgeborenen, aber nicht rechtzeitig legitimierten Bruder hatte zu dessen Vertreibung nach Ishan, zugleich aber zu Kämpfen und durch diese wie durch die seitherige Abwesenheit des angeblich 10 000 Mann starken Heeres zu Entvölkerung und Verfall ganzer Stadtviertel geführt.²³⁾ Für den Beginn dieser bei seiner Anwesenheit noch nicht abgeschlossenen Kriegswirren gibt Burton das Jahr 1854 an, wonach also die runde Jahrhundertmitte entsprechend zu berichtigen ist.

Ähnlich wie kürzlich H. Schäfer für Alt-Ägypten die Abhängigkeit der Kunststeinschnitte von dem Gang der Staatsgeschichte betont hat,²⁴⁾ ist also eine enge Beziehung zwischen mehreren Regierungswechseln und Kulturabschnitten der jüngeren Beninzeit festzustellen, und bei dem vorwiegend höfischen Charakter gerade der älteren Beninkunst, wie ihn z. B. Hagen²⁵⁾ für die Platten ausgesprochen hat, auch für diese mindestens wahrscheinlich. Daß während der Regierung des letzten Königs Bronzeguß überhaupt verboten war,²⁶⁾ dürfte als offenbare Laune dem nicht widersprechen, im Gegenteil in gewissem Zusammenhang stehen mit der durch v. Luschan vertretenen Anschauung, daß der Besitz der Bronzen ein Monopol der Herrscherfamilie gewesen sei:²⁷⁾ sonst ist weder zu verstehen, daß die Bronzen, soweit sie nicht noch im Gebrauch standen, sozusagen magaziniert aufgefunden wurden, noch daß sie (mit bekanntlich einer einzigen Ausnahme) niemals vor 1897 nach Europa gelangt sind, während doch Elfenbeinarbeiten seit sehr langer Zeit sich in Kunstkammern und Raritätensammlungen befunden haben. Ein „worker in brass“ mit dem Titel Ine-nigun gehörte zum persönlichen Hofstaat des Königs²⁸⁾ und die Gießerei fand man 1897 in einem Hofe unmittelbar neben dem Palast.²⁹⁾ Man hat sich dies Verhältnis wohl so vorzustellen, wie es früher in Tika war und noch in der Gegenwart in Bamum³⁰⁾ sowie ganz besonders bei den kleinen „Königen“ der benachbarten Dahomeküste beobachtet worden ist:³¹⁾ „Chaque roi indigène et le roi Toffa (von Porto Novo) en particulier, a un orfèvre attaché à sa maison. Il ne travaille que pour lui, il est chargé de faire des bracelets en cuivre, des plats en argent“ usw. Auch im eigentlichen Dahome wurden zu Gbedasses Zeit Messingfiguren nur für den König gegossen.³²⁾ In Benin soll nach Landolphe³³⁾ Ende des 18. Jahrhunderts Geschick in Metallarbeiten durch „Erhebung in den Adelsstand“ belohnt worden sein. Daß es sich natürlich nicht nur um „Hofkunst“ handelt, beweisen die in denselben Zeitabschnitten nebeneinander bestehenden verschiedenen Werkstätten wie auch der zahlreiche Kleinschmuck und das Hausgerät.

Berücksichtigt man noch die nach Ling Roths³⁴⁾ Zusammen-

²³⁾ Fraser's Magazine Bd. 67 (1863), S. 410, 413—415; LR S. 100 u. 169.

²⁴⁾ Von ägyptischer Kunst. Leipzig 1919, S. 7.

²⁵⁾ a. a. O., S. 14 f.

²⁶⁾ Heneker J. Anthr. Inst. Bd. 27 (1898), S. 362; RD S. 16.

²⁷⁾ Ztschr. f. Ethn. Bd. 31 (1899), Verh. S. (634); Globus Bd. 78 (1900), S. 307.

²⁸⁾ Dennett a. a. O., S. 175; Man Bd. 4, 1904, S. 52.

²⁹⁾ LR S. 226.

³⁰⁾ Thorbecke, Im Hochland von Mittel-Kamerun. 3. Teil (Abh. Hbg. Kolinst. Bd. 41). Hamburg 1919, S. 51.

³¹⁾ A. Hagen Rev. d'ethnogr. Bd. 6 (1887), S. 114.

³²⁾ P. Sarasin, Bericht über d. Slg. f. Völkerkde. d. Basler Mus. f. d. J. 1909 (Verh. Naturwiss. Ges. Basel Bd. 20, 3), S. 35.

³³⁾ Mémoires contenant l'histoire de ses voyages, rédigés par Quesné. Paris 1823, Bd. 2, S. 49. LR S. 230.

³⁴⁾ LR S. 97—102.

stellungen fast regelmäßig eingetretenen Thronfolgeschwierigkeiten, so erscheint es berechtigt, nunmehr auch die übrigen oben in runden Zahlen angegebenen Abschnitte mit der Königsfolge in Einklang zu bringen bzw. sie an deren Hand nachzuprüfen. Wir verfügen glücklicherweise über zwei Listen, die auch, wo sie nicht ganz übereinstimmen, in ihrem gegenseitigen Verhalten wichtige Schlüsse zulassen. Die erste, bisher allein veröffentlichte, wurde durch R o u p e l l 1898 nebst anderen Bruchstücken alter Tradition von sechs Würdenträgern, darunter dem offiziellen Chronisten des Königshauses Ariyo, erfragt und führt 23 Könige auf. Dabei waren, wie die eingeborenen Gewährsmänner selbst sagen,³⁵⁾ einzelne „small kings only reigning a short time“ oder auch Usurpatoren zwischen den ersten 18 Regierungen ausgelassen. Die andere Liste hat N. W. T h o m a s aufgenommen,³⁶⁾ dem ich auch an dieser Stelle für seine wie immer liebenswürdige Unterstützung bestens danken möchte. Sie enthält mit im ganzen 33 Regierungen nun auch jene Auslassungen der offiziellen Liste, führt aber vier von deren Königen unter anderem Namen (offenbar einem zweiten der häufigen Doppelnamen) und die bisher bekannten Namen der frühesten Könige nicht ganz in derselben Reihenfolge auf. Im übrigen sind aber schon vor Beginn des zusammenhängenden Stammbaums beide Listen völlig identisch (hinsichtlich der Reihenfolge schon von der früheren Nr. 9 ab). Statt R o u p e l l s „etwa 13“ früheren Königshöfen³⁷⁾ hat schon D e n n e t t³⁸⁾ nicht weniger als deren 31 (einschl. dem des letzten Königs) im zerstörten Palastviertel erkannt und muß gleichfalls eine leider nie veröffentlichte Liste von mindestens ebenso vielen Königen besessen haben (s. Anm. 144). Die Differenz von zwei Regierungen erklärt sich wohl damit, daß diese so kurz waren, daß ein eigener Königshof überhaupt nicht erbaut worden ist. Übrigens ist zu vermuten, daß die Lücken der R o u p e l l s c h e n Liste z. T. absichtlich gewesen sind; so wird der zwölfte König Ewale, der bei R o u p e l l fehlt, schon bei D e n n e t t mit der angeblichen Einführung der Dämonenkulte sowie mit anderen überlieferten Einzelheiten verbunden,³⁹⁾ so daß er von den Würdenträgern 1898 keinesfalls vergessen worden sein kann, vielmehr seiner Übertretungen der Gebote Osas und sonstiger Unmenschlichkeiten wegen von der offiziellen Ahnenreihe ausgeschlossen wurde. Jedoch ist L i n g R o t h s Kritik an der Verlässlichkeit der R o u p e l l s c h e n Liste⁴⁰⁾ im einzelnen unschwer zurückzuweisen. Denn wie schon M a r q u a r t⁴¹⁾ gesehen hat, ist der von jenem in der Liste vermißte „Kambadje“ Dappers natürlich Nr. 15 Akenbedo, von dem gleichfalls nicht aufgeführten „Jambra“ B u r t o n s sagt dieser selbst, daß er den Namen Atolo (Adolo der Liste, P u n c h s Adola) annahm,⁴²⁾ und der von A d a m s 1803⁴³⁾

³⁵⁾ RD S. 4; LR S. 6 u. Int. Arch. Ethn. B. 11, S. 235.

³⁶⁾ Briefl. Mitteilung 17. 7. 1922. Vgl. auch J. Anthr. Inst. Bd. 50, 1920, S. 378.

³⁷⁾ RD S. 8. LR S. 184.

³⁸⁾ a. a. O., S. 187.

³⁹⁾ D e n n e t t a. a. O. S. 234; T h o m a s, Edo Report. Bd. 2, Texte S. 50.

⁴⁰⁾ LR S. 7.

⁴¹⁾ M S. XLV.

⁴²⁾ a. a. O. S. 413—415; LR S. 100, 117.

⁴³⁾ Auch über dieses Datum hat sich L i n g R o t h schlecht unterrichtet. S. 3 setzt er Adams' Anwesenheit nach der von Belzoni, der am 3. Dez. 1823 in Gwato starb, während doch Adams' Buch gleichfalls 1823 erschienen ist; dagegen soll er S. 14 zwischen 1786 und 1800 in Benin gewesen sein. D' A v e z a c (a. a. O. S. 15, 16 Anm.) hat dafür 1803 überzeugend nachgewiesen. Das falsche Datum 1823 findet sich auch bei M a r q u a r t (S. XLV), bei P. C. Meyer (Erforschungsgeschichte und Staatenbildungen des Westsudan, Gotha 1897, S. 10) und bei P a u l i t s c h k e (Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents. Wien 1880, S. 173). Die beiden

besuchte Bowarre ist, wie sich sofort ergeben wird, mit dem Osifu der Liste identisch, dessen wieder Landolphe als „Chiffau“ und damaligen Thronfolgers Erwähnung tut.⁴⁴⁾

Die folgende Untersuchung hat natürlich von der Regierung des 1897 entthronten Eduboa (Edubo, Odobowa, Adubowa, Duboar) Ove-rami (Uvorami) Nabashi, des 23. Königs der offiziellen Tradition, aus rückwärts zu schreiten. Folgendermaßen berechnet sich zunächst, daß sein Vater und Vorgänger im Dezember 1887 gestorben ist. P u n c h war damals schon in der Benin River Niederlassung, hat aber erst 1889 die Stadt besucht und fand da den Bau der Gedenk- und Opferhalle für Adolo noch nicht ganz beendet; vorher hatten noch die allein schon über ein Jahr beanspruchenden Regierungsantrittszeremonien stattgefunden,⁴⁵⁾ so daß eineinhalb bis vielleicht zwei Jahre seit dem Tode des alten Königs verlossen sein mußten.⁴⁶⁾ Der Monat ergibt sich daraus, daß bekanntlich mit dem angekündigten Besuche des unglücklichen P h i l l i p s, der nach einigem Hin und Her am 2. Januar 1897 aufbrach, das jährlich am Todestage des verstorbenen Königs beginnende und mehrere Wochen dauernde Erinnerungsfest zusammenfiel, dessen Menschenopfer aber bereits stattgefunden hatten.⁴⁷⁾ Eduboa hat also nur wenig über neun Jahre regiert, und dieser kurzen Dauer entspricht es, daß er 1897 auf ungefähr 40 Jahre geschätzt wird.⁴⁸⁾ Adolo (Atolo, Adola) Odiobara (daraus⁴⁹⁾ B u r t o n s „Jambra“ wurde 1854 König, regierte also gut 33 Jahre und wird von Burton 1862 als ein rund 35 jähriger „stout young man“ beschrieben.⁵⁰⁾ Als Nr. 21 bzw. 31, Vorgänger und Vater Adolos, nennt die Tradition Esemede Erediowa, Burton dagegen den schon 1823 von Belzoni, 1838 von Moffat und Smith besuchten Oddi oder Odalla.⁵¹⁾ Aus folgenden Gründen halte ich sie aber für sicher identisch. Erstens bezeichnet die Tradition Esemede als Sohn und unmittelbaren Nachfolger von Osifu, dem von Landolphe 1789 oder bald danach als Thronfolger angetroffenen „Chiffau“; zweitens paßt gut zusammen, daß nach dem gewaltsamen Regierungswechsel 1820⁵²⁾ F a w c k n e r 1825 den König mit neutralen Ausdrücken als „a fine, stout, handsome man“⁵³⁾, 1838 Moffat und

letzteren führen noch eine in der Benin-Literatur nicht erwähnte Reise von N i c h o l l (s) 1804/5 an, der in Benin gestorben sei, doch ist sie an der angegebenen Stelle (Leyden and Murray, Historical account of discoveries and travels in Africa. Edinburgh 1817, Bd. 2, S. 232) nicht zu finden! Nach einer anderen wohl besseren Angabe versuchte Nicholls 1805 von Old Calabar aus den Niger zu erreichen und soll dort kurz hinter Duke Town gestorben sein s. R. und J. L a n d e r, Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger, London 1832. Bd. 1, S. L (Einleitung von „A. B. B.“).

⁴⁴⁾ Bd. 2, S. 58—60; LR S. 99. Die Identifikation auch bei M S. XLV.

⁴⁵⁾ LR S. 101 f. Vgl. zu S. 3.

⁴⁶⁾ Gegen M S. XLIV: „um 1889“. Die 28 Schädel der jährlich zu je einem für den König geopfert Sklaven (s. Abb. bei LR S. 64) erklären sich einfach so, daß der betr. Würdenträger, in dessen Haus der Altar sich befand, sein Amt vor 28 Jahren, also um 1869 unter Adolos Regierung, begonnen hatte auszuüben. Derselbe Altar bei v. L. S. 5 Abb. 7 u. 8.

⁴⁷⁾ RD S. 7 und R. H. S. B a c o n, Benin, the City of Blood. London u. New York 1897, S. 16.

⁴⁸⁾ LR Anhang S. XIII.

⁴⁹⁾ Durch Lese- oder Druckfehler, denn Burton notierte vermutlich „Jawbra“, wobei englisches aw gleich offenem o zu lesen ist.

⁵⁰⁾ a. a. O. S. 414 f. LR S. 100, 117. Der vertriebene ältere Bruder Bawaku ist natürlich mit dem als zweitjünger angegebenen Obunwekun der offiziellen Tradition identisch, wie schon M a r q u a r t gesehen hat.

⁵¹⁾ a. a. O. S. 413. LR S. 100, 115.

⁵²⁾ LR S. 164 f.

⁵³⁾ LR S. 115.

Smith als „a robust old man“ beschreiben, und drittens erwähnt die Überlieferung aus der Zeit Esemedes einen in Gwato ansässigen Europäer „Cappy Dor“, der für jeden, der mit den Namenverdreungen der Eingeborenen vertraut ist, unschwer mit einem gewissen Jo. Bapt. Cezar (Brigg „Veloz“) zu identifizieren ist, der als Agent einer Pernambucoer Sklaveneinfuhrgesellschaft 1837 Faktoreien am Beninfluß leitete und mit dem König und der Königinmutter mehrfach in Geschäftsverbindung stand.⁵⁴⁾ Unter Annahme einer Verwechslung seitens der Tradition an die in den frühen 60er Jahren in Gwato ansässigen englischen Händler zu denken, deren Namen⁵⁵⁾ sich außerdem nicht im entferntesten vergleichen lassen, erscheint nicht angängig, da der auffällige Zusatz der Tradition, einer ihrer Überlieferer, der 1898 sicher sehr alte Oberpriester Eseri, sei damals schon geboren gewesen,⁵⁶⁾ sonst ganz gegenstandslos wäre; schließlich bezeichnet die Tradition in gleichem Zusammenhang den damaligen König Esemede ausdrücklich als den Großvater des letzten Königs Overami. Dafür, daß ihm eine somit 34jährige Regierungszeit unbedenklich zuerkannt werden darf, spricht schließlich auch, daß sein Vorgänger eines gewaltsamen Todes starb, er selbst also früher als gewöhnlich zur Regierung kam. Als diesen Vorgänger (Nr. 20 bzw. 30) nennt die Tradition Esemedes Vater Osifu, den Landolphe bei einem seiner späteren Besuche (1789 oder bald darauf) als nach der von ihm angegebenen damaligen Regel mindestens 20jährigen Thronfolger nennt und als ausgewachsen (5 Fuß 2 Zoll frz. = 167,8 cm) beschreibt.⁵⁷⁾ Sein Vater, den die Tradition Okenbuda oder Akenbuda (Nr. 19 bzw. 29) nennt, war 1789 nach Landolphe etwa 66 Jahre alt; wenn man sich also nicht zu der Annahme zwingen will, Akenbuda sei = Bowarre und habe als solcher bei Adams Besuch 1803, also mit rund 80 Jahren noch regiert, Osifu also erst nach 1803 nur bis 1819, so muß Bowarre gleich Osifu und dieser wesentlich früher zur Herrschaft gekommen sein, d. h. im Laufe der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts — eher später zwar als früher, da Akenbuda 1789 noch als sehr rüstig geschildert wird und Landolphe, der 34 Jahre an der Westküste war und 1769 an den Beninfluß kam, nach 1789 noch wiederholt in der Stadt gewesen ist und den Tod eines Königs nach seiner ausdrücklichen Angabe (und nach dem seltsamen Tenor seines Berichtes über Begräbnisgebräuche in solchem Falle zu schließen) nicht erlebt hat.⁵⁸⁾

⁵⁴⁾ Th. F. Buxton, Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülle. Dtsch v. G. Julius. Leipzig 1841, S. 19 Anm. R. Brown, The Story of Africa and its Explorers. London o. J. Bd. 1, S. 71. Warum MS. XLV in Cappy Dor gerade den schon 1823 verstorbenen Belzoni erblicken will, verstehe ich nicht; er war viel zu kurze Zeit am Beninfluß, um mit seiner in Ägypten erprobten Eingeborenenendiplomatie (vgl. Ritter, Afrika 2. Aufl. 1822, S. 588), schon einen nachhaltenden Eindruck zu hinterlassen. „Cappy“ ist übrigens die im Negerenglischen herkömmliche Anrede für „Captain“ im Sinne von Schiffskapitän, wie gerade für unseren Küstenstrich schon früh bezeugt (Winwood Reade, African Sketch-book. London 1873, Bd. 2, S. 198). Der zunächst auffällige eigene Sklavenhandel der Königinmutter erklärt sich (ohne Beziehung aus Funktionen während eines Interregnums) durch ihr Vorrecht eigener Menschenopfer (Man Bd. 4, 1904, S. 51; Dennett a. a. O. S. 174).

⁵⁵⁾ Bei LR S. 3. Hierzu noch ein gewisser James Pinnock, von dem J. Whitford (Trading Life in Western and Central Africa. Liverpool 1877, S. 152) erzählt.

⁵⁶⁾ RD S. 6, LR S. 290.

⁵⁷⁾ Landolphe a. a. O. Bd. 2, S. 58—60; LR S. 99.

⁵⁸⁾ a. a. O. Bd. 1, S. 55 f., LR S. 43 f. Aus der ziemlich eigenmächtigen Behandlung des Landolphe'schen MS. durch den Herausgeber J. S. Quesné hat sich bisher nicht ergeben, bis wann sich Landolphe in Benin bzw. am Beninfluß aufhielt. Nach d' Avezac (a. a. O. S. 31 Anm.) und der Darstellung von P. Gaffarel („Le

Damit ist leider die rückwärtige Grenze der zusammenhängenden Chronologie erreicht, das Ergebnis veranschaulicht die folgende Tabelle:

Tabelle 1. Lebensdaten der letzten Benin-Könige.

Nr. der Königsliste nach Roupell Thomas		Name	Geburtsjahr	Alter beim Regierungsantritt	Regierungszeit	Regierungsdauer	Erreichtes Alter
19.	29.	Akenbuda	1723	< 46	vor 1769 bis rd. 1795	über 26	rd. 72
20.	30.	Osifu Obanosoa Bowarre	vor 1769/70	über 25	rd. 1795 bis 1819	rd. 24	über 49
21.	31.	Esemede Erediowa Oddi (Odalla)	vor 1800	über 20	1820—1854	34	über 54
22.	32.	Adolo Odiobara	1827	27	1854—1887	33	60
23.	33.	Eduboa Overami Nabashi	1857	31	1888—1897 († 1914)	9 (26)	57
(24.)	(34.)	Agwobasimi	nach 1877	< 37	1914—x	—	—

Um annähernde Daten für die weitere Vergangenheit zu erhalten, bieten sich mehrere Synchronismen, die also zunächst sicherzustellen sind (für das Folgende bitte ich bereits die weiter unten gegebene Königsliste zu vergleichen). An erster Stelle haben wir die wiederholte und unabhängig von P u n c h bestätigte Angabe der Tradition, daß die ersten Europäer unter dem 10. (16.) König Esige Osawe (P u n c h s Assigie oder Asije) nach der Stadt kamen, nachdem sie schon einige Zeit an der Küste verkehrt hatten.⁵⁹⁾ Die erste Befahrung der Küste fand bekanntlich 1472 durch Ruy de Sequeira, der erste Besuch der Stadt Ende 1484 oder Anfang 1485 durch João Affonso d'Aveiro statt.⁶⁰⁾ Die portugiesischen Chronisten (Ruy de Pina, De Barros) und die Tradition stimmen auch betreffs des daraufhin nach Portugal abgeordneten Beningesandten vollkommen überein. Da der König schon vor der Ankunft der Portugiesen „very old and could not walk about“⁶¹⁾ gewesen sein soll, kann er kaum länger als 1490 noch gelebt haben.⁶²⁾

Das nächste historische Datum ist der in Duarte Piries' Brief vom 20. Oktober 1516 besprochene, nach über Jahresdauer damals noch nicht

capitaine Landolphe“ Ann. Inst. col. Marseille Bd. 9, 1901) wäre es das Jahr 1792, in welchem Landolphes 1786 an der Mündung des R. Formosa errichtete Handelsniederlassung (identisch mit dem späteren Salt Town) von einem englischen Geschwader zerstört und ihre Besatzung getötet wurde (S u p a n, Die territ. Entwicklung d. europ. Kolonien. Gotha 1906, S. 158). Infolge des Anm. 43 berührten Irrtums bzgl. Adams' Jahr meint M S. XLV in Bowarre den Nachfolger Osifus sehen zu müssen, gibt also Esemede noch einen fünften Namen und mindestens 51 Regierungsjahre. Übrigens ist der Name Bowarre natürlich dasselbe wie Ebowani (Roupells Liste Nr. 8), an dessen Stelle in der Thomas'schen Liste der bei Roupell etwa ein halbes Jahrhundert frühere Ezoti steht. Die Träger der beiden gleichen Namen unter der Annahme eines ganz groben Irrtums bei Roupell zu identifizieren, ist aber doch wohl unmöglich.

⁵⁹⁾ RD S. 5 f.; LR S. 7, 9, 124 und Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 236.

⁶⁰⁾ Der Jahreszahl 1486 gegenüber, die von Ruy de Pina und De Barros angegeben wird (LR S. 4 f.; Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 239), wird neuerdings nach Galvão (Tratado etc. Lisboa 1563, S. 76 f.) als zuverlässiger angenommen, daß die Ausreise 1484 erfolgte und nach d'Aveiros Tode das Schiff noch 1485 zurückkehrte (E. G. Ravenstein, Martin Behaim. London 1908, S. 30; S. P. L'Honoré Naber, Linschoten-Vereeniging Bd. 6. Haag 1913, S. XL). Wenn überhaupt, so wäre nach Ravenstein Behaim mit dieser Fahrt nach Westafrika gekommen.

⁶¹⁾ RD S. 5; LR S. 9 und Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 236.

⁶²⁾ N. W. Thomas (J. Anthr. Inst. Bd. 50, S. 378) schreibt „sixteenth century“, aber, wie die bei ihm folgende Rechnung erweist, lediglich als lapsus calami.

beendete große Krieg;⁶³) unter der Regierung des auf Esige folgenden Osogboa erwähnt aber auch die Tradition (als einzigen) einen großen siegreichen Krieg gegen die „Igbon in der Nähe des Niger“,⁶⁴) der in der Darstellung des gefangenen Königs und seiner Leute seinen Niederschlag auf den Platten gefunden habe. Diese tatsächlich vorhandenen Platten mit Kriegsdarstellungen⁶⁵) haben schon Read und Dalton (S. 24) und Marquart (S. XLII f.) auf die Egbon nördlich von Benin (südöstlich von Rabba), letzterer zudem auf den authentisch bezeugten Krieg von 1516 bezogen, und ich möchte mich ihm darin anschließen. Denn mit Ling Roth (S. 230) an die in östlicher Richtung am Niger sitzenden Igbon Ibo zu denken, geht wohl kaum an, weil diese weder Pferde noch Helme kennen und weil nur ihre westlichste Abteilung Igabo im Bereich von Benin lag (das Gaboe bzw. Gabu Dappers und der alten Karten wird bei Dapper infolge der durchweg um 60° verschobenen Orientierung als nördliches Nachbarland angeführt). Aber auch die Beziehung auf die „Egbon“ bedarf einer Ergänzung. Südöstlich in der Richtung auf Benin und einen beträchtlichen Gebietsstreifen östlich des eigentlichen Yoruba-Königreiches Oyo einnehmend, verzeichnen neuere Karten daneben noch einen Stamm Igbona,⁶⁶) die mit jenen „Egbon“ (wohl die Nupe-Form) identisch, die Vorbevölkerung auch von Ilorin bilden.⁶⁷) Erscheint auch sein Gebiet heute zwischen den Dialekten Oyo (westlich) und Yagba (östlich) aufgeteilt, so zeigt doch meine Karte,⁶⁸) daß es bis auf kaum 40 Kilometer an das eigentliche Gebiet von Benin (Edo) heranreicht. Außerdem sprechen folgende Gründe für die Identität. Während eine Durchsicht der mehreren Hundert von Tremearne, Oldfield, Adams, d' Avezac u. a. angegebenen nigerischen Gesichtstatauierungen ergebnislos bleibt,⁶⁹) sind mit denen der „Feinde“ auf den Kampfplatten völlig identische, beiderseits 3 bis 4 vom Ansatz der Nasenflügel um die Mundwinkel aus- und abwärts zum Unterkieferrand verlaufende Schnittlinien nur aus älterer Zeit für die Gegend östlich von Oyo und Ife, aber innerhalb der Yoruba-Sprachgrenze nachzuweisen, d. h. eben aus der Südhälfte des Igbonagebiets.⁷⁰) Ferner scheinen mir, abweichend von v. Luschan, der an europäische Formbeeinflussung denkt (S. 260), die Beziehungen des charakteristischen Helms dieses Fremdvolks (v. L. S. 256 oben) durchaus in der Richtung Nupe-Sudan zu suchen zu sein, von wo sich z. B. aus Bodinga, einer einen Tag südlich Sokoto gelegenen Stadt (Barth IV, 193), ein Kriegshelm mit denselben Seitenplatten und großem Augenschirm im Berliner Museum befindet.⁷¹) Und was die

⁶³) Alguns Documentos do Archivo nacional da Torre do Tombo, acerca das navegações e conquistas portuguezas, publicados ao celebrar-se a commemoração do Descobrimto da America. Lisboa 1892, S. 395. LR S. 6.

⁶⁴) RD S. 6; LR S. 230 und Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 237.

⁶⁵) Gefangene mit Pferden, fremder Tatauierung und besonderer Helmform s. v. L. S. 255—260 und meinen vorläufigen Hinweis auf die hier begründete Identifizierung, Ztschr. f. Ethn. Bd. 54, 1922, S. 165.

⁶⁶) Mit yorubanischer Erweiterung Igbomná (Crowther, Yoruba Voc. S. 130 u. 148) von igbó „Wald“, also soviel wie „bush people“. Daniel J. May, der das Gebiet zuerst besuchte, schreibt Igbómna und nennt Owú als den alten, Ila als den damaligen Hauptort (Journ. R. Geogr. Soc. Bd. 30, 1860, S. 221).

⁶⁷) Tremearne, The Niger and the West Sudan. London 1910, S. 67.

⁶⁸) Struck, Sketch Map of Yoruba Dialects: Journ. Afr. Soc. Bd. 11 (1911/12), bei S. 56.

⁶⁹) Am ähnlichsten noch bei den Niger-Igbira, bei denen jedoch nur ein langer Strich beiderseits von der Nase zum Unterkieferrand verläuft (Mockler-Ferrymann, Up the Niger. London 1892, S. 141).

⁷⁰) R. Clarke, Trans. Ethnol. Soc. N. S. Bd. 2, 1863, S. 357 und Taf. 7 Nr. 30.

⁷¹) Ratzel, Völkerkunde 1. Aufl. Bd. 3, S. 278.

Pferde betrifft, so lesen wir in der Kano-Chronik, wie schon unter König Yakubu (1452—1463) ein blühender Handel mit solchen nach Nupe und darüber hinaus betrieben worden ist.⁷²⁾ Für die in der Tradition so bestimmt vertretene Zeitbestimmung spricht schließlich noch, daß die Kampfplatten ihrer zumal bei der Hamburger (v. L. Taf. 129) recht auffälligen Beschaffenheit nach eher vor, als nach der Masse der übrigen zwar figurenäheren, aber mehr stilisierten und symmetrischen, auch durchschnittlich besser durchgearbeiteten Platten anzusetzen sind, also eher ins frühe 16. (der Krieg war 1515/16) als in den Übergang zum 17. Jahrhundert gehören. Da sie noch von dem berühmten, unter Esige angeblickt mit, also wenigstens gleichzeitig mit den ersten Europäern gekommenen Bronzekünstler Ahammangiwa selbst angefertigt sein sollen, so kann das kaum viel später als 1516 (32 Jahre Zeitunterschied) gewesen sein. Daß Osogboa danach nicht mehr sehr lange regierte und Esiges Tod mit 1490 keinesfalls zu früh angesetzt ist, darf wohl daraus geschlossen werden, daß der Thronfolger bereits den Europäern gegenüber repräsentierte⁷³⁾ (Duarte Piries und seine Gefährten pflegten bei ihm zu speisen wie Landolphe bei Osifu).

Wirkliche Synchronismen bleiben nun auf mehr als ein Jahrhundert aus. Die Nachrichten aus den Reisen von Windham (1553) und Welsh (1588 bzw. 1590) sind überhaupt zu dürftig; aus dem Bericht des unbekanntes D. R.,⁷⁴⁾ der zwischen 1600 und 1602 in Benin war,⁷⁵⁾ wie aus den auf eine kurze Anwesenheit (Ende 1614 oder 1615) mindestens an der Küste zurückgehenden Angaben Samuel Bruns⁷⁶⁾ ist negativ nur so viel zu entnehmen, daß in den Zeiten ihrer Anwesenheit weder ein König starb noch die besonderen Übergangszustände zur Nachfolgeregierung bestanden. Anläßlich der von Brun als erstem erwähnten Menschenopfer (Kriegsgefangene, angeblich 2000!) macht aber L'Honoré Naber⁷⁷⁾ darauf aufmerksam, daß der viel eingehendere und so zuverlässige Bericht von D. R. darüber schweigt: vielleicht sind, wenn nicht Menschenopfer überhaupt,⁷⁸⁾ so doch die großen „for making

⁷²⁾ Palmer, Journ. Anthr. Inst. Bd. 38, 1908, S. 77.

⁷³⁾ Vgl. Man Bd. 4 (1904) S. 52 und Dennett a. a. O. S. 177 unter „Edaikin“.

⁷⁴⁾ Von einem gewissen Dierick Ruiters (daneben andere Schreibweisen), der auch sonst 1617, 1619 und 1631 als Schiffskapitän nachweisbar ist, Westindien bereist und namentlich die brasilianische Küste aufgenommen hat (A. J. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden. Bd. 16. Haarlem 1874 S. 600), gibt es ein Werk, „Toortse der Zee-vaert, om te beseylen de Custen gheleghen bezuyden den Tropicus Cancr, als Brasilien, West-Indien, Guinea, en Angola etc.“, erstmalig Vlissingen 1623, dann Amsterdam 1648 und 1674 erschienen, das S. 314—316 eine ersichtlich selbständige Beschreibung von Benin enthält, die bisher nicht beachtet worden ist. Daß er die holländische Ersteroberung „Fort Nassau“ auf der Goldküste nicht erwähnt, versetzt seine westafrikanischen Fahrten in die Zeit vor 1612. Sein verdienstvoller Neu-Herausgeber S. P. L'Honoré Naber ist daher geneigt, D. R. mit Dierick Ruiters zu identifizieren, was ein Kenner des älteren Niederländischen philologisch wohl noch näher untersuchen könnte (Werken uitg. door de Linschoten-Vereeniging Bd. 6, Haag 1913, S. XIII f. und 77 f., sowie schon dasa. Bd. 5. S. XXV, 232, 237 u. 313 f.).

⁷⁵⁾ RD S. 3 f.; LR S. 1 Anm. 2 und Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 238 Anm. 2.

⁷⁶⁾ Schiffarten usw. Basel 1624, S. 37 f. Uitg. d. Linschoten-Vereeniging Bd. 6, S. (30). Vgl. G. Henning, Samuel Braun (Phil. Diss. Leipzig). Basel 1900, S. 23, 41, 55 u. 118 f.

⁷⁷⁾ a. a. O. Bd. 5 (P. de Marees Beschryvinghe van de Gout-Custe), Haag 1912, S. 237 Anm. 3 und S. 240 Anm. 3. Auch Dierick Ruiters (a. a. O.) erwähnt nichts von Menschenopfern. M. S. XX f. bezweifelt übrigens die Zulässigkeit eines solchen Schlusses e silentio.

⁷⁸⁾ Roupells Gewährsmänner der offiziellen Tradition gaben ausdrücklich an, daß Menschenopfer vom ersten König Eweka eingeführt worden und seither gebräuchlich gewesen seien (RD S. 6).

the father“ erst bei einem zwischen 1602 und 1614 eingetretenen Regierungswechsel in Gebrauch gekommen.

Erst wieder Dapper (erstmalig holländisch 1668, dann die hier benutzte deutsche Ausgabe 1670) gibt einen wichtigen Anhaltspunkt. Der Vater und Vorgänger des von seinem Gewährsmann Samuel Blomert besuchten, selbst nicht benannten Königs hieß „Kambadje“ (S. 492) oder „Kombadje“ (S. 495), ist also Nr. 15 bzw. 22 Akenbedo der Königslisten; er war erst „wenige Jahre“ (S. 494) vor Blomerts Anwesenheit gestorben. Wann diese statthatte, ist bekanntlich noch immer ebenso ungeklärt wie die persönlichen Verhältnisse, und wenn wir uns nicht nach L i n g r o t h mit schätzungsweise der Mitte des Jahrhunderts begnügen wollen,⁷⁹⁾ so wird zunächst die Vorgeschichte des MS. festzustellen und dann auf etwaige bei Dapper angeführte Jahreszahlen zukommen sein. Nach Dappers Angabe, daß er Blomerts nachgelassenes Manuskript seinerseits erst von Isaac Vossius erhalten habe (S. IV, M S. IX), kann schon auf einen beträchtlichen, seit der Reise bis 1668 verstrichenen Zeitraum geschlossen werden. Vossius hatte sich Blomerts Manuskript vermutlich für die Vorarbeiten zu seiner Abhandlung „De Nili et aliorum fluminum origine“ (erschien Haag 1666 und Paris 1667) verschafft; aber auch davon abgesehen, ist Dapper nicht der erste gewesen, der für seine Publikationen daraus schöpfte. Schon auf den 1656 datierten Karten „La Guinée et Pays circonvoisins“⁸⁰⁾ und „Isles du Cap Verd, Coste, et Pays des Nègres“ seines geographischen Sammelwerkes führt der ältere Nicolas Sanson von Abbeville neben Mercator bzw. Sanut auch „Blomart“ bzw. „Blomart“ als Quelle an — leider ohne ihn im übrigen ganz dürftigen Text auch nur zu nennen. Seine Identität mit Vossius' bzw. Dappers Mskr.-Autor ist nach der Übereinstimmung der hier zuerst auftretenden topographischen Nomenklatur jedoch unzweifelhaft. Man vergleiche nur mit Dappers (1668) und Sansons Karte (1656) die Karte „Guinea“ in des Joh. Janssonius' Atlanten von 1641/42 und 1649,⁸¹⁾ die textlich (in der erstgenannten Ausgabe weit ausführlicher als in der zweiten) in den Einzelheiten auf des genannten Dierick Ruiters' „Toortse“ von 1623 beruht und mit der Zeichnung der Lagoslagune und der vom jüngeren Hondius⁸²⁾ und allen älteren Quellen wesentlich verschiedenen Toponymie noch auf eine weitere, zwischen 1632 und 1641 nach Amsterdam gelangte unbekannte Quelle zurückgehen dürfte.⁸³⁾ Berücksichtigt man diese Geschicklichkeit des berühmten

⁷⁹⁾ LR S. 7 und Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 239.

⁸⁰⁾ N. Sanson, *L'Afrique en plusieurs cartes nouvelles et exactes et en divers traittez de geographie et d'histoire etc.* Paris 1656. Karte 9 bei S. 85 (Bd. 3). Die späteren, zunächst von seinem Sohne besorgten Ausgaben von 1680 (?), 1683 und von 1730 (?) interessieren uns hier nicht, haben aber bis auf abweichende Grenzkolorite identische Karten; Sansons frühere Afrikakarte von 1650 (Paulitschke, *Afrika-Literatur* S. 27 Nr. 168) war mir nicht zugänglich.

⁸¹⁾ *Novi Atlantis ander Theil oder ausführliche beschreibung aller Länder und Provintzien etc.* (1641/42) und *Novus Atlas, das ist: Welt-Beschreibung mit allerhandt schönen Land-Charten, inhaltende Italien, Asia, Africa und America.* Bd. III (1649).

⁸²⁾ *Africae nova Tabula.* Amsterdam 1632 und 1640, ersichtlich nach portugiesischen Quellen, jedoch nicht dem Roteiro.

⁸³⁾ In Betracht käme etwa Jan Cristoffels, von dem eine MS.-Karte des Calabargebiets 1638 existiert (Linschot. Vereen. Bd. 6, S. [31] Anm.), oder vielleicht J. A. Haintzel, ein 1662 verstorbener Augsburgischer Patrizier, der in jüngeren Jahren auf holländischen Schiffen lange Zeit an der westafrikanischen Küste gewesen ist und auch *Ethnographica* mitgebracht hat. Vgl. R. Andree, *Baessler-Archiv* Bd. 4 (1914), S. 34 f., wo das „Fietu“ eine sogar sehr genaue Herkunftsangabe des betr. Stücks ist, nämlich Joh. Wilh. Müllers Fetu, d. h. eine Fante-Landschaft auf der Goldküste (jetzt, nach Christaller: Afutu).

Janssonschen Hauses, sich für ein wenig bekanntes Gebiet in den Besitz des neuesten Materials zu setzen, so kann also Blomerts Manuskript erst nach 1641 nach Amsterdam, muß aber vor 1656 nach Frankreich gelangt sein; letzteres zweifellos auf dem Umweg über Holland. Vossius war 1641—1645 auf Studienreisen und zur Sammlung wissenschaftlichen Materials von Holland abwesend, 1648—1654 in Schweden,⁸⁴⁾ könnte also das Manuskript nur zwischen 1645 und 1648 oder aber 1654/55 erhalten haben, und durch ihn, der seit 1654 die durch Hugo de Groot schon vermittelten Pariser Beziehungen eifrig aufnahm und durch den Einfluß Colberts auf einige Jahre sogar französisches Gehalt bezog, doch wohl noch 1655 Sanson, der beim Pariser Hof als der erste Geograph der Zeit angesehene und persönlich beliebte „Géographe ordinaire du Roy“,⁸⁵⁾ womit sich dieser Zusammenhang befriedigend erklärt; Vossius muß dann das Manuskript zurückerhalten, noch vor 1666 benutzt⁸⁶⁾ und schließlich an Dapper gegeben haben, Blomert selbst zwischen 1641 und 1654 aus Westafrika zurückgekehrt sein. Aus der fraglichen Zeitspanne sind nun bei Dapper folgende Jahreszahlen angeführt: 1640/41 Zustände am Senegal (S. 351), 1644 Don Antonio de Mingo König von „Auwerre“ (Warri südl. Benin, S. 497), sowie bei S. Thomé die Daten 1641 für die vorübergehende Einnahme der Insel durch die Holländer und 1645 für eine statistische Notiz.⁸⁷⁾ Da Blomert ausdrücklich als Gewährsmann nicht nur für Ober- und Niederguinea, sondern auch für S. Thomé und die Kapverden angegeben wird, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese Daten (ausgenommen vielleicht das vorletzte mit allerdings auffallend detaillierter Schilderung) auf Blomert und die Zeitpunkte seiner Anwesenheit zurückgehen, daß er also 1644 in und um Benin war und dessen König Akenbedo etwa 1642 gestorben ist. Dazu, daß Blomert in Warri für 1644 zwar christliche Gebräuche, aber keine europäischen Missionare erwähnt, fügt sich gut eine weitere Notiz nach Merolla da Sorrento für 1648.⁸⁸⁾ In diesem Jahre reisten unter dem Superior P. Angelo de Valencia die italienischen Kapuzinerpatres Vize-superior Angelo Maria d'Ajaccio und Bonaventura da Firenze nach Benin, kamen in der Hauptstadt bei Versuchen, den

⁸⁴⁾ vander Aa, a. a. O. Bd. 19 (Haarlem 1876), S. 416 f.

⁸⁵⁾ Nouv. Biogr. Gén. Bd. 43 (Didot frères, Paris 1864), Sp. 297 f. S. auch Vollkommer, Die Quellen Bourguignon d'Anvilles für seine kritische Karte von Afrika (Münchn. Geogr. Stud. H. 16), München 1904, S. 3.

⁸⁶⁾ Dafür spricht die anders nicht zu belegende Angabe (De Nili etc., S. 63) von mit dem Makoko (der Bateke) im Krieg liegenden „Miyaco“ oder „Mujaco“ (den nördlichen Bayaka) vgl. Vollkommer a. a. O. S. 87; Bastian, Exped. a. d. Loango-Küste, Bd. 1, S. 338 f.; Dapper S. 573.

⁸⁷⁾ Eigentliche Beschreibung der Inseln in Afrika. Amsterdam 1671, S. 62 u. 64. Nicht in Frage kommen die Daten für Kongo, die auf Jan Herder (S. 572), und für Angola, die auf einen holländischen Hauptmann Füller zurückgehen (S. 591) bzw. für die Zeit der holländischen Besitzergreifung leicht auch anderweit zu erlangen waren.

⁸⁸⁾ Heinr. Hahn, Geschichte der katholischen Missionen. Köln 1858. Bd. 2, S. 282 (wohl auch bei dem mir unzugänglichen Henrion, Histoire générale des missions catholiques, Bd. 2, S. 334 f.); nach einem unvollständigen Auszug ohne Jahresangabe in Churchills Voyages Bd. 1, S. 676 berichtet auch LR S. 15 den sonst noch mehrfach erwähnten, aber nur hierher nach Warri gehörigen Vorgang, daß der König seine einheimischen Weiber entließ und die Patres ihm eine Portugiesin aus São Thomé besorgten. Da schon der Warrikönig von 1644 (nach Dapper und Barbot, bei LR S. 91 Anm. fälschlich 1640) Sohn einer von seinem Vater Mingo aus Europa mitgebrachten Portugiesin war, so sind unter dem Eindruck der Ähnlichkeit auch weiterer Umstände die Missionen von 1648 und 1682—88 häufig verwechselt worden (Churchill a. a. O., Allg. Hist. d. Reisen Bd. 4, S. 481 u. 608; RD Journ. Anthr. Inst. Bd. 27, S. 365 f.).

fortwährenden Menschenopfern zu steuern, mehrmals in Lebensgefahr und wandten sich mit mehr Erfolg nach dem noch von früherer Missionstätigkeit her aussichtsreicheren „Overry“ (Warri). Aus dieser Geschichte ergibt sich also nochmals, daß Blomert um 1648 nicht mehr an der Küste gewesen sein kann. Ferner ist aber zu bemerken, daß Akenbedos Nachfolger Akezai (Nr. 23 der Thomas'schen Liste) einer der nur kurze Zeit regierenden Könige ist, die die Roupell'sche Liste ausgelassen hat. Damit ergibt sich nach allem, was wir sonst über Regierungswechsel und die im Jahreslauf beschränkten Anlässe zu Menschenopfern in Benin wissen, für deren Häufung in der kurzen Zeit der Anwesenheit jener Missionare die einfache Erklärung, daß eben damals 1648 Akezai (wohl nicht eines natürlichen Todes, vgl. seine eigenen Maßnahmen bei Dapper S. 494) gestorben war und dies die bei jedem einzelnen Thronbesteigungsabschnitte wiederkehrenden Opfer gewesen sind.⁸⁹⁾

Als letzter, nur per exclusionem etwas aussagender Synchronismus ist schließlich nochmals darauf hinzuweisen, daß nach van Nyendael 1701 derselbe König⁹⁰⁾ herrschte wie 1691 beim Beginn des Aufstands. Als Anfangsjahr dieses Herrschers nehme ich 1688, d. h. wieder das Jahr der Abreise der neuerdings gesandten Missionare an (vgl. oben Anm. 16); war ihre Tätigkeit sechs Jahre lang zum mindesten geduldet worden, so ist das plötzliche, keine Spuren hinterlassende Abbrechen derselben nur unter ähnlichen Umständen wie 1648 zu verstehen, zumal Menschenopfer bereits früher zu einem Zwischenfall Anlaß gegeben hatten.⁹¹⁾ Außerdem deuten sowohl die von van Nyendael ausführlich berichteten Ursachen des Aufstands durchaus auf den rücksichtslosen Mutwillen eines jungen Regenten hin, als auch dürfen wieder ein paar Jahre bis zur Auslösung einer so gewaltsamen Erhebung vorausgesetzt werden.

Von der Ankunft der Portugiesen unter Esige, also der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts rückwärts gibt es keine Synchronismen mehr. Frobenius⁹²⁾ meint jedoch aus der Königsüberlieferung von Nupe nachweisen zu können, daß von 1284 bis 1369 dieses Reich in Abhängigkeit von Benin gestanden habe. Diese aus der Addition aller folgenden Regierungsjahre ermittelte Zeit wird durch die II. oder „Bini“-Dynastie mit sechs nach Dauer und Namen noch bekannten Herrschern ausgefüllt, die teils „an Bini“, teils an den Ata von Igara in Ida Abgaben zahlten, bis 1369 Nupe von der letzteren Abhängigkeit durch Edsu Edegi, den Begründer der gleichnamigen III. Dynastie, befreit wurde. „Bini“ ist allerdings die in Yoruba gebräuchliche, im Lande selbst offenbar erst unter Yoruba⁹³⁾ oder gar europäischen Einfluß neben den alten Namen

⁸⁹⁾ Vgl. C. Punch bei LR S. 161 f., bes. die Schlußbemerkung.

⁹⁰⁾ Er sei damals ungefähr 40 Jahre alt gewesen, wird jedoch vom älteren (Jean) Barbot als noch „junger Mann“ beschrieben. Ist letztere Angabe authentisch, so würde sie allerdings mit anderen Nachrichten über das Gebiet der Öflüsse auf die Reise des jüngeren (Jacques) Barbot nach Calabar 1699 zurückgehen, wie anscheinend Schwab annimmt, wenn er beide Könige trotzdem für möglicherweise identisch hält (Allg. Hist. d. R. Bd. 4, S. 464 f.). Aber alle anderen Angaben Jean Barbots über Benin sind so offensichtlich aus D. R. und namentlich Dapper kompiliert, daß, da er selbst nur das westlichste Oberguinea aus eigener Anschauung kannte (1678 ff.), auch Jacques Barbot überhaupt nicht im eigentlichen Benin gewesen sein dürfte. Jean Barbot hat, bei Dapper zwischen den Zeilen lesend, wie manchen anderen Zusatz zu seinen nie genannten Gewährsmännern, auch die fragliche Angabe frei erfunden. Sie mag dabei für Akezai um 1644 richtig sein, hat aber mit van Nyendael's König nichts zu tun.

⁹¹⁾ Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 240—242 nach Merolla da Sorrento.

⁹²⁾ Und Afrika sprach. Berlin (1912). Bd. 2, S. 273 f. (Kl. Ausg. S. 566 f.) u. Tafel.

⁹³⁾ „The better class Binis mostly understand Yoruba“: F. E. G. Johnson. An elementary Vocabulary of the Benin City Language. Calabar 1903 S. 9. Da schon

Edo getretene Bezeichnung für Benin, mag sie auch in irgend einer Beziehung zu dem von der Tradition besonders erwähnten Lieblingsklaven Ubini (oder Aiye) des ersten aus Ife in Yoruba gekommenen Beninkönigs stehen.⁹⁴⁾ Aber die Tradition wurde in Mokwa von einem echten Nupe aufgezeichnet, und das dieser Bini-Dynastie ausdrücklich zugeschriebene Mutterrecht fehlt in Benin bis auf geringe Spuren bei einer besonderen Bevölkerungsgruppe;⁹⁵⁾ in Benin wurden bzw. werden sowohl Thron wie Totem in der Vaterfolge vererbt, während z. B. Igara und noch weit in die Zeit der Edegi-Dynastie hinein Nupe selbst nur Mutterrecht hatten. Übrigens stimmt auch keiner der sechs Bini-Namen zu einem Namen der Beninliste, und der Form nach sind sie weder Edo noch Yoruba, sondern typisches Nupe. Crowther gibt uns nun folgende Stammeseinteilung der Nupe:⁹⁶⁾ auf dem Südufer des Niger die Kupatši, Tsikpontši, Ebô und Gudu, auf dem Nordufer die Dibo, Tsitakotši, Bini, Kusopa und Gbedegi (je von Ost nach West aufgezählt). Es ist mir also unzweifelhaft, daß es sich um diesen Nupe Stamm Bini bei Bida handelt, ebenso bei Frobenius' Edegi um Crowthers Gbedegi bei Rabba und Mokwa, daß die Tradition also lediglich vom Übergang der Landesherrschaft vom einen zum anderen Stamm spricht; dazu stimmt, daß gerade diese beiden Dialekte den Sprachstandard von Nupe darstellen,⁹⁷⁾ während z. B. die von Koelle außerdem niedergelegten Mundarten Kupa (Kupatši) und Esitako (Tsitakotši) sich von jenen kaum weniger entfernen als das entlegene Bassa-Komo am Benue und das von den Nupe Ebe genannte Asu nördlich des Gbedegidialekts. Da sämtliche Namen Crowthers u. a. auf der Originalkarte zu Rohlf's Reise⁹⁸⁾ verzeichnet sind und gerade die Namen „Gbedegi“ und „Bini“ sich noch auf den modernen, auch den offiziellen englischen Karten finden, so könnte doch Frobenius seine mir auch neuestens noch persönlich bestätigte Ansicht nur durch andernorts und zwar viel weiter westlich erhaltene Überlieferungen verstärken, die sich auf eine erhebliche Ausdehnung jenes sagenhaften Groß-Benin auch binnenwärts zu beziehen scheinen, aber leider von ihm bisher nicht veröffentlicht worden sind. Daher können diese wie überhaupt die Fragen der größten Küstenerstreckung, über die bekanntlich Angaben vorliegen,⁹⁹⁾ als zum mindesten chronologisch noch völlig unbestimmbare Daten¹⁰⁰⁾ hier nicht

die ersten Europäer „Beny“ haben, so können sie die Bezeichnung natürlich nicht von den eigentlichen Yoruba, sondern nur von den sprachzugehörigen Dzekiri der Benin vorliegenden Küste übernommen haben, vgl. F. E. G. Johnson, *Vocabulary Jekri* [o. O. u. J.], S. 16.

⁹⁴⁾ Vgl. RD S. 5, LR S. 8. Von Aiye als dem Lieblingssohn „eines gewissen Königs“ und berühmtem Jäger weiß auch die Brass-Tradition zu erzählen (*Journ. Afr. Soc.* Bd. 7, 1907/8, S. 71 f.). Es ist offenbar ein Sagenheld, zumal sein Tod Anlaß zur Erfindung des Schwirrholzes gegeben haben soll.

⁹⁵⁾ N. W. Thomas, *Journ. Afr. Soc.* Bd. 10, 1910/11, S. 7 f.; *Edo Report* Bd. 1, S. 55.

⁹⁶⁾ *Grammar and Vocabulary of the Nupe Language.* London 1864, S. II.

⁹⁷⁾ Crowther a. a. O. *Cust, The Modern Languages of Africa.* London 1883. Bd. 1, S. 228.

⁹⁸⁾ *Pet. Mitt. E.-H.* 34, Gotha 1872, Taf. 2; umgezeichnet auch im 2. Bd. von Rohlf's, *Quer durch Afrika* (Leipzig 1875).

⁹⁹⁾ L. F. Römer, *Nachrichten von der Küste Guinea.* Kopenhagen u. Leipzig 1769, S. 96–103. Zahn Peterm. *Mitt.* 1897, S. 291 (nach dem mir z. Zt. nicht zugänglichen Reindorf). Mary Kingsley, *West African Studies.* London 1899, S. 144. Dahse, *Ztschr. f. Ethn.* 1911, S. 18. Frobenius a. a. O. Bd. 1, S. 352 f. (Kl. Ausg. S. 328 f.).

¹⁰⁰⁾ Bastian (*Ethnologische Forschungen.* Jena 1873. Bd. 2, S. 73 Anm.) setzt für den Zerfall des alten Groß-Benin seltsamerweise das Jahr 1482 an, aber sicher nur versehentlich, da er später von denselben Umständen nur in allgemeinen Ausdrücken gesprochen hat (*Ztschr. f. Ethn.* Bd. 16, 1884, S. 65 f.).

erörtert werden. Erwähnt sollen nur noch gewisse ältere Mitteilungen werden, die den von Frobenius angenommenen Zusammenhang stützen könnten. Clapperton erhielt von einem Nupegroßen in Tabra die Angabe,¹⁰¹⁾ „that the Nyffe people and those of Benin were the same people“. Aber die weiteren Bemerkungen „that Benin paid tribute to Nyffee“ und über „Funda behind Benin“ zeigen deutlich, daß tatsächlich die Biniabteilung der Nupe gemeint war und Clapperton das Küstenbenin nur hineingehört hat, was übrigens ihm selbst schon als beabsichtigte Übertreibung erscheint; die weitere Angabe „the Quorra ran into the sea behind Benin at Funda“ ist nur so zu verstehen, zumal auch in Sultan Bellos Vorstellung das Meer gleich hinter Funda (Panda) lag und von der Strecke Lokodja-Akassa bzw. -Benin kein Mensch im Sudan eine Ahnung hatte. Daß aber Clapperton sofort an Benin dachte, erklärt sich aus verschiedenen Umständen. Einmal war ihm kurz vorher (in Comie) von einem Überlandhandel der Beninleute nach dem nordwestlichen Nupe erzählt worden; daß es sich dabei um das wirkliche Benin handelt, geht sowohl aus der gleichzeitigen Erwähnung vom Übergang über den Niger wie auch daraus hervor, daß ausdrücklich von ihrem Fetischverbot des Wasserverkehrs die Rede ist.¹⁰²⁾ Dann wurde auf Grund der noch damals herkömmlichen Längenübertreibung der kurzen bekannten Strecke des Beninflusses der Zwischenraum bis zu den Randländern des Sudan stark unterschätzt.¹⁰³⁾ Endlich kommt dazu das besondere Interesse, das er in der ursprünglichen Absicht, von dort aus in die Haussaländer vorzudringen,¹⁰⁴⁾ an dieser Verbindung gehabt hatte. Auch Lander glaubte in Wawa wieder von Benin gehört zu haben, ist aber gewissenhaft genug, die Originalform „Binnie“ (Bini), die ihm genannt wurde, anzuführen,¹⁰⁵⁾ und seine eigenen späteren Feststellungen zeigen, wie wenig damals an einen direkten Verkehr Nigerabwärts bis Benin zu denken war,¹⁰⁶⁾ so daß also auch hier das Bini im östlichen Nupe gemeint sein muß. Übrigens ist eine wiederholte klare Angabe dieses Nupe-Bini als „Beni“ (ganz richtig als zwischen Bako und Kaduna gelegenes Teilgebiet von Nupe) schon in zwei die Geographie und Geschichte dieses Landes betreffenden arabischen, von Salamé übersetzten Manuskripten (VIII. und IX.) aus dem Nachlaß Clappertons¹⁰⁷⁾ zu finden. Wohl nur

¹⁰¹⁾ Tagebuch der zweiten Reise des Capt. Clapperton ins Innere von Africa (Neue Bibl. d. wicht. Reisebeschr. Bd. 55). Weimar 1830, S. 175 f. Lander a. a. O. Bd. 1, S. XLVII f.

¹⁰²⁾ Clapperton a. a. O. S. 167, vgl. zu LR S. 84, RD S. 18 und R. Moor Blue Book Africa 1897 Nr. 6, S. 46.

¹⁰³⁾ Clapperton a. a. O. S. 23 und Karte 1.

¹⁰⁴⁾ Clapperton a. a. O. S. 11, 14 u. 17. E. D. Morel, *Affairs of West Africa*. London 1902, S. 49.

¹⁰⁵⁾ a. a. O. Bd. 2, S. 117. Auch fälschlich bei LR S. 13 angezogen.

¹⁰⁶⁾ a. a. O. Bd. 3, S. 43, 83, 95 und an anderen Stellen. Vgl. auch über die erst für so erstaunlich gehaltenen großen Boote im Innenverkehr von Nupe Bd. 2, S. 261 und den beigegebenen Stahlstich.

¹⁰⁷⁾ a. a. O. S. 438—440. Auch diese wichtigen, wenn auch in orthographisch wie grammatisch sehr schlechter Sprache abgefaßt gewesenen Dokumente scheint Frobenius nicht gekannt zu haben. Sie bilden eine merkwürdige Bestätigung seiner Herrscherliste. Ein alter Herrscher Thodyar erweitert, von Atághér gekommen, das Reich bedeutend; ihm folgt Ithshab. Berücksichtigt man die englische Umschrift der schon arabisch verballhornten Namen, so liegt die Übereinstimmung mit Frobenius' aus Attagara zurückkehrendem Edsu Saduja (1437—1473) und dessen Nachfolger Edsu Schoa-Schaba (1473—1482) auf der Hand, wie ja auch die im MS. VIII angegebene Zahl von 13 Herrschern dieser Dynastie sich mit den nach Frobenius von Saduja bis zum Beginn der Usurpatorenwirren 1707 gezählten Edsus genau deckt. „Edsu“ ist übrigens lediglich Frobenius Schreibweise

auf dessen erstangezogene Notiz geht dann auch *Moloneys* Angabe zurück, wonach mit den „Tappas“ die „Benins“ desselben Stammes seien:¹⁰⁸) denn einerseits war *Moloney* lange genug in Yoruba, um sich der dortigen Bezeichnung Takpa für die Nupe zu bedienen, andererseits rechnen die Yoruba selbst die Beninleute („Ibini“) so bestimmt zu ihren eigenen auf die Urmutter zurückgeführten Stämmen (*Bowen*), zu denen die Takpa (Nupe) natürlich nicht gezählt werden, daß jene Angabe kaum einheimischen Ursprungs ist. Eher schlechter noch steht es mit einer letzten in diesem Zusammenhang anzuziehenden Notiz, wonach „die Bini ursprünglich von einem Ort nördlich des Niger kämen und unter einem König *Lamorodu* lebten“:¹⁰⁹) Sie würde eigentlich das Gegenteil von dem besagen, was *Frobenius* will, und die Form des sonst unbekanntes Königsnamens klingt so stark nach einer yorubanischen Verstümmelung, etwa von „*Lamido Umoru*“, daß mindestens ein mohammedanischer Herrscher, vermutlich kein anderer als der Emir *Umoru* von Nupe (1873—1884) gemeint sein wird, die ganze Notiz für uns also gegenstandslos und höchstens wieder auf jene Nupe-Bini zu beziehen ist.¹¹⁰) Die in mehreren Lesarten erhaltene, authentische Tradition¹¹¹) handelt dagegen ganz klar von *Eweka*, dem ersten König der Listen, geht also in wirklich frühe Zeit zurück. Die Dynastie wird sowohl von den Yoruba wie von den Beninleuten selbst für leiblich verwandt mit den alten Yorubaherrschern gehalten, und der gleichfalls überlieferten Einführung yorubanischer Kulte entsprechend wird als Ausgangspunkt in der Regel *Ife* genannt, mögen auch die Einzelheiten verschieden erzählt werden. Die einheimische Bevölkerung, identisch mit den heutigen *Edo*,¹¹²) hieß *Efa*, ihr letzter eigener König *Ogefa* oder *Ogifa* (mit von *Dennett* S. 174 Anm. 2 richtig angegebener Etymologie), unter welchem Titel sich bis zuletzt eine wichtige Staatswürde vererbte, bezeichnenderweise „said to represent all the people“ mit dem Amte, das Volk im Falle von Versammlungen zusammenzurufen = „Speaker des House of Commons“:¹¹³) Entgegen *Punchs* Annahme¹¹⁴) stimmen

Crowther schreibt *etsu*, *Koelle etsu*, *Migeod etsu*, die Drucke haben *eü*, wonach der Konsonant auf jeden Fall eine *Fortis* ist. Daran kann auch nach der Etymologie (*Westermann*, Die Sudansprachen. Hamburg 1911, S. 189) kein Zweifel sein.

¹⁰⁸) *Proc. R. Geogr. Soc.* 1890, S. 606; *Carlson Globus* Bd. 72, S. 312.

¹⁰⁹) *Cyril Punch* bei LR S. 6 Anm. 1.

¹¹⁰) Bemerkt sei noch, daß auch sprachlich zwischen der *Edo*-Gruppe (*Benin* usw.) und dem *Nupe* durchaus kein engerer Zusammenhang besteht, als zwischen den *Oberguineasprachen* überhaupt, daß vielmehr, worauf *N. W. Thomas* mehrfach hingewiesen hat, dem *Edo* das *Ewe* noch am nächsten steht.

¹¹¹) 1. Die offizielle Tradition: RD S. 5, LR S. 7 f., M S. L. 2. Die Tradition des *Benin*-Volkes: *Man* Bd. 4 (1904), S. 51, *Dennett* a. a. O. S. 174, *A. Werner Bull. London School Or. Stud.* Bd. 2 (1921), 1, S. 164 f. 3. Die Tradition der nach *Brass* ausgewanderten *Iselema* (s. oben): *Adebiyi Tepowa Journ. Afr. Soc.* Bd. 7 (1907/8), S. 55. 4. Die *Yoruba*-Tradition: *C. Punch* bei LR S. 13. 5. Die Tradition der mit dem ersten König eingewanderten *Yoruba* von *Ukunzu*, *Udodu* (*Karte: Ugbodo*) und *Ubulubu*: *Thomas*, *Anthrop. Report on Ibo-speaking Peoples* Bd. 4 (London 1914), S. 2.

¹¹²) Vgl. *R. E. Dennett*, *Notes on the language of the Efa people or the Bini*, commonly called *Uze Ado*: *Journ. Afr. Soc.* Bd. 3 (1903/4), S. 142—153.

¹¹³) *Man* Bd. 4 (1904), S. 52 u. 54, *Dennett* a. a. O. S. 177.

¹¹⁴) bei LR S. 9. Das mehrfach erwähnte Vikariieren der Bezeichnungen *Edo* und *Bini* ist ihm offenbar nie ganz klar geworden, so daß er, schon *Dappers* Angabe zuwider, die erstere Bezeichnung in einem etwas nördlicheren *Ado* erblickte (englische Schreibweise!), das in Wirklichkeit als *Udo* sich 27 Kilometer westnordwestlich von *Benin City* findet. Das andere, von *Punch* ausdrücklich schon unterschiedene *Ado* im *Yorubagebiet*, auf den älteren Karten nach *Erkundungen* meist viel zu weit östlich angegeben, liegt 75 Kilometer östlich von *Ife* oder *Oshogbo* und ist geschichtswichtig dadurch, daß von hier aus der *Ata Iddah* am *Niger* gründete

die offizielle und die Volksüberlieferung auch darin überein, daß Eweka bereits in dem an der Stelle des heutigen Benin City vorgefundenen Städtchen residierte. Freilich, eine wenn auch noch so große sachliche Gewißheit über die Anfänge des Benin-Königtums ist chronologisch nicht auszuwerten, es sei denn, daß uns von der Yorubaseite her noch mögliche, allerdings nach den knappen bisher bekannten Resten dortiger Tradition nicht sehr wahrscheinliche Aufklärungen zuteil werden.¹¹⁵⁾

Auf die im vorstehenden ermittelten, verhältnismäßig zahlreichen und sicheren Synchronismen gestützt, soll im folgenden also der Versuch unternommen werden, auch auf diejenigen chronologischen Abschnitte der Beninkunst überzugehen, die nicht bereits, wie die Grenze von IIIc und IV a und die Gliederung von IV c ab, anderweit festgelegt werden konnten. Die grundsätzliche Berechtigung, sie an die Daten der Königsregierungen anzuschließen, wurde eingangs begründet und hat sich an den letzterwähnten Abschnitten bewährt. Vor der Schwierigkeit, nunmehr rückwärtsschreitend die Könige wenigstens annähernd zu datieren, brauchen wir nicht mehr wie Ling Roth¹¹⁶⁾ zurückzuschrecken; wir kennen nicht nur die kurzen Regierungen, die die Zahl der bis 1897 aufeinanderfolgenden Könige von 23 auf 33 oder 35 erhöhen, sondern verfügen über sehr viel zahlreichere synchronistisch verwertbare Angaben, bemerken vor allem auch in der Tabelle S. 122 eine für die dortigen Verhältnisse kaum erwartete Regelmäßigkeit in der zusammenhängenden Königschronologie des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts. Diese wird für uns deshalb so wichtig, weil eine etwaige einfache Interpolation zwischen 1490 und 1795 und (mit der sei es für diesen Zeitraum, sei es für 1490 bis 1914 gefundenen mittleren Regierungsdauer) rückwärtige Extrapolation bis auf Eweka sich durch den Wechsel langer und kurzer Regierungen verbietet. Bei der von mehreren Berichterstattern wie auch von der offiziellen Tradition behaupteten stetigen Thronfolge vom Vater auf den ältesten Sohn¹¹⁷⁾ würde zwar besser die sich aus der Differenz 1723 bis 1857 ergebende etwas genauere mittlere Dauer einer Generation in männlicher Linie mit 33,5 Jahren (4 in 134 Jahren) zugrunde zu legen und entsprechend nicht von rund 1795, sondern schon von 1854 an rückwärts zu rechnen sein; eine solche Extrapolation ergäbe, allein auf die Roupell'sche Liste angewandt, z. B. für den letzten Regierungswechsel vor 1700 das Jahr 1687, für die Todesjahre Akenbedos 1653 und Esiges 1486, also ganz erträglich zu den Synchronismen stimmende Daten. Trotzdem ist sie zu verwerfen, da die Voraussetzungen falsch sind. Einerseits fehlen eben die neu bekannt gewordenen kürzeren Regierungen, deren Gruppierung an sich schon die Regelmäßigkeit der offiziellen Thronfolge zweifelhaft erscheinen lassen muß, andererseits wissen selbst unsere lückenhaften Nachrichten von mehreren Überschreitungen derselben (vgl. z. T. schon M. S. XLIV). Blomert¹¹⁸⁾ gibt ausdrücklich die aushilfsweise eintretende Erbfolge des Bruders an;

(Hutchinson). Punks Irrtum mag auch mit dadurch hervorgerufen sein, daß von den 4 Hauptvierteln der Stadt Benin eines Udo, ein zweites Edo heißt (J. Afr. Soc. Bd. 14, 1914/5, S. 36 f.). Ob und wie alle diese ähnlichen Namen zusammenhängen, läßt sich nur auf Grund sicherer Feststellung der Vokalweiten und der Tonhöhen ausmachen.

¹¹⁵⁾ 1921 erschien ein Werk des eingeborenen Pastors von Oyo S. Johnson, „The History of the Yorubas, from the earliest times to the beginning of the British Protectorate“, das mir leider noch nicht zugänglich geworden ist.

¹¹⁶⁾ LR S. 7.

¹¹⁷⁾ RD S. 5, LR S. 100 und Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 235 u. 239.

¹¹⁸⁾ Dapper S. 493, LR S. 98.

Overami, Adolo und, wie nach Landolphes Tenor anzunehmen, auch Osifu waren nicht die ältesten Söhne;¹¹⁹⁾ Ewale, von der Nachfolge seines „Vaters“ zunächst gewaltsam ausgeschlossen, kam erst lange danach zur Regierung,¹²⁰⁾ und wenn der 4. bzw. 5. oder 6. König Oguola „mit seinen Leuten von Gott gekommen“ sein soll, so hat dies schon Ling Roth sicher mit Recht gleichfalls als eine Unterbrechung überhaupt der leiblichen Thronfolge gedeutet.¹²¹⁾ Den etwas größeren wahrscheinlichen Fehler der mittleren Regierungsdauer in Kauf nehmend, berechnen wir diese aus den bekannten letzten vier Regierungen (1795 bis 1914)¹²²⁾ auf $29\frac{3}{4}$ Jahre, halten uns aber vor Augen, daß dieser Wert aus vier Regierungen der Roupellschen Liste, d. h. unter Ausschluß der Kurzregierungen, berechnet und daher nur wieder für jene giltig ist. Daß rund 30 Jahre auffällig hoch sind, hat Ling Roth schon bemerkt, und ich selbst habe aus elf verschiedenen mittel- und südafrikanischen Königslisten mit einer Gesamtdauer von 3388 Jahren eine durchschnittliche Regierungsdauer von wenig über 13 Jahren berechnet,¹²³⁾ aber ich glaube, Read und Dalton weisen für eine solche Auspahnung von der Kurzlebigkeit afrikanischer Herrscher mit Recht auf das gleiche Verhältnis im benachbarten Dahome hin;¹²⁴⁾ Ling Roths Zweifel an der Zuverlässigkeit auch der dortigen Nachrichten sind nach dem abschließenden Werk von Le Hérisse (*L'ancien royaume du Dahomey*, Paris 1911) hinfällig. Jedenfalls gelangen wir mit der Anwendung des Mittelwerts von $29\frac{3}{4}$ Jahren auf die Roupellsche Liste nicht nur nicht über den Synchronismus von Esige-Osogboa zurück, sondern (1527 gegen 1490) ebenso weit, um die fehlenden vier kurzen Regierungen noch unterbringen zu können, eine befriedigende Stimmigkeit, von der Marquart richtig betont, daß sie nicht durch eine jener künstlichen Systematisierungen entstanden sein kann, die wir von den Arabern und den islamischen Sudanstaaten kennen.¹²⁵⁾ Dann besagt auch die nahe Übereinstimmung der mittleren Generations- und der mittleren Regierungsdauer, wie sie für die Roupellsche Liste berechnet worden ist, daß überhaupt innerhalb der nicht unterbrochenen Teile dieser die Königsfolge in der Regel wenigstens vom Vater auf den Sohn ging, wobei nach Landolphe der Thronfolger erst bei vorgerücktem Alter des regierenden Königs und nur aus der Zahl der mindestens 20 Jahre alten Söhne designiert worden ist¹²⁶⁾ bzw., wie die Tradition zwischen den Zeilen

¹¹⁹⁾ Vgl. die Zusammenstellung bei LR S. 99f. Daß der Stammbaum der offiziellen Tradition sie trotzdem an erster Stelle der jeweiligen Söhne anführt, hat nichts zu sagen.

¹²⁰⁾ Dennett a. a. O. S. 234.

¹²¹⁾ Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 230 Anm. 1.

¹²²⁾ Für die von Dapper und Punch als regelmäßig erwähnten königslosen Übergangszeiten zwischen je zwei Regierungen (LR S. 98, 101) ergeben sich aus der Differenz der Jahreszahlen der Einzelregierungen und des Gesamtzeitraums rd. zwei Jahre für drei Regierungswechsel, die in der mittleren Regierungsdauer bereits eingerechnet und daher auch weiterhin nicht besonders zu berücksichtigen sind.

¹²³⁾ Siehe einstweilen bei D. Westermann, *The Shilluk People*. Berlin-Philadelphia 1912, S. LI f.

¹²⁴⁾ RD S. 71. Zu den hier und bei LR S. 7 angezogenen Daten vgl. aber für Europa die Generationsdauer im Mannesstamm mit 26–33 Jahren von 16 fürstlichen, mit 32–36 Jahren von 4 anderen (französischen) Familien: R. de Semallé, *Sur la génération au point de vue chronologique* (Bull. Soc. Anthr. Par. 3e sér. Bd. 3, 1883, S. 295–301) und D'Abbadie, *Sur l'origine des Oromo ou Ylormora de l'Afrique orientale et la durée d'une génération* (ebd. 2e sér. Bd. 12, 1877, S. 320–325, mit Diskussion bes. von Bertillon). Vgl. *Globus* Bd. 33 (1878), S. 329 und Bd. 60 (1896), S. 116 nach M. V. Turgan *Revue scientifique* 1895, S. 1747.

¹²⁵⁾ M. S. XLV. Vgl. *Nachtigal, Sahara und Sudan* Bd. 2, S. 396.

¹²⁶⁾ Vgl. LR S. 99.

lesen läßt, der nach der Thronbesteigung Erstgeborene war.¹²⁷⁾ Aus solcher Verbindung der reinen Vaterfolge mit der Thronfolge nicht gerade des überhaupt ältesten Sohnes ergibt sich sowohl die bedeutende Länge der mittleren Regierungsdauer, als auch eine natürlich bedingte Variation in der Dauer aufeinanderfolgender Regierungen, die, indem wir uns für den rechnerischen Ansatz der nicht synchronistisch feststehenden Könige auf halbe und volle Jahrzehnte beschränken wollen, in jeweiliger Auf- und Abrundung zu berücksichtigen sein wird.

Dies sind die allgemeinen Erwägungen, nach denen in der beigegebenen Tabelle durch Interpolation die Zeit von 1795 bis 1642 (bzw. 1648), und von da bis 1490 (bzw. rund 1520) aufzuteilen und durch Extrapolation von da rückwärts bis zur Begründung des Königstums zu gelangen versucht worden ist.

Für die erstgenannte Zwischenzeit ist die Frage entscheidend, ob Ewakkue oder Akezua der König des Bürgerkriegs 1691—1701 war. Je nachdem würde sich von 1688—1914 eine mittlere Regierungsdauer von $28\frac{1}{2}$ bzw. $32\frac{2}{3}$ Jahren ergeben, beides also in nicht erheblichem Maße von unseren $29\frac{3}{4}$ Jahren der Beziehungsperiode nach unten bzw. oben abweichend. Größer und ihrem Ergebnis nach eher für die Rechnung mit Ewakkue sprechend, sind die Differenzen, wenn man nur den Zeitraum 1688—1795 nimmt, haben aber entsprechend größere Fehlerwahrscheinlichkeit; dabei macht sich besonders Akenbudas lange Regierung geltend. Mit seinem Vater Erisoinye beginnt der zusammenhängende Stammbaum, und da Akenbuda 1723 geboren ist, so kann bei normaler Thronfolge spätestens in diesem Jahr Erisoinye zur Regierung gekommen sein. Die Frage spitzt sich also dahin zu, ob in der Zeit von 1688 bis spätestens 1723 ein oder zwei Regierungen anzusetzen sind, und löst sich damit von selbst, da in letzterem Fall zwei Regierungen der Roupellschen Liste mit zusammen 35 Jahren kürzer wären als die von 1648—1688 vorhergehenden zwei „kurzen“ Regierungen, die nur in der Thomasschen Liste stehen, was widersinnig wäre. Der König des Bürgerkrieges ist also Akezua gewesen, und nur mit diesem ergeben sich die weiteren Ansätze, mit denen berechnet sowohl die Einzelregierungen wie auch Zusammenfassungen zu je drei und vier Regierungen in ihrer Dauer wie voranzusetzen alternieren. Damit erhält auch die Regierung Ewakkues einerseits eine etwas unter dem Mittelwert bleibende Dauer, muß aber andererseits im Geburtsjahr 1661 des Thronfolgers Akezua schon bestanden haben, so daß sich für die beiden fraglichen kurzen Regierungen die Zeit von 1648 bis rund 1660 ergibt.

Um den Zeitraum von Esiges bis Akenbedos Tod (1490—1642) aufzuteilen, stehen statt solcher Argumente leider nur dürftige Hinweise zur Verfügung. Osogboa kann, wie früher erwähnt, nicht mehr lange nach 1516 gelebt haben, um so weniger als sein Vorgänger ungewöhnlich lange regiert hatte. Von der anderen Seite her ist Akenbedos Regierung eine Zeit kraftvoller Unterwerfungskriege nach Osten und Norden,¹²⁸⁾ ebenso berichtet Brun von Kriegszügen weit nach Osten.¹²⁹⁾ Letzteres

¹²⁷⁾ RD S. 7; Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 235. Ebenso z. B. in Dahome (Norris, Beyträge. Leipzig 1790, S. 19) und in Usambara (v. d. Decken's Reisen in Ost-Afrika. Heidelberg 1869. Bd. 1, S. 316). Im einen oder anderen Sinne werden diese Verhältnisse dadurch bestätigt, daß Agwobasimi 1914 vor seinem Regierungsantritt erst in zeremonieller Weise zum Edaikin (Thronfolger) gemacht werden mußte, es also 1897 nach neunjähriger Regierung seines Vaters noch nicht gewesen war (Journ. Afr. Soc. Bd. 14, 1914/5, S. 36).

¹²⁸⁾ Dapper S. 492 u. 495, LR S. 126.

¹²⁹⁾ a. a. O. „Sie führen viel Krieg wider ihre benachbarten, nämlich die Ambosier, Ancherer etc.“ Die ersteren sind die in der alten Literatur oft genannten

auf die kurze Regierungszeit des in der Thomasschen Liste eingeschobenen Vorgängers Akenbui zu beziehen, ist kaum angängig, ebenso wenig aber (vgl. die Bemerkung über Menschenopfer und oben S. 124 f.) auf Ahezai, der notwendigerweise der König von D. R.¹³⁰⁾ ist; Akenbedo wird also etwas vor 1614 begonnen, Ahezai nach 1600/2 geendet haben, Akenbui mit kurzer Regierungsdauer dazwischenzusetzen sein. Von den übrigen Königen bis Osogboa zurück mag Ohuon als der einzige, von dem keinerlei weitere Nachricht überliefert ist,¹³¹⁾ weniger lange regiert haben. Der Regierungswechsel zwischen 1553 und 1589 ist übrigens durch eine Mitteilung des zu letzterer Zeit amtierenden „Viadors“ an Ingram ausdrücklich bezeugt (Allg. Hist. d. R. Bd. 1, S. 349).

Berücksichtigt man die weitgehende Ähnlichkeit der Lebensdaten von Akenbuda und Osifu mit denen von Esige und Osogboa, so wird Esige etwa von 1450, sein Vorgänger Ojolua (entsprechend Erisoinye) etwa von 1420 an regiert haben.¹³²⁾ Zugleich stehen wir an der Zeitgrenze, jenseits welcher auch die beiden Königslisten nicht mehr recht übereinstimmen (vgl. Tabelle). Da sich weder der zweite¹³³⁾ noch der achte König der offiziellen Tradition in Thomas' Liste identifizieren, noch auch die Reihenfolge von Ezoti, Olua und Ebowani aufklären läßt, ist zunächst durch reine Extrapolation der Beginn der Reihe zu berechnen und sind erst dann wenigstens die historischen Abschnitte bei Oguola und Ewale anzusetzen. Nach Vergleich der beiden Listen ergeben sich von Ojolua (ausschließlich) bis Eweka (einschließlich) acht große und sechs kleine Regierungen, erstere mit unserem mittleren Ausgangswert von 29³/₄ Jahren, letztere etwa mit dem Mittelwert der späteren kleinen Regierungen (23 : 4) von 5³/₄ Jahren. Für die Gründung des Königiums kommen wir damit auf (rechnerisch 1147,5) rund 1150 n. Chr.¹³⁴⁾ Daß diese Zahl noch um etwa 10 Jahre zurückzusetzen ist, wird sich im folgenden ergeben; jedenfalls deckt sie sich auch mit den bisherigen überschlägigen Schätzungen der beiden besten Kenner einerseits des

Küstenanwohner beim Kamerungebirge, deren Namen in der Ambas-Bai fortlebt (vielleicht die heutigen Bamboko?); die zweiten sind sonst unbekannt, aber offenbar nach dem von Brun später erwähnten Rio de Anckare genannt, d. h. Rio de Angra = River Danger = Muni (Corisco-Bai). Obwohl Brun von Benin aus in beiden Gegenden gewesen ist, bin ich natürlich weit entfernt, diese Ortsangaben für zweifellos zu halten; vielleicht sind Ibo bzw. Abo und Igara bzw. Atagara gemeint, und Brun hat jene allem Schiffsvolk bekannten Namen herausgehört. Das Symptomatische bleibt jedenfalls bestehen.

¹³⁰⁾ Daß D. R. wohl schwerlich beim König selbst gewesen ist, s. M. S. XXXII.

¹³¹⁾ Vgl. die vermutlich auf den Einfluß der ersten portugiesischen Missionen zurückzuführenden Handlungen Esiges und Osogboas bei LR S. 53 und 55 (bei M S. V übersehen). Ehenbuda oder vielmehr sein Sklave ist der Held der Geschichte von den drei Aufgaben bei Thomas, Edo Report Bd. 2, S. 8—19, und Ehenbudas Mutter hütet das vierte Tor zu Osalobwas Himmelspalast (ebd. S. 16). Von Ahezai, oder nach Dennett Ehaizaai, wird erzählt, daß er ein Olokun-Heiligtum nach Igo verlegte (Dennett a. a. O. S. 224 f.), und zwar anlässlich einer Seuche, mit der auch der ganz außergewöhnlich starke Mannschaftsverlust der ersten Expedition Welshs (1589) zusammenhängen könnte (Allg. Hist. d. R. Bd. 1, S. 350).

¹³²⁾ Ebenso wie die überlange Regierung Akenbudas zu dem Mittelwert von 29³/₄ Jahren nicht beigetragen hat, mußte, bevor mit diesem rückwärts extrapoliert werden durfte, auch die Zeit Esiges gesondert angesetzt werden.

¹³³⁾ Echwaie bei Thomas klingt merkwürdig an den Namen eines Dämons Echwai, des meist mit Osun verbundenen Schwurgottes (Dennett a. a. O. S. 198 f. Thomas, Edo Report Bd. 2, S. 196 u. 241).

¹³⁴⁾ Genau dieselbe Zahl ergibt sich übrigens, wenn man ausschließlich auf Grund der Roupellschen Liste, jeden von deren Königen als eine Generation zählend, mit der mittleren Generationsdauer von 33¹/₂ Jahren vom Todesjahr Eemedes 1854 an rückwärts rechnet.

Tabelle 2. Die Könige von Benin.

Fettgedruckt sind feststehende Daten. Fettgedruckt und in Klammern stehen an sich feststehende Daten, jedoch mit nur erschlossener Beziehung zu dem betr. König. Unbezeichnete Daten konnten nach anderweitigen Angaben annähernd angesetzt werden. Eingeklammerte Daten in gewöhnlichem Druck sind lediglich rechnerisch erhalten und auf halbe Jahrzehnte abgerundet.

Für die Namensformen dürfte die Schreibweise von Thomas anzunehmen sein.

Offizielle Tradition nach Roupell	Dennetts Liste rekonstruiert	Liste von Thomas (unveröffentlicht)	Synoptische Liste und Chronologie
1. Eweka	1.	1. Eweka	1. (1140)—(1170)
	2.		
2. Omobesa	3.	2. Echwaie	1 gr., 2 kl. } (1170)—(1210) Reg. }
	4.	3. EHEMELE	
3. Ewedon . . .	5.	4. Ewedo	5. (1210)—(1240)
4. Oguola . . .	6.	5. Ogwola	6. (1240)—(1270)
	7.	6. Edoli	7. (1270)—(1275)
	8.	7. Odagbedo . . .	8. (1275)—(1280)
5. Ouhe	9.	8. Qhe	9. (1280)—(1310)
	10.		
8. Ebowani	11.	9. Egbeka	1 gr., 3 kl. } (1310)—(1355) Reg. }
	12.	10. Ologbilu . . .	
	13.	11. Owaiifukun	
	14.	12. Ewale	14. (1355)—(1360)
7. Olua	15.	13. Olua	15. (1360)—(1390)
6. Ezoeti	16.	14. Ezoti	16. (1390)—(1420)
9. Ojolua	17.	15. Ojolua	17. (1420)—(1450)
10. Esige	18.	16. Esige	18. (1450) — 1490
11. Osogboa . . .	19.	17. Osogba	19. 1490 — 1520
12. Ehenbuda . .	20.	18. Ehenbuda . . .	20. 1520 —(1550)
13. Ohuon	21.	19. Ohuon	21. (1550)—(1575)
14. Ahejai	22.	20. Ahezai	22. (1575)—(1605)
		21. Akenbui	23. (1605)—(1610)
15. Akenbedo . .	23.	22. Akenbedo . . .	24. (1610)— 1642
		23. Akezai	25. 1642 —(1648)
		24. Ologene	26. (1648)—(1655)
		25. Ohegbaii	27. (1655)— 1660
16. Nakpe	24.	26. Ewakbue	28. 1660 —(1688)
17. Akedzua . . .	25.	27. Akezua	29. (1688)— 1720
18. Erisoyne Egue	26.	28. Erisoinye	30. 1720 —(1750)
19. Okenbuda . .	27.	29. Akenbuda	31. (1750)— 1795
20. Osifu	28.	30. Obanosa	32. 1795 — 1819
21. Esemede . . .	29.	31. <u>Esémede</u>	33. 1820 — 1854
22. Adolo	30.	32. Adolo	34. 1854 — 1887
33. Overami . . .	31.	33. Overami	35. 1888 — 1897
Iguobasimi . .			36. 1914 — x

alten, andererseits des modernen Benin. v. Luschán, der erstere, hat schon 1901 sich dahin ausgesprochen, daß mit wesentlichen Bestandteilen der alten Beninkultur nicht vor das 12. Jahrhundert zurückzugehen sei;¹³⁵⁾ N. W. Thomas, der letztere, setzt die Einwanderung Ewekas auf einige 700 Jahre vor seiner zweiten Reise,¹³⁶⁾ spätestens auf 1300, sogar auf rd. 1100 n. Chr. unter der Annahme gleicher mittlerer Regierungsdauer vor und nach Esige.¹³⁷⁾ Dennett allein,¹³⁸⁾ der zwar über eine der Thomasschen ähnliche, mindestens 31 Könige zählende Liste verfügt haben muß, geht noch weiter bis ins 10. Jahrhundert zurück, da er eine seltsame Priestererzählung für bare Münze nimmt, wonach „Ewale (Ewale), der Sohn des sechsten Königs,“ nach dessen Tode seiner Unbeliebtheit wegen vertrieben, nach 201 Jahren mit 201 Gefolgsleuten zurückkehrend, nun erst den Thron bestiegen habe; die Gefolgsleute seien Dämonen in Menschengestalt gewesen und Ewale habe damals die spätere Beninreligion begründet, während eine Anzahl dieser Dämonen vom Volk anläßlich eines Festes in einem Hause verbrannt worden sei. Abgesehen von dem hier vorliegenden reinen Legendencharakter, ist die Zahl 200 bzw. 201 aber überhaupt in Benin als „ausgezeichnete“ Zahl (neben 3 und 7) im Sinne von „sehr viel“ zu verstehen,¹³⁹⁾ und selbst Dennetts Erwartung, die 201 Dämonen mit der Zeit zusammenzubekommen,¹⁴⁰⁾ oder auch nur der Gedanke an einen Zusammenhang mit dem Götterzahlensystem der Yoruba schlechterdings unmöglich, da aus allen Notizen von Thomas und Dennett zusammengenommen sich bisher nur sechzehn solcher Dämonen (ebo oder, wie Dennett schreibt, ebami) ergeben.¹⁴¹⁾ Ein Text bei Thomas besagt, daß Ewale, von außerhalb (Osten) her und somit nicht als Nachfolger seines Vaters König geworden, nach argen Menschenschindereien vom obersten Gott Osalobwa mit Tod wieder abgerufen wurde.¹⁴²⁾ Es ist klar, daß Ewales Regierung als letzte einer Periode unregelmäßiger Thronfolgen einen zu beachtenden Abschnitt darstellt. Die Frage, welcher wirkliche Zeitraum den legendarischen 201 Jahren entspricht, ist aber nicht nur chronologisch, sondern auch für die zwischen den Listen von Roupell und Thomas bestehenden Differenzen entscheidend. An Hand der Thomasschen Liste von Eweka vorwärts, von Ojolua rückwärts gerechnet, ergibt sich eine Zeitspanne von 75 Jahren zwischen dem Ende Edolis (6.) und dem Regierungsantritt Ewales, also zu viel, um letzteren als Sohn des ersteren zu betrachten; während andererseits zwischen Ojolua und Ewale den bei Thomas fehlenden Ebowani mit einer langen Regierung einzuschieben, statt ihn

¹³⁵⁾ Knorrsche Sammlung S. 171 (S.A S. 27).

¹³⁶⁾ Ibo Report Bd. 4, S. 2.

¹³⁷⁾ Journ. Anthr. Inst. Bd. 50 (1920), S. 378. Die Differenz der letzteren gegen meine Zahl erklärt sich einfach dadurch, daß vor Esige mehr kurze Regierungen waren als nach ihm, und daß Thomas alle diese in die Schätzung gleichwertig eingerechnet hat.

¹³⁸⁾ a. a. O. S. 234.

¹³⁹⁾ Die von Thomas aufgezeichneten Texte (Edo Report Bd. 2) geben zahlreiche Belege: 200 Krokodile Osalobwas (S. 17), 200 Knaben und 200 Mädchen (S. 23), 200 Pfeile (S. 34 u. 36), 200 Töpfe (S. 37), 200 Kalebassen (S. 37 u. 61), 200 Opfer (S. 52), 200 Diener (S. 61); 201 Pfeile (S. 20), 201 Dörfer (S. 47); ja sogar 402 Federn (S. 42).

¹⁴⁰⁾ a. a. O. S. 235.

¹⁴¹⁾ Dagegen spricht eher diese Zahl für yorubanische Beziehung, die freilich inhaltlich noch der Prüfung harret. Für die weiteren Zusammenhänge vgl. dann Frobenius a. a. O. bes. Bd. 1, S. 285—291 (kl. Ausg. S. 261—267); dess. Das unbekannte Afrika, München 1923, S. 139 u. 149; dess. Vom Kulturreich des Festlandes, Berlin 1923, S. 84.

¹⁴²⁾ Edo Report Bd. 2. S. 50—52.

mit einem seiner Könige Nr. 9—11 zu identifizieren, das Sohnesverhältnis von Ewale zu Edoli zwar möglich machen würde, aber eine neue starke Schwierigkeit bereitet. Dennetts Königsliste ist ja leider nie veröffentlicht worden und nach seinem Tode¹⁴³⁾ für uns wohl verloren, doch läßt sich durch Rechnung aus seinen Angaben einiges rekonstruieren. Nach Dennetts noch zu ermittelnder Rechnungsweise¹⁴⁴⁾ würde ohne Einschub zwischen Esige und Ewale letzterer 1327—1360, mit Einschub des fraglichen Ebowani 1294—1327 regiert haben, der sechste König je $201 + 33$ Jahre früher, Ewekas Beginn sich also auf 895 bzw. 928 berechnen. Nur die jeweils späteren Daten genügen also Dennetts Angabe, die die Gründung ins 10., den Regierungsanfang Ewales ins 14. Jahrhundert verlegt. So hinfällig aus den angeführten Gründen diese Chronologie an sich natürlich ist, so ergibt sie doch so viel, daß die zwei fehlenden Regierungen nur vor Ewale zu suchen bzw. einzuschieben sind, natürlich als kurze Regierungen mit je etwa fünf Jahren, da wir vorläufig bereits die Namen der offiziellen Liste mit je einem der Thomasschen Liste gleichgesetzt und mit dem Durchschnitt der langen Regierungen mitgerechnet hatten. Die Stellung der beiden Namen Omobesa und Ebowani der offiziellen Liste läßt es dann weiter angezeigt erscheinen, den ersteren schon zwischen Eweka und Ewedo, den letzteren nach Ohe anzunehmen; daß damit Oguola der sechste König wird, dessen Namen Dennett ja nicht veröffentlicht hat, scheint mir auch durch jene Übereinstimmung der Traditionen gestützt, wonach sowohl Ewale wie der nunmehr als sein „Vater“ anzusprechende Oguola „von Osalobwa“ bzw. „von Gott“ gekommen seien. Der Beginn des Königstums fällt also etwas früher auf rund 1140 n. Chr. und Overami ist wahrscheinlich als 35. König zu zählen. Statt der 201 Jahre der Legende ergibt die nunmehr abzuschließende Tabelle rund 85 Jahre, während Ewale in Wirklichkeit nur ein Nachkomme späteren Grades von Oguola gewesen sein kann.

Für die Zeit der Wirren von 1310 bis 1360 (nach unserer Rechnung) finden wir eine merkwürdige Bestätigung in der im 18. Jahrhundert in Warri noch lebendigen Überlieferung, auf die auch Marquart (S. XXXI) aufmerksam macht, wonach der erste dortige König ein älterer, aber nicht zur Nachfolge designierter Bruder eines Königs von Benin war, sich von diesem unabhängig machte und Warri gründete.

¹⁴³⁾ Ende Mai 1921. Vgl. den Nachruf von A. C. im Journ. Afr. Soc. Bd. 20 (1920/21), S. 307 f.

¹⁴⁴⁾ Außer den 31 Königshöfen (S. 187, vgl. oben) haben wir nur die angeführte Erzählung über „Ewale“ mit dem ohne die Voraussetzung einer eigenen, nicht der Roupellschen Königsliste unverständlichen Zusatz: „This would bring the introduction of the present Bini religion to the fourteenth century, or about 400 years after the founding of the Kingdom . . .“ (S. 234). Ist x die von Dennett angenommene mittlere Regierungsdauer, so ist also $6x + 201 =$ etwa 400, oder $x = 33$ (vgl. unsere mittlere Generationsdauer von $33\frac{1}{2}$ Jahren). Lange und kurze Regierungen hat Dennett also nicht unterschieden, und da ihm der nach Benin mitgenommene Rd als Synchronismen nur 1486 für Esige und 1897 für Overami bot, so bleiben ihm dazwischen nur die 12 Regierungswechsel der offiziellen Tradition. Zählt er im ganzen 31 Könige, so erhält Esige also Nr. 18, so daß Dennett vor Esige noch zwei Namen mehr als Thomas gehabt haben muß (vielleicht eben diejenigen der offiziellen Liste, die bei Thomas nicht zu identifizieren sind). Es liegt nun auf der Hand und läßt sich durch Proberechnungen erhärten, daß Dennett bei seinen Zeitansätzen nicht von den genannten schlecht vergleichbaren Synchronismen ausgegangen ist (eines der letzten Lebensjahre Esiges, ein frühes Jahr Overamis), sondern, um mit den 201 Jahren der Legende rechnen zu können, vom Tode des Vorgängers Overamis an rückwärts gezählt hat. Dafür konnte er etwa 1888 ansetzen, woraus sich z. B. für Esiges Tod die recht gut stimmende Zahl 1492 ergibt.

Da der 61. König von Warri um 1768 oder 1770 endete¹⁴⁵⁾ und die Warri- und Beninüberlieferung den Hergang übereinstimmend schildern, so ist der Kern des Berichtes wohl als historisch anzunehmen.¹⁴⁶⁾ Nun ist Warri das Königreich des Džekiri-Stammes, der sprachlich und zum großen Teil auch kulturell zur Yorubagruppe gehört,¹⁴⁷⁾ und bei dieser war in ganz alter Zeit die Regierungszeit des Königs (in der bekannten rituellen Vorstellungsverbindung der erythräischen Kulturregion) auf nur sieben Jahre beschränkt.¹⁴⁸⁾ Da wir mit der mittleren Regierun-
 gsdauer von Benin, wie schon Ling Roth demonstriert hat,¹⁴⁹⁾ aber auch mit meinem oben angedeuteten sehr viel geringeren Durchschnitt von 13,1 Jahren weit über die Anfänge von Benin selbst zurückkommen würden, also überhaupt mit jeder empirisch möglichen Ziffer für nicht-rituelle Königsfolgen, so ist die Annahme der siebenjährigen Königsfolge auch für Warri nicht nur zulässig, sondern notwendig, wenn wir die Angabe des sonst zuverlässigen und geschickt beobachtenden Landolphe nicht in Abrede stellen wollen. Damit kommen wir auf das Jahr 1342, also gerade in die Zeit der Thronwirren von Benin und müssen, da das nahe kleine Warri sich schwerlich vor dem Verfall durchgesetzt hätte, die sagenhafte außenpolitische Größe von Groß-Benin, soweit überhaupt, auf ungefähr das 13. Jahrhundert beschränken.¹⁵⁰⁾

Wenn also v. Luschan mehrere runde Glocken als „vielleicht um Jahrhunderte“ älter bezeichnet¹⁵¹⁾ als die viereckigen, großenteils den Platten gleichaltrigen und daher ins 16. Jahrhundert zu setzenden, und auch für das Unikum des bärtigen Mannes mit großer Glocke an ein gleich hohes Alter zu denken geneigt ist,¹⁵²⁾ so ist vom Standpunkt der Chronologie nichts dagegen einzuwenden. Vorausgesetzt natürlich, daß der Bronzeuß in Benin überhaupt älter ist als die Ankunft der Europäer: indessen dürften auch die bisher gegenteiligen Anschauungen unter dem Gewicht der durch v. Luschan vorgelegten Gründe¹⁵³⁾ und im Hinblick auf die alte Bronzekultur des inneren Westsudan¹⁵⁴⁾ nunmehr verlassen sein (stillschweigend). Die bei der ge-

¹⁴⁵⁾ Landolphe a. a. O. Bd. 2 S. 60. LR S. 7 und (die Benin-Überlieferung nach Cyril Punch) S. 109. Vgl. auch A. E. Leonard, *The Lower Niger and its Tribes*. London 1906, S. 29.

¹⁴⁶⁾ Der in der Gegenwart in Warri in verschiedenen Fassungen behauptete Ursprung dieses Königreiches von einem portugiesischen Mulatten vermengt die alte Überlieferung mit der Erinnerung an die Mulattenkönige des 17. Jahrhunderts (s. oben Anm. 88) und ist mit Recht als unhistorisch bezeichnet worden (*Journ. Anthr. Inst.* Bd. 28, 1899, S. 105).

¹⁴⁷⁾ Entsprechend geben sie auch ihre Einwanderung aus Westen (bzw. Nordwesten) an (ebd. S. 104).

¹⁴⁸⁾ Frobenius, *Und Afrika sprach*, Bd. 1 (und kl. Ausg.), S. 184.

¹⁴⁹⁾ LR S. 7. Die wirkliche mittlere Regierun-
 gsdauer für Benin würde sich aus allen 35 großen und kleinen Königen jetzt auf 22,1 Jahre berechnen.

¹⁵⁰⁾ Auch dies noch ein Argument gegen die Gleichsetzung der Binidynastie von Nupe (1275 bzw. 1284—1369) mit einer Fremdherrschaft von Benin aus.

¹⁵¹⁾ v. L. S. 372.

¹⁵²⁾ v. L. S. 304.

¹⁵³⁾ Auch den von M. S. XLVIII gezogenen indirekten Schluß hat v. L. S. 507 f. dadurch wesentlich verstärkt, daß er in den Manillas ein seiner Legierung nach ausschließlich für den Guß geeignetes Halbprodukt nachweist. Vgl. in meiner Beschreibung *Ztschr. f. Ethn.* 1922, S. 160 u. 164.

¹⁵⁴⁾ Vgl. jetzt Frobenius und v. Wilm, *Atlas Africanus* (München 1921 ff.), Heft 2, Blatt 11 (7. Der Metallguß in verlorener Form). Eine speziell Benin betreffende Schwierigkeit besteht darin, daß das Edowort für „Bronze“ elomebo in derselben Weise von ebo „Europäer“ abgeleitet ist wie z. B. iviebo „Kokospalme“ und ogedebo „Obstbanane“. Der erste Bestandteil elomo „Messing, Armring“ ist aber nicht wie ikobo „Kupfer“ und isili „Silber“ europäischen Ursprungs, sondern ebenso einheimisch wie

ringen Anzahl der aus so früher Zeit erhaltenen Stücke besonders schwierige Entscheidung hat v. Lusch an am Beispiel der eben erwähnten Rundfigur in eingehender Weise begründet¹⁵⁵⁾ und mit einer Ausnahme¹⁵⁶⁾ haben Stil, Tracht und Tatauierung, besonders aber die Berücksichtigung technischer Merkmale zu dem Ergebnis geführt, daß es nicht dekadente, sondern mehr oder weniger alte Stücke sind, die jener Verschiedenheiten wegen der Mehrzahl der Platten vorausgegangen sein müssen. Stilistisch bezeichnet v. Lusch an manche als „früh“, andere geradezu als „archaisch“. Sie auch zeitlich abzugrenzen, bleibt bis zu erfolgreichen Ausgrabungen natürlich Sache rein persönlicher Vermutung. Die Abschnitte der politischen Geschichte sind jedenfalls jetzt deutlich vorgezeichnet: einmal durch die Zeit der Thronfolgewirren von 1310 (oder schon 1270) bis 1360, dann (um 1240) durch Oguola, der eine neue Dynastie („he and his people came from God“) und durch die Anlage des Stadtgrabens und der drei großen Zugangsstraßen den Beginn einer neuen Zeit bedeutet.¹⁵⁷⁾ Ebenso läßt die spätere ausführliche Materialzusammenstellung nicht nur die genannte Einteilung in Archaisch und Frühzeit erkennen, sondern auch innerhalb der letzteren einen weiteren Abschnitt. Die beiderseits drei Abschnitte einander gleichzusetzen, halte ich trotzdem nicht für ratsam. Der politische Hauptabschnitt ist zweifellos die spätere, der archäologische Hauptabschnitt die frühere Zäsur. Dazu kommt, daß sich die späteren Stücke der Frühzeit stark gegen deren Ende zusammendrängen, während für die übrige Frühzeit eben ein einziges Stück vorliegt, dessen Schönheit mit der Periode der Thronwirren und des ersten großen territorialen Verfalls schlecht übereinkommen dürfte. Ferner erscheinen gerade die archaischen Stücke im Verhältnis zur Erhaltungswahrscheinlichkeit bei höchstens¹⁵⁸⁾ hundertjähriger Zeitspanne zu zahlreich und verlangen ihrerseits auch stilistisch zeitliche Tiefe. Schließlich müssen wir nach v. Lusch an (vgl. unten) mit der Mehrzahl der frühzeitlichen Stücke mindestens im 15. Jahrhundert bleiben. Aus allen diesen Gründen möchte ich also die Frühzeit auf die Zeit nach den Wirren beschränkt wissen, identifiziere also lediglich die beiderseitigen Hauptabschnitte und halte es für am wahrscheinlichsten, den nach beiden Seiten zu knappen Abschnitt bei Oguola ganz zu vernachlässigen, indem ich zugleich die erwähnte Figur des Bärtigen mit der Glocke eben durch jene Zeit der Wirren als „archaische Dekadenz“ erkläre.

Zu erörtern bleiben noch die bekannten Angaben der Tradition über einen „weißen“. d. h. doch zum mindesten hellfarbigen Mann Namens

z. B. omomo „Eisen“ oder oze „Blei“. Es gibt aber auch besondere, ihrer Kürze nach sicher alte Bezeichnungen für „Bronzeplatte“ ama und „Bronzegießen“ isu (1. Pers. Sg.), daraus verbunden osama „Bronzeworker“ (unter Weglassung der diakritischen Zeichen aus Thomas Edo Report Bd. 2, S. 155, 193, 201, 214, 221—223, 233, 239, 241, 244). Zweifellos sind also die Bedeutungen von Bronze und Messing einfach vertauscht worden zu einer Zeit, da letzteres das häufigere, erstere das seltenere Material geworden war. Wenn auch im Kukuruku elomo bzw. elomi „Messing“ heißt (ebd. S. 155), während bei Koelle (Polyglotta Afr. S. 82) eromo bzw. elumi im Edo, Sobo und Kukuruku als „Gold“ angegeben wird, so ergibt sich schon daraus eine gewisse Breite, wenn nicht Unsicherheit des Begriffs elomo, dessen Zusammensetzung und Parallelbildung zu omomo „Eisen“ ja auf der Hand liegt. Weitere etymologische Untersuchung wäre erwünscht, doch stößt man einerseits auf Derivate des portug. ouro „Gold“, andererseits z. B. im Kamuku und Kambali auf ähnlich klingende Wörter, die bloß „Eisen“ bedeuten.

¹⁵⁵⁾ vL S. 304.

¹⁵⁶⁾ vL S. 388.

¹⁵⁷⁾ RD S. 5, LR Int. Arch. Ethn. Bd. 11, S. 235 f.

¹⁵⁸⁾ Die Bronzetechnik braucht ja durchaus nicht schon mit Eweka eingeführt worden zu sein.

„Ahammangiwa“, der unter König Esige mit den Portugiesen kam, für ihn und seinen Nachfolger Osogboa Platten und andere Bronzesachen anfertigte und seine Kunst durch Unterricht an ihm von Esige zugewiesene junge Leute fortpflanzte. Wenn auch nicht ausdrücklich gesagt wird, daß in Benin vorher nicht in Bronze gegossen worden sei, so ist doch der ganze Zusammenhang nicht anders gemeint, und die verschiedenen Autoren schwanken daher je nach ihrer Stellung zur Ursprungsfrage der Beninkunst überhaupt zwischen überkritischer völliger Ablehnung und allzu wortgläubiger Ausdeutung. Durch Westermanns¹⁵⁹⁾ Namendeutung hat wenigstens die Frage, wer Ahammangiwa war, inzwischen eine ebenso einfache wie glaubhafte Lösung gefunden: es war ein Haussa-Mann Mohamma-n-giwa, der „Elefanten-Mohammed“ also.¹⁶⁰⁾ Ohne mit fast allen Einzelangaben der Tradition zu kollidieren und auch die Zuweisung der Kampfplatten zum Krieg 1515/16 aufzugeben, vermag ich aber nicht Westermanns Auffassung zu teilen, als könne Ahammangiwa als Persönlichkeit erst der jüngsten Zeit angehören. Der Name Mohamma tritt in Kano (Königsliste) spätestens von 1463 an auf und gleichfalls stets mit einem Zusatznamen einheimischen Kluges. Allerdings hat bisher Westermann selbst die Islamisierung von Haussa etwas später, Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts angenommen¹⁶¹⁾ und speziell für Katsina müssen dafür die Jahre um 1543—1550 wohl noch als sicher gelten,¹⁶²⁾ aber entgegen Barths Vermutungen¹⁶³⁾ hat die Auffindung der Chronik von Kano und der „Daura Makas Sariki“ des sogar viel südlicheren Zozo (Zaria) für diese Benin näher liegenden Haussastaaten wesentlich frühere Daten ergeben. Das letztere ist um 1456,¹⁶⁴⁾ Kano erstmalig durch Wangarawa aus Malli zur Zeit von Yadjj (1349—1385), besonders aber durch aus Osten zugewanderte Schürfa zur Zeit von Mohamma Rimfa (1463—1499) islamisiert worden.¹⁶⁵⁾ Tendenzberichten gegenüber, in denen die Bekehrung mit dem Religionsstifter selbst oder einem seiner Gefährten zusammengebracht wird, sind das wirkliche Geschichtsdaten, mit denen übereinstimmend übrigens auch Lippert bei seiner kritischen Bearbeitung jener zu dem Schluß gekommen ist, daß wesentliche Ansätze des Islam in den Haussastaaten mindestens seit rund 1400 n. Chr. vorhanden gewesen sein müssen.¹⁶⁶⁾ Daß im übrigen die Haussa erst 1704, und zwar westlicher, die Küste erreichten¹⁶⁷⁾ und

¹⁵⁹⁾ Lit. Zentralbl. Bd. 71 (1920), Nr. 34, Sp. 646.

¹⁶⁰⁾ Sieht man darin eine Schwierigkeit, daß der Bronzekünstler demnach als Elefantenjäger seine Laufbahn begonnen hätte, so wäre daran zu erinnern, daß Giwa auch Eigenname sein kann, z. B. des Landstädtchens 40 km nordwestlich Zaria. Auch dann wäre der Träger des Namens ein Haussa.

¹⁶¹⁾ Islam in the West and Central Sudan: Int. Rev. of Missions 1912, S. 628 f. Bei P. C. Meyer (a. a. O. S. 43) soll Kano gar erst Anfang des 17. Jhrhds. islamisiert worden sein! Vgl. dagegen M S. CCXCVI.

¹⁶²⁾ Barth, Reisen Bd. 2, S. 84 f. Vgl. Lippert Mitt. Sem. or. Spr. Bd. 6 (1906), 3, S. 144.

¹⁶³⁾ Ebd. Bd. 2, S. 138.

¹⁶⁴⁾ E. J. Arnett, Journ. Afr. Soc. Bd. 9 (1909/10), S. 161.

¹⁶⁵⁾ H. R. Palmer, Journ. Anthr. Inst. Bd. 38 (1908), S. 70—72 u. 77. Tremearne, a. a. O., S. 55. Migeod, The Languages of West Africa. Bd. 1, London 1911, S. 33.

¹⁶⁶⁾ Mitt. Sem. or. Spr. Bd. 6 (1906), 3, S. 139 f. (für Kano speziell S. 142), vgl. ebd. Bd. 3 (1900), 3, S. 205 f. Die von Lippert beigezogene Stelle bei Ibn Batuta ist m. E. nicht so wertvoll, da gerade Gobir den Islam verhältnismäßig spät annahm und zeitweise wieder fast heidnisch war.

¹⁶⁷⁾ Vgl. die bei [J. S. Schwabe], Allg. Hist. d. Reis. z. Wass. u. Lde. Bd. 4, Leipzig 1749, S. 378—381 zusammengestellte „Nachricht von den Malayen, einem Volk, welches nach Whidah handelt.“ Smith hatte sie aus Malakka übers Rote Meer einwandern lassen, Atkins dagegen sie schon richtiger als „schwarze Türken“ be-

nach Benin historisch zuerst 1786 kamen,¹⁶⁸) scheint mir nicht gegen einzelne, viel frühere Vorläufer eingewendet werden zu können. Denn schon beim Tode Yadjis war Fanda unweit des Niger-Benuezusammenflusses Kano unterworfen,¹⁶⁹) und zur Zeit des Kanokönigs Dauda (1421 bis 1438) wurden, wenn auch nur vorübergehend, durch Zarias sagenberühmte Königin Amina Nupe und Kororofa erobert.¹⁷⁰) Die Möglichkeit bestand also durchaus, daß sich vereinzelt unternehmende Leute schon im 15. Jahrhundert noch südlich der Niger-Benuelinie wagten, wie denn auch v. L u s c h a n eine Einsickerung von Haussablut bis zur Oberguineaküste „seit unvordenklichen Zeiten“ und geradezu die Anwesenheit mohammedanischer Händler auch im Benin der Blütezeit für gesichert annimmt.¹⁷¹) Nach allem möchte ich also bis zum Gegenbeweis doch soviel von der Überlieferung festhalten, daß unter König Esige, zur oder um die Zeit der Ankunft der Portugiesen 1485 ein hellfarbiger Haussa Namens Muhamma-n-giwa sich in Benin niederließ und durch Bronzearbeiten für den Hof sich Ansehen, Unterhalt und Schüler erwarb. Daß er die Bronzekunst dort nicht begründete, darf als ausgemacht gelten; wahrscheinlich ist wenigstens, da er aus Ländern mit alter Bronzetechnik und überhaupt hochstehendem, besonders über reiche Ornamentik verfügendem Kunstgewerbe kam, daß seiner „Schule“ außer den neuen Darstellungsgegenständen, den Europäern, auch sonstige Bereicherungen der einheimischen Bronzekunst zu verdanken sind; welcher Art diese gewesen sind, — ob es sich nur um die „geflamten“ Formen der Pflanzenornamentik¹⁷²) oder um die

zeichnet. Dieser, in d' E i c h t h a l s Studie über die Fulbe noch bis in die Mitte des 19. Jhdts. nachwirkenden Täuschung liegt ganz einfach die auf der Goldküste übliche Bezeichnung für Haussa „Marewa“, in anderer als Tschiaussprache „Mallowa“ zugrunde (Christaller, Dictionary S. 649; Bowdich, Mission Dtsch. S. 278 f. u. 286 f., Karte!), auch mögen Beobachtungen wie die von F r o b e n i u s a. a. O. Bd. 1, S. 301 dazugekommen sein. Die verwandte Bezeichnung „imali“ oder „imalle“ für Mohammedaner im Yoruba führt auf eine westlichere, damit sicher zusammenhängende Reihe, die Westermann, Die Kpelle, S. 15 u. 212 erörtert. Wegen Mande mori-ba und der scharfen Trennung beider Bezeichnungen im Kpelle kann ich auch die schon von Bowdich (a. a. O. S. 279) und jetzt wieder von L'Honoré Naber (Linschoten-Vereeniging Bd. 5, S. 277) angenommene Ableitung vom alten Reich Mali (Melle) nicht gutheißen. Vgl. noch bes. Norris, Beiträge S. 110—112.

¹⁶⁸) Landolphe a. a. O. Bd. 2, S. 86—88. LR S. 234.

¹⁶⁹) Zweifeln gegenüber an einer so frühen Existenz dieser Stadt ist daran zu erinnern, daß sie schon auf der Weltkarte des Fra Mauro (1459) erscheint.

¹⁷⁰) P a l m e r a. a. O. S. 72 u. 75. Amina war, nach A r n e t t s Erkundigungen, in Zaria, die Tochter des Königs Bakwa Turunku; wenn er für diesen aber erst 1492 bis 1522 berechnet, so ist die überhaupt viel besser überlieferte und vor der inneren Kritik günstiger abschneidende Kanochronik auch chronologisch in diesem Falle glaubwürdiger, da ihr Datum in der Aufklärung einiger dunkler Angaben der Königsliste von Nupe einen ungezwungenen Synchronismus erhält. Der schon erwähnte Edsu Saduja (1437—1473) lebte nämlich erst 30 Jahre außer Landes in Attagara und regierte in Nupe nur 6 Jahre, und sein Vorgänger soll 68 Jahre regiert haben! Das kann doch nur heißen, daß der wahren Regierungszeit des letzteren noch eine Anzahl Jahre hinzugezählt worden sind, in denen das Land nicht von einem Nupeherrscher regiert wurde, und daß es dem 1437 aufgestellten Prätendenten erst nach 30 Jahren möglich wurde, von seiner Zuflucht Attagara aus das Land zu gewinnen. Die Haussa-herrschaft von Zaria über Nupe, deren Verschweigung in einer Nupeliste verständlich ist, dauerte also von pp. 1421 bis 1467. In dem im Norden niedergeschriebenen MS. VIII Clappertons wird das damit ausgedrückt, daß „das Volk in Nefé ursprünglich aus Kashná (Katsina in Haussa) kam, ihr Gebieter Thoodyar aus Atághér“, und die Rückeroberung sehr im einzelnen erzählt.

¹⁷¹) vL S. 62, 187 u. 367. Nach yorubanischer Überlieferung sollen allerdings noch in der zweiten Hälfte des 18. Jhdts. Haussa nur als Sklaven zur Küste gekommen sein (Kol. Rdsch. 1913, S. 545).

¹⁷²) Den Blumenstern vergleicht, sicher zu Unrecht, Z e i t n e r mit einem ähnlichen Muster unter den Felszeichnungen von Air (L'Anthr. Bd. 24, 1913, S. 175 Abb. 2 Nr. 40, u. S. 183).

Punztechnik oder gar überhaupt um die Erweiterung einer bislang auf Rundfiguren und Geräte beschränkten Kunst durch den Gedanken der „Historien malenden“ Plattenherstellung handelt — bleibt dagegen ganz ungeklärt.

Wie dem auch sei, gerade das Jahr 1484/85 als Grenze zwischen der „Frühzeit“ und der „großen Zeit“ anzusetzen (sei es mit Rücksicht auf den Ahammangiwa-Bericht, sei es des ersten Auftretens der Europäer wegen), widerspricht v. Luschans Auffassung. Nach ihm ist der erste Abschnitt der „großen Zeit“ bekanntlich durch die große Mehrzahl der Platten charakterisiert; hinsichtlich der Europäerdarstellungen lehnt er¹⁷³⁾ ein Zurückdatieren etwa derjenigen, auf denen Europäer mit Armbrüsten erscheinen, ins 15. Jahrhundert ausdrücklich ab und nennt auch in seinen absoluten Zeitansätzen nie dieses, sondern erst das 16. Jahrhundert. Ferner schreibt er von den bereits erwähnten porträtartigen männlichen Köpfen wörtlich:¹⁷⁴⁾ „Der strenge Stil und die vollendete Technik dieser Köpfe weisen gleichmäßig auf eine frühe Zeit; so ist es zwar nicht mit vollkommener Sicherheit zu erweisen, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich, daß sie sämtlich etwas älter sind als die große Mehrzahl der Platten;¹⁷⁵⁾ vielleicht sind zum mindesten einige von ihnen sogar älter als das erste Auftreten der Europäer in Benin“. v. Luschans rechnet demnach die Frühzeit noch wesentlich über 1484/85 hinaus, vielleicht sogar bis in die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts, da er zwar mehrere Erzeugnisse der „großen Zeit“ ins „frühe 16. Jahrhundert“ setzt, die engere Bezeichnung „Anfang des 16. Jahrhunderts“ aber vermeidet. Ich glaube aber bei rund 1500 als Grenze bleiben zu sollen, da in den folgenden Jahren Europäerbesuche zum mindesten in Gwaton schon etwas ganz gewöhnliches waren,¹⁷⁶⁾ vermutlich dort auch die von De Barros und der Tradition erwähnte Faktorei schon bestand, und so nicht einzusehen wäre, warum die Beninleute (bzw. Ahammangiwa) erst viel später mit der Darstellung von Europäern in ihrer Kunst begonnen hätten.

Als Gesamtergebnis der vorstehenden Untersuchungen ergibt sich die folgende Zeittafel, die an die Stelle der S. 2 nach v. Luschans Gleichsetzungen entworfenen Synopsis der absoluten und relativen bzw. typologischen Chronologie zu treten hat:

I. Archaisch	von etwa	1140	bis etwa	1360
II. Frühzeit	„	„	1360	„ gegen 1500
III. Große Zeit	a)	„ gegen	1500	„ etwa 1575
„	b)	„ etwa	1575	„ 1648
„	c)	„	1648	„ 1691
IV. Spätzeit	a)	„	1691	„ etwa 1750
„	b)	„ etwa	1750	„ um 1795
„	c)	„ um	1795	„ 1819
V. Neuzeit	a)	„	1820	„ 1854
„	b)	„	1854	„ 1887
„	c)	„	1888	„ 1897
„	d)	„	1897 an.	

¹⁷³⁾ vL S. 27 u. 29.

¹⁷⁴⁾ vL S. 359.

¹⁷⁵⁾ Die Ausnahme bildet die in Fig. 163 abgebildete Platte.

¹⁷⁶⁾ Duarte Pacheco Pereira war bereits 1482 und 1487 an der Westküste von Afrika und fuhr im April 1503 mit Albuquerque nach Indien; bis 1506 war er viermal in Gwaton (s. sein *Esmeraldo de Situ Orbis*, 1505—1520. Edição comemorativa da descoberta da America. Ed. R. E. de Azevedo Basto. Lisboa 1892).

Die Zahlen 1140, 1360, 1500, 1691 und die von 1819 an bedürfen keiner Erläuterung mehr. Für das Zusammenfallen der letzten Regierungswechsel mit den Abschnitten Vc und Vd ist noch einmal darauf hinzuweisen, daß während der Regierung des letzten Königs der Bronzezeit verboten war,¹⁷⁷⁾ so daß also mit Adolo 1887 der vorhergehende Abschnitt Vb enden muß, während seit der Zerstörung 1897 auch nach dem ausdrücklichen Zeugnis *Den nets*¹⁷⁸⁾ außer in Eisen, Elfenbein und Ton wieder in Bronze¹⁷⁹⁾ gearbeitet wird. Die Ansätze 1575 statt 1580, 1795 statt 1780 sind den ungefähr in den fraglichen Jahren angenommenen Regierungswechseln angepaßt. Daß die „beste Zeit“ gegen v. *Luschans* Ansatz (vgl. v. L. S. 313) fast bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ausgedehnt werden mußte, ergab die unten ausführlich gegebene Erörterung der beiden Königsgruppen, Taf. 79/81 in Verbindung mit dem „Stammbaum“, Taf. 110 C; auch hat ja gerade *Blomert* 1644 Benin unter Akezai noch in ungestörter Größe angetroffen, die mit der durch die weiteren Kurzregierungen nahegelegten Zäsur gegen die „Nachblüte“ bei einer früheren Datierung des Übergangs III b/c nicht vereinbar wäre. Obwohl gleichfalls der nach v. *Luschans* auf 1720 geschätzte Übergang der Abschnitte IVa und b mit dem berechneten Wechsel der 29. und 30. Regierung zusammenfiel, so glaubte ich auch diese Grenze doch erst ans Ende der letzteren, also auf etwa 1750, setzen zu sollen, da der eigentlichen Spätzeit IVa eine viel zu große und mannigfaltige Menge von Erzeugnissen zuzuweisen ist, als daß sie noch in der schon im Anfang um 11 Jahre gekürzten Zeit von 1691 (statt 1680) bis 1720 unterzubringen wäre; auch kann einerseits diese in den zehn Jahren des Bürgerkriegs, bis 1701 also, nur wenig fruchtbar gewesen sein, andererseits war infolge der Verlegung des Endes von IV b von 1780 auf 1795 an und für sich auch der Anfang des letzteren wenig ertragreichen Abschnitts schon entsprechend später zu vermuten.

Die letztgenannten dreimal aufeinander folgenden Verlegungen nach vorwärts finden ihre Bestätigung in der Zeitbestimmung der Flinte bei drei großen Rundfiguren von Europäern (Kap. 11 A Nr. 1, 3, 4), die v. *Luschans* bereits stilistisch als „spät“ erkannt hat (S. 287) und die offenbar Wiederholungen eines gleichartigen vierten Stücks (Nr. 2) darstellen, das, wesentlich sorgfältiger gearbeitet und weniger überladen ausgeführt, schon wegen der Verbindung des Morion mit einem Degen des frühen 17. Jahrhunderts (s. unten S. 149) der zweiten Hälfte von III b entstammen muß. Damit übereinstimmend trägt diese Figur ein Luntengewehr mit Luntenschloß, und zwar, da der Hahn von vorn nach hinten geht, ein Modell, das in Europa im ausgehenden 16. Jahrhundert, in den Kolonien natürlich etwas später gebräuchlich war. In starkem Gegensatz zu dieser einheitlich ausgerüsteten Figur verbinden die drei späteren in argem Anachronismus a) Morion, Degen und Kostüm spätestens der Zeit des 30 jährigen Krieges mit b) Pistolen des 18. Jahrhunderts und vor allen einem Steinschloßgewehr in fast höchster, sehr später Ausbildung, die ziemlich bestimmt auf das französische Militärgewehr der Zeit von 1746 bis 1777 hinweist. Wie Prof. Dr. *Wandolleck*, dessen kollegialer Freundlichkeit und ausgezeichnetes Sachkenntnis diese

¹⁷⁷⁾ *Heneker*, J. Anthr. Inst. Bd. 27 (1898), S. 362 RD S. 16.

¹⁷⁸⁾ a. a. O. S. 188.

¹⁷⁹⁾ *Ebenso Thomas*, Edo Report Bd. 1, S. 23. Der heutige Gelbguß folgt aber meist westlichen Vorbildern (Yoruba, Goldküste), in Elfenbein werden nur kleine Zähne mit gewundenen Szenenbändern im Loangostil verziert, lebhaft ist dagegen die Holzschnitzerei aller Art (mündl. Mitteilung von Herrn C. M. *Bernhardt*, Inhaber einer Holzkonzession in Benin 1909–14).

waffengeschichtlichen, für uns so wichtigen Angaben¹⁸⁰⁾ zu danken sind, mich belehrt, spricht die z. B. bei dem Dresdner Stück (Nr. 3) sehr genaue, auch bei den Stücken Nr. 1 und 4 unzweifelhafte Identität dieser Waffe nebst dem übrigen Anachronismus entschieden dafür, daß es sich um sehr späte Wiederholungen der Figur Nr. 2 handelt, und daß der Kopist statt der dort unverstanden dargestellten (den Eingeborenen damals wohl nur vom Sehen, im späteren 18. Jahrhundert ganz unbekannt) Luntenflinte eine Waffe wiedergegeben hat, die er in Händen hatte und wohl selbst besaß. Selbst jene spezielle Bestimmung ist ganz wahrscheinlich, da abgesehen von der westlich weit entfernten älteren Niederlassung in Whidah der französische Handel an der Beninküste nur im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts stattfand¹⁸¹⁾ und gerade von Kapitän Landolphe und seiner Gesellschaft (s. oben Anm. 58) französische Infanteriegewehre, Dragonerpistolen und Feuersteine tatsächlich eingeführt worden sind.¹⁸²⁾

Obwohl ich mir bewußt bin, in der nun folgenden chronologischen Einordnung vieler einzelner Stücke und der meisten Gruppen von Benin-Altertümern zumeist nur v. Luschans Werk auszuschreiben, so habe ich eine solche Zusammenstellung doch für nützlich, ja im Rahmen der vorliegenden Arbeit geradezu für erforderlichlich gehalten. Einerseits verteilen sich, wie eingangs erwähnt, v. Luschans Zeitbestimmungen über den Text seines ganzen Werkes, z. T. noch bis in die Beschriftung der Ergänzungstabellen hinein, so daß eine übersichtliche Vereinigung dieser Einzelangaben jedem wissenschaftlichen Benutzer des Werkes erwünscht sein muß; andererseits erfüllt aber erst eine solche Zusammenstellung die jetzt ausgearbeitete Periodengliederung mit begrifflichem Inhalt und soll in der somit eröffneten Möglichkeit, v. Luschans Zeitbestimmungen innerkritisch zu prüfen, eine Vorarbeit für die künftige Kunstgeschichte von Benin und alle Einzeluntersuchungen aus deren Gebiet bilden.¹⁸³⁾

¹⁸⁰⁾ Anmerungsweise mögen hier auch die anderen Arten von Feuerwaffen angegeben werden, die auf den Altertümern von Benin erscheinen. Die Europäer der Platten tragen ein Luntengewehr (ohne Hahn) mit seitlicher Pfanne, das in Europa der zweiten Hälfte des 15. Jhdts. angehört, während in der Verbindung mit dem Faltenrock sich wieder die gleiche koloniale Retrogression kundgibt. Noch früher aber ist der nur einmal auf dem Liller Elfenbeinbecher (vL Erg.-Taf. W Abb. 828) belegte, bei dessen Sorgfalt im Detail unzweifelhaft zu bestimmende Handhaken mit Zündloch oben, der vom Ende des 14. bis Mitte des 15. Jhdts. im Gebrauch war, gegen Ende dieser Zeit aber mit der auf dem Becher dargestellten Ringbefestigung von Schaft und Lauf. Nun ist der Liller Deckelbecher den drei Berliner Exemplaren so nahe verwandt, daß er „zweifelloos aus derselben Werkstatt hervorgeht, ja vermutlich sogar von demselben Künstler geschnitzt ist“ (vL S. 482) wie diese; die Berliner Becher zeigen aber deutlich die jüngere Rumpftatauierung, die erst in der letzten Zeit von IIIb auftritt, und selbst auf der, wenn verlässlichen, Zeichnung des Liller Exemplars ist sie an einer Stelle angedeutet. Auch bei Annahme einer womöglich noch größeren kolonialen Retrogression bleibt uns also ein Zeitunterschied von rd. 100 Jahren, zumal die drei Europäer des Liller Bechers keinen Faltenrock tragen. Diese Feuerwaffen chronologisch zu verwerten, scheint mir also ganz unmöglich, wenn auch nicht zu verstehen ist, wieso Europäer des frühen 17. Jhdts. mit so gänzlich veralteten Schießprügeln zur Jagd gezogen sein sollen. Ich sehe vorläufig nur eine Möglichkeit der Erklärung, und zwar analog dem Verhältnis bei den Kopien der Rundfigur Abb. 490, daß nämlich der Elfenbeinkünstler nur die über hundertjährigen Handelsflinten der ersten Europäerzeit kannte und diese daher auch seinen zeitgenössischen Europäern in die Hand schnitzte.

¹⁸¹⁾ A. H ü n e, Veränderungen des Negerclavenhandels. Göttingen 1820. Bd. 1, S. 378—383.

¹⁸²⁾ Landolphe a. a. O., Bd. 1, S. 127. LR S. 137.

¹⁸³⁾ Alle im weiteren ohne ausdrücklich anderes Zitat angezogenen Seiten- und Tafelangaben beziehen sich auf v. Luschans „Die Altertümer von Benin“.

I. Archaische Periode (etwa 1140 bis etwa 1360).

Wie erwähnt, rechnet v. Luschan hierher die runden Glocken (S. 368 u. 372 f.) vom Typus F, G und H, deren Berliner Vertreter Tf. 95 F und G, B und C sowie D zusammengestellt sind. Dem besonders dünnen Guß, der tiefgehenden Patinierung und vor allem dem ganz eigenartigen Stil nach müssen sie jedenfalls als sehr wesentlich älter als die Platten und unter sich zusammengehörig betrachtet werden; Verschiedenheiten wie die von Tf. 95 F und G erklärt v. Luschan als zeitlich (innerhalb dieser Periode), yorubanische Beziehungen in der Streifentatauierung der Gruppe G würden im Sinne der Geschichtsüberlieferung gleichfalls auf so hohes Alter deuten.

Einen archaischen Eindruck, den die eigenartige zur Darstellung kommende Bewaffnung verstärkt, machen (S. 392 Gruppe I) ferner zwei einen Mann auf einem Pferde zeigende Anhänger, deren einer sich in Dresden, der andere in Berlin befindet (Taf. 98 E).¹⁸⁴⁾

Nach v. Luschan's Erörterung (S. 304) ist hierher auch die gleichfalls sehr dünn gegossene, grotesk erscheinende Rundfigur des bärtigen Mannes mit (übrigens viereckiger) Glocke (Abb. 450) zu stellen, dessen aus schnurartig gedrehten Streifen bestehende Rumpftatauierung später nicht mehr vorkommt, dessen Tracht aber im wesentlichen schon mit der des 16. Jahrhunderts übereinstimmt. Offenbar gehört die Figur also ans Ende dieser oder in den Übergang zur folgenden

II. Frühzeit (etwa 1360 bis gegen 1500).

Hierher gehört zunächst der Taf. 92 sowie Abb. 468/9 dargestellte runde Figurensockel, dem nach seiner guten, edlen Patina, dem vom sonstigen Benin völlig verschiedenen Stil der Figuren und der rechts getragenen Prinzenlocke v. Luschan ein jedenfalls so hohes Alter zuweist (S. 322 f.), daß zwischen seiner Entstehung und dem 16. Jahrhundert noch ein diesbezügl. Modenwechsel eintreten konnte; den Gegenstand noch der archaischen Periode beizureihen, hindert aber die sonst nicht wesentlich von den Figuren der Platten abweichende Tracht und Bewaffnung. Daß er aber im Sinne v. Luschan's mindestens in die erste Hälfte dieser Frühzeit zurückzudatieren ist, dürfte seinen folgenden Schlußbemerkungen dazu (S. 324) zu entnehmen sein: „Das ganze Stück ist sehr dünn gegossen; die Wandstärke beträgt durchschnittlich kaum 1 mm, beweist also eine vollendete Beherrschung der Gußtechnik. Wenn es wirklich, wie ich annehmen zu dürfen glaube, wesentlich älter ist als die Platten, würde der Schluß unabweisbar sein, daß Tracht und Bewaffnung in Benin viele Jahrhunderte hindurch nahezu unverändert sich erhalten haben. Inzwischen ist es dieses Stück und mit ihm die Fig. 450 abgebildete Rundfigur, die den Wunsch nach systematischen und wissenschaftlich geleiteten Ausgrabungen in Benin ganz besonders dringend erscheinen läßt.“

Die anderen hierher zu rechnenden Gegenstände sind sämtlich viel später und gegen das Ende dieser Periode anzusetzen. Die bereits mehrfach erwähnten zehn porträtartigen männlichen Köpfe des Kap. 23, bei denen strenger Stil und die noch vollendete Technik des dünnen

¹⁸⁴⁾ Ich glaube nicht, daß die Darstellung des Pferdes einem so hohen Alter entgegensteht. Vgl. die zahlreichen Reiterfiguren des yorubanischen „Reichsgründers“, ihre Erwähnung in den Shango-Mythen, den für das 15. Jhd. bezeugten Pferdehandel (s. oben S. 124) und die starken Reiterheere der Yorubaner in den Dahomekriegen des 18. Jhdts. (zu vL S. 198). Da die von Stuhlmann (Aures S. 98) angegebenen zwei Wortgruppen zusammengehören, so ist m. E. die nordafrikanisch-westsaharische Herkunft des alten, vorislamischen Sudanpferdes ganz klar.

Gusses gleichmäßig auf eine frühe Zeit weisen, schätzt v. Lusch an (S. 359 f.) durchweg¹⁸⁵⁾ etwas älter als die Masse der Platten und setzt sie teils vor, teils nach 1485.¹⁸⁶⁾ In Form und Stil schließt v. Lusch an (S. 365) an sie den in Rushmore befindlichen schönen Tonkopf eines jungen Mädchens, Abb. 538 an, und derselben zweifellos frühen Zeit, im besonderen wegen der völligen Identität der eigentümlichen Ohrbildung, sind die nahe verwandten, als Gruppe C unterschiedenen drei anmutigen Porträtköpfe zweier junger Mädchen und einer Frau aus Bronze (Taf. 51/2) zuzuteilen, für die wie für den Tonkopf die Vermutung sogar auf denselben Künstler naheliegt (S. 357 u. 365). Endlich wäre hier jene bisher einzige, sich durch strengsten Stil und gänzlich abweichenden einfachen Hals- und Gürtelschmuck auszeichnende Londoner Platte (Abb. 169) des „dämonischen Mannes“ mit Begleitern einzuordnen, die „vermutlich um mehrere Jahrzehnte“ älter ist als eine sonst ganz identische und die übrigen verwandten Darstellungen der guten Zeit (S. 94).

III. Große Zeit (gegen 1500—1691).

III a. „Gute Zeit“ (gegen 1500 bis etwa 1575).

Tracht und Bewaffnung der Europäer auf den Platten sprechen zu deutlich, als daß nicht schon alle Benin-Autoren diese und per analogiam auch die große Mehrzahl der Platten mit Eingeborenen ins 16. Jahrhundert gesetzt hätten. Entschieden irrtümlich war es aber, daß Read und Dalton sowie Ling Roth¹⁸⁷⁾ die Mitte des Jahrhunderts als frühestes Datum ansehen wollten. Vorübergehend¹⁸⁸⁾ hat auch v. Lusch an die fragliche Tracht auf das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts datieren wollen.¹⁸⁹⁾ Dieser für die Platten-Europäer so charakteristische gefältelte, in der Kostümkunde sogenannte „Waffenrock“, der von den Rittern bald auch zu den Landsknechten und in die niederen Stände übergang, „verschwindet nämlich allmählich um die Mitte des Jahrhunderts, wie er mit seinem Beginn sich eingestellt hatte. Er hat also nur ein sehr kurzes und vorübergehendes Dasein, wie er auch weder aus irgend einem Kleid entstanden, noch eines von ihm abgeleitet ist.“¹⁹⁰⁾ So wird z. B. in Frankreich der Faltenrock schon unmittelbar nach 1550 durch die Pluderhose abgelöst.¹⁹¹⁾ Und da „der Zeitunterschied zwischen den mittel- und den westeuropäischen Moden eher nach Jahren als nach Jahrzehnten zu bemessen sein dürfte“, so schreibt v. Lusch an (S. 27) sehr mit Recht, daß es chronologisch gleichgiltig ist, ob es sich auf den Platten nur um Portugiesen oder auch andere Europäer handelt; im übrigen konnten zwar Armbrust, Handkanonen und Luntensflinten noch gut in das ausgehende 15. Jahrhundert gesetzt werden, aber die Jagdspieße passen besser, die Trachten ausschließlich in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er weist (S. 29) auch darauf hin, daß das Nebeneinander der Armbrust und der Feuerwaffen im

¹⁸⁵⁾ Vielleicht doch mit Ausnahme des ziemlich abweichenden, wenn auch tiefgrün patinierten und anscheinend sehr alten Kopfes Abb. 529, der auch als einziger der Gruppe eine Plinthe hat.

¹⁸⁶⁾ Die jüngeren etwa wie Abb. 530 (S. 360, vgl. S. 361 Mitte).

¹⁸⁷⁾ S. 233.

¹⁸⁸⁾ Denn vgl. Verh. Berl. Anthr. Ges. 1898, S. 149 und „Knorr'sche Sammlung“ a. a. O. S. 154 (S. 9 des SA.).

¹⁸⁹⁾ ebd. S. 162 (S. 18 des SA.).

¹⁹⁰⁾ C. Rohrbach bei A. Kretschmer, Die Trachten der Völker. Leipzig [1864], S. 258. Vgl. ebd. Taf. 63, Abb. 1—3 und 5, Taf. 68, Abb. 4.

¹⁹¹⁾ S. bei Racinet, Le Costume historique. Paris 1888. Bd. 4, Taf. 257, 275 usw.

fraglichen Zeitraum eine etwaige Gliederung der Platten ausschließt¹⁹²⁾ und widerspricht ferner der mehrfach geäußerten Ansicht, daß die Europäer mit Helmen Portugiesen, die mit Hüten Holländer seien, jene also in das 16., diese in das 17. Jahrhundert gehörten (S. 41). Abgesehen davon, daß v. L u s c h a n „niemals einen wesentlichen Zeitunterschied zwischen den Platten mit Helmen und denen mit Hüten“ wahrnehmen konnte (S. 49), beweist schon die Kombination des Hutes mit dem Faltenrock (z. B. Abb. 55) und der von v. L u s c h a n beigezogene Synchronismus desselben Hutes auf einer 1515 signierten Zeichnung Albrecht Dürers mit den Darstellungen Taf. 5 A und D das Verfehlte jener Ansicht. Es ist ja auch undenkbar, daß Schiffsbesatzungen, zumal unter tropischer Sonne, überhaupt keine andere Kopfbedeckung gehabt hätten als den Helm, und wäre auch hierzu mit v. L u s c h a n auf die Übereinstimmung der auf drei Berliner Platten erscheinenden Kombination Faltenrock und „Gugel“ mit gleichen deutschen Darstellungen von 1496 und 1507 hinzuweisen. Zudem wissen wir ganz genau, daß die von 1593¹⁹³⁾ an in Guinea auftretenden Holländer eine Kleidung trugen, die überhaupt nicht auf den Platten erscheint:¹⁹⁴⁾ die Schiffsleute hatten lange weite Hosen, Ärmeljacken und phrygische Mütze, die Beamten und Kaufleute breitkrämpigen (Rembrandt-) Hut, Rock und Ärmelweste, Kniehose, Wadenstrümpfe und Degen oder kurzen Dolch.¹⁹⁵⁾ Wenn überhaupt Nichtportugiesen auf Platten dargestellt sein sollten, so ist, obwohl sich die Portugiesen erst Anfang des 17. Jahrhunderts vom Beninhandel zurückzogen,¹⁹⁶⁾ statt an die Holländer eher an Engländer zu denken, die bald nachdem Portugal 1536 seinen Anspruch auf ausschließliches Handelsrecht an der Guineaküste aufgegeben hatte,¹⁹⁷⁾ erschienen und erst ihrerseits von den Holländern abgelöst wurden.

Ebenso können die fünf alten Platten mit Europäern, die Ringgeld und sämtlich Faltenröcke tragen, „kaum um mehr als höchstens einige Jahrzehnte auseinanderliegen“ (S. 49) und wir haben auch in diesem Punkt an die Tradition zu erinnern, die sämtliche Europäerplatten als Darstellungen von weißen Freunden Ahammangiwas und der Könige Esige und Osogboa bezeichnet, also ins Ende des 15. und erste Drittel etwa des 16. Jahrhunderts verlegt. Bei der völligen Gleichheit des Stils, der Ornamentik, Technik und Patinierung müssen aber auch (mit wenigen besonders verzeichneten Ausnahmen) alle Platten mit Eingeborenen und sonstigen Darstellungen dieser Zeit, allgemein wenigstens dem 16. Jahrhundert, angehören, so z. B. die zahlreichen Platten mit mitraförmigen Kopfbedeckungen (S. 156) und selbst die beiden gefensterten schildförmigen Platten in London (S. 286, Abb. 427/8).

Derselben „guten Zeit“ wie die Platten und dem 16. Jahrhundert rechnet v. L u s c h a n aus gleichen Gründen wie auch wegen der über-

¹⁹²⁾ H. Balfour hält den Gebrauch der Armbrust durch Europäer in Benin selbst noch im 17. Jhd. für möglich (Journ. Afr. Soc. Bd. 8, 1908/9, S. 347); das von ihm aus der Nachbarschaft (außer dem bekannten in Yoruba) zweimal belegte Vorkommen bei Eingeborenen wird auch für Benin selbst und für Sobo durch von der Yoruba-bezeichnung unabhängige Namen bei Koelle (a. a. O., S. 70) bestätigt und erweitert.

¹⁹³⁾ M S. VIII.

¹⁹⁴⁾ M S. XXXII u. XLIV.

¹⁹⁵⁾ Vgl. die Abbildungen bei M S. XXXIII nach P. de Marees und bei H. H. Johnston, Liberia, London 1906, Bd. 1, S. 89 nach Lev. Hulsius.

¹⁹⁶⁾ Villault in Astleys Collection, London 1745. Bd. 2, S. 382; Journ. Anthr. Inst. Bd. 27, 1898, S. 365.

¹⁹⁷⁾ Anderson, History of Commerce, Bd. 1, S. 365; Journ. Anthr. Inst. Bd. 27, 1898, S. 364. Der Anonymus in The Museum Journal Bd. 3 (Philadelphia 1912), S. 76 phantasiert von schwedischen Expeditionen, wie auch seine Geschichtsdaten (Entdeckung im 14. Jhd., Phillips' Expedition 1896) falsch sind.

einstimmenden Darstellung solcher Stücke auf den Platten die Mehrzahl der Glocken (S. 368) zu, die maskenförmigen Anhänger mit wohl aus der europäischen Tracht nachgebildeter Halskrause (S. 376) sowie die schildförmigen Anhänger der Gruppen A bis C und die sechs ersten von D (S. 389). Auch die sonst so merkwürdige, um einen eisernen Dorn gegossene Rundfigur mit hoher kegelförmiger Kopfbedeckung macht mit Doppelschurz, Gürtel und der typischen Tatauierung des Rumpfes und der Stirn den Eindruck voller stilistischer Zusammengehörigkeit mit den Platten des 16. Jahrhunderts (S. 305). An die jüngeren der Männerköpfe von Ende II schließen sich ferner die beiden Köpfe mit Scheitelkolben an (S. 361 f.), sind aber stilistisch deutlich etwas später, so daß sie in den Anfang von III a gehören dürften. Sie ebenso an die frühen weiblichen Köpfe Kap. 22 C anschließend (S. 357), sind die vier gleichfalls als weiblich anzusprechenden Köpfe des Typus D hier einzusetzen und füllen die Zeitlücke zum Typus A von III b.

Daß die sechs in Wien, London und Braunschweig befindlichen Elfenbeinlöffel¹⁹⁸⁾ alle oder fast alle ebenfalls in diesen Abschnitt gehören, wenn auch nach v. Lusch an sich ins 17. Jahrhundert fortsetzen (S. 500), ergibt sich aus der auf dem Londoner Stück dargestellten Europäertracht¹⁹⁹⁾ wie besonders daraus, daß die Wiener Exemplare schon in dem Verzeichnis der Ambraser Sammlung von 1596 aufgeführt sind.²⁰⁰⁾ Überdies wird die Herstellung solcher Löffel von Welsh, der 1588/9 und 1590/1 in Benin war, ausdrücklich erwähnt.²⁰¹⁾ Auch die nach v. Lusch an (S. 416) einer westeuropäischen Form des frühen 16. Jahrhunderts nachgebildeten Henkelkannen 1 bis 5 dürften dieser Zeit angehören.

Aus III a oder III b muß die einer europäischen Drehbasse des 16. und frühen 17. Jahrhunderts nachgebildete Hinterladekanone Abb. 871 und 873 (S. 500 f.) stammen. Gleichfalls ins 16. oder frühe 17. Jahrhundert möchte v. Lusch an auch die noch nicht zu deutenden turbanähnlichen Gewinde auf Plinthen setzen (S. 367).²⁰²⁾ Infolge der doppelten Parallelität zu den auf den Platten dargestellten Musikern mit Querhorn (S. 292 f.) und mit Rücksicht auf Stil und Tatauierung sind schließlich auch die großen Rundfiguren von Querhornbläsern mindestens älter als III c, vermutlich doch wohl den Platten selbst gleichaltrig anzusetzen.

III b. „Beste Zeit“ (etwa 1575—1648).

Daß v. Lusch an s „beste Zeit“ der Beninkunst einen auf die Zeit der Platten folgenden Abschnitt bezeichnet, ergibt sich aus zwei Bemerkungen S. 371 über das Altersverhältnis der Gruppe C der Glocken (4 mit Welsen, 2 mit Krokodilen) und der anderen viereckigen Glocken. Letztere sind den Platten gleichzeitig und älter, erstere in die beste Zeit gehörig, die also jünger ist. Für die Begründung einer solchen Einteilung fehlt freilich ein wirklicher Geschichtsabschnitt, aber die merk-

¹⁹⁸⁾ Heger Mitt. Anthr. Ges. Wien Bd. 29, 1899, S. 109.

¹⁹⁹⁾ RD Taf. V, Abb. 4.

²⁰⁰⁾ R. Andree Globus Bd. 79, 1901, S. 159.

²⁰¹⁾ M S. VIII.

²⁰²⁾ Im südlichen Yoruba pflegten noch bis zu Akitoyes Regierungszeit (1841—45, 1851—53 nach G. A. Krause Mitt. afr. Ges. Dtschld. Bd. 4, S. 345) Turbane von den Köpfen der Mohammedaner gewaltsam entfernt zu werden (Alfa Idrisu Kol. Rdsch. 1913, S. 545). Handelt es sich wirklich um Nachbildungen von Turbanen (sie werden jetzt im Nigergebiet ganz anders getragen), so mag diese Notiz vielleicht jene Deutung modifizieren, die v. Lusch an wiederholt angeregt hat. Vgl. andererseits den getriebenen Bronzegegenstand aus Nupe bei Frobenius, Und Afrika sprach Bd. 2, Tf. b. S. 120 Abb. 2.

liche Verfeinerung des Kunststils gegenüber den Platten bei noch gleicher Technik, die Bereicherung an Formmotiven und die Ausdehnung des Kunstschaffens auf einen weiteren Kreis von Gegenständen läßt es wohlberechtigt erscheinen, von einem neuen Abschnitt zu sprechen, wenn auch die Übergänge, wie wir sehen werden, nach beiden Seiten, besonders aber nach III c, fließende sind.

Außer der genannten kleinen Gruppe von Glocken stellt v. Lusch an in diese Zeit (S. 355) vor allem die zehn plinthenlosen weiblichen Köpfe des Typus A (Taf. 54 u. Abb. 522), dann, wie der in Westeuropa um 1600²⁰³⁾ zu setzende Degen lehrt (S. 288), die Rundfigur Nr. 2 eines im Anschlag stehenden europäischen Flintenschützen Abb. 430, ferner wohl eine nur als Bruchstück erhaltene durchbrochene Schildplatte mit Olokun und Begleitern Abb. 426, die einerseits an die Normalplatte Taf. 43 D anknüpft, andererseits „wesentlich“ bzw. „um mehrere Generationen“ älter ist als vier aus dem Abschnitt IV a stammende schwerere und gröber gearbeitete Wiederholungen (S. 284 f.). Vermutlich in Erwägung dieses Zusammenhangs hat Meinhof die inhaltlich verwandte, aber Busti und eine mit menschlichen Beinen sitzende Mittelfigur aufweisende Rechteckplatte Hamburg C 2894 gleichfalls „etwa ins 17. Jahrhundert“ datiert.²⁰⁴⁾

Jünger als die Mehrzahl der Platten und von v. Lusch an daher ins frühe²⁰⁵⁾ 17. Jahrhundert gelegt (S. 313) sind dann die beiden rundgegossenen Sockelgruppen Taf. 79/81, auf denen ein König, Szepter und Steinbeil tragend, mit Dienern, Dienerinnen und Leoparden dargestellt ist. „Wenn die beiden Gruppen auch der Regierungszeit von zwei verschiedenen Königen angehören dürften, scheinen sie doch zeitlich recht nahe zusammenzufallen. Nur wenn man davon ausginge, daß Kunst und Technik vom 16. Jahrhundert an in Benin gleichmäßig immer schlechter und schlechter werden, müßte man die Gruppe Nr. 2 für die ältere halten.“ Das besagt, daß eine solche Voraussetzung mit dem Begriff dieser „besten Zeit“ unverträglich ist, und mit Rücksicht auf die Identität des Königs von Nr. 1 mit der Person der Flügelköpfe (s. unten) einerseits, andererseits des ungewöhnlichen Hutes von Nr. 2 mit dem bei Dapper abgebildeten (Blomert war 1644 dort, s. oben),²⁰⁶⁾ muß also umgekehrt Nr. 2 auf Akezai, Nr. 1 auf Akenbedo bezogen werden. Beide Gruppen zeigen übrigens, wie die neue Art der Rumpftatauierung (vgl. S. 305 f. zu S. 63 u. 310) vom Herrscher ausgeht, da die Diener des Königs Nr. 1 in alter Weise noch die einfachen fünf Linien haben.²⁰⁷⁾

²⁰³⁾ Nach LR S. 10 um 1650. Die Differenz wird bei meiner Ausdehnung des Abschnitts bis 1648 gegenstandslos (vgl. unter IV b).

²⁰⁴⁾ Meinhof, Afrikanische Märchen. Jena 1917, S. 336 u. Titelbild. Da Hamburg nur eine solche Platte hat und die Zeichnerin durchweg nach dortigen Museumsstücken zu arbeiten hatte, so ist die Identität zweifelsfrei, obgleich an Hand der Abb. 158 u. 159 S. 87 (v. Lusch an) sich ohne weiteres ergibt, daß zu der Zeichnung selbst größtenteils die Abbildung RD Taf. XVI 6 benutzt worden ist.

²⁰⁵⁾ Daß und warum dafür eher die „erste Hälfte des 17. Jhdts.“ zu setzen ist, habe ich oben S. 143 unter Bezugnahme gerade auf die vorliegenden Königsgruppen angeführt.

²⁰⁶⁾ Tafel zwischen S. 486/7 (bei E), bei vL S. 431 und LR S. 161 reproduziert.

²⁰⁷⁾ Der andere wird von einem Knaben und einem Mädchen fremden Stammes gestützt (S. 313), der nach Penisfütteral und Tatauierung wohl nördlich des Benue zu suchen wäre (s. meine Nachweise Ztschr. f. Ethn. 1922, S. 165). Die geringelte Penishülle erinnert aber auch an die „Kalbonga“, die neben fakultativer Kürbiskapsel das Glied mit einem Baste „verbunden“ (umwickelt?) trugen (Dapper a. a. O. S. 500). Diese Kalbonga saßen am Old Calabar, bis wohin noch Akenbedos Kriegszüge gegangen sein sollen (s. oben Anm. 129). Als Vorbevölkerung der Efikstämme sind sie uns ethnographisch verloren, und so wird sich die Herkunft dieser interessanten Kinder wohl nie aufklären lassen.

Die nahe Übereinstimmung der Königsfigur der Taf. 79 abgebildeten, älteren Gruppe mit der des paradigmatisch beschriebenen Berliner „Stammbaums“ Taf. 110 C, lassen v. Lusch an auch vermuten, daß letzterer nur etwa um eine Generation älter ist als die Gruppe (S. 449), so daß also, wenn die beiden Gruppen zeitlich so nahe zusammenfallen, dieses schönste jener merkwürdigen Bildwerke aber auch in diesen Zeitabschnitt gehört, der Stammbaum an den Anfang, die Gruppe gegen das Ende von Akenbedos Regierung zu setzen wäre.

Gleichfalls „etwas jünger als die Mehrzahl der Platten“ (S. 74 f. u. 353) sind die 32 großen männlichen Köpfe Kap. 19, bei denen die perlengeflochtene Haube um flügelartige Aufsätze und Schläfenbügel bereichert erscheint (Typus Taf. 59, Abb. 509, 510), sowie die offenbar die Gegenstücke darstellende Gruppe von 28 oder mehr weiblichen Köpfen mit spitzer Kopfbedeckung Kap. 20 (Typus Taf. 62, 63 A C, Abb. 517/8). Die erste Reihe hat v. Lusch an mit sehr großer Wahrscheinlichkeit als Porträts eines Königs, die zweite als solche dreier verschiedener Königinnen aufgefaßt und unterscheidet unter letzteren drei auch in der Tatauierung verschiedene Stilgattungen: „Der frühesten von diesen würde der Kopf Taf. 63 A angehören, der zweiten der Kopf Taf. 62 A, der dritten, spätesten der Kopf von Taf. 62²⁰⁸⁾ B“ (S. 353). Bei der nicht-individuellen Rolle, die die zahlreichen Frauen der Beninkönige gespielt haben, dürften freilich nicht solche, sondern die politisch wie mehrfach sonst in Afrika herausgehobenen „Königinmütter“²⁰⁹⁾ dargestellt und es daher unzulässig sein, diese mit bestimmten Königsregierungen in Beziehung zu setzen. Dies um so mehr, als die große Anzahl der in Größe, Bearbeitung und Tatauierung variierenden, z. T. recht schlechten Repliken sowohl in der Königs- wie in der Königinnenreihe darauf schließen läßt, daß noch im folgenden Abschnitt III c diese Darstellungen immer wieder kopiert worden sein müssen, so daß für ihre Gesamtheit mit v. Lusch an (S. 353) allerdings nur das „17. Jahrhundert“ im allgemeinen als Zeit gelten kann; um so wahrscheinlicher ist dann, daß die männliche Reihe ursprünglich gerade den mit III b gleichzeitigen großen König Akenbedo darstellt. In Tatauierung, Brauen- und Wimperndarstellung, in den unter den Augen bogenförmig angeordneten kleinen eingepunzten Kreisen ist die Identität des Kopfes Taf. 59 mit dem König der Sockelgruppe Nr. 1 (Taf. 79 u. 80) ebenso schlagend wie die Verschiedenheit von dem der Sockelgruppe Nr. 2 (Taf. 81), und die völlige Übereinstimmung des Stils, die sich auch in der im einzelnen etwas abweichenden Ausführung des typischen Ohres nicht verkennen läßt, sichert zur Genüge auch die Zeitgleichheit. Die von v. Lusch an (S. 357) bemerkte Verwandtschaft mit den frühen Mädchenköpfen (Kap. 22, Typus C) macht auch für die parallele weibliche Reihe ein jüngerer Alter als das hier zugewiesene ganz unwahrscheinlich.

In dieselbe Zeit etwa wären nach v. Lusch an die kleinen schildförmigen Anhänger mit Frauen (S. 469 „aus dem frühen 17. Jahrhundert“), ferner die fünf hölzernen Rundschemel (S. 480 „noch aus dem

²⁰⁸⁾ 63 an dieser Stelle ist Druckfehler, ebenso auf derselben Seite unter Kap. 21 Taf. 59 statt 39 zu lesen.

²⁰⁹⁾ Vgl. LR S. 119. Das diesbezügliche Kärtchen bei Frobenius und v. Wilms a. a. O. Heft 2, Bl. 7 „Die Schwestermutter der Könige“ ist noch mehrfach zu ergänzen: Bamum (u. a. als Institution am besten bei Wuhrmann, Vier Jahre S. 57–61). Wadai (nördlicher! Nachtigal Bd. 3, S. 64), Darfur (Globus Bd. 2, S. 367; Nachtigal Bd. 3, S. 421), Oase Selimeh und altes Meroe (Palmer Bull. School Or. Stud. Bd. 2, S. 230). Marotse d. h. Aluyi (Streitwolf, Caprivizipfel S. 69; Richter, Kultur und Reich S. 134 u. 144 f.) und Spuren wohl auch bei den Makua (v. Behr, Mitt. dtsch. Schutzg. Bd. 6, S. 82).

16. oder 17. Jahrhundert“) und die aus zwei ineinander geschachtelten Elfenbeinzylindern bestehenden breiten Armbänder der Gruppe K (S. 401 „aus dem späten 16. oder dem 17. Jahrhundert“) zu setzen. „Sicher aus derselben Werkstatt“ wie diese Armbänder (S. 483), nach v. Luschan vielleicht durchweg von demselben Künstler gefertigt, gehören eben hierher das Londoner Deckelkästchen aus Elfenbein Abb. 831, fünf Deckelbecher (3 in Berlin, 1 in Lille, 1 Deckel in London) wie Taf. 121 (vgl. Erg.-Taf. V/W), sowie die Berner Elfenbeinkanne. Für fast alle diese Stücke ist ohnehin eine ähnlich frühe Herkunft wie für die Stücke der Ambraser und der Weickmann-Sammlung anzunehmen, während andererseits die jüngere Rumpftatauierung, wo solche dargestellt ist, erst für die letzte Zeit von III b spricht. Es ist daher anzunehmen, daß sie, was nach Technik und Inhalt der Darstellungen noch zu untersuchen wäre, wie die meisten in III b beginnenden Erzeugnisse sich noch in III c fortgesetzt haben, beispielsweise der zweite Londoner Becherdeckel (S. 483).

Letzteres gilt in besonderem Maße von den geschnitzten Elfenbeinzähnen Kap. 50. War v. Luschan selbst anfänglich²¹⁰⁾ geneigt, Platten und Zähne für im wesentlichen gleichaltrig zu halten, und setzte er sie in der, wie eingangs erwähnt, schon vor Jahren abgeschlossenen Einleitung noch ins „späte 16. oder frühe 17. Jahrhundert“ (S. IX), d. h. ganz in unseren Abschnitt III b, so führt er neuerdings aus, daß sie allgemein ins 17. Jahrhundert gehören und um einige wenige Generationen, rund um ein Jahrhundert jünger sind als die Mehrzahl der Platten (S. 469, wo man die Gründe dieser veränderten Auffassung nachlese). Es ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß auf den Zähnen anscheinend überwiegend die ältere Rumpftatauierung erscheint (vgl. Taf. H 739, J 743/4, K 746, M 752, P 761, Q 764 sowie Abb. 735, woraus die Einzelheiten Taf. H 740, I 742, K 748 und L 750), während die jüngere Rumpftatauierung, die schon bei Frauen und gewöhnlichen Leuten zu sehen ist, also eine Zeit betrifft, die später sein muß als die Regierung des Taf. 79 dargestellten Königs, wesentlich seltener auftritt (Abb. 799, Taf. R 769, T 784). Spätere Einzeldurcharbeitung der Zähne vorbehalten, ist demnach für die größere Anzahl von Zähnen v. Luschan nur beizupflichten, wenn er sie weiterhin (S. 511) doch wieder ins frühe 17. Jahrhundert zu setzen geneigt ist, und deshalb mußten sie auch hier unter III b statt unter III c behandelt werden. Im übrigen ist aus dem Bestehen einer so viel fortgeschritteneren Technik wie der der Löffel schon in III a und der Armbänder in III b an und für sich selbstverständlich, daß schon sehr viel früher die einfachere Zahnbeschnitzung geübt worden sein wird; ihre Erzeugnisse sind, wie das völlige Fehlen von Europäern mit Faltenröcken auf den Zähnen beweist, nur nicht auf uns gekommen.

III c. „Nachblüte“ (1648—1691).

Bezeichnend für diesen Abschnitt ist die große Anzahl von Erzeugnissen, mit denen in meist weniger gutem Stil und sozusagen „handwerksmäßig“²¹¹⁾ die Schöpfungen der besten Zeit fortgesetzt werden. Bei den erwähnten Kopien der großen Königs- (Kap. 19) und Königinnenköpfe (Kap. 20) ist, soweit sie dieser späteren Zeit angehören, mehrfach die Ziselierung nicht mehr ganz durchgeführt und beschränkt sich mehr auf die vorderen Partien, während die Hinterseite die Guss Haut

²¹⁰⁾ Verh. Berl. Anthr. Ges. 1898, S. 159 f.

²¹¹⁾ Vgl. das von v. Luschan 1901 über die Köpfe Gesagte (Knorr'sche Sammlung a. a. O. S. 220 = S. 76 des SA.).

zeigt (S. 17); ferner nimmt, deutlich namentlich den Platten gegenüber, die Anzahl der Schnurreihen des Perlenhalsschmuckes zu, vielleicht weil jetzt kleinere Perlen bevorzugt waren (S. 74 f.). Dasselbe zeigt der hier neu auftretende Typus der reichgeschmückten Plinthenköpfe unsicherer Geschlechts Kap. 21 (Taf. 61 ABD, 63 B,²¹²) Abb. 520/1), die sich einerseits den Flügelköpfen Kap. 19 anschließen, andererseits zu dem späten Kopf Taf. 61 C überleiten (S. 353), also wohl sämtlich — wenn auch „nicht völlig gleichzeitig“ und „die kleinen, besser gearbeiteten und mit Eisen eingelegten Köpfe etwa um eine Generation älter sein könnten als die andern“ (S. 354) — in diesem Abschnitt unterzubringen sind.

Der jüngeren Tatauierung wegen gehört hierher (S. 305) die ganz vereinzelte große Rundfigur einer Frau mit erhobenen Händen Taf. 70. Die viereckigen Sockelgruppen finden sich am schönsten in der „Königin mit ihren Hofdamen“ Taf. 83 fortgesetzt (S. 313 f.), die bereits sämtlich die jüngere Rumpftatauierung aufweisen. Aber auch die übrigen Gruppen auf den viereckigen Sockeln setzt v. Lusch an noch ins 17. Jahrhundert (S. 322, 469), und wegen seiner Beziehungen zu den etwas früheren (s. oben) Gruppen Taf. 79/81 wie zu den meist späten runden Figurensockeln trifft die gleiche Zeitbestimmung sicher auch für das einzigartige figurenreichste Londoner Stück Abb. 467 zu (S. 321). Die abgebrochene Bronze figur eines Königs in der Münchner Sammlung, die „in die gute“²¹³ Zeit gehört und am meisten an die Könige auf den Stammbäumen vom Typus der auf Taf. 110 abgebildeten erinnert“ (S. 329), ist gleichfalls in diese Zeit zu setzen; da sie entweder von einem solchen Baum oder von einem niedrigen Sockel abgebrochen sein muß (S. 329) und nach der stilistischen wie inhaltlichen Übereinstimmung des Hamburger Rundsockels (Kap. 13, B 7) mit den Stammbäumen auch eine gleiche Entstehungszeit kaum zweifelhaft ist (S. 320), läßt dieses Bruchstück wenigstens den Zusammenhang zwischen dem schon in III b auftretenden ältesten Stammbaum und der übrigen viel späteren Zahl durch III c hindurch sicher verfolgen und überdies vermuten, daß auch wenigstens die besten der zylindrischen Rundsockel (die S. 320 unter 4 und 5 angeführten englischen Stücke Abb. 465 und RD IX, 1) bereits in III c gegossen worden sind.

Da v an Nyendael 1701 als erster die von den Tortürmen herabhängenden Schlangen gesehen hat und sie weder technisch noch stilistisch diesen überaus unruhigen Jahren der beginnenden Spätzeit zugeschrieben werden können, die auf uns gekommenen Reste (Kap. 18) aber offenbar einer einzigen Werkstatt (S. 342) entstammen, so haben wir wohl auch sie sämtlich in diesen Zeitabschnitt zu setzen, jedenfalls aber nach 1644, insoweit die sonst so ausführliche Beschreibung Blomerts bei Dapper und die Erwägung, daß die Zeichnung des Stadtbildes mit den Türmen sich ein solches Charakteristikum sicher nicht hätte entgehen lassen, einen Schluß e silentio zulassen.²¹⁴) Natürlich müssen dann auch die zwei²¹⁵) Platten mit dem Palasteingang (London RD XIX 3, Berlin v. L. Taf. 40) hierher gehören, die schon v. Lusch an für später als wenigstens die Platten mit den großen Köpfen erklärt hat (S. 56), ferner

²¹²) Mit spindelförmigen statt zylindrischen Perlen, vgl. S. 75.

²¹³) „Gute Zeit“ hier im Gegensatz zur „späten Zeit“, also = „große Zeit“ (III) gemeint.

²¹⁴) Irrigerweise sagt Dahse (Ztschr. f. Ethn. 1911, S. 39), daß die Torturmschlängen schon 1485 vorhanden gewesen seien.

²¹⁵) Daß doch vielleicht noch eine dritte Palastplatte vorhanden gewesen sein wird, s. vL. S. 254 und Anker mann bei v. Sydow, Kunst der Naturvölker, S. 493.

die mit ihnen eine Gruppe (S. 198) bildende Londoner Platte mit der Torwache (RD XXIII 6, daraus v. L. Abb. 354). Diese und die Londoner Palastplatte stammen aus einer Werkstatt, während die Berliner Palastplatte ungleich derber und weniger sorgfältig bearbeitet ist (S. 254); erstere beiden dürften also dem früheren, die letztere dem späteren III c zuzuweisen sein. Da die Originalstücke der Schlangen, wie v. Lusch an ausdrücklich hervorhebt (S. 340), zur Genüge erkennen lassen, daß sie nur nach einem konventionellen, d. h. doch wohl schon längere Zeit vorhandenen Schema modelliert worden sein können, so ändert ihre so späte Datierung nichts an der Zuweisung des mit solchen Schlangen in kleinem Maßstab gezierten Stammbaums Taf. 110 C nach III b (s. oben) und ist auch für andere Stücke mit der Schlangendarstellung, ausgenommen natürlich die Palastplatten, chronologisch nicht zu verwerten.

Nach v. Lusch an wären dann noch in diesen Abschnitt eine an einem Kettchen umzuhängende kleine Flasche in Hamburg (C 3060), die älter als die übrigen, in die Spätzeit gehörenden ist (S. 423 f.), sowie einige der etwa 30 auf uns gekommenen Querhörner aus Elfenbein (S. 471 f.) zu setzen, z. B. das dem Stil der geschnitzten Vögel nach etwa um eine Generation jünger als die Zähne zu schätzende Stück der Sammlung Egerton (S. 473 Anm. unter Nr. 30).

Schließlich gehören spätestens in diesen Abschnitt, jedenfalls aber in die Periode III noch folgende von v. Lusch an als „alt“ bezeichneten bzw. in die „große Zeit“ gestellten Dinge: die ungefähr lebensgroß gegossenen Hähne (Taf. 76, Abb. 497/500), die mit größter Wahrscheinlichkeit alle derselben Zeit²¹⁶⁾ und Werkstatt zuzuschreiben sind (S. 337 f.), die Schemelbüchse aus Bronze Abb. 666 (S. 425), zwei Bronzefächer Abb. 690 und 692 (S. 436), mit einer Ausnahme die Rasselstäbe aus Bronze (vgl. S. 452), das europäischen Vorbildern²¹⁷⁾ nachgegossene, aber in bestem Beninstil ornamentierte Vorhängeschloß Abb. 877 a/b (S. 501 f.), vor allem auch die beiden Bronzerundsessel, die aus III b und III c stammen dürften (vgl. unter IV a am Schluß). Dem einen von ihnen sich anschließend, gehört auch die merkwürdige Elfenbeinbüchse Abb. 832 hierher (S. 484), von anderen Elfenbeinarbeiten mit Rücksicht auf die meist starke Abschleifung und die dunkelbraune Patina jedenfalls die Gruppe 4 der Armbänder mit schachbrettartig alternierenden Menschen- und Tierköpfen Abb. 603/4 (S. 397 f.).

IV. Spätzeit (1691—1819).²¹⁸⁾

IV a. Spätzeit A (1691 bis etwa 1750).

Als wohl noch ins 17. Jahrhundert gehörend, aber spät und z. T. schlecht bezeichnet v. Lusch an (S. 307) eine homogene Gruppe von fünf Figuren mit jüngerer Rumpftatauierung und Ebere (Kap. 11 M, Abb. 451/2), die „sicher aus derselben Werkstatt stammend“, in den paar bis zur Jahrhundertwende noch verfügbaren Jahren daher unschwer unterzubringen sind. Ins späte 17. Jahrhundert, also gleichfalls in den Übergang von III c zu IV a, setzt er (S. 383) den einzigen uns erhaltenen, von den auf den Platten dargestellten übrigens nicht unerheblich verschie-

²¹⁶⁾ „Anscheinend 17. Jahrhundert“, wie v. Lusch an an anderer Stelle schreibt (Buschans Illustr. Völkerkunde 1. Aufl., Stuttgart 1910, S. 410). Man kann fast mit Sicherheit III b vermuten.

²¹⁷⁾ Solche wurden im frühen 17. Jhd. von den Holländern z. B. am Gabun eingeführt (S. a. m. Bruns zweite Reise 1614), und der etwas spätere Gewährsmann Dappers fand sie in Loango bereits allgemein in Gebrauch.

²¹⁸⁾ Über die Zeit des Einsetzes des Verfalls und seine typologischen Erscheinungen vgl. vL S. 299 u. 329.

denen Krokodilkopf-Anhänger Taf. 97 A. Auch einige der hölzernen Rasselstäbe stammen „wohl noch aus dem 17. Jahrhundert“ (S. 453), während die übrige Mehrzahl sehr viel jünger ist. Ins „späte 17., vielleicht auch erst frühe 18. Jahrhundert“ (S. 319) gehören ihres schlechten Stils und des zu Ösenreihen verballhornten Flechtbandornaments wegen die bekannten zwei Erschießungsszenen auf viereckigem Sockel wie Taf. 82.²¹⁹⁾ Das breite aufgedunsene Gesicht, unangenehm gewulstete Lippen (S. 300 f.) bilden auch bei zwei Rundfiguren eines, vielleicht desselben Eingeborenen mit Steinschloßflinte Abb. 448 die stilistischen Merkmale der Spätzeit. Daran schließen sich schon einige der in Kap. 15 vereinigten Figuren und Gruppen (S. 329 ff.) sowie die paar relativ besten, von den alten guten Vorbildern nicht allzu weit entfernten Stücke aus der großen Zahl später Hühner und anderer Vögel (S. 334). Nach Gußfehlern und dem Mangel an Ziselierung zu urteilen (S. 319), setzen sich hierher auch die in III c begonnenen, inhaltlich mit den Königin-Prozessionen identischen runden Sockelgruppen fort, und zwar zunächst mit den Nrn. 1 (Taf. 93)/3 u. 6; ebenso in vier, wahrscheinlich auch der gleichen Hand hervorgegangenen (S. 285), plumpen schweren Wiederholungen Taf. 43 B Abb. 424/5 das Modell einer durchbrochenen schildförmigen Platte mit dem Olokun und seinen Begleitern, das uns selbst nur in einem wesentlich älteren Bruchstück erhalten ist (s. oben unter III b). Schließlich können mit v. Luschan hierher noch eine Anzahl kleiner, kalebassenförmig in der Mitte eingezogener Flaschen an Kette (S. 423 f.) vom Typ Abb. 662, vermutlich auch die elfkantige Flasche Hamburg C 2400 (S. 423), als wohl älteste Arbeit in gepunzter Technik die Berliner Scheibe III C 12 531 (S. 435 unter E), einige Originalstücke von Adaschwertern (S. 442), das eigenartige Liverpoolsche Zeremonialgerät Taf. A 657 A (S. 460 unter E) sowie der große Webstersche Spiegelrahmen gestellt werden, der dem Stil nach „vielleicht sogar noch in das späte 17. Jahrhundert gehört“ (S. 494 f.). „Vermutlich noch in das späte 17. oder frühe 18. Jahrhundert“ ist die Liverpoolsche Tabakspfeife Abb. 880 zu setzen (S. 502).

Sind die vorerwähnten Stücke noch durchaus typische Beninkunst, wenn auch vielfach von grobem Stil und technisch nicht fehlerfrei, so sind die folgenden Dinge durchweg roher und zunehmend schlechter gearbeitet und betonen den künstlerischen Verfall wenigstens der Bronzearbeit in so auffälliger Weise, daß, wenn man mit v. Luschan (S. 320)

²¹⁹⁾ E. A. Hooton erklärt diese neuerdings als zu den Sockelgruppen der Königsaufzüge gehörig (Harvard Afr. Stud. Bd. 1, Cambridge 1917, S. 135 f.); der König wohne einer kultischen Hinrichtung bei, das Opfer knie dem König gegenüber vor dem durch den rätselhaften „Schacht“ dargestellten Loch zur Aufnahme der Leiche. Der verschiedene Maßstab, das Vorkommen der Schachte auch zwischen den Beinen einzelner Rundfiguren, auch hinter dem König (S. 321), sowie bei den Königgruppen, endlich das Mißverhältnis der Anzahl lassen diese Auffassung als ganz abwegig erscheinen. Berücksichtigt man vielmehr die näheren Umstände der nur zweimal, aus derselben Werkstatt und wohl auch von demselben Manne (v. Luschan S. 319) hergestellten Gruppe, so kommt man umgekehrt zu dem Schluß auf ein eher einmaliges, sicher ungewöhnliches Vorkommen. Persönlich möchte ich fast glauben, daß es sich um den Ausgang des von Nyendaels S. 436 f. (Allg. Historie Bd. 4, S. 460; LR S. 96) ausführlich berichteten Vorfalles handelt, der sich 1700 zu Boedodoe am Benin River zutrug und nach Nyendaels Besuch 1701 in Benin selbst etwa in der durch die beiden Bronzen festgehaltenen Weise zu Ende gegangen sein muß. Die ethnographische Bestimmung des Verurteilten (Ztschr. f. Ethn. 1922, S. 165) und v. Luschans Datierung würden genau dazu passen. Übrigens sei bemerkt, daß diese Krähenfußtatauierung, aus dem Anfang des 19. Jhdts. für Gwaton und die Sobo bezeugt, gegenwärtig noch bei den Ishan östlich Benin die Regel ist, während die Sobo selbst jetzt eine Stirnarbe tragen (Thomas, Edo-Report Bd. 1, S. 6).

das schlechtere hier auch als das spätere gelten läßt, es vielleicht erlaubt ist, so wie die vorerwähnten Stücke der Regierungszeit Akezuas, die folgenden Erzeugnisse der des Königs Erisoyne Egue zuzuschreiben, also sämtlich nach rd. 1720 zu datieren. Eine Stütze dieser Zeitbestimmung möchte ich darin erblicken, daß gerade in diesen späteren Teil (S. 309) des Abschnitts IV a die elf, untereinander recht ähnlichen, rund gegossenen Panther wie Abb. 455 zu setzen sind und König Erisoyne mit seinem Beinamen Egue eben „Leopard“ hieß;²²⁰ sie „wurden anscheinend als Gürtelschmuck verwendet“, sei es infolge einer königlichen Verleihung als Auszeichnung, sei es als zeitgemäßer Schmuck aus Liebedienerei. Als „sehr roh gegossen, wenig überarbeitet und ohne jeden Versuch, die zahlreichen Gußfehler wegzubringen“ (S. 303) und „spät“ (S. 304) gehört hierher die bemerkenswerte Figur mit Welskopf Taf. 74, „spät und schlecht“ sind auch die abgebrochene Frau mit Schild (S. 327 unter D),²²¹ einige Glocken wie Taf. 94 B und E (S. 370), der glockenförmige Gegenstand Abb. 879 (S. 502),²²² die Flasche Taf. X 661 (S. 423), von den runden Sockelgruppen (S. 319) als letzte die Hamburger Nr. 7 und „noch etwas schlechter und später“ Nr. 8 in Rushmore. Sehr roh und schlecht sind ferner die Mankalagruppe Abb. 475 (S. 326 unter b), die letzten beiden Anhänger (S. 389) und der auf einem Ada-Blatt eingepunzte Welsgott Taf. F 701; bezeichnend für den tiefen Verfall dieser Zeit (S. 325) und gleichfalls noch ein Zeugnis für die fortdauernde Nachbildung der viereckigen Sockelgruppen das Leidener Bruchstück von der hintersten Reihe einer solchen Abb. 471, schließlich noch weitere Figuren, Gruppen, Hühner und Vögel des Kap. 15 (S. 329 ff.) und die übrigen Spiegelrahmen sowie die geschnitzten Türen (S. 494).

Als „wesentlich jünger“ als die zu III b gehörenden Köpfe Kap. 22 Typ A, teils aber auch von den zu III c gehörigen Köpfen Kap. 21 abzuleiten (S. 356), müssen hierher auch die sieben weiblichen Köpfe vom Typ B (Taf. 61 C, Abb. 523) gestellt werden. Als „keinesfalls alt, sicher schon in die Verfallzeit“ gehörend sind ebenso der große Bronztopf S. 425, die Mehrzahl der Elfenbein-Querhörner (S. 472), und wegen ihrer Zwischenstellung zwischen den „jedenfalls jüngeren“ Elfenbeinkämmen (S. 436) und den alten Armändern K (III b) und H (III c) diejenigen der Gruppe I mit langhaarigen Reitern hierher zu stellen. Dazu wären noch als „verhältnismäßig jung“ (vgl. die eingangs gegebene Parallelisierung) die meisten geschnitzten Stäbe (S. 488), als „durchgehend spät“ (S. 433) die aus wohl ausnahmslos europäischem Blech hergestellten repoussierten Arbeiten Kap. 41 unter A, D und z. T. C, ferner allerlei später Klein-

²²⁰) Nach N. W. Thomas hat das moderne Edo zwar *ogyame* oder (häufiger) *atalakpa* „Leopard“, entweder eine Vermeidungsbezeichnung oder aus dem Sobo verbalhorn, wo dialektisch *Sapele* und *Emosoga edželekpo*, Ewu *udželami* haben. *Koelle*, dessen Gewährsmann um 1830 Benin verließ, hat aber *egbe* (a. a. O. S. 134), indem *gb-* bekanntlich aus *gu-* entsteht; *Dennett* (a. a. O. S. 227 f.) hat die ihm aus Loango nicht geläufige Velarlabialis verhört, aber immerhin das Wort (als „ekme“) noch erhalten, *Thomas* es für fast alle Kukurukudialekte neuerdings festgestellt (*ekpe*, in *Isua* noch *ekwe*; *Edo-Report* Bd. 2, S. 168, 194 u. 234). Daß die überdies zeitlich stark auseinander gehenden Rundfiguren des Mannes mit Schnurrhaaren (S. 289) sich gewiß nicht auf diesen König beziehen, deutete ich bereits früher an (*Ztschr. f. Ethn.* 1922, S. 167); sie sind jedenfalls viel älter und haben eine ganz andere Bedeutung.

²²¹) Durch dieses Bruchstück wird überdies die weitere Herstellung von viereckigen Sockelgruppen ähnlich Taf. 83 bezeugt.

²²²) Da der Zweck dieses Kopfes von umgestülpter Becherform unbekannt ist, sei wenigstens auf eine nicht geringe Ähnlichkeit mit dem holzgeschnitzten „Egun“-Kopf aus Yoruba (Berlin III C 27 347) hingewiesen, den *v. Sydow* jüngst abgebildet hat (*Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit*. Berlin 1923, S. 103). Doch vgl. auch die Abb. vL 539 u. 540 aus IV c.

kram in Websters Katalog (S.10 Anm.) zu nennen.²²³⁾ Ist die Zeitstellung der eben (in diesem Absatz) erwähnten Stücke in IV a auch mehr oder weniger sicher, so fehlt zu einer näheren Bestimmung, wie sie für die in den beiden vorhergehenden Absätzen angeführten Gegenstände nach Stil und Technik genügend nahe lag, hier jeder Anhalt.

Negativ ist bezüglich der Regierungszeit von Erisoinye hier anschließend zu erwähnen, daß er sich nach der Überlieferung einen Stuhl anfertigen ließ, der ein angeblich von dem ersten 1485 nach Portugal mitgenommenen Beningesandten Inoyen als königliches Geschenk zurückgebrachtes europäisches Vorbild kopierte.²²⁴⁾ Wie v. Luschans schon bemerkt (S.482 Anm.), entbehrt die in England wiederholt vertretene Annahme, als seien dies die beiden erzgegossenen Berliner Rundstühle,²²⁵⁾ jeder ernstesten Grundlage; deren Form ist durchaus westafrikanisch und die Ornamentik reinsten Beninstil. Die beiden Stühle sind 40 bzw. 38,5 cm hoch und es liegt entschieden näher, mit Ling Roth (S.113, Erltg. zu Abb.113/4) sie mit dem Bericht von King in Zusammenhang zu bringen, der 1820 den König (Esemede) auf einem „kupfernen“ Stuhl von 18 inches = 45,7 cm Höhe thronen sah und hinzufügt, daß „every king on his accession to the throne has a new stool which is placed on his tomb; the shape of the stool varies according to the taste of the monarch.“ Er sah auch einen solchen auf einem Königsgrab stehen, dessen Mittelstück wie bei den beiden erhaltenen Prachtstücken, erzene Schlangen bildeten, deren Köpfe die untere Tragfläche berührten. Cyril Punch hat unter dem letzten König die beiden Exemplare in einem der Höfe herumstehen sehen, und daß es seinen Bemühungen bei einem sonst gut unterrichteten Hofbeamten nicht gelang, darüber mehr zu erfahren, als daß sie „for play“ da seien (LR S.113), zeigt doch ganz deutlich das Irrige jener Behauptung. Keines unserer beiden Stücke kann natürlich mit dem 1820 für Esemede angefertigten identisch sein, beide sind aus typologischen Gründen sicher älter auch als die Zeit Erisoinyes. Zu dem etwas kleineren Stück Abb.814 gehört der schon erwähnten seltsamen Einzelheit wegen (vgl. S.484 oben zu Abb.819, wo statt 813 814 zu lesen) die Elfenbeinbüchse Abb.832. Von der einheitlichen, der letzten Zeit von III b und teilweise III c' zuzurechnenden Gruppe der anderen alten Elfenbeinbüchsen wesentlich verschieden, schließt sie sich in der Stilistik der Europäerdarstellung ganz an die wie Berlin III C 7638 ältesten geschnitzten Zähne aus der ersten Zeit nach 1600 an, so daß mindestens der eine der beiden Bronzestühle nach III b, der andere aber auch nicht sehr zeitentfernt anzusetzen ist.²²⁶⁾

²²³⁾ Wenn v. Luschans Annahme einer direkten Überleitung von den nach III b und III c gehörenden Zähnen (S.469) her richtig ist, so beginnen hier in IV a bereits auch die geschnitzten Holzbänkchen des 18. u. 19. Jhdts. Nach S.491 würde es sich freilich nur um ein einziges, leider nicht näher bezeichnetes Stück handeln (oder etwa das Brett Abb.847 als „vermutlich eine der ältesten Holzschnitzereien“?).

²²⁴⁾ RD S.5 f., LR S.229 f.

²²⁵⁾ LR S.112 f., vL Abb.813/823.

²²⁶⁾ Mit einiger Begründung läßt sich noch näheres vermuten. Die Stühle standen in den neunziger Jahren in einem der alten Königshöfe (LR S.113), dürften also wohl kaum einer der Kurzregierungen zuschreiben sein, die von der offiziellen Tradition von 1896 ungenannt, auch nach Dennetts Zählung keinen eigenen Königshof hinterlassen haben. Das kleinere Exemplar Abb.814 ist nach der Typologie des entsprechenden Elfenbeinkästchens im frühen 17. Jhd., also für Akenbedo um 1615 angefertigt worden, da selbstverständlich nur der Anfang der betr. Regierungszeiten in Betracht kommt. Aus letzterem Grunde müssen aber auch zwischen der Anfertigung der beiden Stücke trotz ihrer weitgehenden Ähnlichkeit mehrere Jahrzehnte gerechnet werden. Die Frage ist also, ob Abb.814 Vorbild oder Kopie gewesen ist, ob m. a. W. Abb.813 den Thron von Ahezai oder von Evakbue darstellt bzw. etwa 1580 oder 1665 angefertigt worden ist. Die allgemeine stilistische wie Detailübereinstimmung

IV b. Spätzeit B (rd. 1750 bis rd. 1795 König Akenbuda).

In diesen Abschnitt, und zwar sicher nicht an seinen Anfang, gehören nach der oben S. 143 f. erörterten Zeitbestimmung der dargestellten Steinschloßgewehre die in Kap. 11 A unter 1, 3 und 4 beschriebenen Wiederholungen der unter III b behandelten Rundfigur eines Europäers im Schützenanschlag Taf. 71 und Abb. 431/432. Mit dem Vorbild verglichen wenig erfreulich und in Ausführung namentlich der Sockel deutlich die Spätzeit verratend, sind diese Stücke immerhin auffallend gut. Überall sonst setzt sich aber der Verfall der Gießkunst in allerlei „recht späten“ Erzeugnissen fort: weitere Gruppen, Figuren, Hühner und andere Vögel des Kap. 15 (S. 329 ff.), das große Flaschengefäß von der Form eines Beninkopfes Abb. 659 (S. 423 unter H an erster Stelle genannt), der rohe Bronzefächer in Rushmore (S. 436) gehören hierher, wohl auch die Tabakspfeifen in Berlin, Leiden und bei Webster (S. 502); „sehr spät“ sind allerlei schlecht ausgeführte abgebrochene Figuren mit verschiedenen Attributen (S. 328 f.).

Halb gegossen, halb geschmiedet sind die sog. Tanzstäbe Kap. 49 vermutlich ebenso „jung und dem 18. Jahrhundert angehörend“ (S. 461 f.).

In der Schnitzerei ist die Technik und der Formenschatz der vorhergehenden Zeit noch erhalten, aber die Ausführung — bis auf einzelne Verzierungen in alter Schönheit — roher und sorgloser. Als „sehr viel jünger als das 17. Jahrhundert“ sind die meisten Rasselstäbe aus Holz (S. 453), jünger als die Armbänder I die Elfenbeinkämme mit Reitern (S. 436) hierherzustellen, als „recht spät“ auch 11 rechteckige, meist lange und schmale Büchsen aus Holz und eine aus Elfenbein (S. 485 und Anm. S. 485 f.). An das Ende des Abschnitts dürfte, da älter als die übrigen zu IV c gerechneten, die schöne Elfenbeinbüchse Taf. 117 A gehören (S. 485), in den Übergang zu IV c der große Holzkasten bei Pitt-Rivers 268 (S. 485). Die Verbindung zwischen den repoussierten Arbeiten aus IV a und V a dürften die Kap. 41 unter C erwähnten schlechteren Stücke aus den Sammlungen von Adm. Rawson und Capt. Campbell (S. 435) herstellen und somit nach IV b oder IV c gehören.

Am auffälligsten sind in diesem und dem folgenden Abschnitt

IV c. Spätzeit C (rd. 1795—1819 König Osifu)

die 17 ganz schlechten und teilweise mit roh repoussiertem Messingblech überzogenen holzgeschnitzten Köpfe, die nach v. Lusch an „im 18. oder frühen 19. Jahrhundert“ (S. 486) bzw. „im späten 18., meist erst frühen 19. Jahrhundert“ (S. 495) an Stelle der aus Bronze gegossenen traten. Soweit nicht bereits aufgeführt, sind die mit entsprechend kleineren gleichartig blechüberzogenen Köpfen gekrönten holzgeschnitz-

würde mehr für erstere Annahme mit dem kürzeren Zeitabstand sprechen, also noch innerhalb von III b bleiben. Abgesehen von der schon verwerteten Einzelheit des gefesselten Schuppentiers besteht nur ein wesentlicher Unterschied: der Schlangenkörper ist bei Abb. 814 glatt behandelt, bei Abb. 813 sorgfältig geschuppt. Das 16. Jhd. kennt aber nur die glatte Darstellung, und zwar aus rein stilistischen Ursachen, nicht solchen des Maßstabs oder Materials, vgl. auf den Platten die Schlangen mit den Fischen (Taf. 47 u. 48), während in der zweiten Hälfte des 17. Jhdts. 5 von den 11 großen Schlangenköpfen und das auf uns gekommene Körperstück durchweg mit denselben rhombischen mitgegossenen Schuppen bedeckt sind wie die Schlange des größeren der beiden Bronzestühle. Auch weicht der nur bei diesem eingepunzte Zierrat der Sitz- und Bodenfläche (Abb. 815/16) bei aller Verwandtschaft doch deutlich von dem Blumenmuster des Plattenuntergrundes (Abb. 11 usw.) ab, während doch um 1580 noch Platten in alter Weise hergestellt wurden und der Bronzestuhl annehmbar (s. oben S. 118) aus derselben Werkstatt hätte hervorgehen müssen. Beides spricht also mehr für die zweite Möglichkeit, so daß ein Exemplar nach III b, das andere nach III c gehören würde.

ten Stäbe (wie Dresden 26 229) natürlich gleichzeitig, ferner das vereinzelte Stück einer ganz gleichartigen Doppelkopfbüchse Abb. 837 (S. 486). Als wohl ebenso spät werden (Ausläufer der Bronzehähne!) die geschnitzten trutzhahnähnlichen Vögel vom Typus Abb. 867 zu betrachten sein (S. 496 unter B). Ferner sind „ganz spät, vielleicht erst in den Anfang des 19. oder ins Ende des 18. Jahrhunderts zu setzen“ (S. 366) der flaschenförmige Kopf Berlin Abb. 539 und der Londoner Kopf Abb. 540, beide aus Messing, ohne Patina und roh gearbeitet. Anscheinend gleichaltrig zeigen die unerfreulichen Armbänder aus getriebenem Messingblech und mit kupfernen Klammern zusammengehalten (Taf. 99 D, Abb. 597/9) sehr gut den Rückgang schon im Laufe weniger Jahrzehnte (S. 395).²²⁷⁾

Unter v. Luschans Bezeichnung „ganz spät“ wären hier anzureihen: an Gußarbeiten als letztes Zeugnis der Herstellung viereckiger Sockelgruppen die Figuren eines Hamburger Bruchstücks (S. 325 unter 5), die Rushmorer Flasche in Form einer weiblichen Figur Abb. 660 (S. 423), die vier- oder dreifüßigen Negerköpfe wie Abb. 670 (S. 426), ferner die großen runden gegossenen Scheiben bzw. Teller Kap. 43 (S. 438). An Schnitzarbeiten gehören weitere zwei der fischförmigen Elfenbein- oder Holzbüchsen (S. 485, Nr. 3 u. 5) und die Wiener Deckelschachtel aus Holz Abb. 834 (S. 485) hierher.

Eher diesem als dem folgenden Abschnitt gehören mehrere nicht ganz schlechte Stücke aus der Reihe der späten Anhänger an, die (S. 379) „wohl noch im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegossen wurden“, so z. B. Abb. 559 (die nämlich mit Abb. 563 Rang und Platz zu tauschen hätte). Als „ganz spät“ (S. 425) bildet den Übergang zu den anderen „modernen“ Schemelbüchsen aus repoussiertem Blech das Stück Abb. 683.

V. Neuzeit (seit 1820).

Va. Neuzeit A (1820—1854, König Esemede).

An den vorigen Abschnitt schließen sich hier zunächst die beiden eigenartigen Maskenanhänger Hamburg C 2944 (Abb. 564) und das ganz ähnliche Stück von H. Umlauff an (S. 379).

Als „modern“, aber verhältnismäßig gut (S. 331) ist dann die Figur Abb. 484 eines Europäers mit Flinte (und Seitengewehr, also wohl eines englischen Matrosen von der Antisklavereiblockade der „Coffin Squadron“) zu nennen. Verhältnismäßig neu, aber kaum minderwertig sind einige Glocken wie Berlin III C 21 924 (S. 368); schlechter sind die Rundfigur Abb. 481 (S. 331), die übrigen flachen runden Schemelbüchsen aus repoussiertem Blech vom Typ Abb. 683 (S. 434 und die relative Altersbestimmung S. 435), eine ovale Büchse bei Webster Kat. 24, Abb. 83 (S. 434) und andere kleine Gegenstände namentlich im Natural History Museum in New York (S. 10). Modern sind auch die Lederfächer (S. 436 f.) und mehrere Nachbildungen europäischer Löffel in Messing (S. 500). Diese heißen noch jetzt in Benin ekwiye, was Thomas als romanisches Lehnwort erkannt hat (Journ. Afr. Soc. Bd. 10, S. 2); frz. cuiller entspricht aber dem Lautbild besser als port. colher, und da im vorhergehenden Zeitabschnitt Vorbilder durch Landolphes Faktorei eingeführt wurden, so bestätigen die entsprechend späteren Nachbildungen treffend die Zeitsetzung der v. Luschanschen Bezeichnung „modern“.

²²⁷⁾ Zur relativen Zeitfolge vgl. v. Luschans Beschriftung der Abb. 597 bis 599 (S. 396).

Von Schnitzarbeiten²²⁸⁾ stammen aus diesem Abschnitt u. a. die Holzkiste Taf. Z 864/5, das viereckige Stühlchen der Auktion Ansoerge Abb. 852 (S. 491) und „etwa aus der Mitte des 19. Jahrhunderts“ (S. 494) die hübsche Tür Abb. 861/2; die Elfenbeinzähne dieser Zeit sind aber fast unbeschnitzt (S. 5).

Vielleicht eine Nachbildung der alten Platten aus dieser Zeit (S. 48 f.) ist die bis auf den Untergrund sehr schlechte Londoner Abb. 58.

V b. Neuzeit B (1854—1887, König Adolo).

„Kaum älter als einige Jahrzehnte vor der Zerstörung der Stadt“ ist der ornamental schlechte und in geflickter Technik ausgeführte Tanzstab Nr. 2 (S. 460), „ganz jung“ ein sehr roher Rasselstab aus Bronze in Rushmore (S. 452).

Als „rezent“ oder gleichbedeutend (s. oben S. 115) „ganz modern“ bezeichnet v. Luschan ferner die fischförmige Büchse Nr. 2 (S. 485 Anm.), ein geschnitztes Bänkchen Taf. Y 843/4 a/d, das Holz-Mankala Abb. 677 (S. 427 f.), mehrere Fliegenpracker (S. 437), das schlechteste und wohl letzte Stück der Antilopenkopf-Holzgefäße (S. 485),²²⁹⁾ die aus Holz geschnitzten Löffel (S. 500), eine Anzahl Dolche in Websters Katalog (S. 10 Anm.), einen Köcher gleichen Orts mit blattgefiederten Pfeilen (S. 445), etwa 20 z. T. mit Korallenstückchen oder roten Steinsplintern besetzte Haarnadeln aus Messing (S. 436) und die verwandten Messingringe Taf. 101 F/I mit eingelegten roten Glasperlen oder Korallenstückchen (S. 409). Nach dem Zeitzusammenhang der andern Stücke würde (S. 435) die Stuttgarter ovale Büchse mit Scharnierdeckel etwa in den Anfang, die zwei Webstersehen Blechscheiben ans Ende dieses Abschnitts zu setzen sein. Spätestens um letztere Zeit, da sie 1894 schon in großen Mengen vorhanden waren und man ihre europäische Herkunft vergessen hatte,²³⁰⁾ aber wohl schwerlich vor den 60er Jahren sind die sonderlichen, recht üblen Nachbildungen von Ebere-Schwertern aus Birmingham (S. 441) eingeführt worden.²³¹⁾

V c. Neuzeit C (1888—1897, König Overami).

Für diesen Abschnitt verbleiben die von v. Luschan als „ganz rezent“ bezeichneten Gegenstände; die eingangs gegebene Parallelisierung wird dadurch gesichert, daß eine der beiden so qualifizierten (S. 489) beschnitzten Kokosschalen (Abb. 842) den Namen „Agubasimi“ trägt²³²⁾ und m. E. also dem ältesten Sohne Overamis gehört hat, der in dem genealogischen Schluß der Roupellschen Königsliste Iguabasimi, in Dennetts Regierungsbericht Egwabasimi genannt wird und der 1914 eingesetzte neue König Agwobasimi ist.²³³⁾ Ebenso sicher ist diese Zeitbestimmung bei einem der geschnitzten viereckigen Stühle Abb. 846,

²²⁸⁾ Über deren Charakter vgl. S. 491 f.

²²⁹⁾ Die übrigen sind also früher als V b anzusetzen, wobei jedoch die Zeit des eigentlichen Vorbilds aus Elfenbein, eines Stückes von ganz besonders hervorragender Schönheit (Taf. 122), leider noch immer unbestimmt bleibt.

²³⁰⁾ LR S. 60.

²³¹⁾ Über andere ethnographische Falsifikate aus Birmingham s. Globus Bd. 7 S. 224 und Bd. 25, S. 144 (Hindugötter) und Graebner, Methode der Ethnologie S. 13, Anm. 4. Vgl. im besonderen auch die europäischen Nachbildungen von den Ebere gleichbedeutenden Zeptermessern für Loango (Loango-Expedition Bd. 3, II, S. 177).

²³²⁾ Für das Zustandekommen solcher Beschriftungen vgl. H. Köler, Einige Notizen über Bonny. Göttingen 1848, S. 116 f.

²³³⁾ RD S. 5, LR S. 7; Man Bd. 4 (1904), S. 52; Journ. Afr. Soc. Bd. 14 (1914/15), S. 35—39.

der Overami gehörte und eigens für ihn angefertigt war,²³⁴⁾ sowie bei der für C. Punch geschnitzten Kokosschale.²³⁵⁾ Ferner sind hier zu nennen: einige Bretter und weitere Stühle Taf. 124 F u. Abb. 858, die geschnitzte Kiste Taf. Z 863/5, die wohl nur zum Export geschnitzten Ruder (S. 498), mit einer Ausnahme die vorhandenen Trommeln (S. 500), Kämmе aus Holz wie Abb. 688 (S. 436), eiserne Spitzen mit Widerhaken (S. 445), sowie die letzte, sehr rohe Elfenbeinbüchse in Fischform Nr. 1 (S. 485) und eine offenbar kopierte rechteckige Holzbüchse Berlin III C 23 976 (S. 486).

Allgemein ins 19. Jahrhundert, aber vor die Zerstörung, fallen die etwa ein Dutzend Fingerringe (nach S. 518 in V a, S. 411 in V b, die großen aus Overamis Besitz, also doch wohl V c), die meisten noch vorhandenen beschnitzten Kokosschalen (S. 489)²³⁶⁾ und mit wenigstens einer Ausnahme (vgl. auch S. 469 und oben unter IV a) die übrigen geschnitzten viereckigen Bänkchen (S. 491). Nach V a oder V b müssen die zwölf Gruppen wie Abb. 486/7 gehören, ebenso die wenigen, wirklich aus Benin stammenden, spätesten Vögel (S. 334).

V d. Gegenwart (seit der Eroberung 1897 durch die Engländer).

Entsprechend der oben hervorgehobenen Wiederaufnahme der Gußarbeit sind, nach der durch das nach v. Luschans Zeitbestimmungen aufgestellte „Inventar“ des Abschnitts V c vollauf bestätigten Unterbrechung, noch allerlei Bronzegegenstände seit 1897 entstanden, die freilich, wohl meist durch Nachfrage des ethnographischen Handels hervorgerufen, fast als Fälschungen zu bezeichnen wären. Nach v. Luschans sind im einzelnen anzuführen: eine ganz schlechte Platte mit dreieckigen Fenstern (S. 286 Nr. 4), 10 von den 11 plumpen, kleinen Figuren mit Eberes (S. 330), eine Leipziger Figur, die in der linken Hand ein langgestieltes Kreuz trägt (S. 331), sicher auch manche Anhänger (S. 379) wie Abb. 565/6.

Wer die in den vorstehenden Abschnitten genannten Dinge überschaut und mit der Gesamtzahl der uns erhaltenen Beningegenstände vergleicht, wird allerdings bemerken, daß noch verschiedene Gruppen und Einzelstücke, überwiegend gerade der wirklichen „Altertümer“, sich der zeitlichen Festlegung entzogen haben, trotzdem, wie ich glaube versichern zu können, keine chronologische Angabe v. Luschans übersehen worden ist. Bei ihm selbst finden sich noch einige Hinweise über relative Altersbeziehungen, die aber, wie die folgenden Beispiele zeigen, entweder überhaupt nicht oder nur auf Umwegen und höchst unsicher die Zahl der zeitlich bestimmten Stücke zu erweitern geeignet sind. So bemerkt er (S. 296) von den 10 bis 11 Rundfiguren mit Ebereschleife am Scheitel Kap. 11 D, daß der Londoner Eberemann etwas älter, der Dresdner etwas jünger ist als die übrigen, „aber um mehr als einige Jahrzehnte dürften sie kaum auseinanderliegen“, und sagt ähnliches (S. 290) von den Schnurrhaarmännern Kap. 11 B: es ist klar (und geht schon daraus hervor, daß beide Gruppen nicht unter Kap. 15 behandelt werden), daß sie in die „große Zeit“ (Periode III) gehören, aber in welchen bzw. in welche der drei Abschnitte? v. Luschans weist für die Eberemänner auf den engen Anschluß an die Flügelköpfe Kap. 19 hin, die sich von III b nach III c fortsetzen, und da weder Akenbedo noch

²³⁴⁾ RD S. 26 u. 42.

²³⁵⁾ LR S. 211.

²³⁶⁾ Ebenso E. A. Hooton Harvard Afr. Stud. Bd. 1, S. 145.

Akezai gemeint sein können (vgl. die abweichende Tracht der Sockelgruppen Taf. 79/81), andererseits alle Stücke des Eberemannes stilistisch und technisch höher stehen als die besten Sachen aus IVa, so muß es sich doch wohl um einen der Könige²³⁷⁾ von IIIc handeln. Demgegenüber sind dann aber die „Schnurrhaarmänner“ entschieden mehr an die älteren Blüteezeugnisse heranzurücken, gehören also vielleicht nach IIIb. Als Beispiel für noch schwierigere Beurteilung werden die unter den „späten“ Figuren des Kap. 15 aufgezählten, „bis auf rein zufällige Unterschiede identischen“ fünf Rundfiguren des sog. Adoranten Abb. 478/9 lediglich „in die Mitte zwischen den älteren und ganz rezenten“ (S. 330) gesetzt, was nach Jahren berechnet IVb, nach Abschnitten gezählt IVc ergeben würde; anzunehmen, daß eine so bestimmte Angabe beabsichtigt sei, wäre aber ebenso widersinnig wie typologisch unwahrscheinlich, zumal v. Lusch an sie 1901 (das Rushmorer Stück war ihm damals noch nicht bekannt) zwar als „jünger als die meisten übrigen Beninstücke“, aber doch wieder nur als Zeugnisse „des allmählichen Verfalls“ aufgefaßt hat;²³⁸⁾ nach allem gehören sie vielleicht in die zweite Hälfte des Abschnitts IVa. „Verhältnismäßig früh“ der beiderseits vier Stirnstriche wegen (S. 364) soll der sonderbare Kopf Abb. 536 sein; einerseits tritt diese Tatauierung auf einer (übrigens nicht sehr schönen) Stuttgarter Platte Abb. 84 sowie auf mehreren Köpfen von Kap. 22 C und 23 und einigen besseren Köpfen von Kap. 22 A, also in der Zeit von Ende II bis Mitte IIIb auf, andererseits sind die vier Stirnstriche auch in dieser Zeit keineswegs die Regel oder auch nur überwiegend gewesen und ist das fragliche Stück so roh und in seiner Bedeutung rätselhaft, daß man versteht, daß auch hier v. Lusch an es bei einem non liquet hat bewenden lassen. Ebenso unsicher muß auch die Zeitstellung der drei aus Elfenbein geschnitzten Köpfe Taf. 117 C und Abb. 804 bleiben, die nach v. Lusch an „nicht unwesentlich jünger“ (S. 475 unter B) als die weiblichen Bronzeköpfe vom Typus A Taf. 54 sind, die ihrerseits nach IIIb gehören (S. 355), andererseits aber auch wesentliche stilistische Übereinstimmungen mit den Holzköpfen von IVb/c vom Typ Abb. 866 zeigen, so daß schlechterdings nicht einmal die Zugehörigkeit zur großen oder zur Spätzeit zu entscheiden ist. Mit eigenem Urteil möchte ich um so mehr zurückhalten, als v. Lusch an früher dieselben Elfenbeinköpfe für „etwa gleichaltrig“ mit den genannten Bronzeköpfen hielt.²³⁹⁾

Noch immer unbestimmt bleibt auch die Zeit, in der die Herstellung von Platten zu Ende ging; nach ihrem künstlerisch tiefen Niveau kämen dafür die meisten Platten mit Panther sowie die Berliner Platte mit dem Pantherkopf in Betracht (S. 266 f.), die lediglich älter als Va, jünger als IIIb (bzw. IIIc vgl. die Palastplatten) angesetzt werden können. Sie auf die Zeit von Erisoinye Egue zu beziehen (zweite Hälfte IVa, s. oben), liegt, da der Leopard das Totemtier überhaupt des Königshauses war, kein irgend zwingender Grund vor. Aber natürlich steht diese Zeitfrage in Verbindung mit den durch v. Lusch an über den

²³⁷⁾ Daß es sich wirklich nur um die Person des Königs handeln kann, geht aus der Verbindung des Flügelaufsatzes mit dem „erigo“, der zweizinkigen Zeremonialglocke, mit Sicherheit hervor (vgl. Man 1904, S. 51). Leider wissen wir auch heute noch von keinem Königsbeinamen Ebere, noch ist es möglich, irgend einen der in Betracht kommenden Listennamen linguistisch mit der Ebereschleife in Beziehung zu setzen (oder sollte der König Nr. 26 Ologene einen Teil seines Namens mit dem Wort oloka „Ring“ gemein haben?).

²³⁸⁾ Knorr'sche Sammlung S. 236 f. (SA. S. 92 f.).

²³⁹⁾ Knorr'sche Sammlung S. 233 (SA. S. 89).

Erhaltungszustand der Platten gemachten Beobachtungen (S. 24 f.). Danach müssen die Platten, abweichend von ihrer ursprünglichen randlichen Befestigungsweise, später erneut ohne Rücksicht auf Untergrund und Beizeichen mit groben Nägeln angebracht, schließlich jedoch einmal gewaltsam und anscheinend in großer Hast entfernt worden sein. Daß v a n N y e n d a e l von den Platten nichts gesehen hat, könnte also so gedeutet werden, daß sie nach Entfernung anlässlich des vorhergegangenen Bürgerkriegs erst nach seinem Besuche wieder angebracht worden seien, der erste der obigen Vorgänge also bald nach 1701, der zweite etwa in den Aufstand 1819/20 zu verlegen wäre. Aber auch n a c h v a n N y e n d a e l werden die Platten von keinem anderen Besucher mehr erwähnt. Will man andererseits also schließen, daß, als bald nach Beginn des Bürgerkriegs 1691—1701 die Aufständischen Benin selbst einnahmen und bis vor die Tore des Palastes ausplünderten, schon damals die Platten in Eile versteckt worden und dann endgültig „magaziniert“ geblieben sind, so wäre weiterhin anzunehmen, daß die Neuanbringung auf dem Wege der Durchnagelung schon vorher, also etwa mit der Restauration erfolgt wäre, die nach der mehrfachen Thronfolgestörung um 1660 unter Ewakbue eingetreten ist („Nachblüte“ III c). Dem steht aber wieder entgegen, daß auch die oben genannten spätesten Platten dieselben beiden Arten von Beschädigungen erfahren haben wie die übrigen. Sicher bleibt also nur soviel, daß zur Zeit der Anfertigung der Palastplatten, d. h. eben unter Ewakbue, wenigstens am Eingang Platten und zwar diejenigen mit den Europäerköpfen noch vorhanden waren (S. 56 u. 254).

Eine restlose Aufteilung des gesamten Beninmaterials auf die einzelnen Zeitabschnitte wird vielleicht nie möglich sein. Erweitern ließe sich die Zahl der bereits bestimmten Stücke zunächst im Anschluß an die nicht wenigen Beobachtungen v. L u s c h a n s, daß manche Stücke mehr oder weniger sicher von einem und demselben Künstler herrühren dürften;²⁴⁰⁾ späterhin vermutlich auch an der Hand chemischer Analysen, wenn diese erst in viel größerer Zahl vorliegen und wir die Ursachen ihrer so beträchtlichen Variationsbreite kennen; im wesentlichen aber doch nur durch fortgesetzte typologische Vergleichen, die von den chronologisch festliegenden zu den weniger sicher bestimmten und zu den übrigen fortzuschreiten hätten, aber, wenn nicht an den Originalen, so doch nur durch eingehendes Studium des von v. L u s c h a n angelegten, im Berliner Museum deponierten Zettelkatalogs auszuführen sind. Vor allem aber müssen wir für die älteren und ältesten Perioden unsere Hoffnung auf künftige Ausgrabungen an Ort und Stelle und auf die Erschließung noch unbekannter portugiesischer Quellen setzen. Die gedruckten Nachrichten sind, zumal aus der Zeit vor B l o m e r t und v a n N y e n d a e l, zu geringfügig, um mehr als die schon verwerteten Hinweise herzugeben; wenn z. B. die Dachvögel zuerst von B l o m e r t, d. h. um 1644 beschrieben werden,²⁴¹⁾ so sind die früheren Berichte zu dürftig, um aus ihrem Schweigen etwa schließen zu können, daß sie zu deren Zeit nicht vorhanden gewesen wären. Und ebensowenig hilft uns die an sich wohl richtige Annahme, daß die über den Vornehmen gehaltenen Schirme jünger seien als die Schilde. Erstere treten zwar erst auf den jüngeren Elfenbeinsachen wie Abb. 606 A und den Holzplatten wie Taf. 124 auf; wenn aber v. L u s c h a n daher ihre Darstellung auf

²⁴⁰⁾ Viele dieser Bemerkungen konnten aber bereits von mir ausgewertet werden.

²⁴¹⁾ M S. XXIII.

der Abbildung *Dappers* als Anachronismus des Zeichners betrachten möchte,²⁴²⁾ so ist dagegen zu erinnern, daß schon *D. R.* von Schirmen neben den großen Schilden spricht, die über die Edelleute von ihren Knappen gehalten wurden,²⁴³⁾ und sie demnach bei *De Bry* Taf. 23 bereits abgebildet werden.²⁴⁴⁾ Schirme waren also bereits um 1600 vorhanden und entfallen mangels früherer näherer Nachrichten als chronologisches Merkmal.

Ob vertiefte Erkenntnis die Einteilung der Perioden und Abschnitte verändern wird, wage ich nicht zu beurteilen. Die hervorragende Stimmigkeit der *v. Luschanschen* Zeitbestimmungen sowohl untereinander wie mit den Daten der absoluten Chronologie, auf die ich hier nochmals hinweisen möchte, läßt zunächst nur eine gewisse künftige Verschiebung einiger Jahreszahlen voraussehen. Ihre sonst ganz reibungslose Zusammenstellung hätte nur in einem einzigen, bisher nicht erwähnten Falle zu einer Schwierigkeit geführt, bei der Messingfigur eines Radfahrers *Abb. 480*, die *v. Luschans* S. X als „modern“ bezeichnet, die also in unsern Abschnitt *Va* einzuordnen wäre, aber selbstverständlich erst im späten 19. Jahrhundert entstanden sein kann und etwa nach *Vd* zu setzen wäre, wenn sie überhaupt in Benin nicht nur erworben, sondern auch entstanden ist; *v. Luschans* selbst denkt aber eher an eine Herkunft aus *Aschanti* (S. 331), und so kann der überdies sehr nebensächliche Gegenstand besser ganz aus der jetzigen Erörterung ausscheiden. Zu allem, was wir über das stilistische Verhältnis der beiden Kunstbezirke wissen, würde es nur passen, wenn ein Gegenstand, der in *Aschanti* aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammt, in Benin dem Anfang desselben angehören müßte (vgl. jedoch *Ann.* 179).

Ich gebe nun noch eine tabellarische Übersicht aller im Vorstehenden verzeichneten Zeitbestimmungen, einesteils um sozusagen als Register zu dem nach Abschnitten geordneten Text und als erstes Hilfsmittel bei der Zeitbestimmung von Sammlungsstücken zu dienen, andernteils (und darin besteht der selbständige Wert der Tabelle) weil nur von solcher Zusammenstellung aus die innere Kritik der bisherigen Chronologie und deren weiterer Ausbau in Angriff genommen werden können. Zum Beispiel fordern Lücken in der Zeitverteilung verwandter Gruppen von Gegenständen unmittelbar dazu auf, sowohl diese erneut auf die Möglichkeit eines engeren Zeitzusammenhangs zu untersuchen, als auch unter den unbestimmten Stücken nach solchen sich umzusehen, die andernfalls als Überträger der Tradition in Betracht kommen können. Auch um die Frage des Materialwandels bei gewissen Kategorien zu studieren, gibt die Tabelle schon einigen Aufschluß; während eine entsprechende Umgruppierung ganz nach dem Gesichtspunkt des verwendeten Materials auch darin Zeitlücken aufweisen würde, die zu erneuten Vergleichen führen müssen, aus denen gleichfalls sich weitere Möglichkeiten zur Einordnung unbestimmter Stücke ergeben dürften. Schließlich soll die Tabelle auch neue Untersuchungen über den zeitlichen Wandel der Trachten usw. unterstützen; sie würden sich um so lohnender gestalten, als die Wiedererrichtung des Königstums 1914 ein unerwartet starkes Aufleben des höfischen Zeremoniells mit vielen der zuletzt gebräuchlichen Abzeichen mit sich gebracht hat, deren genaue Aufnahme als drittes, neben Ausgrabungen und der Aufsuchung alter Quellen wichtiges Desiderat der künftigen Beninforschung entschieden baldigst zu wünschen ist.

²⁴²⁾ S. 251 f. *Ann.*, vgl. auch S. 399.

²⁴³⁾ *RD* S. 29, *LR* S. 107, vgl. *M S.* VIII u. XIII.

²⁴⁴⁾ *LR* S. 159.

Abschnitt	I	II	IIIa	IIIb	IIIc	IVa	IVb	IVc	Va	Vb	Vc	Vd
von bis	1140 1360	1360 1500	1500 1575	1575 1648	1648 1691	1691 1750	1750 1795	1795 1819	1820 1854	1854 1887	1888 1897	1897 x
1.—5. Platten mit Europäern und Eingeborenen .		1*	× ×	+	*2 1*				1?			
10. A durchbrochene Schildplatten .				5.		*1.—*4.						
10. B gefensterter Platten			1. 2.									4.
11. Große Rundfiguren v. Menschen	J*		KC	B?	D L	*M *G 1*						
11. A desgl. von Europäern				2.			1.3.4.*					
12. Kleinere Rundfiguren v. Menschen u. Tieren						8.*—18.*						
13. A Gruppen auf Vierecksockeln .				1. 2.	× ×	*17. *18.						
13. B Gruppen auf Rundsockeln		*10		4. 5. 9.		*1.—*3. *6. 7.* 8.*						
14. Von Sockeln abgebroch. Figuren				1		D*A3.*A6.*	× J	A 5.				
15. Späte Figuren u. Gruppen, auch späte Hühner u. andere Vögel .						*+ ×*	×	?	—	—		
17. Gr. Bronzehähne				×								
18. Gr. Schlangen bzw. -köpfe					×							
19. Flügelköpfe (König)				×	×							
20. Spitzhaubenköpfe (Königinmutter)				×	×							
21. Andere große Köpfe m. Plinthe					×							
22. Andere weibliche Köpfe		C*	D	A	?	B						
23. Männlich. Köpfe, porträtartig		9*										
24. Vereinzelt untypische Köpfe		1H*	*AF?	F?				I				
25. Turbangewinde												
26. Glocken	FGH		× ×	C		+			+			
27. Maskenanhänger mit Halskrause			×									
27. G Schlechte Maskenanhänger								+	*2			+
28. Tiermaskenanhänger						*D						
29. Schildförmige Anhänger	I		ABC D 1.-6.	E		D 7.* 8.*						
30. Armبänder			H?	K H?	K? H	I		F				
31. Schmale Armreifen										G		
32. E Fingerringe												
36. A Henkelkannen			1.—5.									

Abschnitt	I	II	IIIa	IIIb	IIIc	IVa	IVb	IVc	Va	Vb	Vc	Vd
von	1140	1360	1500	1575	1648	1691	1750	1795	1820	1854	1888	1897
bis	1360	1500	1575	1648	1691	1750	1795	1819	1854	1887	1897	x
36. H Bronzeflaschen					1	*+ 1*	1	1				
36. L Bronzetopf .						×						
36. M Bronze- Schemelbüchse												
36. P Köpfe m. Fuß.								×				
37. Mankala (Holz) .										×		
41. Repoussierte Ar- beiten						*EAC*D*	C	C1B*	×	B	*1B 2B*	
42. A Kämmen . . .							Elfenb.					Holz
42. B Haarnadeln .										Messing		
42. C Fächer usw. .				Bronze			1 Brz.		Leder	E		
43. Gegoss. Schei- ben und Teller .								×				
44. Ada-Originale . Dolche Eisenspitzen . .						*+ 1*				+	×	
45. Köcher										1		
47. B „Stammbäume“				1	?	×						
47. C Rasselstäbe .				Bronze		*+ Holz	×	×		1Brz.		
48. Zeremonial- geräte						*E						
49. „Tanzstäbe“ . .							×			2.		
50. Verzierte Ele- fantenzähne . .			?	×	×	×			(×)			
51. Querhörner aus Elfenbein						×	×	×				
52. Elfenbeinköpfe.						?*	?					
54. Rundschemel Holz „ Bronze				×	×							
				2.	1.?							
55. Büchsen usw. aus Elfenbein . dgl. aus Holz . Holzkästen . . .				B 2. A 1.*-5.* 7.* B 1.*	A*6							
56. Geschnittze Stäbe						×	×	×				
57. dgl. Kokos- schalen						×	×	×				
58. „ Stühle . . .						?	?	?	1	1	×	
„ Bretter											+	
„ Kisten									1		1	
„ Türen						×			1*			
„ Spiegel- rahmen						*1	×					
59. Holzköpfe und Holzvögel							×	×	×			
61. Geschnittze Ruder												×
63. Löffel				Elfenbein					Messing	Holz		
Trommeln											×	×
Kanone												
Vorhängeschloß												
Glockenkopf												
Lpz.						×						
Tabakspfeifen .						*1	×					

Tab. 3. Zeittafel von Benin-Altertümern.

Die Reihenfolge der Gegenstandsgruppen ist diejenige v. Luschans, die vorgesezte Zahl seine Kapitelnumerierung. Ausschließliches \times bezeichnet das Vorkommen einer Gruppe in einer einzigen Spalte; erscheint neben \times die Signatur $\times\times$, so gehört die Mehrzahl der Gegenstände in die letztere Zeitspalte. Ist die Verteilung der Gruppe auf mehr Spalten bekannt, so ist z. T. die Anzahl solcher Gegenstände direkt angegeben (Zahlen ohne Punkt), sonst bezeichnet + das Auftreten einiger bis mehrerer derselben. Im übrigen ist nach Möglichkeit die Verteilung nach Untergruppen mit den großen Buchstaben und (bzw. oder) mit der Reihenfolge des v. Luschanschen Textes (Zahlen mit Punkt) angegeben. Die nicht näher abzugrenzende Zeitstellung einzelner Gruppen oder Gegenstände über maximal mehrere Spalten ist durch wagerechte Striche unterschieden, gegebenenfalls verdoppelt in der wahrscheinlicheren Zeitspalte. Wo eine nähere Unterscheidung innerhalb der einzelnen Zeitspalte möglich war, ist bei älteren Gegenständen ein Sternchen vor, bei jüngeren Gegenständen ein Sternchen nach der Signatur beigefügt. Vielfach enthält der Text noch näheres. Über die bei vL erwähnten Dinge hinausgehende Angaben betr. der seit 1897, d. h. in der Gegenwart zu Benin noch hergestellten Gegenstände würden, solange die von N. W. Thomas zusammengebrachte ethnographische Sammlung nicht veröffentlicht ist, nach den bisher vorliegenden Mitteilungen nur zufällig und unvollständig sein können, und sind daher absichtlich unterblieben.

Bestattungsweise der Steinzeitmenschen Japans.

Seinem teuren Freunde Geheimen Medizinalrat
Prof. Dr. Hans Virchow
gewidmet.

Von

Yoshikiyo Koganei,

Emer. Professor der Anatomie an der K. Universität zu Tokyo.

Daß in den Muschelhaufen, der gewöhnlichsten Art von Fundstätten aus der neolithischen Kulturepoche Japans, menschliche Knochen gefunden werden, ist schon seit der Zeit der ersten Entdeckung solcher Muschelhaufen bekannt. Diese geschah nämlich durch Morse²⁰⁾ gleich nach seiner Ankunft in Japan im Jahre 1877 in Omori bei Tokyo, wobei er zusammen mit Tierknochen und verschiedenen Gegenständen, wie Tonwaren, Steinwerkzeugen, Knochen- und Geweihgeräten, schon eine Anzahl von Menschenknochen zutage förderte. Seitdem sind weitere Funde menschlicher Knochen aus verschiedenen Muschelhaufen von mehreren Forschern berichtet worden. Sie waren aber alle nur einzelne Teile von Skeletten, meist nur recht ungenügende Bruchstücke, woran jedoch bereits einige wichtige charakteristische Merkmale konstatiert werden konnten (s. Koganei¹⁶⁾). Auch wurde ihnen von seiten der Gräber nur wenig Beachtung geschenkt, deren Interesse ja mehr auf die verschiedenen Gegenstände als auf Menschenknochen gerichtet war.

Ein einigermaßen gut erhaltener Schädel wurde von Obayashi²⁸⁾ in den Muschelhaufen von Hirai, Kreis Hoi, Prov. Mikawa, gefunden. Dieser Schädel wurde durch Ono 1901 nach Tokyo gebracht. Da aber die näheren Umstände der Hebung nicht bekannt sind, so wurde seine Authentizität als nicht sicher bezeichnet. Da ich aber bei meiner Untersuchung einige charakteristische Merkmale ausfindig machen konnte, so habe ich ihn in meine Serie von Steinzeitschädeln eingezählt. Durch die Hebung einer großen Zahl von Skeletten aus demselben Muschelhaufen im Sommer 1922 durch Kiyono^{14a)} wurde seine Echt-

heit über allen Zweifel erhoben. Im Jahre 1904 wurden bei Gelegenheit eines Ausfluges der Anthropologischen Gesellschaft nach den Muschelhaufen von Horinouchi, Dorf Kokubu, Kreis Higashikatsushika, Prov. Shimosa, das Bruchstück eines Unterkiefers, ein rechtes Darmbein, ein rechtes und ein linkes Schenkelbein (das rechte ist ziemlich komplett) und ein linkes Schienbein gefunden, die einem und demselben Individuum zuzugehören scheinen, deren Lagerungsweise aber nicht näher bekannt ist, worüber ich ^{17a)} kurz berichtet habe.

Ein ganzes Skelett in guter ungestörter Ordnung hat zuerst Takashima in demselben Jahre (oder 1905) aus denselben Muschelhaufen gehoben. Nun folgten 1906 die zwei kompletten Skelette und drei Schädel von Munro ²⁷⁾, die er durch gründliche Ausgrabungen der Muschelhaufen von Mitsusawa bei Kanagawa erhalten hat. In diesem Jahre hat auch Mizutani einen Schädel in den Yoyama-Muschelhaufen gefunden (Adachi ¹⁾). Dann ist ein Skelett zu erwähnen, welches aus den Muschelhaufen Kasori, Dorf Miyako, Kreis Chiba, Prov. Shimosa, bei Gelegenheit eines Ausfluges der Anthropologischen Gesellschaft nach denselben 1907 gehoben wurde.

Eine große Menge von Skeletten, wenigstens 23, wurden nun aus Muschelhaufen Nakasawahama in den Jahren 1907/8 von Nonaka gesammelt, die teils von ihm selbst, teils während seiner Abwesenheit gehoben worden sind. Sie sind in der Sammlung des Prinzen Nijo aufbewahrt. Im Jahre 1908 hat Nonaka noch ein Skelett in den Muschelhaufen Ososawa, Dorf Otomo in demselben Kreise, gefunden; dieses Skelett befindet sich jetzt im Anthropologischen Institut zu Tokyo. In den Jahren 1908/9 hat Takashima ³⁵⁾ durch ausgiebige Ausgrabungen der Muschelhaufen Yoyama, Dorf und Kreis Unakami, Prov. Shimosa, mehr als 10 (etwa 13) Skelette an den Tag gebracht. Sie befinden sich durch die Güte des Herrn Takashima sämtlich bei mir, zusammen mit zwei Skeletten, die gleichfalls von Takashima ³⁶⁾ 1909 aus den Muschelhaufen Fukuda (-Yakushido), Dorf Osuga, Kreis Inashiki, Prov. Hitachi, ausgegraben worden sind. Durch die Funde von Nakasawahama und Yoyama wurde dargelegt, daß die menschlichen Skelette in den Muschelhaufen in großer Anzahl dicht beisammen vorhanden sind. Im Jahre 1911 hat Takahashi in den Muschelhaufen Kashiwai, Dorf Okashiwai, Kreis Higashikatsushika, Prov. Shimosa, ein Skelett ausgegraben und mir zugeschickt. Dann kommt eine kleine Zwischenzeit, in welcher man aus unerklärlichen Gründen von Funden menschlicher Skelette nichts hörte.

Erst im Jahre 1916 wurden bei Gelegenheit der Regulierung der Ackerfelder die Muschelhaufen Ataka, Dorf Toyota, Kreis Shimomatsuki, Prov. Higo (Kyushu), unweit von Kumamoto, aufgeworfen und dabei kamen nun wieder eine große Anzahl von Menschenknochen ans Tageslicht. Yamasaki ³⁹⁾ hatte die Knochen sorgfältig gesammelt, bzw. selbst ausgegraben. Die Zahl der Individuen ist nicht genau zu bestimmen, Yamasaki schätzt sie aber auf etwa 50.

Dann folgen die gründlichen Ausgrabungen der Fundstätte Ko, Dorf Domyoji, Prov. Kawachi, nahe bei Osaka, die wohlbemerkt kein Muschelhaufen ist. Sie nahmen die Jahre 1917 bis 1920 in Anspruch und geschahen von verschiedenen Seiten; Hamada ^{3, 4)}, Hasebe ⁸⁾, Torii ³⁷⁾, Iwai ⁹⁾, Ogushi ²⁹⁾, Kiyono ^{13c)} und Koganei mit Shibata und Matsumura.*) Nach den Berichten der einzelnen

*) Über die nähere Beschreibung der Ko-Fundstätte sei auf meine Arbeit: „Künstl. Deformation des Gebisses bei den Steinzeitmenschen Japans. Mitt. med. Fak. Tokyo, 28. Bd. S. 439“ verwiesen.

Gräber steigt die Gesamtzahl der Skelette, die aus dieser nur etwa 5 ar betragenden Fundstätte gehoben worden sind, auf die unerwartete Höhe von etwa 75, nämlich Hamada (I. Ausgrabung) 3, Torii (Koganei^{17b}) etwa 3, Ogushi 36, Koganei 21, Hamada (II. Ausgrabung) 7, Kiyono 5.

Eine bis dahin noch nicht dagewesene Reichhaltigkeit der Ausbeute brachten die Ausgrabungen der Muschelhaufen von Tsukumo, Dorf Oshima, Kreis Asaguchi, Prov. Bitchu, die von Ogushi²⁹), Kiyono¹¹), Hasebe^{7c}) und anderen ausgeführt wurden. Die Zahl der Skelette beträgt im ganzen etwa 166. Die Zahlenanteile für jeden Gräber und die Daten, sowie die Beschreibungen dieser Fundstätte überhaupt stehen in „Report upon Archaeol. Research. Kyoto Imp. Univ. Vol. 5, 1920“.

Im Norden hat Matsumoto im Jahre 1918 aus den Muschelhaufen auf der Insel Miyatoshima in der Matsushima-Bai, Prov. Rikuzen, 13 Skelette²²) und im Jahre 1919 aus den Muschelhaufen von Aoshima, Dorf Minakata, Kreis Tome, Prov. Rikuzen, 14 Skelette²³) erhalten. Hasebe^{7a}) bekam in demselben Jahre aus den Muschelhaufen Hosoura, Dorf Suyesaki, Kreis Kesen, Prov. Rikuzen, ein Skelett.

Aus den Muschelhaufen Todoroki (-Miyanosho), Kreis Udo, Prov. Higo, brachte im Jahre 1917 Suzuki³⁴) 2, 1919 Kiyono¹²) 18, 1920 Hasebe (s. Hamada usw.⁵) etwa 20 Skelette ans Licht. In diesem Jahre hat Sakakibara³²) aus den Muschelhaufen Shijimizuka, Dorf Irino, Kreis Hamana, Prov. Totomi, ein Skelett erhalten; aus demselben Muschelhaufen brachte Kiyono^{14b}) durch nachträgliche Ausgrabung im Jahre 1922 noch zwei Skelette heraus. Noch im Jahre 1920 wurden durch Fukuhara und Shimada²) aus den Muschelhaufen Kaigarazuka, Dorf Obiye, Kreis Kozima, Prov. Bizen, mehr als 10 Skelette erhalten.

Kiyono, der eifrigste Sammler menschlicher Skelette aus der Vorzeit, hat in letzten Jahren an verschiedenen Orten zum Teil großartige Ausgrabungen unternommen. So hat er im Jahre 1920 aus den Muschelhaufen Tsubuye(-Funamoto), Kreis Kojima, Prov. Bizen, 14 Skelette,^{13b}) aus den Muschelhaufen Koinosho, Dorf Sugau, Kreis Tsukubo, Prov. Bitchu, 4 Skelette,^{13a}) aus den Muschelhaufen Nishiatata, Dorf Ataka, Kreis Shimomasuki, Prov. Higo, 3 Skelette^{13d}) gehoben. Das Jahr 1921 fällt wegen seiner Reise nach Europa und Amerika aus. Im Jahre 1922 seine Arbeit wieder fortsetzend, förderte er aus den Muschelhaufen Kameyama(-Kawachi), Stadt Fukuye, Kreis Atsumi, Prov. Mikawa, 23 Skelette^{13c}), aus den Muschelhaufen Shimokusuda(-Oi), Dorf Futagawa, Kreis Miike, Prov. Chikugo, durch zweimalige Ausgrabungen 1920 und 1922 5 Skelette,^{13c}) aus den Muschelhaufen Ono, Dorf Tonoo, Kreis Shimomasuki, Prov. Higo, 1 Skelett^{13c}) zu Tage. Im Sommer 1922 hat Kiyono^{14a}) durch gründliche Ausgrabung der Muschelhaufen von Hirai(-Inariyama), Dorf Kosakai, Kreis Hoi, Prov. Mikawa, aus welchen der oben erwähnte Schädel Obayashi her stammt, aus einem Areal von 3 Ar 51 Skelette gehoben. Im Herbst 1922 hat Kiyono^{14c}) eine großartige Ausgrabung von Muschelhaufen zu Yoshigo(-Yazaki), bei der Stadt Tawara, Prov. Mikawa, unternommen und brachte aus einem Areal von nur etwa 7 Ar, auf welchem Maulbeersträucher und Gemüse kultiviert worden waren, 236 Skelette an den Tag. Durch die im nächsten Jahre¹⁵) erfolgte Nachgrabung kamen von neuem 66 hinzu, also aus dieser nur einen Fundstätte zusammen 302 Skelette, eine erstaunliche Zahl. In bezug

auf den Reichtum an Skeletten nimmt Yoshigo bis jetzt die hervorragendste Stelle unter den Fundstätten ein.

Im Jahre 1922 kamen bei Gelegenheit von Erdarbeiten aus den Muschelhaufen Takasaka, Stadt Uraga, Prov. Sagami, 2 Skelette zum Vorschein; auf diese Nachricht gingen Matsumura und Komatsu²⁵⁾ sofort hin und brachten dieselben nach Tokyo ins Anthropologische Institut.

Im Oktober 1922 habe ich mit Shibata durch Ausgrabungen des Muschelhaufens Ikawazu, am shintoistischen Schrein Shimmeisha, Dorf Izumi, Kreis Atsumi, Prov. Mikawa, aus einem Areal von etwa 2 Ar 23 Skelette, und im November mit Oyama aus den Muschelhaufen von Hobi(-Hiragi), Stadt Fukuye in demselben Kreise, aus einem Areal von etwa 4 Ar 12 Skelette erhalten.

Soviel kann ich nach den Berichten von verschiedenen Forschern und eigenen Erfahrungen zusammenstellen. Die Gesamtzahl der bis jetzt aufgedeckten Skelette erreicht schon die stattliche Zahl von beinahe 900. Darunter sind, wie leicht verständlich, eine große Zahl von recht mangelhaften Skeletten, die nur durch wenige Bruchstücke vertreten sind. Für solche Skelette sind die näheren Umstände der Bestattungsweise natürlich nicht aufzuklären. Auch für viele verhältnismäßig komplette Skelette konnten diese bei den Ausgrabungen nicht näher festgestellt werden. So reduziert sich die Zahl derjenigen Skelette, an denen die verschiedenen Umstände der Bestattung sich mehr oder weniger ausfinden lassen, auf verhältnismäßig wenige. Zuerst sei über die Tiefenlage der Skelette etwas gesagt.

I. Die Tiefenlage der Skelette.

Bezüglich der Tiefenlage der Skelette führe ich folgende Beispiele an. Die Skelette von Nakasawahama waren 60 cm unter der Oberfläche gelegen (mündl. Mitteilung von Nonaka), die von Yoyama 2 m (Takashima³⁵⁾). In der Fundstätte Ko 0,3—1 m (Hamada^{3, 4)}, Iwai⁹⁾, Koganei¹⁹⁾; in Miyatoshima von der Oberfläche bis zum Schädel gemessen 25—70 cm (Matsumoto²²⁾); in Tsukumo von 45 cm bis 1,5 m (Kiyono¹¹⁾, Ogushi²⁰⁾, Hasebe⁶⁾). In Todoroki im allgemeinen etwa 60 cm, aber stellenweise 30 cm oder 1 m Tiefe erreichend (Kiyono¹²⁾); in Nishiataka etwa 1 m (Kiyono^{13d)}). Das Shijimizuka-Skelett Sakakibaras³²⁾ lag etwa 1 m tief, die beiden Kiyonos^{14b)} 60 cm und 1,4 m. In Yoshigo war die Tiefenlage der Skelette sehr verschieden (Kiyono^{14c)}). In Ikawazu im allgemeinen etwas weniger als 1 m und in Hobi sehr seicht, 30 cm oder stellenweise sogar kaum 20 cm (Koganei).

So sind die Skelette in Muschelhaufen in sehr ungleicher Tiefe gelegen. Zuweilen ganz seicht, so daß sie beim Ackerbau sehr leicht von den Pflugspitzen berührt werden können; in solchen Fällen befinden sich die Skelette gewöhnlich in sehr schlechtem Erhaltungszustande. Wie aus den erwähnten Tiefenlagen leicht zu vermuten, sind die Skelette gewöhnlich von den Wurzeln der Ackergewächse oder Bäume umspannen. Die Tiefenlage der Skelette zur Zeit der Ausgrabung hat aber für die Frage der Bestattungsweise überhaupt wenig Bedeutung, da an der Oberfläche zur Regulierung der Ackerfelder oder sonst oft künstliche Eingriffe stattgefunden haben werden oder während der langen Zeit seit der Bestattung auch Veränderungen durch Natureinflüsse angenommen werden können.

II. Die Lagerungsschichten der Skelette.

Die Flächenausdehnung von Muschelhaufen ist von verschiedenster Größe, von einigen Ar bis zu mehreren Hektar. Bei großen Muschelhaufen ist es schwer zu entscheiden, ob man von einem oder mehreren sprechen soll, da die Grenzen kaum zu bestimmen sind. Die Schichtenfolge von Muschelhaufen ist aber gewöhnlich ganz einfach. Entweder liegen die Muscheln an der Oberfläche bloß, so daß die Muschelhaufen von weitem durch ihr weißes Aussehen als solche erkannt werden können, oder eine Schicht von dunklem Humus von verschiedener Dicke bedeckt sie. Die Muschelschicht, die mehr oder weniger mit Erde gemischt oder manchmal wie nur aus Muscheln erscheint, ist gleichfalls von sehr verschiedener Dicke. Unterhalb der Muschelschicht kommt wieder eine dunkle Erdschicht, welche oft noch etwas mit Muscheltrümmern gemischt sein kann. Diese Schicht ist als die eigentliche oberste Schicht vor der Bildung der Muschelhaufen zu betrachten, und in dieser Schicht, wie wir weiter sehen werden, sind gewöhnlich die menschlichen Skelette enthalten. Darunter erscheint je nachdem rötlicher oder gelblicher Lehm, Sand, Kies u. dergl., die nunmehr die Grundsicht bilden, welche nichts enthält. Im folgenden seien authentische Beispiele, welche die Lagerschichten von Skeletten zeigen, angeführt.

Das einzige Skelett von Horinouchi soll inmitten der Muschelschicht horizontal gelegen haben, wobei namentlich die regelmäßige Reihe der Wirbelknochen aufgefallen ist (mündl. Mitteilung von Takashima). Die beiden Skelette von Mitsusawa lagen unterhalb der Muschelschicht, das eine in der dunklen Erdschicht dicht oberhalb der roten Lehmschicht, in diese etwas eindringend, das andere über der mit etwas Muscheln vermengten dunklen Erdschicht (Munro²⁷). Das Kasori-Skelett lag unterhalb der Muschelschicht in der dunklen Erdschicht (mündl. Mitteilung von Gräbern).

Die Skelette von Nakasawahama befanden sich auf der Höhe der Düne in Sand; an dieser Stelle sind keine Muscheln vorhanden; die Muschelschicht beginnt etwas unterhalb, nach dem Fuße allmählich dicker werdend; das Skelett von Ososawa unter einer etwa 30 cm dicken Muschelschicht (beides mündl. Mitteilungen von Nonaka). Die Skelette von Yoyama lagen alle unterhalb der Muschelschicht in der 15–20 cm dicken Sandschicht, einige davon waren eigentlich schon außerhalb der Muschelhaufen, wo also über den Knochen eine Muschelschicht nicht mehr vorhanden ist (Takashima³⁵). Die Skelette von Fukuda fanden sich gleichfalls unter der Muschelschicht (Takashima³⁶).

Die größte Mehrzahl der Ataka-Skelette lagen unter der Muschelschicht; es waren aber auch solche vorhanden, welche sich inmitten oder im oberen Teile der Muschelschicht befanden (Yamasaki³⁸). Kiyono^{13d}) sagt bezüglich der Skelette aus diesen Muschelhaufen „im untersten Teil der Muschelschicht“. Die Ko-Skelette befanden sich alle in der dunklen Erdschicht unterhalb der Fundschicht, welche allerlei Gegenstände beherbergt; darunter folgt die gelbrötliche Lehmschicht mit Kies, die schon Grundsicht ist (Hamada^{3, 4}), Iwai⁹), Koganei¹⁹). Die Muschelhaufen von Miyatoshima sind von fast 7 m Dicke und bestehen aus mehreren Schichten; die Skelette lagen sowohl in oberen als auch in unteren Muschelschichten, sowie in der Zwischenmuschelschicht (Matsumoto²²). Die Aoshima-Skelette waren unter-

halb der Muschelschicht in einer tiefdunklen etwas Muscheln enthaltenden Schicht gelegen (Matsumoto²³).

Die Skelette von Tsukumo kamen in großer Mehrzahl aus dem unteren Teil der Muschelschicht oder unterhalb derselben zum Vorschein; nur in Minderzahl waren sie in der Humusschicht oder im oberen Teil der Muschelschicht; zum Teil aber lagen sie auch in solchen Stellen, wo fast keine Muscheln mehr vorhanden sind (Kiyono¹¹). Beim Tsubuye-Muschelhaufen wurde zum Zweck der Ebnung des Bodens die obere Schicht abgetragen und nur der unterste Teil der Muschelschicht ist zurückgeblieben und in dieser waren die Skelette enthalten (Kiyono^{13b}). Die Todoroki-Skelette lagen zu unterst der Muschelschicht bis in die darunter folgende dunkle Erdschicht hinein (Kiyono¹²). Das Shijimizuka-Skelett Sakakibaras³² lag unter der Muschelschicht von einem Steinhaufen bedeckt (siehe unten); von den beiden Skeletten Kiyonos^{14b} das eine inmitten der Muschelschicht, das andere aber unterhalb derselben. Beim Kameyama-Muschelhaufen lagen die Skelette zu unterst der Muschelschicht da wo diese eben aufhört, auch in der dunklen Erdschicht außerhalb der eigentlichen Muschelhaufen (Kiyono^{13c}). Die Shimokusuda-Skelette lagen im untersten Teil der Muschelschicht oder in der Humusschicht in der Nähe von Muschelhaufen (Kiyono^{13c}). Für die beiden Skelette von Takasaka konnten Matsumura und Komatsu²⁵ konstatieren, daß sie unter der Muschelschicht gelegen waren.

In Hirai scheint die eigentliche Muschelschicht abgetragen worden zu sein; unter der 30 cm dicken Schicht von Gartenerde folgt eine dunkle sandige Schicht von sehr verschiedener Dicke (50 cm bis über 1 m) mit mehr oder weniger Muscheln; die untere Grenze dieser Schicht ist wellenförmig und gerade im Wellental waren die Menschenknochen gelegen; darunter folgt rötliche Kiessandschicht, die keine Überreste mehr enthält (Kiyono^{14a}). Die Lagerungsschicht der Skelette in Yoshigo ließ sich sehr schön nachweisen, indem man durch senkrechten Durchschnitt die Schichtenfolge darlegte, die aus 1. Humus (15—30 cm), 2. Schicht dunkler Erde mit wenig Muscheln (etwa 15 cm oder mehr), 3. eigentlicher Muschelschicht von verschiedener Dicke (15 cm bis über 1 m), mit dunkler Erde mehr oder weniger gemischt und 4. Kiesschicht (keine Überreste mehr enthaltend) besteht. An einzelnen Stellen ist die Muschelschicht mit dunkler Erde trichterförmig in die Kiesschicht eingesunken und hier, aber mehr in der Kiesschicht unterhalb der Muschelschicht sind die Skelette gelegen. An gewissen Stellen hat man auch innerhalb der Muschelschicht Menschenknochen gefunden. Der Bezirk der Lagerstätte von Skeletten deckte sich teils mit den Muschelhaufen übereinander, teils aber nicht (Kiyono^{14c}).

Beim Ikawazu-Muschelhaufen habe ich, abgesehen von den in Unordnung befindlichen Knochenmassen, alle einigermaßen gut erhaltenen Skelette unter der Muschelschicht in der dunklen Erdschicht, die allerdings noch etwas Muscheltrümmer enthält, oder zwischen dieser und der darunter folgenden Sandschicht von gelblicher Farbe gefunden. An der Stelle, wo gerade die Skelette liegen, bildet die sandige Grundschicht meist eine leichte Einsenkung. Die Hobi-Skelette lagen unterhalb der mit Erde gemischten, im allgemeinen nur schwachen Muschelschicht in einer etwas tonigen, mit Muscheltrümmern gemischten Schicht. Darunter ist schon die Grundschicht von gelblichem Lehm. Auch außerhalb der Muschelhaufen habe ich einige Skelette gefunden.

Aus dem Angeführten läßt sich entnehmen, daß die große Mehrzahl der einigermaßen kompletten Skelette unter der Muschelschicht (bei

der Ko-Fundstätte unter der Fundschieht) in einer dunklen Erdschicht liegt. Zum Teil sind sie auch zu unterst der Muschelschicht gelegen. Das Horinouchi-Skelett und einige von Ataka und Tsukumo sollen in der Muschelschicht eingebettet gewesen sein. Zuweilen können die Skelette nicht unter den Muschelhaufen, sondern über die Grenze hinaus außerhalb derselben liegen, wie einige von Yoyama, Tsukumo, Kameyama, Shimokusuda, Yoshigo, Hobi.

III. Die Stellung der Skelette.

Für die früher ausgegrabenen Skelette ist die Stellung der Skelette gar nicht oder nur unvollkommen bekannt. Bei den Nakasawahama-Skeletten waren die Arme an den Rumpf angelegt und die Beine gebeugt. Das Ososawa-Skelett war stark zusammengekauert, so daß Kopf und Beine aneinander standen (beides mündl. Mitteilungen von Nonaka).

Bezüglich der Stellung der Ko-Skelette sind wir von verschiedenen Seiten unterrichtet. Hamada^{3, 4)} und Hasebe^{7c)} schreiben, daß die Skelette gebeugt waren, auf dem Rücken liegend, die Wirbelsäule horizontal oder der Halsteil derselben etwas höher; nach Iwai⁹⁾ und Ogushi²⁹⁾: Arme und Beine mehr oder weniger stark gebeugt, in der Rückenlage; Bauchlage war auch vorhanden, aber nur selten. Unter meinen Skeletten sind von solchen, an welchen die Lageverhältnisse festgestellt werden konnten, nur 10 vorhanden, und alle diese waren in Hüft- und Kniegelenk gebeugt und in der Rückenlage. Das Skelett Nr. 18 war aber in der Mitte des Stammes gebrochen, so daß die Knochen des Ober- und Unterkörpers zum Teil übereinander lagen. Vermutlich ist bei diesem Falle die in der aufrechten Hockerstellung bestattete Leiche nachträglich zusammengefallen. Bei allen sieben, an denen die Stellung der oberen Extremitäten kenntlich ist, waren diese gleichfalls gebeugt.

Von den 13 Skeletten von Miyatoshima waren, mit Ausnahme von nur einem in der Bauchlage, alle in der Rückenlage, in der Mehrzahl die rechte Seite etwas nach unten gekehrt, nur in 3 Fällen links nach unten; die unteren Extremitäten sind stets gebeugt, die oberen nicht übereinstimmend, entweder beiderseits gestreckt oder einerseits gestreckt und andererseits gebeugt, oder beiderseits gebeugt. Im allgemeinen lagen der Kopf und der Oberkörper höher als der Steiß (Matsumoto²²⁾).

Auf Grund reichlichen Materials hat Kiyono¹¹⁾ die Lageverhältnisse der Tsukumo-Skelette sorgfältig untersucht. Danach waren sie unter 59 Fällen meistens gebeugt, nur in 2 Fällen gestreckt; die oberen Extremitäten waren in der Mehrzahl gestreckt. Von den 2 Streckbestattungen waren bei einer die oberen Extremitäten gestreckt, bei der anderen rechts gestreckt, links unbekannt. Im allgemeinen herrscht dann die Rückenlage (54 Fälle), und in häufigeren Fällen ist der Kopf höher gelagert als der Rumpf. Außerdem waren 3 Fälle von aufrechter Hockerstellung und 2 Fälle von Hockern in der Seitenlage vorhanden. Ogushi²⁹⁾ schreibt, daß die Tsukumo-Skelette alle mit Beugebestattung und in der Rückenlage waren; Hasebe^{7c)} gleichfalls. Die Todoroki-Skelette waren alle gebeugt, kein einziges gestreckt; die große Mehrheit in der Rückenlage, nur ein Fall in der aufrechten Hockerstellung, zwei Fälle in der Seitenlage; die oberen Extremitäten in fast allen Fällen gebeugt (Kiyono¹²⁾). Bei den Aoshima-Skeletten waren die Beine stets gebeugt, die gebeugten Beine entweder nach rechts

oder nach links umgefallen, und alle in der Rückenlage (Matsumoto²³). Über das einzige Skelett von Hosoura sagt Hasebe^{7a, c}), daß in der Rückenlage die oberen, sowie die unteren Extremitäten gebeugt und die letzteren nach links umgefallen waren, und fügt hinzu, daß diese Leiche in Hockerstellung bestattet und wegen der Bodengestaltung der Kopf hochgehalten worden sei. Die 14 Tsubuye-Skelette waren sämtlich Beugebestattungen in der Rückenlage (Kiyono^{13b}). Das Shijimizuka-Skelett Sakakibaras³²) hielt seine oberen und unteren Extremitäten gebeugt; die beiden Kiyonos^{14b}) befanden sich in gebeugter, auf dem Rücken liegender Stellung. Die Skelette von Koinosho waren hauptsächlich gebeugt und in der Rückenlage (Kiyono^{13a}). Die große Mehrzahl von Kameyama-Skeletten zeigte Beugebestattung in der Rückenlage, nur in einem Falle Beugebestattung und in der Bauchlage, wobei der Steiß höher als der Kopf gestellt war (Kiyono^{13c}). Die Shimokusuda-Skelette zeigten gleichfalls in überwiegender Zahl die Beugebestattung in der Rückenlage (Kiyono^{13c}). Das einzige Skelett von Ono ebenfalls in Beugestellung und Rückenlage (Kiyono^{13c}).

Die meisten Skelette von Hirai waren gebeugt und auf dem Rücken liegend, aber Fälle von gestreckter Rückenlage nicht so selten (Kiyono^{14a}). Die außerordentlich reichlichen Skelette von Yoshigo waren meistens in gebeugter Stellung und nur selten gestreckt; und die in auf dem Rücken liegender Hockerstellung bestatteten Skelette lagen nicht horizontal, sondern unter Neigung von etwa 60° mit dem höher gelegenen Kopfe oder sogar in aufrechter Hockerstellung (Kiyono^{14c}).

Ich habe unter 17 Skeletten von Ikawazu 10 Fälle in Beugestellung, worunter Skelett Nr. 17., wie das erwähnte Ko-Skelett Nr. 18, in der Mitte der Wirbelsäule gebrochen war, und 7 Fälle gerade gestreckt gefunden. Und alle Skelette in der Beugestellung waren in der Rückenlage; in 5 Fällen (Nr. 10, 17, 20, 21, 22) war der Kopf sicherlich höher gelagert als der Steiß. Unter den gestreckten Skeletten waren fünf in der Rückenlage und zwei (Nr. 11 und 12) in der Bauchlage. Im Falle der Beugebestattung waren die oberen Extremitäten stets gebeugt, die Hände auf der Brust oder nach der Schulter der betreffenden Seite gelegen. Im Falle der gestreckten Bestattung war aber die Stellung der oberen Extremitäten je nachdem verschieden, nämlich bei beiden in der Bauchlage waren sie gestreckt, bei Nr. 15 rechts gebeugt, links gestreckt, bei Nr. 16 rechts gebeugt, links gestreckt, bei Nr. 18 rechts gestreckt, links unbekannt, bei Nr. 19 rechts gebeugt, links gestreckt, bei Nr. 23 beiderseits gebeugt. Daß in 3 Fällen die oberen Extremitäten rechts gebeugt und links gestreckt sind, ist vielleicht nicht zufällig. Unter den Hobi-Skeletten waren die Streckbestattungen verhältnismäßig häufig, nämlich unter 9 Skeletten waren zwei (Nr. 2, 13) gebeugt, vier (Nr. 3, 7, 16, 18) gestreckt, ferner eins (Nr. 6) in den Hüftgelenken gestreckt und in den Kniegelenken gebeugt, eins (Nr. 8) in Hüft- und Kniegelenken nur mäßig gebeugt, bei einem (Nr. 11) die Stellung der unteren Extremitäten unklar. Die Stellung der oberen Extremitäten war sehr verschieden: bei den beiden gebeugten Skeletten die oberen Extremitäten gebeugt, bei den gestreckt bestatteten in 1 Falle (Nr. 3) beiderseits gebeugt, in den übrigen 3 Fällen gestreckt. Bei Nr. 6 (mit Muschelringen an den Vorderarmen) und Nr. 8 beiderseits gebeugt; bei Nr. 11 rechts gebeugt, links gestreckt. Alle waren in der Rückenlage.

Im großen ganzen ist in allen Fundstätten, ausgenommen nur Hobi, die gebeugte Stellung der Skelette in der Rückenlage am häufigsten. Die unteren Extremitäten sind in Hüft- und Kniegelenken stark gebeugt und an den Leib angelegt, die Füße in der Gegend der Sitzknorren gelegen, die Knie nach einer oder der anderen Seite hin mehr oder weniger geneigt. Also die Skelette befinden sich in Hockerstellung; aber der Stamm liegt fast horizontal: auf dem Rücken liegende Hocker. Aber sehr häufig kann man konstatieren, daß



Abb. 1. Tsukumo-Skelett ♂ Ad. (Nach Kiyono¹¹⁾, Taf. IV.)

der Kopf, resp. der Oberkörper höher gelagert ist als der Steiß: mit dem Rücken angelehnte Hocker. Selten trifft man aufrechte Hockerstellung: sitzende Hocker. Ebenso selten hat man auch rechte oder linke Seitenlage gefunden. Die Bestattung in der Bauchlage, sowohl in der gebeugten, wie je ein Fall von Miyatoshima und Kameyama, als auch in der gestreckten Haltung, wie die beiden Fälle von Ikawazu, ist als eine höchst seltene Ausnahme zu betrachten. Die Lage der Schädel verhält sich sehr verschieden. In den meisten Fällen sieht das Gesicht, entsprechend der Lage des Stammes, nach oben oder mehr oder weniger nach einer Seite hin. Häufig steht der Scheitel nach oben in stark nickender Stellung des Kopfes. Sehr selten ist die gestreckte Lage; hierin scheint aber großer örtlicher Unterschied vorhanden zu sein. Unter den Ikawazu-, namentlich aber unter den Hobi-Skeletten war sie sehr häufig.

Die Stellung der oberen Extremitäten ist sehr verschieden. Bei der Beugstellung sind sie in der Regel gebeugt. Ein örtlicher Unterschied mischt sich aber hier wiederum ein; bei sämtlichen Ikawazu-Skeletten in der Beugstellung waren sie gebeugt, während sie bei Tsukumo-Skeletten in vielen Fällen mehr oder weniger gestreckt ge-

gefunden wurden. Bei der allerdings kleinen Zahl von Streckbestattungen sind die oberen Extremitäten teils gestreckt, teils gebeugt, teils einerseits gebeugt und andererseits gestreckt.

IV. Die Richtung der Skelette.

Die Himmelsrichtung, nach welcher das Skelett orientiert ist, wurde anfangs auch nicht besonders beachtet. Betreffs der Nakasawahama- und Ososawa-Skelette habe ich versäumt, Nonaka über diesen Punkt zu fragen. Nach Takashima³⁵⁾ waren unter den Yoyama-Skeletten bei dem einen der Kopf nach W., bei einem anderen nach N. gerichtet, für die übrigen sind keine Notizen vorhanden, aber nach seinen Abbildungen scheint er in der Mehrzahl nach W. oder NW. gerichtet gewesen zu sein, aber der Kopf nach O. ist auch darin vorhanden. Für die Ko-Skelette haben wir genaue Angaben von verschiedenen Forschern. Hamada³⁾ fand den Kopf nach O., NNO. und OSO. je einmal. Nach Iwai⁹⁾ und Ogushi²⁹⁾ in größter Mehrzahl der Kopf nach O., außerdem solche nach S. oder nach W. gerichtete auch vorhanden. Hasebe^{7c)} konnte an 5 Skeletten die Richtung bestimmen und fand den Kopf in der Mehrzahl etwas nach S. abweichend als gerade nach O. gerichtet. Unter meinen elf in bezug auf die Richtung bestimmbar Skeletten war der Kopf 6 mal (Nr. 1, 6, 9, 13, 17, 21) nach O., 3 mal (Nr. 2, 3, 10) nach SO. und je 1 mal nach S. (Nr. 19) und nach WNW. (Nr. 20) gerichtet, also in der Mehrzahl nach O. und SO. Nach Matsumoto²²⁾ war in Miyatoshima die Lage der Skelette verschieden, doch eine vorherrschende Richtung derselben nachweisbar, nämlich unter 13 Fällen der Kopf neunmal nach SO., dreimal nach W. und einmal nach NO. Über die Tsukumo-Skelette haben wir sehr ausführliche Aufzeichnungen von Kiyono¹¹⁾, nämlich unter 54 Skeletten war der Kopf in 12 Fällen nach O., in 4 nach ONO., in 10 nach NO., in 6 nach NNO., in 6 nach N., in 1 nach NW., in 2 nach SW., in 1 nach SSW., sonach am meisten genau nach O. oder dahin geneigt, und keiner nach S. oder W. Ogushi²⁹⁾ sagt, daß die Lage der Tsukumo-Skelette der bei den Ko-Skeletten gleich ist, daß aber der Kopf eher nach NO. oder SO. geneigt war als gerade nach O. Unter Hasebes^{7c)} 19 Skeletten waren neben nach O. gerichteten etwas nach N. abweichende auch vorhanden. Die Richtung der Todoroki-Skelette war nach Kiyono¹²⁾ sehr unbestimmt: der Kopf nach S. oder beinahe S. gerichtet: 4 Fälle, nach SW. 1, nach N. oder beinahe N. 3, nach NW. 2, nach beinahe W. 1. Die Aoshima-Skelette lagen in verschiedenen Richtungen; Matsumoto²³⁾ meint aber, daß die den Kopf nach N. oder nach O. richtenden verhältnismäßig zahlreicher vertreten waren. Hasebes^{7a, c)} einziges Skelett aus Hosoura war ein den Kopf nach S. richtender Hocker. Die Tsubuye-Skelette richteten in der Mehrzahl den Kopf nach O. oder NO. (Kiyono^{13b)}). Der Kopf des einzigen Shijimizuka-Skelettes war von O. etwas nach N. abweichend (Sakakibara³²⁾). Die Mehrzahl der Koinosho-Skelette richtete den Kopf nach N. oder NO. (Kiyono^{13a)}). Unter den Kameyama-Skeletten Kiyonos^{13c)} waren von solchen, an welchen die Lagerungsverhältnisse festgestellt werden konnten, 18 vorhanden; davon verteilen sich die Richtungen des Kopfendes wie folgt: O. 3, NO. 6, N. 2, NW. 2, W. 2, SW. 1, S. 1, SO. 1, somit sehr verschieden, doch O. und NO. in überwiegender Zahl. Die Shimokusuda-Skelette Kiyonos^{13c)} richteten den Kopf in der Mehrzahl gleichfalls nach O. oder NO.; das einzige Skelett von Ono Kiyonos^{13c)} den Kopf nach OSO.; die beiden

Shijimizuka-Skelette Kiyonos^{14b)} den Kopf nach NO. Bei den 33 in bezug auf die Bestattungsrichtung bestimmbaren Skeletten von Hirai waren die Richtungen des Kopfes wie folgt: O. 7, NO. 4, N. 6, NW. 3, W. 1, SW. 1, S. 4, SO. 7. In dieser Fundstätte sind also vom O., NO., SO. abweichende Richtungen verhältnismäßig viel vorhanden (Kiyono^{14a)}. Die Yoshigo-Skelette waren meistens mit dem Kopfe nach O. oder NO. oder SO. gerichtet (Kiyono^{14c)}. Meine Ikawazu-Skelette ließen an 17 Exemplaren die Lagerungsrichtung bestimmen; die Richtungen des Kopfendes waren wie folgt: N. 8, S. und O. je 4, W. 1. Bei 10 Hobi-Skeletten sehr verschieden: N. 2, NO. 1, ONO. 1, O. 1, SO. 3, W. 1, NW. 1.

Sonach sind die Skelette in sehr verschiedener Richtung bestattet; man hat schon Beispiele aller Richtungen gefunden. Immerhin sind im ganzen die Fälle mit dem Kopfe nach O. am häufigsten; dann folgen die nach SO., NO. und N.; solche gerade nach W. oder S. sind in geringster Zahl vertreten. Hierin sind aber gewisse örtliche Verschiedenheiten zu sehen; so ist in Ko- und Tsukumo-Fundstätten die mit dem Kopf nach O. oder diesem nahestehende Richtung vorherrschend, in Miyatoshima häufiger nach SO., in Ikawazu nach N.; und in Todoroki und Hobi ist die Bestattungsrichtung höchst unbestimmt.

V. Bestattungen besonderer Art.

1. Die Bestattung mit einem Topf auf dem Kopf.

Die Bestattung, bei welcher der Kopf mit einem großen irdenen Topf bedeckt ist, wurde in der Ko-Fundstätte mehrmals beobachtet, was ich¹⁹⁾ schon gelegentlich im Aufsätze über die Zahndeformation kurz auseinandergesetzt habe und deshalb darauf verweise. Der Topf war immer in mehrere Scherben zerbrochen; zum Teil läßt sich vermuten, daß manchmal nicht ein ganzer Topf, sondern größere Scherben dazu verwendet worden sind. Matsumoto²²⁾ führt einen solchen Fall von Kopfbedeckung aus Tsukumo-Muschelhaufen an. Auch Ogushi²⁹⁾ beschreibt solche Bestattungsweise aus denselben Muschelhaufen, die Zahl der beobachteten Fälle ist aber nicht angegeben. Merkwürdig ist, daß unter der großen Zahl der von Kiyono¹¹⁾ aufgedeckten Skelette aus eben diesen Muschelhaufen kein einziger solcher Fall vorhanden war. In neuester Zeit hat Kiyono^{14a)} in Hirai einen Fall beobachtet, bei welchem am Schädel ein größeres Gefäß quer gelegen und der Schädel zur Hälfte in das Gefäß hineingesteckt war, und noch einen zweiten ähnlichen. Beide gehören möglicherweise auch hierher. Aus anderen Muschelhaufen ist solche oder ähnliche Bestattungsweise nicht bekannt. Der Sinn solcher Behandlung kann so vermutet werden, daß der Kopf als wichtigster Teil des Körpers solche Verwahrung erfahren hat, um vor direkter Berührung desselben, namentlich des Gesichtes, mit der Erde zu schützen.

2. Die Urnenbestattung der Kinderleichen.

Eine Bestattungsweise, die in der Bedeutung der vorhergehenden an die Seite gestellt werden kann, ist, daß das Skelett von kleinen Kindern, meist von Säuglingen, in ein irdenes Gefäß eingesetzt gefunden wird. Wir haben schon aus mehreren Muschelhaufen Berichte von dieser Urnenbestattung. Zuerst wurde im Jahre 1907 aus den oben erwähnten Muschelhaufen Nakasawahama vor der Ankunft von Nonaka ein irdener Topf (Dm. am Munde 297, am Bauche 339,



Abb. 2. Ko-Skelett Nr. 19 ♀ Mat. mit einem Topf auf dem Kopf.
 Das Skelett ist noch nur z. T. freigelegt. Rechts davon ist der Schädel des Skeletts
 Nr. 17 ♀ Ad. (gleichfalls noch sehr unvollkommen freigelegt) sichtbar,
 auf dessen Brust ein Stein gelegt ist (der zweite auf dem Bauch ist noch nicht sichtbar).
 Nach Koganei. Matsumura phot.



Abb. 3. Urne mit Kindsskelett, Tsukumo-Muschelhaufen.
 Nach Kiyono¹¹⁾, Taf. XI.

H. 430 mm) ausgegraben. Nach der Angabe des Ausgräbers befand er sich in umgekehrter Stellung, den Boden nach oben, so-daß beim Aufheben desselben die darin enthaltenen Knochen herausfielen (mündl. Mitteilung von Nonaka). Am Unterkiefer dieses Skelettes ist der 1. Milchmolarzahn eben durchgebrochen. Die Urne mit dem

Skelett ist in der Sammlung des Prinzen Nijo aufbewahrt. Dann haben Kiyono¹¹⁾ und Ogushi²⁹⁾ je eine Urne in den Muschelhaufen Tsukumo gefunden; bei beiden stand die Öffnung nach oben. Die Größe der Urne von Kiyono: Dm. des Mundes 363, H. 380 mm (Abb. 3); die von Ogushi: Dm. des Mundes 424 mm. Ogushi erwähnt noch, daß Motoyama bei den Ausgrabungen der Muschelhaufen von Hosoura, Prov. Rikuzen, auch eine Urne mit Kindsskelett gehoben hat. Aus Hirai hat Kiyono^{14a)} 5 Fälle von Urnenbestattung zu berichten, eine ganze Urne (gr. Dm. etwa 400, H. 450 mm) und vier zerbrochene, drei standen aufrecht und zwei lagen quer. In Yoshigo hat Kiyono^{14c)} 26 Fälle von Urnenbestattung getroffen. Der Mund der Gefäße stand gewöhnlich nach oben und die Knochen sind in Erde eingebettet auf den Boden derselben heruntergesunken. Die Form und Größe der Urnen sind verschieden. Der Boden ist flach und von etwa 100 mm Dm., die H. 450—600 mm und der gr. Dm. etwa 450 mm. Der Mund hat entweder den größten Durchmesser oder ist ebenso groß wie der Bauch oder etwas kleiner als der Bauch. In der Mehrzahl ohne Verzierungen, schlecht gebrannt und leicht zerbrechlich.

Wir haben aus den Muschelhaufen Ikawazu eine und in Hobi acht solche Urnen gefunden. Die Urnen standen zum Teil aufrecht, zum größeren Teil aber mehr oder weniger geneigt; es waren auch solche in der Querlage vorhanden, aber keine in der umgekehrten Stellung. Die Urnen sind meistens zerbrochen, einige davon dürften sich kaum wieder zusammensetzen lassen. Daß in Hobi so viele Urnen mit Kindsskelett im Verhältnis zu den Skeletten von Erwachsenen gefunden wurden, ist sehr auffallend; über den Grund dieses Befundes läßt sich zurzeit nichts sagen.

Über die Beziehung zwischen der Urnenbestattung von Kinderleichen und der Bestattungsweise, den Kopf mit einem Topfe zu bedecken, läßt sich vermuten, daß die Töpferkunst um dieses Zeitalter die Herstellung von Töpfen, die die ganze Leiche von kleinen Kindern aufnehmen konnten, wohl gestattete, während die Herstellung von solchen, die groß genug für Erwachsene waren, kaum denkbar ist. So mußte man sich für Erwachsene in besonderen Fällen mit der Bedeckung nur des Kopfes, für gewöhnlich aber mit der einfachen Bestattung ohne solche Gefäße begnügen.

3. Die Urnen mit Knochen von Erwachsenen.

Eine Urnenbestattung von ganz anderer Art wie die mit Kinderurnen ist einmal von Kasai¹⁰⁾ berichtet worden. Es sind Gräber in der ainoischen Fundstätte Tengutai, Dorf Kitanakano, Kreis Minamitsugaru, Prov. Mutsu (nicht Muschelhaufen).¹⁾ Kasai hat zwei davon ausgegraben und untersucht. Das eine war sehr seicht gelagert, wahrscheinlich infolge der Abtragung von Bodenschichten bei Urbarmachung des Ackerfeldes. Zu oberst lag ein Haufen von Steinen, deren oberster Teil schon bloßgelegt war. Darunter erschien eine Urne, aufrecht gestellt. Die Urne ist zweifelsohne von ainoischem Charakter gewöhnlicher Art mit Mattenabdruck. Darin befanden sich 5 oder 6 Fragmente von Menschenknochen und zwar von einem kräftigen Erwachsenen. Das zweite Grab war etwa 100 m davon entfernt gelegen, von ungefähr gleichem Bau wie das erste; auch lag ein Steinhaufen darauf, nur die Menge der Steine war geringer. Unter diesem Steinhaufen standen zwei gleichgroße Urnen nebeneinander. Sie sind mit für die Steinzeit charakteristischen spiralig-mäandrischen

Verzierungen versehen. In den Urnen war nur dunkle Erdmasse enthalten, sonst nichts, auch keine Knochen. Die Grabnatur der Urnen ist aber nicht zu bezweifeln; die Knochen sind jedenfalls zerfallen. Außer diesen beiden Gräbern sollen noch in denselben Fundstätten mehrere solche vorhanden sein. Es fragt sich nun, wie es zu deuten ist, daß sich in einer verhältnismäßig kleinen Urne nicht das ganze Skelett, sondern Fragmente von Erwachsenenknochen befinden. *Kasai* nimmt an, daß die nach der erstmaligen Beerdigung der Leiche nach Auflösung der Weichteile übrigbleibenden Knochen ausgegraben und in einer Urne wieder beigesetzt wurden, daß es sich also hier um eine Art der sog. sekundären Bestattung handle. Falls unter dem Steinzeitvolk Japans solche Bestattungsweise gebräuchlich gewesen, so müssen es doch höchst seltene Ausnahmefälle gewesen sein, denn vor und namentlich seit der Entdeckung der vermeintlichen sekundären Bestattung *Kasais* im Jahre 1917 sind mehrere Hunderte von Steinzeitgräbern aufgedeckt und doch ist kein einziges dergleichen wieder gefunden worden.

Ebenso seltsam ist eine von *Kiyono*^{14c)} in Yoshigo beobachtete Urnenbestattung. *Kiyono* fand 2—3 Fuß tief eine große Urne (H. etwa 830, gr. Dm. etwa 600, Dm. des Mundes etwa 200, Dm. des Bodens etwa 70 mm); diese stand nicht aufrecht, sondern etwas nach NO. geneigt; der obere Teil derselben lag in der Muschelschicht und der untere reichte bis in die Kiesschicht hinein. In der Urne waren nun merkwürdigerweise eine große Menge von Menschenknochen enthalten, die größtenteils verkohlt sind. Die Knochen gehören jedenfalls mehreren Individuen an, deren Zahl aber ungewiß ist. Die Urne ist ohne Zweifel von steinzeitlichem Charakter; ihre Form ist aber etwas abweichend von der der Kinderurnen, bauchig aufgetrieben mit verhältnismäßig kleinem Munde. Vielleicht ist dieser Fall als eine Bestattung von durch Feuer Verunglückten zu betrachten.

4. Die Bestattung mit Stein auf dem Leib.

Sehr bemerkenswert ist eine Bestattungsweise, bei welcher ein Stein auf den Leib gelegt wird, worüber ich schon gelegentlich in meinem Aufsätze über Gebißdeformation¹⁹⁾ kurz berichtet habe. Ich habe bei Ausgrabungen der *Ko*-Fundstätte zwei solche Fälle gefunden. Bei dem einen (Nr. 20, der Kopf mit einem Topf bedeckt) war ein kindskopfgroßer flacher Stein auf die Brust gelegt. Dieser ist wohl zufällig ein Senkstein von der Größe $155 \times 125 \times 25$ mm mit Einkerbungen an beiden Rändern (Abb. 4). Bei dem anderen (Nr. 17) lagen zwei etwas größere, einer auf der Brust und einer auf dem Bauch (Abb. 2). *Ogushi*²⁰⁾ hat mehrere gleiche Fälle in dieser Fundstätte getroffen. Auch *Hamada*⁴⁾ beobachtete eine Leiche, die einen flachen Stein auf dem Leib mit beiden Händen fest umklammerte. Außer den Fällen von *Ko* erwähnt *Kiyono*¹¹⁾ aus der *Tsukumo*-Fundstätte einen Fall, bei welchem ein Stein von etwa 1 Fuß auf dem Becken und zwischen den Oberschenkeln lag, fügt aber hinzu, daß es ungewiß sei, ob dieser Stein denjenigen von *Ko* gleichzustellen ist. Aus anderen Fundstätten haben wir noch keine Berichte. Daß bei der Bestattung ein Stein auf den Leib gelegt wurde, hatte vermutlich die Bedeutung, das Wiederaufstehen der Toten zu verhindern. *Hasebe*^{7c)} hebt hervor, daß das Steinauflegen, die Hockerstellung und sonst die Bestattungsweise der Steinzeit überhaupt stark fesselnder Natur sind, worin ich ihm nur beistimmen kann.



Abb. 4. Ko-Skelett Nr. 20 ♂ Ad. Auf die Brustgegend ist ein Stein aufgelegt, zu beiden Seiten des Schädels liegen große Gefäßscherben.
Nach Koganei. Matsumura phot.

5. Die Zusammenbestattung.

Ferner ist noch über Zusammenbestattung, wie ich es vorläufig bezeichne, etwas zu erwähnen. In der Ko-Fundstätte habe ich einmal ein Kindsskelett (Nr. 14) und ein Erwachsenenskelett (Nr. 15) übereinander, das erstere über dem letzteren gefunden. Da aber beide Skelette etwas mangelhaft und die Lagerungen der einzelnen Knochen mehr oder weniger gestört waren, so ist dieser Fall für die Zusammenbestattung nicht hinreichend beweisend. Ein authentischer Fall wurde von Matsumoto²²⁾ in den Muschelhaufen Miyatoshima aufgedeckt (Abb. 5). Er ist in der Tat die Zusammenbestattung von einem Kinde und einem Greise. In der Hockerstellung umarmt der Greis das Kind, als ob ein Großvater seinen Enkel liebevoll auf dem Schoß hielte. Um die Lagerungsweise der Skelette zu fixieren und ein demonstribles Präparat herzustellen, hat Matsumura Gipsbrei darauf gegossen, und nachher den ganzen Gipsblock mit den Skeletten aufgehoben und umgewendet, so daß alle Knochen in ihrer natürlichen Lage, nun aber von der Unterseite her betrachtet werden konnten. Das vortreffliche Präparat wurde von Matsumoto an das Anthropologische Institut in Tokyo geschenkt und befindet sich jetzt hierselbst.

Wir haben auch einen ähnlichen Fall im Ikawazu-Muschelhaufen beobachtet, nämlich ein Kindsskelett von etwa 12 Jahren (Nr. 5, der Zahnwechsel ist eben beendet und die 2. bleibenden Molaren liegen noch in ihren Alveolen) war auf ein Skelett im Greisenalter (Nr. 6) gelagert.

Höchst merkwürdig ist aber eine Dreifachbestattung, die wir gleichfalls in Ikawazu getroffen haben. Die drei Skelette befanden sich in auf dem Rücken liegender Hockerstellung, der Kopf höher als der Steiß. Vorn oben zeigte sich ein Kindsskelett von etwa 8 Jahren (Nr. 20; der 1. bleibende Molarzahn erreicht eben die Kauebene), darunter zwei Skelette von Erwachsenen (Nr. 21 ♀ Mat. und Nr. 22 ♀ beinahe Ad.) dicht nebeneinander, so daß, obwohl die Lagerungen der einzelnen Knochen nicht verworren sind, die Knochen der beiden Individuen sowie des Kindes stellenweise in einander eingreifen. Vermutungsweise kann man sagen, daß die Leute eher durch Unfälle als durch Krankheiten gleichzeitig ums Leben gekommen und so zusammen beerdigt worden sind. Es ist zu bemerken, daß bei allen von mir beobachteten drei Fällen von Zusammenbestattung, sowie bei dem Matsumotos ein Kindsskelett nie fehlt, und daß das Kindsskelett stets über resp. vor dem des Erwachsenen gelagert ist. Kiyono^{14a)} faßt unter seinen Hirai-Skeletten 4 Fälle als Zusammenbestattung auf.



Abb. 5. Zusammenbestattung eines Kindes mit einem Greise.

Fall von Matsumoto²³⁾, Miyatoshima-Muschelhaufen.

Von Matsumura vor dem Aufgießen von Gipsbrei phot. (also obere Ansicht).

6. Die wiederholte Bestattung in einem und demselben Orte.

Von der Zusammenbestattung wohl zu unterscheiden ist der Befund, daß, obwohl die Knochen von mehr als einem Individuum in einem Fleck zusammenliegen, dies doch in der Weise der Fall ist, daß

ein Skelett in guter Ordnung in der Mitte gelegen ist, in dessen nächster Umgebung die Knochen eines anderen Individuums (oder von mehreren) durcheinander gemischt vorhanden sind. Dies ist nicht anders zu deuten, als daß bei der Beerdigung einer frischen Leiche man zufällig auf ein altes Grab traf, dessen alte Knochen aufgewühlt worden sind. Die darüberliegende Muschelschicht läßt dabei keine Spur von nachträglichen Eingriffen und Störungen nachweisen. Auf solche wiederholte Bestattung wurde Ogushi²⁹⁾ in der Ko-Fundstätte bei einem Falle aufmerksam. Kiyono¹¹⁾ meldet aus den Tsukumo-Muschelhaufen zwei solche Fälle und erwähnt, daß auch Hasebe daselbst einen Fall beobachtet hat. Aus Todoroki-Muschelhaufen berichtet Kiyono einen recht glaubwürdigen Fall¹²⁾; ferner einen Fall aus Hirai^{14a)}.

Ich habe in Ikawazu-Muschelhaufen auch ein Skelett (Nr. 16) getroffen, das sich in rechter Ordnung in gestreckter Rückenlage befand, in dessen nächster Umgebung, auch oberhalb, zahlreiche Knochen durcheinander vorhanden waren. Diese Knochen sind mehreren Individuen zugehörig, an einzelnen Körperteilen, namentlich an den Extremitäten waren aber die Knochen gut geordnet.

Außerdem haben wir noch Skelette an einem Orte in mehr oder weniger starker Unordnung mehrmals gefunden, die auf die Möglichkeit von wiederholten Bestattungen schließen lassen, aber nicht entscheidend sind. Andererseits ist es aber eine sehr gewöhnliche Sache, daß man Teile von Skeletten mehr oder weniger beisammen oder ganz vereinzelt Knochen in den Muschelhaufen findet, was wohl auf einer gelegentlichen Aufwühlung in der Nachzeit beruhen mag. Im ganzen ist aber wohl denkbar, daß bei den Steinzeitmenschen ein Grab nach einer gewissen Zeit in Vergessenheit geriet und dann an demselben Fleck von neuem eine Beerdigung, also eine wiederholte Bestattung, stattgefunden hat.

7. Die Bestattung mit Steinsetzungen.

Nach Torii³⁷⁾ und Iwai⁹⁾ sollen unter den Skeletten von Ko solche vorhanden gewesen sein, die ringsum mit Steinen umgeben waren; auch Matsumoto²²⁾ will einen solchen Fall getroffen haben. Hasebe⁶⁾ meint aber, daß die Gerölle nicht absichtlich bei der Bestattung gelegt worden sind, sondern daß nur die betreffende Stelle gerade reich an Steinen war, und ich möchte ihm beistimmen. In der Tat ist der Boden dieser Gegend als breites Tal des Flusses Yamatogawa sehr geröllreich. Über den Tsukumo-Muschelhaufen schreibt Kiyono¹¹⁾, daß unter zahlreichen Skeletten dann und wann solche vorkamen, in deren Nähe größere Steine vorhanden waren, aber etwas absichtliches konnte er darin nicht sehen. In Miyatoshima-Muschelhaufen hat Matsumoto²²⁾ dergleichen nicht beobachtet.

Ein ganz eigentümliches Steingrab ist das von Sakakibara³²⁾ im Shijimizuka-Muschelhaufen beobachtete, bei welchem über das Skelett ein Haufen von 30—40 faustgroßen Steinen aufgelegt war. Ich habe weder in Ikawazu- noch in Hobi-Muschelhaufen etwas ähnliches beobachtet. Die Bestattung mit Steinsetzungen bedarf noch der Bestätigung.

8. Die Bestattung in Sarg oder Kammer.

Kiyono¹¹⁾ meint, daß bei den Tsukumo-Skeletten eventuell ein Sarg oder eine Grabkammer, jedenfalls primitivster Art, gebräuchlich gewesen sei. Denn die Skelette sind oft in so unnatürlicher Lage

zusammengefallen, daß bei der Bestattung in der Umgebung der Leiche ein größerer Hohlraum vorhanden gewesen sein muß, bis die Skelettknochen nach dem Aufgehen der Weichteile zu Boden fielen. Da aber kein Rest eines Sarges oder einer Kammer nachweisbar ist, so mußten sie von vergänglicher Art, also von Holz aufgebaut gewesen sein. In Todoroki-Muschelhaufen scheint er einen solchen Fall nicht getroffen zu haben. Auch von anderer Seite haben wir noch keine Nachricht hierüber. Doch führt Kiyono neuestens abermals aus Shijimizuka-^{14b)} und aus Yoshigo-Muschelhaufen ^{14c)} je einen Fall an, die für seine Meinung sprechen sollen. Unnatürliche Lagerung der Skelette, wie das erwähnte Ko-Skelett Nr. 18 und das Ikawazu-Skelett Nr. 17, kann bei einfacher Beerdigung der Steinzeit ohne Sarg oder Kammer auch vorkommen.

9. Das Bestattungsfeuer.

Auf die Beziehung zwischen Feuer und Grab wurde zuerst Matsumoto²²⁾ bei den Ausgrabungen der Miyatoshima-Muschelhaufen aufmerksam. Der Boden des Grabes war nämlich manchmal mit Asche und Kohle belegt und darauf befand sich das Skelett; in Aoshima-Muschelhaufen war jedoch dergleichen nicht vorhanden. Kiyono^{11, 13d)} meldet aus Tsukumo und Nishiataka, daß in der Nähe von Skeletten häufig Aschen- und Kohlenmasse vorhanden, und an den Muscheln und Tierknochen daselbst Zeichen von Feuerwirkung deutlich nachweisbar sind; an den Steinen, die gewöhnlich daneben vorhanden sind, gleichfalls, und weist auf eine Sitte der Steinzeitmenschen hin, daß für die Toten bei der Bestattung Feuer unterhalten wurde. Bei Yoshigo-Skeletten erwähnt Kiyono^{14c)} wiederum solche Spuren von Feuer. Wir haben in Ikawazu- und Hobi-Muschelhaufen nicht versäumt, während der Ausgrabungsarbeit stets darauf zu achten, aber nirgends dergleichen gefunden.

10. Die quadratische Zusammenordnung von Menschenknochen.

Eine höchst merkwürdige Beobachtung wurde von Kiyono^{14c)} aus der ungemein wichtigen Fundstätte Yoshigo berichtet, daß nämlich die Menschenknochen sehr regelmäßig in quadratischer Form zusammengeordnet waren. In dem einen Falle bildeten die langen Knochen, Oberschenkelbeine, Schienbeine, Ellen, Speichen usw., die vier Seiten, und an den vier Ecken waren die vier Knochen eines Schädels, der in den Nähten aufgegangen ist, das Stirnbein, Hinterhauptbein und beide Scheitelbeine gelegen, und inmitten des Quadrates Wirbel, Rippen und Bruchstücke der langen Knochen aufgehäuft. Die ganze Knochenmenge scheint einem Individuum anzugehören. Bei dem anderen Falle waren zwei Quadrate nebeneinander gestellt und aus Knochen mehrerer Individuen zusammengesetzt. Von dem ersteren besonders abweichend ist nur, daß die Lagerung der Schädelknochen nicht so regelmäßig war; zwei beinahe vollständige Schädel lagen innerhalb des linken Quadrates und die übrigen Bruchstücke von Schädelknochen waren auf den Quadraten zerstreut. Diese Knochenquadrate haben wahrscheinlich die Bedeutung, daß bei einer wiederholten Bestattung die alten, beim Begraben eines Toten zum Vorschein gekommenen Knochen gelegentlich mal an einer bestimmten Stelle zusammengehäuft worden sind. Warum aber die Knochen gerade in quadratischer Form geordnet wurden, läßt sich zurzeit nicht sagen.

11. Die rotgefärbten Menschenknochen.*)

Bei den Ausgrabungen der Nakasawahama-Muschelhaufen wurde Nonaka, so teilt er mir mündlich mit, einmal darauf aufmerksam, daß der Schädel eines Skelettes sich durch rote Färbung auszeichnete, und dann folgten mehrere solcher Beispiele. Im folgenden führe ich einzelne Fälle kurz an.

1. Skelett (Nr. 21) ♂ Ad. Die Knochen der Schädel sind schon unterirdisch in den Nähten auseinandergegangen. Durch nachträgliche Verkrümmungen der einzelnen Knochen ist die Rekonstruktion nur schlecht gelungen. Die Knochen sind etwas morsch, die äußere und innere Fläche stellenweise verwittert. Die äußere Fläche des Gehirnschädels ist braunrot gefärbt; die innere Fläche weiß, nur hie und da eine ganz schwache Färbung zu sehen; im äußeren Gehörgang gelangt die Farbe bis zum Grunde; der Stirnfortsatz des linken Jochbeins und der rechte Gelenkfortsatz des Unterkiefers schwach rot. Von den sonstigen Knochen sind einige Halswirbel, akromiales Ende des rechten Schlüsselbeins und der Kopf des linken Oberarmbeins etwas gefärbt. Die Vorderarmknochen und die der unteren Extremitäten sind davon ganz frei.

2. Skelett (Nr. 23) ♂ Ad. Der Schädel ist in zahlreiche kleinere und größere Stücke zerbrochen, wovon viele verloren gegangen sind, namentlich das Hinterhauptbein fast ganz fehlend. Die Rekonstruktion ist jedoch leidlich gelungen. Die Knochen sind dick, die Diploë stark entwickelt. Der ganze Schädel ist braunrot gefärbt, aber im ganzen nicht so stark wie 1, rechte Seite schwächer als die linke; die Gesichtsknochen und der Unterkiefer schwach gefärbt; da wo Diploë bloßgelegt, ist diese auch gefärbt; die Nahtflächen, sowie alte Bruchflächen gleichfalls. Auch die innere Fläche des Schädels ist gleichmäßig, aber ganz schwach gefärbt. Von den sonstigen Knochen sämtliche 7 Halswirbel, einige Rippen, die meisten Knochen der beiderseitigen oberen und unteren Extremitäten bis zu den Fußknochen (Sprung- und Fersenbein) gefärbt, aber nur ganz schwach. Der den gefärbten Knochen angrenzende Sand ist auch gefärbt, wovon Nonaka eine Probe mitgebracht hat.

3. Skelett (Nr. 26) ♀ Ad. Die Knochen des Gehirn-, sowie des Gesichtsschädels sind in den Nähten aufgegangen und in viele Stücke teils schon vorher, teils beim Ausgraben zerbrochen, ließen aber einen ganz guten brauchbaren Schädel rekonstruieren. Der ganze Schädel nebst dem Unterkiefer ist braunrot gefärbt, aber weit schwächer als 1; auf der inneren Fläche hie und da auch etwas Farbe vorhanden. An den sonstigen Skeletteilen ist nur eine Spur davon zu sehen.

4. Gehirnschädel (Nr. 27) ♂ Ad. ist von deutlicher braunroter Farbe.

5. Mangelhafter Gehirnschädel (Nr. 32) ♂ Ad., in etwa 30 Stücke zerbrochen und viele Stücke fehlend, deshalb läßt sich der Schädel nicht gut rekonstruieren, trägt braunrote Färbung.

6. Mangelhafter Gehirnschädel (Nr. 33), ♂ Mat., in etwa 15 Stücke zerbrochen, Basalteile, rechtes Schläfenbein und noch einige Stücke fehlend, ließ sich nur leidlich rekonstruieren, ist von rötlicher Färbung, aber schwach.

*) Über dieses Thema habe ich am 11. Dezember 1920 in der Anthropol. Ges. Tokyo Vortrag gehalten (Journ. Anthropol. Soc. Tokyo, Vol. 35, Nr. 11—12, 1920).

7. Mangelhafter Gehirnschädel (Nr. 37) ♀ Ad., aus vielen Bruchstücken rekonstruiert, unterer Teil des Stirnbeins, obere Hälfte des rechten und unterster Teil des linken Scheitelbeins, sowie der größte Teil der Basis defekt, von rötlicher Färbung sehr schwacher, doch unzweifelhafter Natur.

Aus diesen Muschelhaufen zählen wir etwa 23 Skelette, davon sind die angeführten 7 gefärbt, die übrigen nicht. Von diesen 7 Fällen sind 1, 2 und 3 einigermaßen komplette Skelette, und nicht nur Gehirnschädel- und Gesichtsknochen, sondern auch einige andere Skelettknochen mehr oder weniger gefärbt. Für die übrigen sind die sonstigen Skelettknochen so durcheinander gemischt, daß die individuelle Sortierung derselben nicht möglich ist. Unter dieser Knochenmasse ist aber kein einziges gefärbtes Stück zu finden. Im ganzen kann man wohl annehmen, daß die Färbung hauptsächlich die Schädel betrifft und auf die sonstigen Skelettknochen nur selten und schwach übergreift. Von diesen gefärbten Skeletten habe ich, ohne absolute Sicherheit zu beanspruchen, fünf als männlich und zwei als weiblich geschätzt. Die Färbungsgrade sind sehr ungleich, am stärksten gefärbt ist 1, die übrigen schwächer und 6 und 7 am schwächsten. Der zur Färbung der Knochen verwendete Farbstoff ist, wie vielfach nachgewiesen, Hämatit, und ist derselbe Farbstoff, mit welchem von den Steinzeitmenschen mit Vorliebe verschiedene Gegenstände, wie Schmucksachen, Tonwaren u. dergl. bestrichen wurden. Die Farbe sitzt nur oberflächlich an den Knochen, so daß sie beim Reiben leicht abgeht und die natürliche Knochenfarbe zum Vorschein kommt; an den Stellen, wo die Oberfläche durch Verwitterung rauh geworden, dringt sie bis in die spongiosen Räume hinein, in die Löcher, Furchen und andere Vertiefungen gleichfalls. Daß die Färbung, obwohl in schwächstem Grade, auch auf die innere Fläche der Schädelknochen übergegangen, wie bei 1, 2 und 3, ist wohl so zu deuten, daß durch das nachträgliche Zerfallen der Schädel die Farbe bis dahin gelangt ist.

Aus anderen Muschelhaufen haben wir auch gefärbte Knochen. So berichtet *Matsumoto*²²⁾, daß die Skelette aus Miyatoshima in der größten Mehrzahl gefärbt sind, nämlich unter 13 Skeletten 10 mehr oder weniger rot und nur 3 ungefärbt. Bei dem Fall von oft erwähneter Zusammenbestattung ist der Greis am Schädel und an den Armen und das Kind an Brust, Armen und Lendengegend gefärbt; die Färbung ist besonders stark und bis auf die Muscheln und die Erde der Umgebung übergegangen. Im ganzen ist auch in den Fällen von *Matsumoto* der hauptsächlich gefärbte Körperteil der Schädel und die Brustgegend. Von den 13 Skeletten sollen 8 männlich, 1 weiblich und 4 von Kindern sein, wovon die 3 ungefärbten alle männlich sind. Bezüglich des Geschlechtes ist die Färbung somit auch bei beiden Geschlechtern vorhanden.

Bei der letzten Ausgrabung von Ikawazu-Muschelhaufen haben wir ein gefärbtes Skelett gefunden. Bei der Freilegung eines Skelettes (Nr. 23 ♂ Ad.) fiel mir zunächst eine dunkelrote Färbung des Sandes in der nächsten Umgebung des Schädels auf, im Gegensatz zur hellgelblichen Farbe der Sandschicht, und es wurde sofort erkannt, daß hier ein Fall von roter Färbung vorliegt. Die Färbung ist auf die Gehirnschädel- und Gesichtsknochen nebst Unterkiefer beschränkt und nur mäßigen Grades; die übrigen Skelettknochen sind davon ganz frei.

Unter den erwähnten 236 Skeletten aus den Muschelhaufen Yoshigo hat *Kiyono*^{14c)} zwei Fälle von gefärbten Skeletten gefunden. Das

eine gehört einem männlichen Erwachsenen; bei diesem Skelett ist nur der Schädel gefärbt, die Rumpf- und Extremitätenknochen aber nicht. Das andere ist ein ganz neues Beispiel, nämlich ein Säuglingsskelett in Urne; die Knochen lagen am Boden derselben mit Erde gemischt und diese war auffallend rot und die Knochen gleichfalls.

Über die Verteilung der gefärbten Knochen im Lande läßt sich noch nichts bestimmtes sagen, da die Zahl der bekannten darauf bezüglichen Fundstätten noch zu gering ist. Beiläufig sei bemerkt, daß Nakasawahama und Miyatoshima in der Prov. Rikuzen, also mehr im Norden gelegen und etwa 80 km von einander entfernt sind. Ikawazu und Yoshigo liegen in demselben Kreise Atsumi der Prov. Mikawa, also etwas westlich von der Mitte der Hauptinsel in einer Entfernung von nur etwa 12 km von einander. Andererseits sind viele Fundstätten vorhanden, deren jede schon eine ansehnliche Zahl von Skeletten dargebracht hat, wie Yoyama, Ataka, Ko, Tsukumo, Aoshima, Todoroki, Tsubuye, Kameyama u. a., die jedoch keine gefärbten Knochen aufweisen. Aus der Insel Kyushu, wo die Deformation des Gebisses auch noch nicht gefunden wurde, sind die gefärbten Knochen ganz unbekannt. Eine bestimmte Beziehung zwischen der Sitte, das Gebiß zu deformieren, und den rotgefärbten Knochen ist aber bis jetzt nicht nachzuweisen.

Bekanntlich ist die Rotfärbung der Skelette in der europäischen Steinzeit, namentlich im Neolithikum, und auch in anderen Erdteilen weit verbreitet, und darüber schon viel gesprochen worden. Welche Bedeutung aber die Rotfärbung der Steinzeitknochen Japans hat, darüber sind verschiedene Meinungen vorhanden. Daß hier keine sekundäre Bestattung vorliegt, geht schon daraus hervor, daß die gefärbten Skelettknochen in guter, ungestörter Ordnung so gelagert sind, wie eine ganze Leiche zuerst beerdigt worden ist. Nach dem oben Auseinandergesetzten ist auch daran nicht zu denken, daß die Farbe der umgebenden Erde auf die Knochen übergegangen ist. Auch ist wohl auszuschließen, daß der Farbstoff als solcher in Klumpen bei der Bestattung dem Toten mitgegeben wurde, da die Färbung der Knochen zwar nicht ganz gleichmäßig, so doch im ganzen mehr diffus verbreitet und keine besondere Anhäufung des Farbstoffes nachzuweisen ist.

Matsumoto²²⁾ meint, daß die Steinzeitmenschen bei der Bestattung den Toten ins Grab hingelegt und darauf mit Farbstoff überstreut haben; für welchen Zweck ist nicht angegeben. Ich^{18, 19)} habe jedoch auf eine andere Möglichkeit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit hingewiesen, daß unter den Steinzeitmenschen in Lebzeiten die Sitte gebräuchlich war, den Körper, namentlich das Gesicht, mit roter Farbe zu schminken; und wenn bei den so bemalten oder aus rücksichtsvoller Teilnahme bei der Bestattung von neuem beschminkten Toten der Farbstoff nach der Auflösung der Weichteile auf die Knochen niederschlägt, so nehmen diese die rote Farbe an. In den Muschelhaufen der verschiedensten Orte wurde nämlich schon eine große Anzahl von menschlichen Tonfiguren gefunden, die uns höchst wertvolle Fingerzeige darbieten, derzeitige Trachten, Zieraten des Körpers u. dergl. zu erforschen. Darunter sind viele solche vorhanden, an deren Gesichtern verschiedene Verzierungen angebracht sind. Von den verschiedenen Mustern derselben mögen einige Bart oder Tätowierungen bedeuten, andere aber, wie ich glaube, zeigen wohl die Bemalung des Gesichtes an. Wie Torii mich aufmerksam macht, sind sogar mehrere Figuren vorhanden, deren Gesicht mit roter Farbe bemalt ist, was auch auf die damals gebräuchliche Sitte der Bemalung hinweist. Die Rot-

bemalung des Gesichtes kann, wie leicht zu vermuten, sich auf den Hals und die Brustgegend ausgedehnt haben, und so kann die Färbung sich auch auf die Knochen des Halses und der oberen Brustgegend erstrecken. Möglicherweise wurde die Bemalung in vereinzelt Fällen sogar auch auf die Beine erstreckt, wie bei dem Falle 2. Nach der Aufzählung von Torii³⁸⁾ sind unter 315 Tonfiguren in der Sammlung des Anthropologischen Instituts in Tokyo 21 mehr oder weniger rotbemalte vorhanden. Von diesen ist zwar in der großen Mehrzahl nur das Gesicht gefärbt, doch sind darunter einige vorhanden, an welchen nicht nur das Gesicht, sondern auch der Haarschopf gefärbt ist, und sogar einige, die am ganzen Körper mit roter Farbe versehen sind. Torii macht nun darauf aufmerksam, daß diese am ganzen Körper bemalten Figuren alle Kleider tragend sind, und betont, daß die Farbe nicht direkt am Körper, sondern auf den Kleidern sitzt. Durch die Untersuchungen von Tonfiguren schließt nun Torii, daß die Steinzeitmenschen ihren Haarschopf und ihre Kleider, wohl meist aus Tierfellen, gern mit roter Farbe bemalten oder durch Anheften gefärbten Zeugs verzierten. Die Farbe der Kleider kann natürlich auch auf die Knochen niederschlagen, wie die auf der Haut selbst. Obwohl die Möglichkeit des Überganges der Kleiderfarbe auf die Rumpf- und Extremitätenknochen nicht ganz abgewiesen werden kann, so möchte ich doch hervorheben, daß die gefärbten Knochen in den meisten Fällen Kopfknochen sind, und daß die meisten bemalten Tonfiguren nur am Gesichte die Farbe tragen.

VI. Die Schmucksachen.

Schon früher hat man in Muschelhaufen verschiedene Gegenstände besonderer Art gefunden, welche aus Stein, Ton, Knochen, Geweih, Zahn, Muscheln u. dergl. gefertigt sind. Aus ihrer Form und Bearbeitung ließ sich teils schließen, daß sie als Schmuck in bestimmter Weise getragen wurden; zum Teil aber war, obwohl sie Schmuck- oder ähnliche Gegenstände sein werden, die Gebrauchsweise derselben nicht ganz klar. Nun wurde in den letzten Jahren eine Anzahl solcher Gegenstände in nächster Beziehung zu den Skeletten gefunden. Dadurch wurde die Gebrauchsweise derselben klargestellt, bzw. direkt bewiesen oder höchst wahrscheinlich gemacht. Im folgenden seien die wichtigsten von solchen mit der Bestattung in direkter Beziehung stehenden Gegenständen angeführt.

1. Durchbohrte Perlen. In der Ko-Fundstätte fand sich eine Perle (Breite 18, Höhe 10 mm) aus Jaspis gerade vor den Zähnen eines Skelettes gelagert (Iwai⁹⁾). In Miyatoshima fand Matsumoto²²⁾ zwei Perlen an einem Skelett (Nr. 2 Juv. ♀), die eine rechts vom 7. Halswirbel, die zweite zwischen Unterkiefer und Kehlkopf. In Tsukumo hat Kiyono¹¹⁾ bei einem etwa fünfjährigen Kindsskelett in der Halsgegend 7 Perlen gefunden. Alle diese Perlen wurden wohl ohne Zweifel als Halsschmuck getragen. Bei dieser Gelegenheit sei ein Delphinzahn angeführt, den ich in Ikawazu gefunden habe. Dieser Zahn ist an der Wurzel durchbohrt und gehört, obwohl seine Beziehung zum Skelett nicht bekannt, so doch wahrscheinlich zu dieser Kategorie der Schmucksachen.

2. Ohrschmuck. Nach der Erläuterung Matsumuras über die oben erwähnten Skelette der Zusammenbestattung von einem Greise und einem Kinde aus Miyatoshima befanden sich an der rechten Ohrgegend des Kindes 8 kleinere Steinperlen und zwar dicht am

Warzenfortsätze des Schläfenbeins ungefähr in kranzförmiger Reihe angeordnet. *Matsumura* meint, daß diese Perlchen als Ohrschmuck getragen worden seien, also eine andere Gebrauchsweise von Perlen außer als Halsschmuck.

Wie ich ¹⁹⁾ schon früher erwähnt habe, wurden aus der Ko-Fundstätte mehrere Paare von eigenartigen, aus Steatit oder Jaspis verfertigten rundlichen durchbohrten Scheibchen, die nach einer Seite hin aufgeschnitten sind, gerade an der Ohrgegend aufgefunden (*Iwai* ⁹⁾ (Abb. 6). Sie sind häufig in zwei Stücke gebrochen (Abb. 6b), was nach der Form und Beschaffenheit leicht geschehen kann, und nahe dem Bruchrande jedes Stückes befindet sich ein Loch. So läßt sich leicht denken, daß das Scheibchen selbst nach dem Abbrechen durch einen Faden zusammengebunden weiter gebraucht wurde. *Hamada* ⁵⁾ erwähnt, daß *Hasebe* in Todoroki zwei abgebrochene Stücke aus Stein gefunden hat, deren Gestalt mit den Steinscheibchen aus Ko vollkommen übereinstimmt. *Ogushi* ²⁹⁾ und *Kiyono* ¹¹⁾ berichten aus Tsukumo je ein abgerundet viereckiges Scheibchen aus Hirschgeweih, welches in der Form mit den vorigen gewisse Ähnlichkeit hat und ebenfalls nach einer Seite aufgeschnitten ist. Das erstere wurde an der rechten Ohrgegend, das letztere an der linken gefunden; die andersseitigen wurden bei beiden vermißt.



Abb. 6. Ohrschmuck. Ko-Fundstätte.
Jaspis.
Nach Motoyamas Bilderkarte.



Abb. 7. Ohrschmuck,
Tsukumo-Muschelhaufen. Geweih.
Nach Kiyono ¹¹⁾ (Frontispiz 6).

Ähnliche Steinscheibchen wurden bisher schon oft in ainoischen Fundstätten gefunden; aber über ihre Anwendung war man nicht klar (*Shibata* ³³⁾, *Ono* ³¹⁾). Eben durch die erwähnten Funde ist als festgestellt zu betrachten, daß sie als Ohrschmuck gebraucht worden sind. Sie wurden wahrscheinlich durch Einklemmen des Ohrläppchens in den Aufschnitt oder in das durchlochte Ohrläppchen eingehängt getragen. Beiläufig sei hier erwähnt, daß man bis jetzt mehrere menschliche Tonfiguren gefunden hat, an denen das Ohr mit einem Ding besetzt oder mit einem Loch versehen ist. Unsere Tonfigur aus Hobi hat das Ohr beiderseits offen durchlocht.

Als eine andere Form von Ohrschmuck aufzufassen ist ein von *Hamada* ⁴⁾ in Ko an der rechten Schläfengegend eines Skelettes aufgefundenenes knopfförmiges Ding aus Ton, das mit roter Farbe bestrichen ist (Abb. 8). Ein Paar von ebensolchen Tonknöpfen hat *Matsumoto* ²³⁾ in Aoshima an einem Skelett gefunden, den einen am rechten Ohr, den anderen, wohl linken Knopf auf der Brust, vermutlich durch sekundäre Verlagerung. Wir haben in *Ikawazu* an einem Skelett (Nr. 16) ein Paar von eigentümlichem Ohrschmuck gehoben; der rechte war gerade am Ohrloche, der linke etwas abgerutscht am Unterkieferwinkel gelegen. Sie sind Wirbelknochen von einem Haifisch, die etwas bearbeitet, poliert und mit roter Farbe,

wenn auch schwach, bemalt sind, sind rollenförmig, beide natürliche Flächen des Wirbelkörpers sind tief trichterförmig, ringsum rinnenförmig eingeschnürt. Dasselbst war noch ein ebensolcher, gleichfalls schwach gefärbter Wirbelknochen vorhanden, dessen Beziehung zu einem Schädel aber nicht klar ist. Bisher hat man oft in Muschelhaufen knopfartige Dinge gefunden, die den bei vielen Naturvölkern als Ohrschmuck gebräuchlichen ähnlich sind. Durch die Funde von menschlichen Tonfiguren, die durch Einsetzung von solchen in das Ohrläppchen verziert sind, wurde höchst wahrscheinlich gemacht, daß sie als Ohrschmuck gebraucht wurden. Durch die erwähnten Lagebeziehungen dieser Gegenstände zum Schädel ist dies sozusagen direkt festgestellt.



Abb. 8. Ohrknopf, Ko-Fundstätte. Ton, rot bemalt, in 2 Ansichten. Nach Hamada⁴⁾ (Frontispiz 1).



Abb. 9. Ohrschmuck. Zu Ikawazu-Skelett Nr. 16 ♂ Sen. gehörig. 1 Paar in 2 Ansichten. Haifischwirbel, rot bemalt. Nach Koganei.

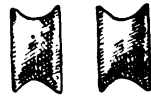


Abb. 10. Ohrschmuck. Zu Ikawazu-Skelett Nr. 21 ♀ Mat. gehörig. 1 Paar. Proximale Enden von Speichen eines Affen, schwach rot bemalt. Nach Koganei.

Zuletzt ist noch ein Paar von gleichfalls als Ohrschmuck aufzufassenden Dingen zu erwähnen. Sie verdienen des dazu verwendeten Materials wegen gewisse Beachtung, sie sind nämlich proximale Endstücke einer rechten und einer linken Speiche von Affen. Das Stück der rechten ist etwas länger, 36 mm, das der linken 32 mm. Die Tuberositas radii ist abgeschliffen und das Schnittende, sowie Köpfchen poliert, und sie sind schwach aber deutlich rotgefärbt. Sie gehören zum Skelett Nr. 21 von Ikawazu. Ob sie gerade in der Ohrgegend gelegen waren, läßt sich nicht sagen. Sicher ist nur, daß sie mit dem Schädel in nächster Beziehung gestanden haben. Bei der Aufhebung habe ich nämlich, da er sich, obwohl zerbrochen, doch in guter Ordnung befand, den Schädel nebst etwas Erdmasse zusammen eingewickelt gehalten, und erst bei der nachträglichen Musterung sie gefunden, wobei der ganze Klumpen schon zerfallen war. Komatsu²¹⁾ berichtet neuerdings über eine menschliche Tonfigur aus den Muschelhaufen Yoyama (Prov. Shimoso), welche vortrefflich zeigt, daß sie ein stäbchenförmiges Ding in dem durchlochten Ohrläppchen trägt. So wurden ohne Zweifel auch unsere Speichenstücke als Ohrstäbchen auf ebensolche Weise getragen. Man sieht, daß die Steinzeitmenschen Japans ihr Ohr mit verschiedenartigen Dingen von verschiedenster Form verzierten, und daß diese Art der Verzierung auch sehr verbreitet war.

3. Der Steinhut. Ein merkwürdiges Ding ist der Steinhut. Bisher wurden häufig Steinwerkzeuge von eigentümlicher Art aus Muschelhaufen gefunden, die wegen ihrer gewissen Ähnlichkeit der Form mit einem Hut so genannt wurden (siehe Ono³⁰⁾). Sie sind manch-

mal mit Verzierungen versehen. Ähnliche aus Ton gebrannte Dinge sind auch vorhanden. Über ihre Bedeutung hat man aber keine bestimmte Vorstellung, es wurde nur vermutungsweise auf die Möglichkeit der Verwendung zum Zweck des Stampfens oder zum Zerreiben von Speisemitteln oder als Keil zum Spalten von Holz und dergleichen hingewiesen. Unser Steinhut (Abb. 11) wurde in Hobi gehoben, ist länglich, im Querschnitte keilförmig, beide schwach konvexe Seitenflächen treffen in einem bogenförmigen abgerundeten Rande zusammen; die diesem entgegengesetzte Basalfläche ist langelliptisch; diese Fläche ist nach der Breite konvex, nach der Länge etwas konkav; das Material scheint ein vulkanisches Gestein zu sein, vielleicht Porphyrit, ohne besondere Verzierung, nur der Basis entlang mit einer Furche umsäumt, glatt geschliffen, von der Größe: Länge 132, Breite 63, Umfang an der Basis 320, Querumfang 210 mm. Höchst beachtenswert ist, daß unser Steinhut an einem



Abb. 12. Haarschmuck. Zu Hobi-Skelett Nr. 7 ♂ Mat. gehörig. Hautzahn vom Eber. Nach Koganei.



a



b

Abb. 11 a b. Steinhut. Zu Hobi-Skelett Nr. 7 ♂ Mat. gehörig; a Vorder-, b Seitenansicht. Nach Koganei.

Skelett (Nr. 7 ♂ Mat.) gerade auf dem Kopf in sagittaler Richtung gelegen war. Dies läßt vermuten, daß der Steinhut vielleicht eine rituelle Bedeutung bei der Bestattung hatte, nur wäre es wünschenswert, durch weitere Erfahrungen dies bestätigt zu finden. Noch ein Steinhut von ungefähr gleicher Form und Größe wurde in einiger Entfernung von dem Skelette Nr. 7, zwischen diesem und dem Skelette Nr. 8 gefunden, nur nicht so schön geformt wie der erstere; eine nähere Beziehung zu einem Skelett war nicht vorhanden.

4. Haarschmuck. Eben an dem Skelette mit dem Steinhut lag auf der linken Schläfengegend ein kunstvoll gearbeitetes Gerät, wahrscheinlich aus einem Hautzahn vom Eber. Es ist eine Platte von 30 mm Länge und 13 mm Breite; das eine Ende ringförmig, das andere trägt 6 kammartige Zähne, der mittlere Teil ist nach beiden Seiten mit je 2 Zacken versehen und zwischen den Zacken, sowie zwischen diesen und den Enden tief eingekerbt. Nach seiner Lage, sowie nach seiner Form und Beschaffenheit fasse ich es als einen Haarschmuck auf.

5. **Armschmuck.** Die durch Durchbrechen des mittleren Teils von Muscheln hergestellten Ringe sind sehr gewöhnliche Funde aus Muschelhaufen. Daß aber ein Skelett mit einem Muschelring am Arme zuerst gefunden wurde, ist Nonaka (mündliche Mitteilung) zuzuschreiben, der in Nakasawahama-Muschelhaufen in den Jahren 1907/8 einen solchen Fall getroffen hat. Dann der im Jahre 1916 von Yamasaki³⁹⁾ in Ataka beobachtete Fall (♀ Sen.) hatte am linken Vorderarme 2 Muschelringe. In den Jahren 1919/20 hat Kiyono¹¹⁾ in Tsukumo mehrere, nämlich 9 solche Fälle unter 66 Skeletten gezählt.

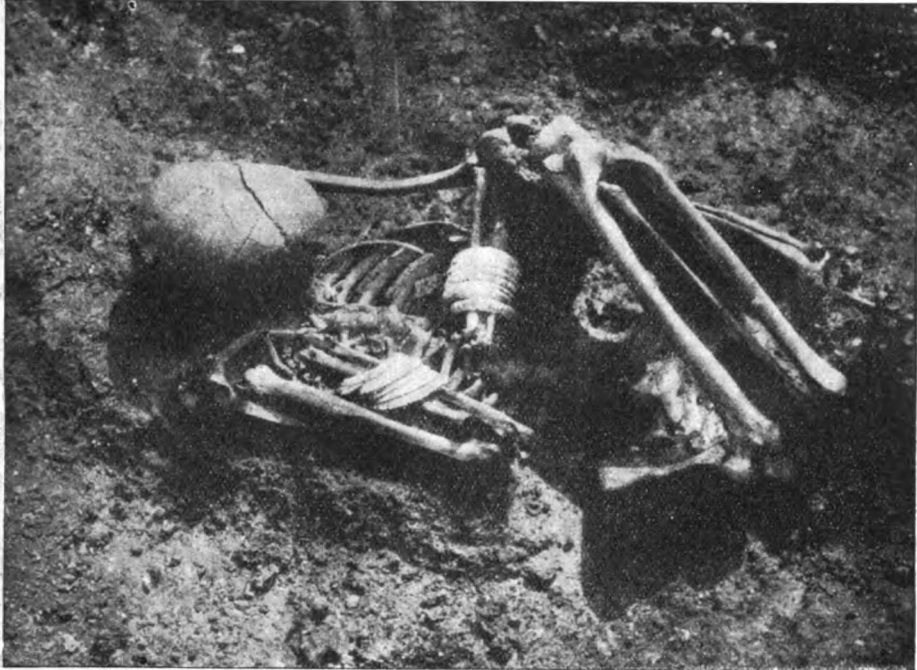


Abb. 13. Tsukumo-Skelett, an den Armen r. 7, l. 8 Muschelringe tragend.
Nach Kiyono¹¹⁾, Taf. XI.

Ein Fall darunter hatte sogar rechts 7, links 8 Muschelringe an (Abb.13). In Todoroki hat er¹²⁾ aber nur 2 Fälle gefunden. Die Muschelringe von diesen beiden Fundstätten sind nach Kiyono alle aus Archemuscheln gemacht. Nach Kiyono sind die Skelette mit Muschelringen gewöhnlich weiblichen Geschlechtes. Ferner hat Kiyono^{14a)} einen Fall aus Hirai; dieser hatte nur einen Ring an einem Arm; der Ring ist sehr roh gearbeitet im Gegensatz zu den fein gearbeiteten von Tsukumo und Todoroki. In Yoshigo sind die Fälle mit Armringen nicht häufig. Kiyono^{14c)} hat hier nur zwei Fälle beobachtet, von denen der eine an beiden Armen je 2 Ringe und der andere nur je einen hatte. Zu diesen letzteren Muschelringen ist zu bemerken, daß sie nicht wie gewöhnlich aus Benkeigai (siehe unten), sondern aus Austerschalen verfertigt sind. Matsumura²⁴⁾ macht bei der oben erwähnten Zusammenbestattung von Kind und Greis darauf aufmerksam, daß der letztere am rechten Vorderarme einen mit 2 Löchern versehenen Muschelring hat.

Wir haben auch einen vorzüglichen Fall aus Hobi (Nr. 6 ♀ Ad.), der an den auf der Brust gekreuzten Armen nahe am Handgelenk rechts 1, links 3 Muschelringe (aus *Glycimeris albolineatus* Lischke, früher *Pectunculus* genannt, jap. Benkeigai) trägt. Die Maße der Ringe in der Lichtung: r. 63×48 , l. a 59×47 , b 60×47 , c 60×51 mm. Bei dieser Größe muß man annehmen, daß die Ringe nur mit Mühe oder Gewalt oder schon in der Kindheit angelegt wurden. Nicht alle aus Muschelhaufen gefundenen Muschelringe können aber als Armringe aufgefaßt werden, denn es sind auch viele solche vorhanden, deren Öffnung so klein ist, daß selbst eine Kinderhand nicht durchpassieren kann. Es ist also anzunehmen, daß die Muschelringe auch zu anderen Zwecken denn als Armringe gebraucht wurden, etwa als Gehänge u. dergl., oder daß sie noch nicht fertig gearbeitet sind.

Eine besondere Art von Armschmuck wurde von Kiyono¹¹⁾ in Tsukumo gehoben. Derselbe ist ein längliches etwas gebogenes Stück von Hirschgeweih mit 2 Löchern und an den Enden und der konvexen Seite mit einigen Schnitzereien versehen. Daraus, daß derselbe am linken Vorderarm etwa 3 cm oberhalb des Handgelenks auf der Dorsal-seite, die konkave Seite nach den Vorderarmknochen gekehrt, quer gelegen war, schließt Kiyono, daß das Ding ein Armschmuck sei und mit einer Schnur am Arme angebunden getragen wurde.

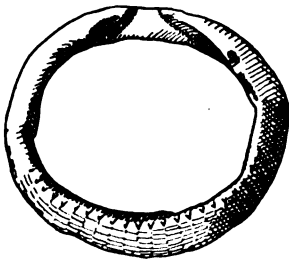


Abb. 14. Einer von den 3 Muschelringen am 1. Arm des Hobi-Skeletts Nr. 6 ♀ Ad. Nach Koganei.



Abb. 15. Lendenschmuck. Zu Ko-Skelett Nr. 6 ♀ Ad. gehörig. Zahn. Nach Koganei.

6. Lendenschmuck. An der Lendengegend wurden schon mehrere schmuckartige Geräte aus Knochen, Geweih oder Zahn gefunden. Das von uns im Jahre 1919 in Ko gehobene Ding (Abb. 15) ist eine abgerundet rhombische Platte (gr. L. 45, gr. B. 18 mm), wahrscheinlich aus einem Haulzahn vom Eber, in der Mitte weit durchlocht, an beiden Enden mit je einem kleineren Loche. Es war gerade in der rechten Darmbeingrube des Skelettes Nr. 6 ♂ gelegen und mag wohl als Schnalle der Lendenschnur gebraucht worden sein. Aus derselben Fundstätte hat Hamada⁴⁾ einen rot bemalten Ring aus Hirschgeweih mit zwei Fortsätzen, von denen der eine abgebrochen ist, in der Beckengegend (Abb. 16), und Kiyono^{13c)} ein durchlochtetes Gerät aus Tierknochen in der Lendengegend eines männlichen Skelettes gefunden. In Tsukumo hob Kiyono¹¹⁾ 3 Geweihgeräte von eigentümlicher Form, die in nächster Beziehung zum Becken oder zu den Lendenwirbeln standen (Abb. 17 a und b sind 2 davon), und erwähnt zugleich zwei von Hasebe daselbst gefundene gleichartige Dinge. Auch in Yoshigo hat Kiyono^{14c)} mehrere Lendenschmuckgeräte aus Hirschgeweih gefunden; alle sollen männlichen Skeletten zugehörig sein, und zwar zu einem Skelette stets nur ein Stück.

Wir haben hier noch über 2 Geweihgeräte aus Ikawazu zu berichten. Das eine (Abb. 18) ist ein Stück eines Geweihastes von 70 mm Länge, schwach gekrümmt; das eine Ende ist quer durchlocht, das andere durch Entfernung von spongiöser Substanz ringförmig; ein Stückchen des Ringes ist aber bei der Hebung an der Spitze des Bambusstäbchens, welches Werkzeug sich bei der Freilegung von Skeletten allezeit als sehr brauchbar erwiesen hat, abspringend verloren gegangen. Es befand sich inmitten der Beckenhöhle des Skelettes Nr. 10 (Geschl. ♀). Das zweite (Abb. 19) war genau vor der Schamfuge des Skelettes Nr. 6 ♂ Sen. gelegen. Es ist ein der Länge nach gespaltenes Stück Geweih, durch Ausschaben der spongiösen Substanz rinnenförmig ausgehöhlt; das eine Ende ist etwas verjüngt, das andere nach rückwärts

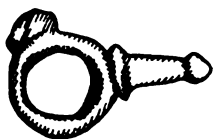


Abb. 16. Lendenschmuck, Ko-Fundstätte. Hirschgeweih, rot bemalt. Nach Hamada⁴⁾ (Frontispiz 2).

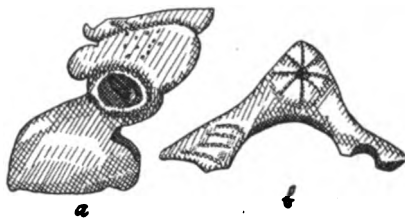


Abb. 17. Lendenschmuck. Tsukumo-Muschelhaufen. Hirschgeweih. Nach Kiyono¹¹⁾ (Frontispiz 1, 2).



Abb. 18. Lendenschmuck. Zu Ikawazu-Skelett Nr. 10 gehörig. Hirschgeweih. Nach Koganei.

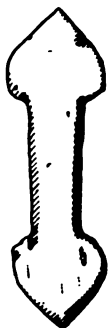


Abb. 20. Lendenschmuck. Zu Hobi-Skelett Nr. 6 ♀ Ad. gehörig. Tierknochen. Nach Koganei.



Abb. 19. Zu Ikawazu-Skelett Nr. 6 ♂ Sen. gehörig. Hirschgeweih. Nach Koganei.

gebogen, so daß die ganze Form recht zierlich erscheint. Ob das große halboffene Loch an der Basis ursprünglich geschlossen war oder nur eine offene Verzierung darstellt, ist nicht mehr festzustellen; sicher sind aber dann zwei früher scharfe Spitzen abgebrochen. Daneben befindet sich nahe am Rande der Rinne jederseits ein mit dem andern korrespondierendes kleineres Loch; die Ränder sind mit einigen Einkerbungen versehen.

Die erwähnten Geräte habe ich vorläufig als Lendenschmuck bezeichnet, da sie alle nur in der Lendengegend der Skelette gefunden wurden. Sie sind von höchst mannigfaltiger, zum Teil untereinander sehr abweichender Form, so daß ihr Gebrauch zu einheitlichem Zwecke ungewiß erscheint. Allen gemeinsam ist aber, daß sie einfach oder mehrfach durchlocht und durch vielen Gebrauch stark abgeglättet sind. Genauere Gebrauchsweise derselben ist nicht klar, sie mögen als Schnallen des Lendengurts oder durch Schnur als Gehenk gedient haben.

Nebenbei erwähne ich hier noch ein eigentümliches Knochengerät, dessen Bedeutung völlig unklar ist. Es ist eine längliche, aus mehr spongiöser Substanz eines großen Säugetierknochens verfertigte Platte von der Form zweier mit dem Stiele aneinander gefügten Kartenpiques, von der L. 85, gr. B. 27, B. des Stiels 13, Dm. 5—6 mm, ohne Durchlochung, nicht abgeglättet. Es war auf der linken Fläche des linken Oberschenkels des (Muschelringe tragenden) Skelettes Nr. 6 aus Hobi der Länge nach gelagert (Abb. 20). Eine in der Mitte angebrochene Hälfte eines eben solchen Gerätes wurde auch hier in Hobi ohne Beziehung zu einem Skelette gefunden.

7. Die Deformation des Gebisses. Zuletzt sei noch einiges über die künstliche Deformation des Gebisses gesagt. Über dieses Thema habe ich schon in den „Mitteilungen d. mediz. Fak., Univ. Tokyo, Bd. 28, 1922“ eine Arbeit veröffentlicht, worauf deshalb zu verweisen ist. Dann habe ich über die danach erfolgten neueren Funde von mir und anderen in der Monatsversammlung d. Anthropol. Ges. in Tokyo am 26. Mai 1923 Vortrag gehalten.²⁰⁾ Hier möge über letzteren in Auszügen einiges angeführt werden.

Unter den von mir aus beiden Fundstätten Ikawazu und Hobi, die nur 5 km voneinander entfernt sind, gehobenen Skeletten sind von solchen, welche die Prüfung des Gebisses mehr oder weniger verstaten, 22 vorhanden. Darunter sind nur 4 Schädel (Ikawazu-Sk. Nr. 1 Juv., 14 ♂ Mat., Hobi-Sk. Nr. 1 ♀ Ad., 11 ♂ Mat.) in bezug auf die Zahnreihe ganz unversehrt, und an den übrigen 18 Schädeln erleidet das Gebiß mehr oder weniger künstlichen Eingriff. Die Formen der Deformation der Zahnreihe, die gewöhnlich im Ausschlagen gewisser Zähne besteht, sind sehr verschiedenartig. Einige von den früher angegebenen 10 Musterformen A—J *) sind auch hier vertreten. So habe ich für den Typus B 4 Fälle (Ikawazu-Sk. Nr. 11 Juv., Hobi-Sk. Nr. 15 ♂ Ad., 16 ♂ Ad., 20 ♂ Ad.) und für den Typus D 2 Fälle (Ikawazu-Sk. Nr. 9 ♀ Ad., Hobi-Sk. Nr. 2 Juv.).

Als ganz neue Typen habe ich 3 Formen, für welche ich allerdings nur je 1 Fall anzuführen vermag, hinzuzufügen. Der Typus K ist derjenige, bei welchem die oberen und unteren Eck- und die ersten Backenzähne beiderseits ausgeschlagen sind, ist also ein wie C und F zusammengeschlager Typus; hierzu gehört das Ikawazu-Skelett Nr. 15 ♂ Ad.; der Typus L ist derjenige, bei welchem die oberen lateralen Schneidezähne beiderseits und die unteren 4 Schneidezähne ausgeschlagen sind; hierzu gehört das Ikawazu-Skelett Nr. 22 ♀ Ad. Der Typus M ist ein solcher, bei welchem die oberen Eckzähne beiderseits und die unteren 4 Schneidezähne ausgeschlagen und außerdem die oberen medialen Schneidezähne dreigablig gefeilt sind, wobei aber freilich ungewiß ist, ob die lateralen Schneidezähne wie beim Typus J zweigablig sind, da sie verloren gegangen und ihre Alveolen leer sind. Jedenfalls ist diese Form eine neue, da die unteren Eckzähne

*) A ob. Eckzähne beiderseits ausgeschlagen. B ob. u. unt. Eckzähne beiderseits ausgeschlagen. C ob. Eck- u. erste Backenzähne u. unt. Eckzähne beiderseits ausgeschlagen. D ob. Eckzähne beiderseits u. unt. 4 Schneidezähne ausgeschlagen. E ob. Eck- u. erste Backenzähne beiderseits u. unt. 4 Schneidezähne ausgeschlagen. F ob. Eckzähne u. unt. Eck- u. erste Backenzähne beiderseits ausgeschlagen. G ob. lat. Schneidezähne beiderseits ausgeschlagen. H ob. Eck- u. erste Backenzähne, unt. med. Schneide- u. Eckzähne beiderseits ausgeschlagen. I ob. u. unt. Eckzähne beiderseits u. unt. 4 Schneidezähne ausgeschlagen. J ob. u. unt. Eckzähne beiderseits und unt. 4 Schneidezähne ausgeschlagen, dazu ob. med. Schneidezähne dreigablig, lat. zweigablig gefeilt.

vorhanden sind, zum Unterschied von Typus J. Hierzu gehört das Ikawazu-Skelett Nr. 21 ♀ Mat.

Außerdem sind noch 9 Skelette (Ikawazu-Sk. Nr. 4, 6, 23, Extra-Nr. 6, Hobi-Sk. Nr. 3, 6, 7, 13, 18) vorhanden, bei denen in die Zahnreihe sicherlich künstlich eingegriffen worden ist. Bei den meisten sind gewisse obere oder untere Frontzähne extrahiert; aber die Mangelhaftigkeit der oberen und unteren Zähne, resp. der Kiefer, gestattet nicht die Bestimmung der betreffenden Musterform. Nur bezüglich des Ikawazu-Skelettes Extra-Nr. 6 ♀ Mat. sei hervorgehoben, daß bei diesem höchst mangelhaften Schädel an der rechten Unterkieferhälfte der mediale und der laterale Schneide- und der Eckzahn extrahiert und der isoliert vorhandene obere linke mediale Schneidezahn dreigablig gefeilt sind. Dieser Fall gehört wahrscheinlich zum Typus J.

Die gablige Feilung der oberen Schneidezähne zeigte bis jetzt mein in dieser Beziehung wahrhaft musterhafter Fall aus Ko (Prov. Kawachi) als einziger. Nunmehr habe ich diesem 2 neue, allerdings mangelhafte Fälle zuzuzählen. Ferner der von Kiyono^{14b)} in Hirai gefundene Fall stimmt mit dem aus Ko insofern vollkommen überein, als die oberen medialen Schneidezähne dreigablig, die lateralen zweigablig gefeilt und die Eckzähne extrahiert sind, nur ist es wegen Beschädigung des Unterkiefers unbekannt, ob die unteren Schneide- und Eckzähne wie die von Ko auch ausgeschlagen sind. An derselben Fundstätte hat Kiyono noch einen allerdings sehr mangelhaften Fall gefunden. Bei diesem ist nämlich nur der vordere Teil des Oberkiefers der einen Seite mit dem medialen Schneidezahn vorhanden, und dieser ist dreigablig gefeilt, der laterale aber verloren gegangen und der Eckzahn ist ausgeschlagen. Auch unter den Yoshigo-Skeletten Kiyonos^{14c)} sollen wenigstens 3 Fälle von gefeilten Schneidezähnen vorhanden sein. Sonach ist diese Art der Gebißverstümmelung unter den Steinzeitmenschen gar nicht so seltener Gebrauch gewesen, wie es bei meinem ersten Funde den Anschein hatte.

Unverhältnismäßig häufiger wurde die Extraktion gewisser Zähne ausgeübt. In Ikawazu und Hobi ist diese Sitte in solcher Häufigkeit ausgeführt worden, die den Tsukumo- und Miyatoshima-Menschen nur wenig nachsteht. Nach dem reichen Material aus Hirai teilt Kiyono^{14a)} vorläufig mit, daß die Extraktion der Zähne an fast allen erwachsenen Skeletten nachweisbar sei. Auch unter seinen Yoshigo-Skeletten^{14c)} soll die Zahnextraktion sehr häufig sein. Die Muschelhaufen Ikawazu, Hobi, Hirai und Yoshigo befinden sich, wie gesagt, alle in der Prov. Mikawa nahe beisammen.

Wie schon früher erwähnt, bleibt der den ausgebrochenen Zähnen entsprechende Lückenraum offen oder verengt sich mehr oder weniger, in extremen Fällen bis zur Berührung der angrenzenden Zähne. Als Folge der Extraktion geschieht nicht nur solche Lageverschiebung der angrenzenden Zähne, sondern auch eine eigentümliche Torsion eines angrenzenden Zahns kommt häufig nach. Die Torsion betrifft aufeinanderweise stets den ersten hinter dem ausgebrochenen folgenden Zahn, während der vor dem ausgebrochenen sitzende Zahn in allen Fällen in seiner richtigen Stellung bleibt. Also falls Schneidezähne ausgebrochen, torquiert sich der Eckzahn (Ikawazu-Sk. Nr. 22), falls dieser ausgebrochen, der erste Backenzahn (Ikawazu-Sk. Nr. 6, 9, 11, Hobi-Sk. Nr. 2, 6, 7, 15, 16, 20), falls dieser ausgebrochen, der zweite Backenzahn (Ikawazu-Sk. Nr. 15). Die Torsion geschieht stets in dem Sinne, daß die mediale Berührungsfläche sich mehr labialwärts und die laterale sich mehr lingualwärts wendet; in extremen Fällen

beträgt die Torsion 90° . Die Torsion, sowie die Lageverschiebung des Zahns ist eine Folgeerscheinung der Extraktion, wenn diese vor der Vollendung des Wachstums ausgeübt wird.

Bezüglich der Frage, ob in der Verstümmelungsweise der Zahnreihe ein Unterschied zwischen den Geschlechtern vorhanden ist, konnte ich früher nichts bestimmtes aussprechen. Durch die neuen Funde bin ich hierüber in bessere Lage gekommen. Unter den 5 Fällen, an denen die unteren 4 Schneidezähne ausgebrochen sind, den einen Juv. (Hobi-Sk. 2) ausgenommen, sind die übrigen 4 (Hobi-Sk. Nr. 13, Ikawazu-Sk. Nr. 9, 21, 22) alle weiblich; und 3 Fälle (Hobi-Sk. 3, 6, Ikawazu-Sk. Extra-Nr. 6), an denen die unteren 4 Schneide- und die beiden Eckzähne ausgebrochen sind, alle gleichfalls weiblich. Es sei vermerkt, daß die beiden Ikawazu-Skelette Nr. 21 und Extra-Nr. 6 die erwähnten mit gaßlig gefeilten Schneidezähnen versehen sind. Sehen wir nun die beiden früheren Fälle aus Ko an, so gehört die linke Unterkieferhälfte (Ko-Sk. Nr. 25), an welcher die Schneidezähne und der Eckzahn ausgebrochen sind, einem weiblichen Individuum an, und der mustergültige Fall (Ko-Sk. Nr. 9) ist nach der ganzen Beschaffenheit des Skelettes sexual nicht sicher, aber möglicherweise weiblich. So sehen wir, daß solche Fälle, an welchen die unteren Schneidezähne oder die unteren Schneide- und Eckzähne extrahiert sind, alle weiblich sind und keiner männlich. Dies steht ohne Zweifel mit dem Geschlechte im Zusammenhange und bestätigt die schon von H a s e b e ^{7b)} nach seinen Tsukumo-Skeletten ausgesprochene Ansicht vollkommen. Andererseits ist es auch klar, daß diejenigen Fälle von mir und anderen, an welchen die Eckzähne (Typen A u. B) oder diese mit den ersten Backenzähnen (Typen C, F u. K) ausgebrochen sind, in der großen Mehrzahl männlich sind, wenn auch darunter weibliche Skelette, jedoch sehr selten, vorkommen.

VII. Schluß.

Vor allem fragt es sich nun, wie ist es zu erklären, daß in den Muschelhaufen, den Ausschüttungsarten von Abfällen der Steinzeit, Menschenknochen vorhanden sind. Haben die Menschen der Steinzeit die Leiche als etwas Nutzloses wie andere Abfälle einfach weggeworfen, da man in Muschelhaufen, abgesehen von vereinzelt oder fragmentarischen menschlichen Knochen, ja Skelette von ganzen unversehrten Leichen findet? O g u s h i ²⁹⁾ meint, daß die Leichenbestattung um diese Zeit nicht eine Bestattung im strengen Sinne gewesen sei, sondern ihr teilweise der Charakter des Wegwerfens beigemischt wäre, und deshalb die Ruhestätten der Toten zugleich die Ausschüttungsorte von Abfällen seien. Der Befund bei der Ausgrabung und der Zustand der Skelette im ganzen spricht gegen eine so leichtfertige Behandlung der Leiche. Vielmehr glaube ich, daß auch schon die Steinzeitmenschen ihre Toten pietätvoll und nach einem gewissen Zeremoniell beerdigt haben, wobei mehr oder weniger mystisch-religiöse Vorstellungen beteiligt gewesen sein können. Die Tatsache, daß die Skelette in der Mehrzahl mit dem Kopfe nach O. oder diesem nahe orientiert sind, deutet O g u s h i so, daß die Menschen der Vorzeit auf Grund ihrer Verehrung von Sonne und Mond bei der Bestattung den Kopf nach der Seite des Aufganges derselben richteten. H a s e b e ^{7c)} behauptet dagegen, daß es eigentlich nicht in der Absicht liege, den Kopf nach O. zu richten, sondern vielmehr das Gesicht nach W. zu kehren, denn aus der Hockerstellung bei der Bestattung ist zu folgern, daß der Tote, in der letzteren Ruhestellung nach O. den Rücken

kehrend, nach der Himmelsgegend des Unterganges der Sonne hinaus-schaut. Welche von beiden Vermutungen die zutreffendere ist, ist schwer zu entscheiden. Mögen bei der Bestattung in der Steinzeit die Vorstellungen, die in Beziehung zu dem Laufe der Sonne und deren Verehrung stehen, auf die Bestattungsrichtung der Leichen einen bestimmenden Einfluß gehabt haben, so muß es doch eine gar nicht so strenge Sitte gewesen sein, da man auch zahlreiche in davon abweichender Richtung gelagerte Skelette gefunden hat. Neben einem gewissen religiösen Grunde scheint mir die Bodengestalt der Bestattungsorte für die Lagerungsrichtungen der Toten in nicht geringem Grade maßgebend gewesen zu sein. Wenn z. B. der Bestattungsort abschüssig ist, so wurde der Tote, um ihn leichter in der mit dem Rücken angelehnten Hockerstellung zu halten, ohne Rücksicht auf die Himmelsgegend beerdigt. Daß gewisse Unterschiede nach der Örtlichkeit vorhanden sind, ist schon oben erwähnt.

Auch in der Stellung der Skelette sieht man sehr deutlich eine planmäßige Bestattung. Sie befinden sich in der Regel in gebeugter Stellung (Hockerstellung), wobei entweder der Stamm horizontal — auf dem Rücken liegende Hocker, oder der Kopf mehr oder weniger höher als der Steiß liegt — mit dem Rücken angelehnte Hocker; seltener sind aufrecht sitzende Hocker. Dabei sind die oberen Extremitäten in den meisten Fällen auch gebeugt. Selten ist die gebeugte Seitenlage oder die gestreckte Bestattung. Sonstige Stellungen sind nur als Ausnahmefälle zu betrachten.

Ferner die Bestattungen mit einem Topf auf dem Kopf, die Urnenbestattungen von Kinderleichen, die Bestattungen mit Stein auf dem Leib, sowie der Befund verschiedener Schmuckgeräte an den für jeden einzelnen Zweck entsprechenden Stellen, alles dieses weist darauf hin, daß die Bestattung gar nicht so einfach und brutal, sondern nach gewissen rituellen Ordnungen ausgeführt worden ist. Namentlich der neuerdings von mir gemachte Fund eines Steinhutes auf dem Scheitel des Kopfes in Hobi muß als ein rein feierlicher Gebrauch aufgefaßt werden. Möglich, daß es sich hier um ein Hoheits- oder anderes Ehrenzeichen handelt.

Nicht alle Muschelhaufen oder alle Teile derselben beherbergen menschliche Skelette. Vergebens macht man gewöhnlich viele Grabungen, bis der günstige Zufall zum gewünschten Ziel führt. Dann findet man in den meisten Fällen die Skelette nicht einzeln, sondern zu mehreren, zu Zehnen, ja sogar Hunderten beisammen. Solche Stellen sind eben Gräberfelder der Steinzeitmenschen. Wie ist es aber gekommen, daß das Gräberfeld und Ausschüttungsfeld an einem und demselben Orte liegen, die voneinander ganz verschiedene Dinge sind und von einander ganz unabhängig sein sollten. Ich fasse dies wie folgt auf.

Wie oben auseinandergesetzt, liegen die Skelette ja eigentlich nicht in den Muschelhaufen selbst, sondern in der Regel unterhalb der Muschelschicht. Es läßt sich nun leicht denken, daß um diese Zeit, wo etwaige dauerhafte Grabmäler jedenfalls nicht gebräuchlich waren, die Erinnerung an das alte Gräberfeld nach Jahren gänzlich erlöschen konnte. Und wenn nun ganz zufällig darauf Abfälle ausgeschüttet wurden, oder auch, wenn der zunächst neben dem Gräberfeld ganz getrennt von demselben gelegene Ausschüttungsort sich immer mehr ausdehnte, so konnte der Abfallhaufen schließlich das Gräberfeld ganz oder teilweise decken. Die unter dem Muschelhaufen liegende dunkle Erdschicht, welche die menschlichen Skelette enthält,

ist also die oberste Erdschicht vor der Ausschüttung der Abfälle gewesen. Der erfahrene Gräber Kiyono¹¹⁾ sagt, daß in den meisten Fällen über den Skeletten Muschelschichten vorhanden sind, doch in der Weise, daß die Skelette in den Stellen, wo die Muschelschicht überaus dick ist, also in mehr zentralen Teilen des Muschelhaufens gewöhnlich nicht vorhanden sind, sondern daß sie vielmehr an Stellen, wo die deckende Muschelschicht dünner ist, also wohl in mehr peripherischen Teilen sich vorfinden. Ich kann den Befund Kiyonos nur bestätigen. Wie betreffenden Ortes angeführt, befinden sich die Skelette nicht nur unter der Muschelschicht, sondern auch dort, wo darüber keine mehr vorhanden ist, also außerhalb der eigentlichen Muschelhaufen. Solche Fälle sind nicht anders zu verstehen, als daß die Deckung der Gräberfelder durch Ausschüttung von Abfällen noch nicht vollkommen geschehen ist. Nach meiner Meinung sind also auf solche Weise ganz zufällig Gräberfelder und Abfallhaufen übereinander gekommen. Dann müßten sich aber auch solche Gräberfelder finden, die von Abfallhaufen nicht begleitet sind. Als solches Beispiel kann die Ko-Fundstätte angeführt werden, wo allerdings verschiedene Reste von Tonwaren und anderen Gerätschaften vorhanden sind, die jedoch als eigentlicher Abfallhaufen nicht betrachtet werden kann. In den Orten, die lange Zeit von Steinzeitmenschen bewohnt wurden, können sich ja Überreste der menschlichen Selbsthaftigkeit mehr oder weniger vorfinden, obwohl sie keine eigentlichen Abfallhaufen darstellen.

Andererseits sind aber auch unzweifelhafte Fälle bekannt, daß die menschlichen Skelette inmitten der Muschelschicht gelegen waren. Dies kann so gedeutet werden, daß in diesem Falle gerade ein alter Muschelhaufen absichtlich oder zufällig als Bestattungsort erwählt worden ist, was wohl möglich ist, da solche muschelreiche Stelle für die Arbeit der Beerdigung bequemer war als in einem Boden festerer Beschaffenheit. Matsumura äußerte mir gegenüber gelegentlich eine ähnliche Meinung. Daß der unterhalb der Muschelschicht folgenden dunklen Erdschicht, in welcher menschliche Skelette gefunden werden, mehr oder weniger Muscheln beigemischt sind, ist als nicht so seltsam zu nehmen. Denn in der Vorzeit hätten also die Menschen die Abfälle nicht sehr streng nur auf eine bestimmte beschränkte Stelle weggeworfen, sondern die ganze Gegend der Siedelung wäre überall mit Muscheln mehr oder weniger bestreut gewesen. Und auch solche Stellen konnten natürlich zur Grabstätte erwählt werden.

Merkwürdig ist aber, daß man, wie gesagt, oft in Muschelhaufen menschliche Knochen ganz vereinzelt, meist als Bruchstücke mit anderen Abfällen durcheinandergemischt findet. Aus solchem Befunde hat Morse schon bei seiner Entdeckung der Omori-Muschelhaufen, wobei er an den Knochen absichtliches Brechen, sowie Spuren von Schaben und Ritzen zu sehen glaubte, die Vermutung ausgesprochen, daß auch unter den Steinzeitmenschen Japans, wie bei den Urhebern von Muschelhaufen Floridas durch Wymann nachgewiesen, Kannibalismus geübt worden sei. Da aber seitdem diese Frage, durch unabweisbare Gründe weder bejaht noch verneint, bis jetzt ganz offen bleibt, so lege ich sie einstweilen beiseite. Auch bei wiederholter Bestattung in die alte Grabstätte konnten die Knochen der vorher beerdigten Leichen aufgewühlt in Unordnung kommen und zerstreut werden. Oder die Möglichkeit der Zerstreung menschlicher Knochen wilden Tieren zuzuschreiben, ist auch nicht auszuschließen, da sich

die leichte Zugänglichkeit der Steinzeitgräber für dieselben wohl vermuten läßt. Ungeachtet aller dieser Punkte kann jedoch nach meiner Meinung nicht abgewiesen werden, daß die Steinzeitgräber in langen Zeiträumen nachträglich bei irgend einer Gelegenheit aufgewühlt worden sind.

Die Urnen mit Skeletteilen von Erwachsenen *Kasais*, wie auch die quadratisch zusammengeordneten Knochen *Kiyonos* sind möglicherweise als sekundäre Bestattungen der bei Gelegenheit wiederholter Bestattung zum Vorschein gekommenen Knochen anzusehen. Aber die Beobachtungen sind noch zu ungenügend, um darüber etwas Bestimmtes aussagen zu können.

Wenn ich nun zum Schlusse versuche, mir die Beerdigung der Steinzeitmenschen vorzustellen, so waren um diese Zeit die Werkzeuge zum Graben höchst unvollkommen und eine Grube von hinreichender Größe zu graben, um einen ganzen Menschen zu bergen, ist jedenfalls keine leichte Arbeit gewesen. Eine Grube von mehreren Fuß Tiefe mit steilen Wänden zustande zu bringen, war kaum möglich. Die mit primitiven Werkzeugen und durch große Anstrengungen endlich hergestellte Grube pflegte vermutlich verhältnismäßig seicht und trichterförmig zu sein. In solche Grube wurde der Tote in gewöhnlichen Fällen ohne Sarg oder ähnliches in alltäglicher Tracht oder höchstens in etwas feierlicher Form in hockender Stellung, Beine und Arme gebeugt, eingesenkt und an die Wand der Grube angelehnt, so daß der Stamm in nicht aufrechte, sondern etwas geneigte Lage kam, und endlich wurde darauf die Erde zusammengescharrt. Wenn so die Leiche verdeckt war, war die ganze Beerdigung fertig. Eigentliche Grabbeigaben von Gegenständen, die etwa während der Lebzeit gebraucht wurden, waren nicht gebräuchlich. Nur was der Tote an sich trug, wie Schmuckgeräte und dergleichen, wurde mitgegeben. Wohl möglich wäre dabei, daß der Tote, um ihn vor der unmittelbaren Berührung mit der Erde zu schützen, in Matten oder Felle eingewickelt wurde.*)

Literatur.

1. Adachi, B.: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 21, No. 246, 1906.
2. Fukuhara and Shimada: *Minzoku to Rekishi*, Vol. 7, No. 3, Tokyo 1922.
3. Hamada, K.: Report on the Excavation of a Neolithic Site at Ko in the Province of Kawachi. Report Archaeol. Research, Kyoto Imp. Univ., Vol. 2, 1918.
4. —: Second Excavation at Ko Ibid. Vol. 4, 1920.
5. —, Kiyono and Sakakibara: The Excavation of the Shell-mound at Todoroki. Ibid. Vol. 5, 1920.
6. Hasebe, K.: *Rekishi to Chiri*, Vol. 4, No. 5, Kyoto 1919.
7. —: Journ. Anthr. Soc. Tokyo. a) Vol. 34, No. 5, 1919. b) Vol. 34, No. 11—12, 1919. c) Vol. 35, No. 1, 1920.
8. —: Study upon the Human Bones found at Ko in the Second Excavation. Report Archaeol. Research, Kyoto Imp. Univ., Vol. 4, 1920.
9. Iwai: *Osaka-Mainichi-Shimbun*, Oct.—Nov. 1917.
10. Kasai, S.: *Kokogaku Zasshi* (Archaeol. Journ.), Vol. 9, No. 2, Tokyo, 1918.
11. Kiyono, K.: The Excavation of the Shell-mound at Tsukumo. Report Archaeol. Research, Kyoto Imp. Univ., Vol. 5, 1920.
12. —: The Excavation of the Shell-mound at Todoroki. Ibid.
13. —: *Minzoku to Rekishi*. a) Vol. 7, No. 3, Tokyo 1922. b) Vol. 7, No. 4, 1922. c) Vol. 8, No. 2, 1922. d) Vol. 8, No. 3, 1922 e) Vol. 8, No. 4, 1922.

*) In der Bestattungsweise der Steinzeitmenschen ist keine Beziehung mit der der gegenwärtigen Aino nachzuweisen. Hierüber vergl. man meine Abhandlung: Beiträge z. phys. Anthrop. d. Aino. I. Unters. am Skelett, 1893, S. 5 (Mitt. Med. Fak., K. Univ. Tokyo II. Bd.).

14. Kiyono, K.: Shakwaishi Kenkyu. a) Vol. 9, No. 6, Tokyo 1923. b) Vol. 10, No. 1, 1923. c) Vol. 10, No. 2, 1923.
15. —: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 38, No. 3, 1923.
16. Koganei: Beiträge z. phys. Anthr. d. Aino. II. Unters. am Lebenden. Mitt. mediz. Fak., K. Univ. Tokyo, 2. Bd., 1894.
17. —: Journ. Anthr. Soc. Tokyo. a) Vol. 20, No. 224, 1904. b) Vol. 32, No. 12, 1917.
18. —: Über rotgefärbte Menschenknochen der Steinzeit Japans. Ibid. Vol. 35, No. 11—12, 1920.
19. —: Über die künstl. Deformation des Gebisses bei den Steinzeitmenschen Japans. Mitt. mediz. Fak., K. Univ. Tokyo, 28. Bd., 1922.
20. —: Nachtrag zu: Über die künstl. Deformation des Gebisses bei den Steinzeitmenschen Japans. Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 38, No. 6, 1923.
21. Komatsu, S.: Ibid. Vol. 38, No. 2, 1923.
22. Matsumoto, H.: Rekishi to Chiri, Vol. 3, No. 1, Tokyo 1918.
Gendai no Kwagaku, Vol. 7, No. 2, Tokyo 1919.
23. —: Kahoku-Shimpo. Aug. 1919.
24. Matsumura, A.: The Shell-mounds of Ogido in Riukiu. Papers Anthr. Inst., Imp. Univ. Tokyo, No. 3, 1920.
25. — and Komatsu: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 37, No. 5, 1922.
26. Morse, Edward S.: Shell Mounds of Omori. Memoirs Science Dep., Univ. Tokyo, 1879.
27. Munro, N. G.: Primitive Culture in Japan. Trans. Asiatic Soc. Japan. Vol. 34, Part II. 1906. Prehistoric Japan, 1908. Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 22, No. 255, 1907.
28. Obayashi: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 16, No. 183, 1901.
29. Ogushi, K.: Minzoku to Rekishi, Vol. 3, No. 4, Tokyo 1920.
30. Ono, N.: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 19, No. 220, 1904.
31. —: Minzoku to Rekishi, Vol. 2, No. 2, 1919.
32. Sakakibara, M.: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 36, No. 4—7, 1921.
33. Shibata: Ibid. Vol. 32, No. 12, 1917.
34. Suzuki, B.: On the Human Skeletons found at Ko, Kawachi, and at Todoroki, Higo etc. Report Archaeol. Research, Kyoto Imp. Univ., Vol. 2, 1918.
Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 33, No. 3, 1918.
35. Takashima, T.: Koko Kai (Archaeol. Journ.), Vol. 8, No. 5, Tokyo 1909.
36. —: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 30, No. 9, 1916.
37. Torii, R.: Ibid. Vol. 32, No. 9, 1917. Yushi izen no Nihon, Tokyo 1918.
38. —: Journ. Anthr. Soc. Tokyo, Vol. 35, No. 11—12, 1920.
39. Yamasaki, H.: Chinzei Iho (Mediz. Ber. aus Chinsei), No. 165, 1916.
Kumamoto-ken Shiseki Chosa Hokoku, No. 1, 1918.

Kurzer Bericht über vorgeschichtliche und anthropologische Funde in Nyongoro und der Serengetisteppe in Deutsch-Ostafrika.

Von
P. Staudinger.

Einige Monate vor Ausbruch des Weltkrieges im Jahre 1914 wurde in einer Sitzung der „Naturforschenden Freunde zu Berlin“ von Herrn Dr. Reck ein in der Oldowayschlucht in der Serengetisteppe vorgefundener Schädel sowie eine flüchtige Skizze des ganzen Skelettes gezeigt. Allerhand Vermutungen wurden damals geäußert. In einer zweiten Sitzung lag eine genauere Abbildung vor und ferner eine Anzahl hochinteressanter, ebenfalls dort gefundener Tierknochen. Auf Grund des vorgezeigten Bildes sprach ich damals meine Ansicht dahin aus, daß es sich wohl um einen in Hockerstellung bestatteten Menschen handle, ähnlich wie solche im Sennar durch Welc o m e unter Assistenz von unserm Mitgliede Schliephack in Anzahl aus dem Tuff förmlich herausgemeißelt worden waren. Auf S. 363 des Jahrg. 1914 der Deutschen Kolonialzeitung veröffentlichte ich einiges darüber.

Von Herrn Reck wird wohl bald eine Publikation seiner hochwichtigen, ganz neue Arten zeigenden Tierfunde zu erwarten sein. Der Krieg verbot eine weitere Erforschung der ursprünglich von Professor Kattwinkel-München entdeckten Stelle.

Längere Zeit vorher hatte ich aber bereits von prähistorischen und anthropologischen Funden in benachbarter Gegend, die auf der Farm des Herrn Siedentopf in der Serengetisteppe gemacht worden seien, gehört und mich an diesen Herrn zwecks näherer Auskunft, beziehentlich zur Erlangung von Fundstücken gewandt. In der entgegenkommenden Antwort teilte er mir mit, daß er über die letzteren noch nicht verfügen dürfe, da die Kolonialregierung Anspruch darauf mache. Infolge der großen Dinosaurierfunde in Ostafrika war nämlich, um eine Verschleppung wichtiger Ausgrabungsstücke zu verhindern, seinerzeit vom Gouvernement ein Erlaß, der die wissenschaftlichen Schätze unter der Erde nicht der freien Verfügung des Finders überließ, für die Kolonie herausgekommen. Man glaubte ihn in diesem Falle anwenden zu müssen, aber auch hier hemmte der Krieg die Erledigung des Streitfalles. Im Jahre 1920 gab mir nun der unterdessen nach seiner Heimat zurückgekehrte Herr Siedentopf auf eine neue Anfrage bereitwilligst Auskunft und teilte mir Einzelheiten über die prähistorischen Funde, namentlich auch über den ausgegrabenen Schädel eines Menschen mit „riesigen Knochen“, mit. Der Schädel selbst habe „fast keine Stirn gehabt“, wie er schreibt. Dabei erfuhr ich aber auch, daß mein alter Bekannter, der frühere Stabsarzt Dr. Arning, auch vor dem Kriege bei ihm ein Grab freigelegt habe. Dieser gab mir freundlichst brieflich einiges über seine Arbeiten dort an. Sein Grabungsprotokoll hatte er damals nicht bei der Hand, ebenso mußte er die Schädel in Ostafrika lassen, er schildert sie als außerordentlich bemerkenswert. Alle, die sie gesehen hätten, neigten zu der Ansicht, daß sie zu einer Rasse gehörten, die nirgendwo mehr in Ostafrika existiere. Das Schädeldach wäre außerordentlich niedrig, wenn auch nicht so fliehend wie beim Neanderthaler Menschen. Einige prähistorische Fundstücke habe er dem Provinzialmuseum in Hannover übergeben. Er hoffte, das wichtige Material noch zu erhalten. Bedauerlicherweise scheint es nicht der Fall gewesen zu sein, und ich erfuhr nichts über eine Veröffentlichung seinerseits über die Sache.

Durch den unterdessen nach Deutschland heimgekehrten, nun leider aber auch verstorbenen alten Afrikaner, Bezirksamtmann Leue erhielt ich aber schließlich die Adresse eines noch in Afrika weilenden Herrn, eines Schweden, namens H. Rothe, der mir genauere Auskunft geben könne und infolge seiner Vorkenntnisse dazu geeignet sei.

Ich schrieb an ihn und bekam zu meiner Freude eine so vollkommene Antwort, daß ich bei der großen Wichtigkeit und Neuheit der Sache auf dem Anthropologentag zu Hildesheim am 5. August 1921 einen kurzen Bericht über die Angelegenheit, die mich damals schon vor 8 Jahren beschäftigt hatte, erstattete. Da leider die Verhandlungen dieser Tagung nicht im Druck erschienen, veröffentliche ich nun an dieser Stelle einiges darüber.

Herr Rothe war im Dezember 1912 nach Ostafrika gekommen und auf die Farm des Herrn Siedentopf gegangen, um sich mit den Verhältnissen im Lande vertraut zu machen. Die Farm liegt in der trockenen, 1600—1800 m hohen Serengetisteppe. Man war bei seiner Ankunft mit Bauarbeiten beschäftigt und hatte als Material dazu die Steine von einigen alten Grabhügeln genommen. Die Lage der Gräber

schildert er folgendermaßen: Der Nyongorokrater ist rund, schätzungsweise 20 km im Durchmesser, von der Kraterebene an der Nordseite ragen eine Menge größerer und kleinerer Kuppen bis 50 m hoch empor. Auf diesen Kuppen, entweder an der Spitze oben oder am südlichen Abhange in der Nähe derselben, befanden sich die Grabhügel. Von den Gräbern, wo bereits die Steine fortgenommen waren, konnte nichts mehr gerettet werden. Es lagen nur noch einige Topfscherben und Obsidiansplitter herum. Da aber noch 6 oder 7 Gräber zerstört werden sollten, konnte Herr Rothe dieselben sachgemäß abtragen und das Gefundene dem Besitzer, Herrn Siedentopf, übermitteln. Er gibt von einem Grabe nun folgende Beschreibung: Es lag am Südabhang einer Kuppe und war von runder, ein wenig ovaler Form, so groß wie ein sogenanntes „Wikingergrab der Eisenzeit im Norden“. Es ragte ungefähr $1\frac{1}{2}$ m über dem Abhang hervor, war flach gewölbt und wurde schichtenweis abgetragen. Zuerst kam eine grabbewachsene, 40 cm starke unberührte Humusdecke, darunter lag eine Schicht von Steinen von der Größe einer Männerlast (also wohl 60 Pfund schwer) bis zur Faustgröße, unter diesen fanden sich eine Menge durcheinandergeworfener Menschenknochen, er zählte über 30 Schädel von Erwachsenen und Kindern, aber eigentümlicherweise fand er keine Unterkiefer dabei. Es kommt einem hierbei der Gedanke, ob es sich nicht vielleicht um beim Begräbnis eines Häuptlings Geopferte handelt, denen der Unterkiefer absichtlich entfernt wurde, wie man ja in Westafrika Unterkiefer erschlagener Feinde als Trommelschmuck usw. findet. Doch müßte es erst durch Grabungen bestätigt werden, ob überall die Unterkiefer in den Massengräbern fehlen. Die Knochen lagen in „Kullmerde“ (ob ähnlich der bei Meilern?), wie er schreibt, es fand sich aber keine Spur von Feuer, sie waren auch nicht zer schlagen; dazwischen lagen noch einige Töpfe und Obsidiansplitter, Tierknochen fehlten. Die Töpfe waren aus einer zellig-porösen Basaltlava roh herausgearbeitet, 15—20 cm im Durchmesser . Ein Obsidiannucleus lag auch dabei. Unter dieser Stelle kam eine Lage von festgestampftem Ton und einen halben Meter tief, fest darin eingebettet, ein auf der rechten Seite, mit dem Gesicht nach Südwesten ausgestreckt liegendes Skelett von ungewöhnlicher Größe. Der Schädel des „Mannes“ war auffallend und nach dem Bericht von Rothe so niedrig, daß man an einen Neanderthalschädel denken konnte. $\frac{1}{2}$ m oder $\frac{3}{4}$ m davon ruhte ein viel kleineres Skelett mit „Bantuschädel“, ebenso wie die anderen im Grabe (ich gebe den Ausdruck Rothes wörtlich wieder, von Bantuschädel sollte man anthropologisch nicht ohne weiteres sprechen, namentlich da ja auch noch andere Negerstämme dort vorkommen). Zwischen beiden Skeletten fanden sich die Reste eines kleinen Kindes. Es scheint also hier eine Art Familienbestattung des herrschenden Eindringlings stattgefunden zu haben. Zwischen den zwei Schädeln stand ein 15—20 cm großer Topf aus gebranntem Ton ohne jedes Ornament, beim Hals des Mannes lag ein schöner, etwa 8 cm langer Bergkristall mit einer rundherum gearbeiteten Rille und beim weiblichen Skelett ein halbmondförmiges, 3 cm langes, 5 mm dickes Schmuckstück aus gebranntem Ton, wie Rothe ein ganz ähnliches im Museum von Kairo gesehen hatte. Um die Skelette herum waren im Viereck 4 Gewölbe von 40 cm im Durchschnitt und 40 cm Höhe (inneres Maß), ohne Mörtel „cyklopisch“ in „maurischer“ Form gebaut. In jedem der Gewölbe stand ein Tontopf mit einem Inhalt von schwarzen, sehr harten, beinahe linsenförmigen Körnern, und auf der äußeren Seite

fand er im Ton einige Mahlsteine und Reibsteine. Einer war besonders schön, $\frac{1}{2}$ m lang, einige Zentimeter stark, von einem Rothe unbekanntes festes Gestein. Der Reibstein hatte eine Länge von 20 cm und 10 cm Durchmesser und war ausgezeichnet poliert. Ebenso fanden sich eine Masse Obsidiansplitter von 8—15 cm Länge, einer zu einer Säge gearbeitet und in der Form den Feuersteingeräten von Nordfrankreich ähnlich. Metalle oder Metalloxyde bzw. andere steinerne Waffen kamen nicht vor, obgleich Herr Rothe zwei Tagemärsche von Nyongoro sehr geeignete andere Gesteine, die er als Nephrit oder eine Art Jadeit (?) ansprach, entdeckte. Dort sah er auch einen Steinkreis in Herzform, 50 m im Durchmesser, und die Reste einer Ansiedlung. Es liegen dort in der Gegend, halb im Flugsand begraben, dicht beieinander viele ziemlich große Steinsetzungen von milchweißem Quarz in genauer Rechteckform, und Herr Rothe vermutet, daß es die Umrisse früherer Wohnungen sind. Nach der flüchtigen Beschreibung hin kann ich mich dieser Ansicht nicht anschließen. Grundmauern werden es wohl kaum sein, wären es nun Reste von Steinmauern, wie sie z. B. in Südafrika vorkommen, dann müßte man das Einsturzmaterial an Ort und Stelle finden. Aber gerade aus dem Umstand, daß man weißen Quarz genommen hat, möchte ich schließen, daß es sich um sogenannte Steinkreise, wie sie ja auch im französischen Nordwestafrika vorkommen, handelt.

Betrachten wir nun nochmals die Fundergebnisse, so ist es in hohem Grade bedauerlich, daß es nicht gelungen ist, einen der abnormen Schädel nach Deutschland zu bringen, denn nur die genaue Bestimmung und Bearbeitung kann Klarheit darüber bringen, ob man es mit einer Urrassenform zu tun hat. Bekanntlich ist vor nicht gar allzu langer Zeit auch in der Brokenhillmine in Südrhodesien ein angeblich Neanderthalähnlicher Schädel gefunden worden. Auch die sogenannten Bantuschädel müßten geprüft werden.

Was nun die prähistorischen Stücke anbelangt, so waren für mich in erster Linie die Geräte aus Obsidian etwas vollkommen Neues für Afrika, nicht nur für mich, sondern wohl für die meisten Forscher hier; sehr weit verbreitet ist ja auf der Erde das Vorkommen von Obsidiangeräten überhaupt nicht, wenn es auch nahe liegt, da, wo das Gestein gefunden wird, es auch zu verarbeiten. Ich glaubte, es wäre der erste Fall für Afrika, aber Herr Dr. Reck machte mich freundlicherweise darauf aufmerksam, daß in der neueren englischen Literatur, so in: J. W. Gregory, *The Rift Valleys Geology of East Africa*, London 1921, Obsidianwerkzeuge abgebildet sind, ja sogar schon in einem älteren, als Vorläufer erschienenen Werke: *Great Rift Valley*. Ich fand beim Einsehen in den Büchern erwähnt, daß von den Obsidianwerkzeugen einige die Formen von Schabern oder Rückenkratzern, andere von Flintensteinen, was allerdings im Englischen doppelsinnig ist, da das Wort wirkliche Steine, wie sie für Flinten gebraucht werden und nur „Feuerstein“ bedeuten kann, usw. hätten. Genauer erforscht nach prähistorischer Richtung hin waren die Fundstellen anscheinend nicht. Auch von den Ulbergen sind Obsidianstücke von neolithischem Typus genannt, ebenso vom Baringosee, Lobetpaß, vom Gipfel des Baringo zu Laikiple, kurz an vielen Stellen, namentlich angeblich in der Grabenspalte am Gilgilfluß, nach Hopley auch am Naiwascha usw. Man sieht also, es geht wie es häufig der Fall ist, man findet erst ein Stück, dann später oft viele. Gewöhnliche Steinmesser glaubt Reck übrigens noch bei einigen Bantustämmen gesehen zu haben. Gelegentlich der Hildesheimer Tagung, die mit einem Abstecher nach Hannover, beson-

ders zur Besichtigung der schönen unter Herrn Jacob-Friesen stehenden vorgeschichtlichen Abteilung des Provinzialmuseums verbunden war, zeigte mir der eben genannte Herr die wenigen, aber interessanten Stücke, die Herr Dr. Arning aus Nyongoro mitgebracht hatte. Dr. Arning hat, wie ich schon eingangs erwähnte, auch eine Glasperle gefunden; das würde einen gewissen Anhaltspunkt unter Umständen für das Alter der Gräber geben können, falls diese nicht später hineinkam. Das Alter gewisser Glasperlen in Afrika ist ein sehr hohes, man darf aber nicht vergessen, daß solche alten Perlen hunderte, ja tausende von Jahren getragen wurden und noch werden, und man muß berücksichtigen, daß das Auftreten von Glasperlen immerhin in eine spätere Zeit als die der ersten Siedlungsepochen fällt. Auch bei den verblüffenden Steinwerkzeugsansammlungen in der Mittel-Sahara hinter Temassamin fand Spatz eine alte Glasperle.

Natürlich habe ich es nicht unversucht gelassen, von Herrn Rothe, der im Frühjahr 1922 eine neue geologisch-prähistorische Erkundungsreise nach den ihm bekannten Steppengegenden von seinem damaligen Wohnsitz machen wollte, noch weitere Nachrichten zu erhalten, aber es ist mir nicht gelungen, von ihm wieder ein Schreiben zu erhalten. Doch sei ihm auch an dieser Stelle für seinen so wichtigen, sachlichen und wahrheitsgetreuen Bericht gedankt. Hoffen wir, daß es bald gelingen wird, einen oder mehrere der interessanten Schädel nach Deutschland zu bekommen, denn mit allgemeinen Angaben, wie dem Neanderthaler Menschen ähnlich, kann man nicht viel anfangen.

Über den Schädel aus der Knochenhöhle der Broken Hill Mine, der unter einem Berg von Tierknochen in einer Tiefe von 60 Fuß bei Erreichung des Grundwasserspiegels im bröckeligen Bleikonglomerat entdeckt wurde (die Höhle soll schöne Stalaktiten von Zink und Bleiphosphaten haben), bei dem aber der Unterkiefer fehlt, ist in England bereits viel veröffentlicht worden. Vielleicht war es ein Mensch von derselben Rasse, wie die flachstirnigen in der Serengetisteppe bestatteten, d. h. speziell in Nyongoro ausgegrabenen. Das können aber nur neue Funde und genaue Untersuchungen erweisen, die im Interesse der Wissenschaft hoffentlich bald gemacht werden.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Oktober 1923.

Vorsitzender: Herr Ankermann.

Vorträge: Herr H. Virchow: Bericht über die Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Tübingen. — Herr Max Uhle: Die Einheit der süd- und mittelamerikanischen Zivilisationen. (Mit Lichtbildern.)

(1) Neu aufgenommen sind:

Herr B. Decker, Schriftsteller in Bonn,
 „ Klockow, Tierarzt in Berlin-Lichterfelde,
 Museums-Gesellschaft in Teplitz.

(2) Herr Geheimrat Hirschberg, Mitglied der Gesellschaft seit 1880, hat Anfang Oktober seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert.

(3) Die Gesellschaft hat eine Einladung zum fünfzigsten Jahrestag der Eröffnung des Nordischen Museums in Stockholm am 24. Oktober erhalten. Der Vorstand wird einen Glückwunsch senden.

(4) Der 21. Internationale Amerikanisten-Kongreß findet im August nächsten Jahres in zwei Teilen statt, und zwar vom 12. bis 16. August im Haag, vom 20—25. August in Göteborg. Die Verhandlungsgegenstände sind auf die beiden Kongreßorte so verteilt, daß im Haag Nord-Amerika, die Antillen und Guyana, in Göteborg Süd- und Zentral-Amerika und die Eskimo, Themen allgemeinen Interesses an beiden Orten behandelt werden sollen.

(5) Vorstand und Ausschuß beantragen:

1. eine einmalige Nachzahlung für das Jahr 1923 in Höhe des am Tage der Zahlung gültigen Portos für 2 Fernbriefe zu erheben. (Postscheck-Konto Berlin Nr. 18167 Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.)
2. das Eintrittsgeld für Mitglieder in Deutschland und Österreich auf den Betrag des am Tage der Zahlung gültigen Portos für 40 Fernbriefe zu erhöhen. Diese Erhöhung tritt sofort in Kraft.
3. den Jahresbeitrag für 1924 für die Mitglieder in Deutschland und Österreich bei Bezug beider Zeitschriften auf den Betrag des am Tage der Zahlung gültigen Portos für 40 Fernbriefe, bei Bezug nur einer nach Wahl auf den Betrag von 25 Fernbriefen festzusetzen. Der Beitrag ist im Laufe des Monats Januar zu zahlen. Die durch die Versendung der Zeitschriften entstehenden Portokosten sind wie bisher zu ersetzen. Der Jahresbeitrag für die Mitglieder im Auslande bleibt unverändert.

Die Anträge werden nach kurzer Begründung durch den Vorsitzenden einstimmig angenommen.

(6) Herr H. Virchow erstattet einen kurzen
**Bericht über die Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft
 in Tübingen.**

(7) Herr Max Uhle hält den angekündigten Vortrag:
Die Einheit der süd- und mittelamerikanischen Zivilisationen.

Sitzung vom 17. November 1923.

Vorsitzender: Herr Ankermann.

Vorträge: Herr L. Adam: Die Ornamentik der Nordwest-Amerikaner. (Mit Licht-
 bildern.) — Herr Weinert: Die Neuzusammensetzung des Schädels von Le Moustier.
 (Mit Lichtbildern.)

(1) Neu aufgenommen sind:

Herr Dr. phil. Ernst Brühl, Berlin,
 „ Paul Stephan, Reg.-Landmesser, Merseburg,
 „ Lehrer Hans Janke, Berlin,
 „ stud. phil. Steinitz, Breslau,
 „ Egon Schindelbauer, Bankbeamter, Schöneberg,
 „ Baron Philipp Schey v. Koromla, Berlin,
 „ Geh. Reg.-Rat Felix Heimann, Dahlem,
 „ Professor Karl Horand, Wien,
 „ Hugo Rosenberg, Friemersheim,
 „ Dr. Gero v. Merhart, München,
 „ Telegraphendirektor Ernst Lupprian, Nordhausen,
 „ Studienassessor Hans Fiedler, Berlin,
 „ Schulrat Schwanold, Detmold,
 „ Prof. Dr. Georg Nioradze, Tiflis,
 „ Architekt Wilhelm Pleyer, Teplitz,
 „ stud. phil. Miron Goldstein, Charlottenburg,
 „ Heinz Gottwaldt, Kapellmeister, Berlin,
 Fräul. Schustherr, Berlin,
 „ Dr. Ragna Enking, Wilmersdorf,
 „ Dr. med. Nelly Bessmertny, Hamburg.

(2) Der Vorsitzende teilt mit, daß die in der Oktober-Sitzung
 beschlossene Nachzahlung bisher nur von etwa einem Viertel der
 Mitglieder geleistet sei, und bittet um schleunige Einzahlung.

(3) Herr L. Adam hält den angekündigten Vortrag über:
Die Ornamentik der Nordwest-Amerikaner.

Der Vortragende gab ein Bild der Ornamentik der Indianer-
 stämme an der Nordwestküste, indem er zunächst die Grundlagen
 darlegte, auf denen die Nordwestkunst erwachsen ist, nämlich einer-
 seits den Totemismus, andererseits magische Vorstellungen und
 Zwecksetzungen. Das Geheimnis des Augenornaments, das früher
 mehrfach — so insbesondere durch H. Schurtz — vergeblich zu
 lüften versucht wurde, ist durch Franz Boas bekanntlich seit langem
 dahin geklärt, daß das Ornament stets die Stelle einer Gelenk-
 verbindung bedeutet. Der Vortragende zeigte, daß das Augenorna-
 ment nicht nur das Gelenk repräsentiert, sondern oft genug die ganze
 Fläche von Hand, Fuß oder Klaue darstellen soll. An Hand von

Lichtbildern des im Berliner Museum im Abguß vorhandenen Felszeichnungs-Fragmentes von Nanaimo und einer bemalten Wand aus dem Innern eines Kwakiutlhauses versuchte der Vortragende sodann dem Ursprunge des Augenornaments auf die Spur zu kommen und gelangte zu dem Ergebnis, daß schon die Verfertiger der Felszeichnung von Nanaimo Hand- und Fußflächen, ähnlich manchen europäischen Kinderzeichnungen, als kreisförmige oder ovale Gebilde wiedergaben, in welche später die Augenform erst hineingesehen wurde.

Der wesentliche Inhalt des Vortrages findet sich auch in dem Buche „Nordwestamerikanische Indianerkunst“ (= Orbis Pictus Bd. 17, Berlin 1923), unter dessen 48 Tafeln auch die Lichtbilder des Vortrages reproduziert sind (vgl. die Besprechung von W. Krickeberg im vorliegenden Bande der Ztschr. f. Ethnol. S. 108).

(4) Herr Weinert spricht über

Die Neuzusammensetzung des Schädels von Le Moustier.

Der Vortrag wird später gedruckt werden.

In der Diskussion sprechen die Herren v. Luschan und H. Virchow.

Sitzung vom 15. Dezember 1923.

Vorsitzender: Herr Ankermann.

Vortrag: Herr Kieckebusch: Deutschlands vorgeschichtliche Museen und Sammlungen.

(1) Gestorben ist Herr A. Speyer, Mitglied seit 1919.

(2) Der Vorsitzende erstattet satzungsgemäß den Verwaltungsbericht für das Jahr 1923.

Der Mitgliederstand der Gesellschaft ergibt zur Zeit folgendes Bild:

Die Zahl der Ehrenmitglieder ist unverändert zwei geblieben. Von den korrespondierenden Mitgliedern sind zwei verstorben: Prof. Dr. Wieser Ritter von Wiesenhort in Innsbruck und Prof. Dr. Anutschin in Moskau. Es bleiben 96.

Die Zahl der immerwährenden Mitglieder ist unverändert 18 geblieben. Von den jährlich zahlenden ordentlichen Mitgliedern sind 4 verstorben: Kunstmaler Helbig in Berlin, Clarence Armstrong in Dublin, Sanitätsrat Dr. Ehlers in Gernsbach und Arthur Speyer in Berlin. Ihren Austritt erklärt haben 12 Mitglieder. Neu aufgenommen wurden 115. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist demnach um 99 gewachsen, von 1009 auf 1108.

Insgesamt zählt die Gesellschaft 1224 Mitglieder gegenüber 1127 im Dezember des Vorjahres.

Es wurden 10 Sitzungen abgehalten. Der Sommerausflug hatte als Ziel Feldberg in Mecklenburg mit der Stätte des alten Rethra.

Über die Bibliothek berichtet Herr Maaß, daß 83 Bücher und 108 Broschüren hinzugekommen sind, sodaß die Bibliothek jetzt 14 048 Bücher und 1967 Broschüren enthält. Gebunden wurden 25 Zeitschriften und 3 Bücher. Ausgeliehen wurden 452 Bücher.

(3) Der Schatzmeister Herr Duwe erstattet den Rechnungsbericht für 1923, laufend vom 1. Dezember 1922 bis 1. Dezember 1923.

Rechnungsbericht für 1923.

	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
Bestand am 30. XI. 1922					63 760	—
Einnahmen:						
Mitgliederbeiträge . . .			11 065 404 084	519	—	—
Zinsen	9 280	—				
%. Stiftungszinsen . . .	1 971	—		7 309	—	—
Prähistorische Zeitschrift	804 855 941	557	—	—	—	—
%. Ausgaben	1 994 053	725	—	802 861 887	832	—
Erlös aus Verkäufen älterer Zeitschriften .			626 495 310	440	—	—
Staatszuschuß				3 000	—	—
Museumsverwaltung .				50 000 000	—	—
Notgemeinschaft				6 018 279 000	—	—
Einmalige Spenden . .				455 247 381	757	—
Papiermarkgewinne an wertbeständigem Gelde			42 233 220 000	000	—	55 189 296 953 857
Ausgaben:					55 189 297 017 617	—
Zeitschrift f. Ethnologie Unkosten:			612 576 570	041	—	—
Buchbinder	32 008	696	—	—	—	—
Büro	1 061 794	866 295	—	—	—	—
Sitzungen	1 079 766	039 085	—	—	—	—
Zeitschriftenabonnement	526	598	—	—	—	—
Utensilien	565	345	40	2 141 594 006	019	40
Porto	1 710 323	066 562	—	—	—	—
%. Portoeinzahlung der Mitglieder	229	617 975	—	1 710 093 448	587	—
Diverses			1 305 780 004	589	60	5 770 044 029 237
Verbleiben						49 419 252 988 380
Dazu die Bestände der Stiftungen:						
Rudolf Virchow-Stiftung am 30. XI. 1922	1 482	—	—	—	—	—
+ Zinsenzugang	649	—	—	2 131	—	—
Maaß-Stiftung am 30. XI. 1922	3 033	—	—	—	—	—
+ Zinsenzugang	297	—	—	3 330	—	—
William Schönlanck-Stiftg. am 30. XI. 1922	3 634	—	—	—	—	—
+ Zinsenzugang	525	—	—	4 159	—	—
Generalkatalog am 30. XI. 1922	1 500	—	—	—	—	—
+ Zinsenzugang	600	—	—	2 000	—	11 620
Papiermark Sa.						49 419 253 000 000
Wirkliche Bestände:						
Barkasse: 11 \$ Goldanleihe = 1 Billion . . .			46 200 000 000	000	—	—
Bar			1 200 000 000	000	—	47 400 000 000 000
Postscheckkonto						2 019 253 000 000
Papiermark Sa.						49 419 253 000 000

= 49,42 Rentenmark.

Die Rechnungen sind mit den Belegen verglichen, durch Stichproben geprüft und richtig befunden.

Berlin, 5. Dezember 1923.

H. Sökeland.

Maaß.

Effektenbestände

an	3½ % Neue Berliner Pfandbr. 1/1 1/7 Mk.		4 % Neue Berliner Pfandbr. 1/1 1/7 Mk.		5 % Reichs- anleihe 1/1 1/7 Mk.		5 % Reichs- anleihe 1/4 1/10 Mk.		5 % Reichs- schuld- forderung 1/4 1/10 Mk.	
	a) Stiftungen:									
Rudolf Virchow-Stiftung	1 400		15 000							
Maaß-Stiftung	8 500									
William Schönlanck-Stiftung	15 000									
Generalkatalog							10 000			
	24 900		15 000							
b) der Gesellschaft	33 700		2 900		15 000		5 800		10 000	
Im Ganzen	58 600		17 900		15 000		15 800		10 000	
Davon niedergelegt bei der Reichsbank unter										
Nr. 1 577 962	39 800									
" 1 609 373	2 600									
" 1 638 459	10 800									
" 1 675 273	5 400									
" 1 712 966			2 900							
" 2 399 872			15 000							
" 2 044 364							2 000			
" 2 151 399							2 800			
" 2 244 799							5 000			
" 2 396 412							6 000			
" 2 257 172						8 000				
" 2 396 411						7 000				
	58 600		17 900		15 000		15 800			

Das Kapitalvermögen besteht aus:

1. Den verfügbaren Beständen		
a) Eintragung in das Reichs-Schuldbuch	10 000,—	Mk.
b) Dritte Reichs-Kriegsanleihe	5 000,—	"
c) Fünfte	800,—	"
d) Neue Berliner 3½ % Pfandbriefe	28 600,—	"
e) " 4 %	2 900,—	"
f) Verschiedene 5 % Kriegsanleihe	7 200,—	"
2. Dem eisernen Bestand, gebildet aus den einmaligen Zahlungen seitens 25 immerwährender Mitglieder, angelegt in 3½ % Neuen Berliner Pfandbriefen und in 5 % Reichsanleihe	5 100,— 7 800,—	Mk. " 12 900,—
3. Der William Schönlanck-Stiftung, 3½ % Neue Berliner Pfandbriefe	15 000,—	"
4. Der Maaß-Stiftung 10 000 Mk. im Jahre 1910 von Herrn Prof. Dr. Alfred Maaß dargebracht, 3½ % Neue Berliner Pfandbriefe	8 500,—	"
5. Herr Geheimrat Dr. Minden gründet 1912 mit 7000,— Mk. die Rud. Virchow-Plaketten-Stiftung. Der Überschuß wurde in 3½ % Neuen Berliner Pfandbriefen angelegt	1 400,—	Mk.
Hierfür übertragen die 1921 neugestifteten 4 % Neuen Berliner Pfandbriefe	15 000,—	" 16 400,—
6. Konto Generalkatalog 5 % Reichsanleihen	10 000,—	"
	<u>117 300,—</u>	<u>Mk.</u>

Geprüft und unter Einsicht der Reichsbankdepotscheine richtig nachgewiesen.

Berlin, 5. Dezember 1923.

H. Sökeland.

Maaß.

(4) Wahl des Vorstandes für 1924. Der alte Vorstand wird durch Zuruf wiedergewählt. Er besteht demnach aus den Herren: Vorsitzender B. Ankermann, Stellvertreter des Vorsitzenden Schuchhardt und H. Virchow, Schriftführer v. Luschan und Minden, geschäftsführender Schriftführer Traeger, Schatzmeister Duwe.

(5) Herr Hans Virchow erstattete als Vorsitzender der Rudolf Virchow-Stiftung den folgenden Bericht über den

Stand der Stiftung im Jahre 1923.

Es fand eine Sitzung statt am 12. Dezember. Anwesend waren die Herren Ankermann, Körte, Schuchhardt, von den Steinen, Virchow.

Ergänzung des Vorstandes.

Herr Ankermann ist als einer der beiden Vertreter der Anthropologischen Gesellschaft anstelle des verstorbenen Herrn Seler in den Vorstand der Stiftung eingetreten.

Frühere Unternehmungen.

1. Die beabsichtigte Grabung des Herrn Vonderau am Schulzenberge bei Fulda ist nicht zustande gekommen. Es waren für dieselbe an Herrn V. 10 000 M. bewilligt und auch ausgezahlt worden. Herr V. hatte aber durch Brief vom 12. Januar 1923 mitgeteilt, es würde erst im Herbst möglich sein, an die Grabung zu gehen. Bis dahin war jedoch der genannte Betrag völlig wertlos.

2. An Herrn M. Hilzheimer waren 10 000 M. gezahlt worden zur Unterstützung der Herausgabe einer Arbeit über „Die Tierknochen aus den Gruben des Lossower Ringwalles bei Frankfurt a. O.“ Diese Arbeit konnte glücklicherweise noch unter Dach gebracht werden. Sie ist im Jahrgang 1922 der Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften erschienen. Die einzige beigegebene Tafel ist freilich nur ein dürftiger Ersatz für das, was an Abbildungen wünschenswert gewesen und was unter früheren Verhältnissen geliefert worden wäre, aber immerhin konnte sie doch durch die erwähnte Unterstützung aus der Stiftung und durch eine solche aus der Jagor-Stiftung der Stadt Berlin fertiggestellt werden und hat damit wesentlich dazu beigetragen, die wichtigen Ergebnisse dieser Untersuchung literarisch festzulegen.

Verfall des Vermögens.

Die gesetzliche Bestimmung, nach welcher Stiftungsgelder nur in sogenannten „mündelsicheren“ Papieren angelegt sein dürfen, ist in der Zeit des Währungsverfalles der Strick geworden, mit welchem die Stiftung erdrosselt worden ist. Die städtischen Anleihen wurden behufs Rückzahlung zum Nennwerte ausgelost; die Provinzanleihen wurden nur ganz wenig über dem Nennwert zurückgezahlt. Um wenigstens etwas zu retten, riet der Herr Schatzmeister im August dazu, den ganzen noch vorhandenen Bestand an Papieren zu verkaufen und dafür eine Anleihe zu kaufen. Diesem Rate wurde entsprochen und wurden von dem Erlös 35 $\frac{1}{2}$ 6%ige Hamburger Staatsanleihe = 700 G.-M. gekauft. Der daneben noch bestehende Barbetrag ist zur Begleichung der Bankkosten verbraucht worden.

Ausblick.

Der eben erwähnte Betrag von 35 £ ist alles, was von der ehemals stolzen Stiftung übriggeblieben ist; Zinsen davon, falls solche überhaupt eingehen werden, zu wenig, um damit irgend etwas Nennenswertes zu unternehmen. Es ist nur gerade soviel, um sagen zu können: „Die Stiftung besteht noch!“ und um die Hoffnung zu hegen, daß sie einen Kristallisationspunkt abgeben möge, damit, wenn bessere Zeiten kommen, Gönner der Stiftung und der Wissenschaft der ersteren Mittel anvertrauen.

Jahresabrechnung

der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1923.

Effektenbestand:

Ende 1922 besaß die Stiftung:

a) in das Staatsschuldbuch eingetragen:			
3 0/0 Preußische Konsols	M.	111 500,—	
3 1/2 0/0 „ „	„	112 350,—	M. 223 850,—
b) in das Reichsschuldbuch eingetragen:			
3 0/0 Deutsche Reichsanleihe	M.	21 200,—	
5 0/0 V. Deutsche Kriegsanleihe	„	6 000,—	„ 27 200,—
c) bei der Reichsbank niedergelegt:			
3 1/2 0/0 Berliner Stadtanleihe	M.	3 000,—	
4 0/0 dergl.	„	4 000,—	
3 1/2 0/0 Westfälische Provinzial-Anleihe	„	73 000,—	
4 0/0 dergl.	„	1 000,—	
4 0/0 dergl.	„	5 000,—	
5 0/0 II. Deutsche Kriegsanleihe	„	15 000,—	
5 0/0 III. dergl.	„	7 000,—	
4 1/2 0/0 Dresdner Stadtanleihe	„	10 500,—	„ 120 500,—
			<u>Bestand Ende 1922 insgesamt: M. 369 550,—</u>

Die unter c) genannten

M. 3 000,—	3 1/2 0/0	Berliner Stadtanleihe
„ 4 000,—	4 0/0	dergl.
„ 73 000,—	3 1/2 0/0	Westfälische Provinzial-Anleihe
„ 1 000,—	4 0/0	dergl.
„ 5 000,—	4 0/0	dergl.

sind im Laufe des Jahres 1923 zur Rückzahlung gekündigt worden. Der Gegenwert wurde dem Stiftungskonto gutgeschrieben.

Wegen der Geringfügigkeit der Beträge wurden die zur Rückzahlung gekündigten

M. 3 000,—	3 1/2 0/0	Berliner Stadtanleihe und
„ 4 000,—	4 0/0	dergl.

nicht eingelöst, sondern im Depot belassen.

Um sich vor der stetig fortschreitenden Geldentwertung zu schützen, wurde beschlossen, den Besitz der Stiftung in festverzinslichen Markwerten zu veräußern und dafür wertbeständige Papiere zu erwerben.

Nach Löschung im Staatsschuldbuch bzw. Reichsschuldbuch wurden daher am 12. Oktober 1923 verkauft:

nom. M. 100 000,—	3 0/0	Preußische Konsols . . .	à	25 000 000 0/0
„ „ 11 500,—	3 0/0	dergl.	à	30 000 000 0/0
„ „ 100 000,—	3 1/2 0/0	dergl.	à	11 000 000 0/0
„ „ 12 350,—	3 1/2 0/0	dergl.	à	12 000 000 0/0
„ „ 21 200,—	3 0/0	Deutsche Reichsanleihe . . .	à	250 000 000 0/0
„ „ 6 000,—	5 0/0	V. Deutsche Kriegsanleihe	à	500 000 0/0

die zusammen einen Erlös von M. 93 924 400 000,— erbrachten.

Ferner verkauften wir die bei der Reichsbank deponierten

nom. M. 15 000,—	5 0/0	II. Deutsche Kriegsanleihe	à	500 000 0/0
„ „ 7 000,—	5 0/0	III. dergl.	à	500 000 0/0
„ „ 10 500,—	4 1/2 0/0	Dresdner Stadtanleihe . . .	à	70 000 0/0 = „ 115 100 000,—
				ergibt zusammen: M. 94 039 500 000,—

In ungefährer Höhe dieses Betrages kauften wir dagegen als wertbeständige Kapitalsanlage £ 35,— 6% £ tilgbare Hamburger Staatsanleihe à 98% = £ 34,3 à M. 2 730 000 000,—, im ausmachenden Betrage von M. 93 920 000 000,—

Der verbleibende Rest von M. 119 500 000,— wurde dem Stiftungskonto gutgeschrieben.

Im Depot der Stiftung befinden sich also Ende 1923:

£ 35,— 6% £ Hamburger Stadtanleihe
M. 3 000,— 3 $\frac{1}{3}$ % Berliner Stadtanleihe (verlost)
„ 4 000,— 4% Berliner Stadtanleihe (verlost).

Das

Barguthaben

der Stiftung bei dem Bankhause Delbrück, Schickler & Co. betrug ausweislich des Rechnungsabschlusses vom 31. Dezember 1923 M. 6 850,—

Im Rechnungsjahre 1923 waren folgende

Einnahmen

zu verzeichnen:

1. von den bei der Reichsbank deponiert gewesenen bzw. in das Staats- und Reichsschuldbuch eingetragen gewesenen Wertpapieren (19. 3., 20. 3., 21. 3., 20. 6., 21. 6., 30. 6.) M. 6 237,—
2. Kontozinsen von Delbrück, Schickler & Co. per
1. Semester 1923 „ 372,— M. 6 609,—

ferner

- a) vom Zentralfinanzamt zurückvergütete Kapitalertragssteuer 1 994,—
- b) Gegenwert verlostener nom. M. 73 000,— 3 $\frac{1}{3}$ % und 4% Westfälischer Provinzial-Anleihe „ 85 583,—
- c) Erlös der verkauften Effekten (siehe unter Effektenbestand) „ 94 039 500 000,—

zusammen: M. 94 039 594 186,—

Dem stehen gegenüber an

Ausgaben

Porti und kleine Spesen an Delbrück, Schickler & Co. für I. Semester 1923 M. 3 453,—
Gegenwert gekaufter £ 35,— 6% Hamburger Staatsanleihe „ 93 920 000 000,— „ 93 920 003 453,—

sodaß sich Ende 1923 ein Guthaben von M. 119 590 733,— ergibt, welches als Spesen abgebucht worden ist. Das Konto der Stiftung bei dem Bankhause Delbrück, Schickler & Co. ist damit ausgeglichen.

Berlin, den 31. Dezember 1923.

Dr. Ludwig Körte
Schatzmeister.

- (6) Herr Kiekebusch hält den angekündigten Vortrag:
Deutschlands vorgeschichtliche Museen und Sammlungen.

III. Mitteilungen.

Professor Dr. Carl Heinrich Stratz †.

Am 21. April schied aus der Reihe der Lebenden ein Mann, dessen Name als Autor viele Tausende prächtiger Bände ziert, Prof. Dr. C. H. Stratz im Haag, seiner letzten Wohnstätte, wo er bis zum letzten Augenblicke trotz schweren Leidens unermüdet tätig war. Er erreichte nur ein Alter von 61 Jahren. Sein unzeitiger Tod reißt eine schmerzlich empfundene Lücke in die anthropologische Literatur, welche Stratz eine ganze Anzahl wertvoller Werke verdankt, die sich einer ganz ungewöhnlichen Anerkennung und Verbreitung erfreuten.

In jüngeren Jahren war er in Batavia (Java) als Frauenarzt tätig und kehrte von dort 1881 nach Europa zurück, um sich im Haag als praktischer Arzt niederzulassen. Der wissenschaftliche Instinkt führte ihn, den mir gänzlich Fremden, mir zu, der ich damals dem physiologischen Institut angehörte, und eine kurze Aussprache genügte,

uns von der Gleichartigkeit unserer Anschauungen und Bestrebungen zu überzeugen: Bedingungslos überließ er mir, dem gänzlich Fremden, eine ganze Anzahl Negative ausgewählter javanischer Aktstudien zur wissenschaftlichen Verwendung. Damit war die Bahn gebrochen und Stratz ging alsbald daran, unseren Anschauungen durch entsprechende Veröffentlichung allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Dazu verhalf Stratz eine unerschöpfliche Arbeitskraft und eine große Gewandtheit in der populären Darstellung wissenschaftlicher Probleme.

Die Grundanschauung, auf der sich dieselben aufbauten, war klar und sicher zu umgrenzen: Es war unsere Überzeugung, daß die gebildeten Kreise, Laien und Gelehrte, nur sehr ungenügende Vorstellungen hatten über die Gestalt und Eigenart des menschlichen Körpers. Um dem abzuhelpen, waren möglichst umfangreiche vergleichende Darstellungen und exakte Messungen des fraglichen Naturobjektes, also des nackten Menschen notwendig. Diese bilden den wesentlichen Inhalt der Werke von Stratz, der dabei auch die von mir angegebenen Messungsmethoden in vollendeter und verständiger Weise verwertete.

Mit Mut und Überzeugungstreue ging er an die Arbeit, die ja die uneingeschränkte Darstellung des Nackten zur unbedingten Voraussetzung hatte. „Naturalia non sunt turpia“ war ein wohlbekannter Satz, aber doch fehlte es damals nicht von seiten einer mangelhaft gebildeten, philiströsen Partei an Angriffen aller solcher Darstellungen, es fanden sich auch wiederholt Gerichtshöfe, die gestützt auf die Aussprüche sogenannter Sachverständiger, Strafurteile gegen die Darsteller erließen.

Man gab zu, daß die Darstellung des Nackten an sich unbedenklich sei, aber es dürfe nicht unzüchtig sein, der Begriff des Unzüchtigen aber sei Meinungssache und nicht zu umgrenzen. Dies ist eine falsche Anschauung, wie ich wiederholt, auch an Gerichtsstelle ausgeführt habe, mit der Begründung: „Unzüchtig ist jede Darstellung, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers durch irgend etwas auf die Genitalorgane oder deren Funktion hinlenkt.“ Das Kleid tut nichts zur Sache, es kann auch eine ganz bekleidete Person (durch Gebärden, Gesten, Attribute usw.) unzüchtig sein.

Die Werke von Stratz trugen den Stempel strenger Wissenschaftlichkeit so deutlich zur Schau, daß sich die feindliche Partei nicht an sie heranwagte, und sie fanden ungehinderten Eingang auch in die besten Kreise der gebildeten Gesellschaft. Bald nach seiner Ansiedelung im Haag erschien sein erstes Werk: „Die Schönheit des weiblichen Körpers“, welches einen so unerhörten Erfolg hatte, daß zur Zeit die dreißigste und einhundertdreißigste Auflage (37. und 38. Tausend) vorliegen (1921). Lag dem Frauenarzt die Betrachtung des weiblichen Körpers am nächsten, so meldete sich nach einigen Jahren auch der Anthropologe in Stratz zum Wort und ließ das ebenfalls umfangreiche Werk: „Die Rassenschönheit des Weibes“ entstehen, welches bisher 16 und 17 Auflagen (1922) erzielte. Der Kinderarzt wollte auch gehört sein und veranlaßte den wunderbar tätigen Mann zur Veröffentlichung des Werkes: „Der Körper des Kindes und seine Pflege“, fünfte und sechste Auflage (1922) und den Frauenarzt: „Die Körperpflege der Frau“, dritte Auflage (1916). Damit war die staunenswerte Arbeitskraft des Mannes noch nicht erschöpft, auch die Kunst wollte berücksichtigt sein und fand ihr Recht in dem Werke: „Darstellungen des menschlichen Körpers in der Kunst“ (1914). Die beigefügten Jahreszahlen bezeichnen stets das Jahr des Erscheinens der letzten mir zu Händen gekommenen Auflage, das Jahr des ersten Erscheinens der Werke konnte ich nicht feststellen. Auch mußte ich verzichten, der mannigfachen einzelnen Abhandlungen zu gedenken, die der Feder des offenbar zu wenig beschäftigten Mannes ihren Ursprung verdanken, z. B. ein wissenschaftlicher Aufsatz über Frauenkleidung. So erscheint die literarische Tätigkeit des wunderbaren Mannes sowohl nach Ausdehnung und Erfolg vollkommen phänomenal, und besonders bemerkenswert ist, daß er sich in dieser langen literarischen Laufbahn meines Wissens keinen wissenschaftlichen Gegner hat ersehen sehen. Schon die Tatsache allein, daß er durch seine Werke das gebildete Publikum ersichtlich mit Erfolg dazu erzogen hat, den nackten Körper vorurteilsfrei ohne sinnliche Nebengedanken zu betrachten, ist als ein großartiger Erfolg zu bezeichnen.

Wenn ein Horaz im Hinblick auf seine Oden sagen konnte: „Exegi monumentum aere perennius!“ so konnte auch Stratz sagen: „Ich habe mir durch meine Werke ein Denkmal gesetzt, welches die Zeiten überdauern wird!“

Gustav Fritsch.

Das Schwedische Staatsinstitut für Rassenbiologie.

Über die Begründung dieses Instituts erhalten wir von Herrn F. J. Linders, Statistiker und Stellvertreter des Institutschefs, einen Aufsatz, den wir in seinem wesentlichen Inhalt nachstehend zum Abdruck bringen.

Nachdem an der Wende des Jahrhunderts die Vererbungslehre und die Rassenbiologie durch die Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze eine exakte Grundlage

zum Weiterbauen erhalten, haben auch schwedische Forscher diese verhältnismäßig jungen Zweige der Wissenschaft mit Eifer und Erfolg ausgestaltet. Für deren Bestrebungen hat der schwedische Staat — allen übrigen Ländern darin vorausgehend — zwei Institute errichtet, nämlich im Jahre 1918 eines für experimentelle Biologie und theoretische Vererbungslehre in der Nähe von Lund und 1922 eines für Rassenbiologie in Upsala. Jenes wird von Professor H. Nilsson-Ehle, dieses von Professor H. Lundborg geleitet.

Rassenbiologische Forschungen in modernem Sinne betrieb man in Schweden schon 1898, da Professor Lundborg seine bekannten Untersuchungen an einem Bauerngeschlechte der Landschaft Blekinge begann. Diese Arbeit nahm ihn bis zum Jahre 1912 in Anspruch, worauf er Forschungen im nördlichsten Schweden unter Lappen und Finnen ausführte, seit 1917 schon mit staatlicher Unterstützung. Im Jahre 1918 beschloß das akademische Konsistorium der Universität Upsala auf Vorschlag des damaligen Dozenten Lundborg, diesem einige Zimmer und die Einrichtung für ein rassenbiologisches Institut zur Verfügung zu stellen. Die Räume wurden 1921 in Gebrauch genommen. Auf den Antrag einiger Abgeordneter verlangte der Reichstag von 1920 eine Überprüfung des Planes zur Errichtung eines Staatsinstitutes für Rassenbiologie. Die Universitätsbehörden gaben günstige Gutachten ab, und infolgedessen ließ der König dem nächsten Reichstage in dieser Angelegenheit einen nachdrücklichen Vorschlag unterbreiten. Am 13. Mai 1921 nahmen beide Kammern des Reichstages ohne Abstimmung den Antrag an, jedoch mit Rücksicht auf die gedrückte Lage der Staatsfinanzen unter gewissen Einschränkungen des Planes. Das Institut konnte seine Tätigkeit im Januar 1922 beginnen. Zum Chef ward Professor Lundborg ernannt.

Die unmittelbare Aufsicht über das Institut wird von einer aus sieben Mitgliedern bestehenden Direktion ausgeübt. Sechs derselben ernannt S. Königliche Majestät. Der Chef des Institutes ist eo ipso das siebente Mitglied. Er ist in den Stand der Universität aufgenommen, wogegen die übrigen Beamten bis auf weiteres nach Bedarf und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel angestellt sind. Gegenwärtig verfügt das Institut über einen Statistiker, der zugleich Archivar und Stellvertreter des Chefs ist, ferner über einen Genealogen, einen Assis'enarzt, einen anthropologischen Assistenten, einen weiblichen Reiseassistenten und einen Assistenten für Statistik und Photographie; es beschäftigt außerdem einige Aushilfskräfte. Der Staatsvoranschlag für das Arbeitsjahr 1923—24 beträgt 55 000 Kronen, das Gehalt für den als Ordinarius geltenden Chef abgerechnet. Dazu kommen gewisse Teuerungszuschläge.

Als seine nächste Aufgabe betrachtet das Institut die Erweiterung und Vollendung der Forschungen unter der Bevölkerung Norrbottens (des nördlichsten Schwedens), die wie gesagt vor der Errichtung des Institutes von seinem gegenwärtigen Chef begonnen worden sind. Diese Arbeiten sollen das erste Glied einer allgemeinen rassenbiologischen Aufnahme der Bevölkerung ganz Schwedens darstellen. Auf Norrbotten soll zunächst Gotland folgen, wo das Institut schon begonnen hat, genealogisches und sonstiges Primärmaterial einzusammeln. Die beiden Län unterscheiden sich in demographischer Beziehung wesentlich von dem übrigen Schweden, weshalb eingehende medizinisch-demographische Untersuchungen ihrer Bevölkerung von größtem Werte und Interesse sein dürften. Zur Gewinnung des nötigen Vergleichsmaterials, aber auch aus anderen Gründen wird die Arbeit des Institutes in den nächsten Jahren sowohl eine allgemeine anthropologische Untersuchung der Jugend Schwedens, insbesondere der Wehrpflichtigen umfassen, wird aber auch andere Bevölkerungsgruppen, z. B. Sanatoriumspatienten und Gefangene, sowohl männliche als auch weibliche, mit einbeziehen.

Ende September 1923 bestand das in Frage kommende Material schon aus detaillierten Individualangaben über 75 845 Personen laut folgender Tabelle:

	männl.	weibl.	Summe
Wehrpflichtige und fest Angestellte der Armeen und Flotte	51 949	—	51 949
Schüler an Volksschulen	7 185	6 763	13 948
Schüler anderer Unterrichtsanstalten (Lehrerbildungsanstalten u. dgl.)	1 668	3 463	5 131
Patienten in Sanatorien	1 277	1 532	2 809
Andere	1 080	928	2 008
Summe	63 159	12 686	75 845

Neben diesen Hauptaufgaben sollen Spezialuntersuchungen ausgeführt werden. Eine solche über Zwillinge und Drillinge ist in Angriff genommen. Außer statistischem und genealogischem Material wird auch photographisches (Rassentypen) gesammelt. Dieses umfaßt gegenwärtig weit über 1000 Nummern und soll den Grundstock für ein rassenbiologisches Museum bilden. Zu den Aufgaben des Institutes gehört auch die Veranstaltung von Vorträgen über Rassenbiologie an der Universität Upsala. Solche wurden das erste Mal im Herbst 1922 gehalten und sowohl von der Studentenschaft als auch von der übrigen Bevölkerung zahlreich besucht. Das Institut gibt ferner eine Serie von Schriften heraus, genannt: „Meddelanden från Statens Institut för Rasbiologi“ (Mitteilungen des Staatlichen Institutes für Rassenbiologie). Deren erste

Nummer ist erschienen und enthält einen vom Chef verfaßten Bericht über Entstehung, Organisation und Arbeitsaufgaben des Institutes.

Das Institut ist in seiner jetzigen Form nur als eine erste Abteilung einer umfangreicheren Forschungsanstalt zu betrachten. Dies wird auch im Regierungsvorschlag und im Protokoll des Reichstages betont und hervorgehoben, daß die medizinisch-genealogische Abteilung, die bisher allein zu Stande gekommen ist, nur den eigentlichen Grundstock bilden solle.

Die Grundmauer, auf der das rassenbiologische Gebäude aufgeführt werden soll, stützt sich auf mehrere wichtige Eckpfeiler. Diese sind: 1. Vererbungsforschung (Genetik); 2. Anthropologie; 3. Physiologie, Pathologie und Medizin; 4. Statistik und 5. Genealogie. Diese Zweige menschlichen Wissens verlangen eigene Vertreter, die mit ganz verschiedenen Methoden arbeiten und daher auf verschiedene Weise ausgebildet sein müssen. Der Rassenbiologie liegt es ob, die Völker gegen jene gefährlichen inneren Feinde zu schützen, welche sie zu verderben und zu vernichten drohen. Keinerlei Opfer sollten daher zur Erhöhung der konstitutionellen Kraft eines Volkes (seines rassenbiologischen Wertes) zu groß erscheinen, insbesondere, da die für solche Zwecke angewandten Ausgaben sich in künftigen Tagen gewiß bezahlt machen, und mehr denn Zinsen und Zinseszinsen einbringen werden.

Tauschstelle für wissenschaftliche Literatur.

Von Herrn Regierungsrat Dr. Victor Engelhardt, Friedenau, Tannusstr. 13, geht uns folgende Mitteilung zu:

Die ungeheure Steigerung der Bücherpreise macht es dem Forscher heute unmöglich, sich die für seine Arbeiten nötige Literatur zu beschaffen. Vielfach wird der Weg eingeschlagen, beim Antiquar Bücher, die man nicht mehr benötigt, für solche, die man erwerben will, in Zahlung zu geben. Nur wenige Buchhändler lassen sich heute noch auf ein derartiges Tauschverfahren ein, und wenn sie es tun, ist es mit großen Verlusten für den Bücherkäufer verbunden. Auf Anregung von Dr. Victor Engelhardt soll daher der Versuch gemacht werden, einen direkten Tausch wissenschaftlicher Werke zu ermöglichen. Der Generaldirektor der Preussischen Staatsbibliothek, Herr Geheimrat Milkau, hat dem Unternehmen in lebenswürdigster Weise zwei Räume nebst Einrichtung im Bibliotheksgebäude zur Verfügung gestellt, so daß eine „Tauschstelle für wissenschaftliche Literatur“ eröffnet werden konnte. Der Tauschverkehr ist auf heute noch brauchbare Werke der ernsthaften wissenschaftlichen Literatur beschränkt. Bücher der schönen Literatur können nur angenommen werden, wenn sie vor 1800 zum ersten Mal erschienen sind. Der Einlieferer eines Buches erhält einen auf Grundpreis (Friedenspreis) lautenden Gutschein. Für vollwertige Bücher wird der Gutschein in der Höhe des Ladenpreises (in Grundzahl oder Friedenspreis) ausgestellt. Bei veralteten Auflagen oder bei sehr schlechtem Erhaltungszustand werden entsprechende Abschläge gemacht. Für den Gutschein kann der Einlieferer zu beliebiger Zeit andere Bücher des Lagers erwerben, deren Grundpreis den Wert des Gutscheines nicht übersteigt. Erwerbung gegen Barzahlung ist ausgeschlossen. Bei Einkauf unter dem Wert des Gutscheines wird für die Differenz der Beträge ein neuer Gutschein ausgestellt. Da alle Tätigkeit an der Tauschstelle ehrenamtlich ist, werden Gebühren nicht erhoben. Die Einrichtung der „Tauschstelle für wissenschaftliche Literatur“ entspricht einem Bedürfnis weiter Kreise. Es liegt im Interesse eines jeden wissenschaftlichen Arbeiters, ihre Tätigkeit möglichst fruchtbar zu gestalten. Das kann nur geschehen, wenn alle entbehrlichen Bücher (Literatur nicht mehr bearbeiteter Wissensgebiete, erledigte Rezensionsexemplare usw.) umgehend der Tauschstelle gegen Gutschein zur Verfügung gestellt werden. Auf diese Weise dürfte ein Lager zustandekommen, welches viele unbenutzte Schätze privater Bibliotheken wieder fruchtbringender Arbeit zuzuführen vermag.

Die Tauschstelle befindet sich in der Preussischen Staatsbibliothek, Eingang Charlottenstr. 39. Sie ist geöffnet: Sonnabend, 4—7 Uhr nachmittag.

IV. Literarische Besprechungen.

Instituto historico e geographico Brasileiro. Dicionario historico, geographico, ethnographico do Brasil (Commemorativo do primeiro centenario da Independencia), Introducção geral, Bd. I mit 74 Tafeln, Bd. II mit 69 Tafeln, Rio de Janeiro, Imprensa Nacional, 1922, in 4^o.

Vor uns liegt der erste und zweite Band eines großangelegten Werkes, das ein umfassendes Bild über Werdegang und den gegenwärtigen Stand der Dinge in Brasilien in weitestem Umfange zu geben bestimmt ist.

Plangemäß soll eine Serie von Bänden unter dem Titel „Allgemeine Einführung zum Dicionario“ vollständige Monographien über Brasilien im allgemeinen und solche über die Einzelstaaten enthalten.

Der erste Band beschäftigt sich in 37 Kapiteln auf 1688 Seiten mit den Verhältnissen Gesamtbrasiliens.

Im einzelnen handelt Kap. 1 in 8 Abschnitten von der geographischen Lage Brasiliens, seiner Oberflächengestaltung, den Grenzen, den Küstengebieten, den Inseln Brasiliens, der Küstenilluminierung, der Zeitbestimmung für Brasilien. Im folgenden behandeln: Kap. 2: die Orographie Brasiliens, Kap. 3: die Hydrographie, Kap. 4: Klimatologische Fragen, Kap. 5: die Fauna, Kap. 6: die Flora, Kap. 7: Mineralogie und Geologie Brasiliens, Kap. 8: Physiographie, Kap. 9: Bevölkerung Brasiliens, Kap. 10: Ethnographie, Kap. 11: Einwanderung und Kolonisation, Kap. 12: Politische Organisation, Kap. 13: Wahlregime, Kap. 14: nationale Verteidigung, Kap. 15: öffentlichen Unterricht, Kap. 16: Sport, Kap. 17: Hygiene und öffentliche Wohlfahrt, Kap. 18: Agrikultur, Kap. 19: Industrie, Kap. 20: Handel, Kap. 21: Verkehrswege, Kap. 22: Post, Telegraphie, Fernsprechwesen, Kap. 23: Allgemeine Geschichte, Kap. 24: Archäologie, Kap. 25: Geschichte der wissenschaftlichen Forschungsreisen, Kap. 26: Politische Geschichte, Kap. 27: Diplomatische Geschichte, Kap. 28: Verwaltungsgeschichte, Kap. 29: Geschichte der Ökonomie und der Finanzwirtschaft, Kap. 30: Rechtsgeschichte Brasiliens, Kap. 31: Geschichte des Heerwesens, Kap. 32: Religionsgeschichte, Kap. 33: Geschichte der Heilkunde, Rechtsschulen, Kap. 34: Literaturgeschichte, Kap. 35: Die Presse in Brasilien, Kap. 36: Geschichte der Kunst, Musik in Brasilien, Kap. 37: Biographien.

Der zweite Band der Einführung behandelt auf 748 Seiten die Staaten: Amazonas, Pará, Maranhão, Piauí, Ceara, Rio Grande do Norte und Parahiba.

Das in den beiden bisher erschienenen und in den folgenden Bänden der „Einführung“ vereinigte Material soll die Grundlage zu dem historischen, geographischen und ethnographischen Lexikon bilden. Wohl kann man sich bei der Lektüre des vorliegenden Werkes, zu dem der Direktor der Nationalbibliothek in Rio, Ramiz Galvão, ein Vorwort geschrieben hat, des Gefühls nicht erwehren, es sei etwas überstürzte Arbeit geleistet worden, wie aus den vielerlei Ungenauigkeiten, Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten zu ersellen ist. Freilich waren ja auch die Schwierigkeiten für ein rasches Zustandekommen des geplanten Werkes ungewöhnlich groß. Die in fast zwei Jahren andauernder Arbeit gesammelten Ergebnisse entsprachen keineswegs den Erwartungen der Veranstalter. Von vielen Punkten des weit ausgedehnten brasilischen Territoriums fehlten zudem die erbetenen eingehenden unbedingt erforderlichen Nachrichten.

Immerhin aber dürfen wir dem Instituto Historico, vor allem seinen beiden Mitgliedern Dr. Roquette Pinto und dem allezeit rührigen Herrn Max Fleiuss, dem ständigen Sekretär des Instituts, die die Anregung zur Inangriffnahme des „Dicionario“ gegeben hatten, unsere Anerkennung nicht versagen. Für den kritischen Leser sind schon die beiden ersten Bände eine wahre Fundgrube und gewähren wertvolle Einblicke in die brasilischen Verhältnisse. Eine in mancher Hinsicht wünschenswerte Überarbeitung der „Introducção do Dicionario“ wird dann erst dem Werke, so wie es den Veranstaltern vorschwebte, besonderen Wert verleihen und dieses zu einem würdigen Beitrag zur Zentenarfeier der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens (7. Sept. 1922) stempeln.

Erland Nordenskiöld: Indianer und Weiße in Nordostbolivien. Mit 90 Abbildungen im Text, 35 Tafeln und einer Karte. Stuttgart 1922. Strecker und Schröder. 220 S.

Durch die vorliegende Neuerscheinung ist abermals eines jener Bücher Nordenskiölds durch Übersetzung ins Deutsche einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht, das in gleicher Weise durch seinen Inhalt wie durch seine schlichte und dabei lebendige Darstellungsweise zu fesseln vermag. Es handelt sich um die zuerst im Jahre 1911 in Stockholm bei Albert Bonniers unter dem Titel *Indianer och hvita* veröffentlichten Ergebnisse einer in die Jahre 1908–1909 fallenden Forschungsreise des Verfassers im nordöstlichen Bolivien, welche sich unmittelbar an die in dem „Indianerleben“ in so ansprechender Form geschilderte Reise im bolivianischen Gran Chaco anschloß.

Da Nordostbolivien zum Teil schon frühzeitig von europäischer Einwanderung heimgesucht wurde, so ist ein großer Teil der einheimischen Bevölkerung dieser Gegend schon seit längerer Zeit von den Weißen unterworfen worden, und erst nach abenteuerlichen Wanderungen konnten vom Verfasser in den üppigen Urwaldgebieten die letzten Trümmer mehrerer Indianerstämme aufgefunden werden, die in friedlicher Abgeschlossenheit, verborgen von den Weißen, noch viele ihrer alten Sitten und Gebräuche bewahrt haben. So konnte namentlich noch in letzter Stunde wertvolles Material von den Yuracaré-Indianern und den Chacobo-Indianern gesammelt werden, durch welches die südamerikanische Ethnologie in sehr erwünschter Weise bereichert worden ist.

Abgesehen von diesen durch zahlreiche Abbildungen in vorzüglicher Weise veranschaulichten rein ethnologischen Ergebnissen kommt dem vorliegenden Buche Nordenskiölds aber auch in allgemein kulturgeschichtlicher Hinsicht eine weitreichende Bedeutung zu, indem uns hier in drastischer Weise das rücksichtslose Eindringen der Europäer in die Gebiete eines einstmals glücklichen Volkes mit seinen traurigen Folgeerscheinungen, vor allem der ökonomischen Unterdrückung der Indianer durch die Weißen, geschildert wird. Hierbei kamen vor allem zwei Hauptprobleme zur Erörterung, die Einwirkung der Missionen auf die weitere Entwicklung der indianischen Bevölkerung und sodann die namentlich mit dem Aufblühen des Kautschukhandels in jenen Gebieten immer weiter um sich greifende Schuldknechtschaft der Eingeborenen. Die eingehende Schilderung der von Franziskanern geleiteten Guarajú-Missionen gibt uns ein anschauliches Bild dieser Indianer unter dem Einflusse der Missionare. Sie werden von diesen letzteren davor geschützt, von habstüchtigen weißen Unternehmern betrogen und ausgenutzt zu werden. Während die zivilisierte Indianerbevolkerung im ganzen übrigen Nordostbolivien in letzter Zeit stark abgenommen hat, ist die Zahl der Guarajú-Indianer bedeutend gewachsen. Die letzteren haben Handwerke und mancherlei sonstiges von den Missionaren gelernt. Aber trotz dieser segensreichen Folgen schließt nach der Ansicht des Verfassers das nach dem Vorbilde der früheren Jesuitenmissionen von den Franziskanermönchen angewandte Verwaltungssystem dennoch für die Zukunft der Indianer Gefahren in sich, da es ihre Unselbständigkeit erhöht, wie ja denn auch die Mojo und Baure, die früher Schüler der Jesuiten waren, nach der Vertreibung dieser letzteren aus Südamerika im Jahre 1707 nur um so sicherer der Schuldklaverei der Weißen verfallen sind. Interessante Einzelheiten werden über das traurige Los der einmal in Schuldknechtschaft verfallenen Eingeborenen berichtet. Hoffentlich tragen diese Schilderungen der von den Weißen an hilflosen friedlichen Indianern verübten Greuelthaten das ihrige dazu bei, daß endlich einmal von berufener Seite die nötigen Vorkehrungen getroffen werden, um auch in den entlegeneren Gebieten das Los der Eingeborenen gegen die brutale Habgier des in ihr Gebiet eindringenden weißen Mannes zu schützen.

Max Schmidt.

Malinowski, Bronislaw: Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea. With a preface by Sir J. G. Frazer. Robert Mond Expedition to New Guinea. (Studies in Economics and Political Science No. 65.) — London, G. Routledge & Sons, Ltd. 1922.

Der Verfasser, der sich schon vor dem Kriege durch eine Arbeit über die australische Familie rühmlich bekannt gemacht hat, konnte inzwischen den äußersten Osten von Neuguinea, besonders die dortige Inselwelt, zum Gegenstand seiner Forschungen machen. Das vorliegende Werk stellt eine der eigentümlichsten Erscheinungen des Gebietes in den Mittelpunkt der Betrachtung, die Kula. Es ist das die Hauptverkehrsform in weiten Teilen des Massim-Bezirktes, ein Verkehr, der dem geregelten feierlichen Austausch gewisser juwelenartig hochgeschätzter Kostbarkeiten, wie Conus-Armringe, Sphondylus-Ketten, seltener Eberhauer, Prunkäxte, im Südosten auch Boote, dienend, sich von einem Handel hauptsächlich dadurch unter-

scheidet, daß die erwähnten Kostbarkeiten nur selten längere Zeit bei einem Besitzer aushalten, meist bald weitergegeben werden, im Laufe der Zeit einen Kreislauf durch die Hauptgruppen des Archipels beschreiben, oft nach längerer Zeit, wenn auch nicht in dieselben Hände, so doch in dieselben Bezirke zurückkommen, durch die sie früher schon gekommen sind. Sphondylus-Ketten und Armringe bewegen sich so gut wie nie in derselben Richtung. Die einen durchlaufen den Kreis in der Richtung des Uhrzeigers, die anderen umgekehrt. Für eine Gabe wird die Gegengabe nicht unmittelbar überreicht, sondern nach kürzerer oder längerer Zeit, oft bei besonderen Gegenbesuchen der Partner über weite Meeresstrecken hinweg. Teilnehmer an der Kula sind besonders Häuptlinge und Dorfhäupter, in manchen Gruppen auch größere Teile der Bevölkerung. Zu ihrer Durchführung werden häufig ganze Flotten mobil gemacht. Alle Stadien solcher Expeditionen sind von Zauberberäuchen umrankt. Besondere Rolle spielt der Zauber, um dem Boote Geschwindigkeit zu verleihen, und der Schönheitszauber, der die eigene Person angenehm machen und den Partner veranlassen soll, reiche Gegengaben zu geben. Auch die zauberische Abwehr der mannigfachen Gefahren auf der Reise ist natürlich von Bedeutung. Eng an die Kula schließen sich meist auch die gewöhnlichen Tauschhandlungen mit Lebensmitteln, Gegenständen des Kunstgewerbes usw. Wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, nimmt die Kula im Leben der Eingeborenen nicht nur eine zentrale Stellung ein, hält sie mehr oder weniger dauernd in Bewegung, sondern ist auch mit allen Seiten des Lebens aufs engste verwoben, so daß ihr Studium den Verfasser befähigte, zugleich Auskünfte über politisches und gesellschaftliches Leben, über Industrie, Bodenbau und religiöse Anschauungen einzuholen. Besonders sind mythologische Überlieferungen mit der Kula in großer Zahl verbunden.

Diese Aufdeckung der Kultur in ihren mannigfach verwobenen, unzerschnittenen Erscheinungen ist von besonderem Werte für die kulturgeschichtliche Betrachtung. Erschwert sie auch natürlich die notwendige Analyse, so läßt sie doch andererseits an einem seltenen Beispiel erkennen, wie die historisch nacheinander auftretenden Kulturformen nicht ein lockeres Gemisch bilden, sondern zu lebendigen Organismen zusammenwachsen. So hat im Massimbezirk die austronesische, malayo-polynesisische Kultur zweifellos ältere Kulturbildungen überflutet. Mit den Kostbarkeiten des Bezirkes manche Ähnlichkeit haben z. B. die feinen Matten von Samoa, die ebenfalls Eigennamen tragen. Aber gerade auch Armringe haben an den verschiedensten Stellen des malayo-polynesischen Gebietes, wie andererseits bei den Viehzüchtern in Afrika, verwandte Bedeutung. Außer diesen Dingen finden sich dann in der Kula Erscheinungen des Lebensmittelhandels, ja selbst Erscheinungen, die mit dem vopolynesischen melanesischen Zinswesen Verwandtschaft haben. Und alles ist in ein Milieu des Zauberglaubens getaucht, das vielleicht noch ältere Elemente enthält, jedenfalls ganz deutlich den uralten Typus des Associationszaubers erkennen läßt. Die ganze Zusammenfassung des Massimbezirkes zu einem großen Verkehrsgebiete zeigt wieder polynesischen Geist, polynesische Weltanschauung, wie ja auch das polynesisch gegründete Häuptlingstum eine maßgebende Rolle dabei spielt. Auf der andern Seite wieder treten uns Totenkult und Vampirglaube als wichtige Bestandteile des Gesamtkomplexes entgegen.

Malinowski hat seinen Stoff mit Sorgfalt gesammelt, hat sich eingehend Rechenschaft gegeben über die Erfordernisse der Arbeit. Im Gegensatz zu anderen Reisenden ist er sich voll bewußt, daß eine eingehende zusammenfassende Arbeit, vor allem eine Klarheit über die Probleme Vorbedingung fruchtbarer „Feldarbeit“ ist. Die Darstellung gewinnt dadurch an Leben, daß er dem Leser nicht nur reine Ergebnisse vorführt, sondern ihn gewissermaßen an seinen Forschungen und Fahrten teilnehmen läßt. Uns Deutsche, denen unsere Kolonien unter dem Vorwande genommen worden sind, daß wir die Eingeborenen nicht zu behandeln verständen, freut es, das ziemlich vernichtende Urteil über die australische Verwaltung im Massim-Bezirk zu lesen, die unter dem heuchlerischen Vorwand der Beglückung wider Willen die Vernichtung der einheimischen Kultur mit Hochdruck betreibt.

F. Graebner.

Westermann, Diedrich: Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia. Dargestellt auf der Grundlage von Eingeborenen-Berichten. Mit zwei Nachträgen: Texte in der Golasprache und Kpelle-Beiträge von H. Rohde. Nebst einer Kartenskizze. (Quellen der Religionsgeschichte, herausgeg. im Auftrage der Religionsgeschichtl. Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1921.

Das vorliegende Buch ist die Frucht einer Reise, die Westermann gerade bei Ausbruch des großen Krieges im Sommer 1914 antrat. Es gelang ihm zwar noch, sein Reiseziel, Liberia, zu erreichen, die Heimkehr in die Heimat war ihm aber erst nach

dem Friedensschluß, nach langem unfreiwilligen Aufenthalt in Spanien vergönnt. Es ist erstaunlich, daß es Westermann, der doch hauptsächlich zu linguistischen Studien hinausgegangen war, gelungen ist, in den wenigen Monaten vom September 1914 bis zum Januar 1915 auch noch ein so umfangreiches ethnographisches Material zusammenzubringen, wie er es in diesem Bande vorlegt. Diese Leistung wird nur erklärlich durch die unvergleichliche sprachliche Schulung des Verfassers und seine Vertrautheit besonders mit den sudanischen Sprachen, die es ihm ermöglicht hat, von Anfang an ohne Schwierigkeit mit den Eingeborenen in ihrer eigenen Sprache ohne Vermittlung eines Dolmetschers zu verkehren. Dadurch hat natürlich nicht nur die Quantität, sondern vor allem auch die Qualität seiner Aufzeichnungen wesentlich gewonnen.

Die Kpelle, bekannter unter dem Namen Pessi, der ihnen von den Liberianern beigelegt wird, auch Gersse oder Guerze genannt, gehören zu der großen Sprachfamilie der Mande oder Mandingo und stehen sprachlich den Mende in Sierra Leone am nächsten. Sie gehören ebenso wie die Susu zu der Unterabteilung der Mande-fu und scheinen sich in unbekannter Zeit von den Djalonke abgezweigt zu haben und nach Süden gewandert zu sein. Körperlich unterscheiden sie sich kaum von den übrigen Waldnegern Liberias und können etwa als mandeisierte Kru aufgefaßt werden.

Der Stoff des Buches ist folgendermaßen gegliedert. Die ersten Kapitel beschreiben das Land und seine Bewohnerschaft im allgemeinen; letztere nach ihrer körperlichen Erscheinung, ihrem Charakter und ihrer Zusammensetzung. Dann folgen vier ethnographische Kapitel über Wirtschaft, Familie und Gesellschaft, Sprache und Weltanschauung. Jedes dieser Kapitel, mit Ausnahme des sprachlichen, zerfällt in zwei Teile; der erste enthält eine zusammenfassende Darstellung des ganzen Stoffs, der zweite bringt authentische Belege in Gestalt von Übersetzungen der Texte, die der Verfasser nach dem Diktat von Eingeborenen aufgezeichnet hat. So enthält z. B. das 5. Kapitel (Familie und Gesellschaft) die folgenden Texte: Brautwerbung; Viellehe und Ehescheidung; Heiratsgebräuche; Verhalten schwangerer Frauen; Frucht- abtreibung; Frauen eine Quelle des Reichtums für den König; Beschneidung; Tätowieren; Glücksspiel; Gerichtsverhandlungen; über das Königtum (2 Texte); Tod des Königs; Gesetze; Pflichten fremder Siedler gegen den König; Krieg (2 Texte); Friedensverhandlungen; Kriegswaffen. Das umfang- und inhaltreichste Kapitel ist das die Weltanschauung behandelnde (S. 174-357), das ausführlich das ganze religiöse Gebiet, die Vorstellung vom Lebenden und toten Menschen, den Seelen, Geister- und Dämonenglauben, den magischen Ideenkreis, den Totemismus und alle Formen des Kults, besonders die in Liberia blühenden Geheimbünde zur Darstellung bringt und in seiner zweiten Hälfte nicht weniger als 53 Texte enthält.

Wichtig ist die von Westermann gleich am Eingang gemachte Feststellung, daß der Kpelle einen Unterschied zwischen profan und heilig nicht kennt, daß sich vielmehr sein ganzes Handeln „auf die Erhaltung und Förderung seines Daseins“ richtet, „auf das Fernhalten dessen, was ihm nach seiner täglichen Erfahrung Schaden bringen kann“. Auch die Mittel, die er zu diesem Zweck verwendet, scheidet er nicht etwa in natürliche und übernatürliche. Wenn man also die Unterscheidung von profan und heilig als die religiöse Grundtatsache ansehen will, so würden die Kpelle noch auf einer vorreligiösen Stufe stehen. Im allgemeinen bestätigen die Erkundungen Westermanns durchaus die neueren religionsgeschichtlichen Anschauungen. So fehlt den Kpelle der Begriff der Seele des Lebenden; nicht diese wird zum Totengeist, sondern der ganze Mensch. Der Zauberglaube beherrscht das ganze Leben. „Es gibt kaum eine Verrichtung oder ein Ereignis im Leben, das nicht durch Zauber beeinflusst werden kann, keine Person, die nicht einen Zauber an sich trägt oder doch zu Hause im Besitz hat“ (S. 208). Um einem Zauber seine Wirksamkeit zu erhalten, muß seine Kraft durch stärkende Substanzen, wie Blut, Nierenfett, Speichel erneuert werden. Man stellt diese Dinge dem „Fetisch“ nicht als Opfer hin, sondern übergießt ihn oder reibt ihn damit ein; auch nennt man das in der Regel nicht opfern, sondern „den Zauber füttern.“ Das ist das, was man früher als Fetischkult bezeichnet hat.

Die Ausübung eines Zaubers, die Gewinnung, Erhaltung und Stärkung einer bestimmten magischen Kraft bilden auch das Wesen der meisten sogenannten Geheimbünde, deren es eine ganze Anzahl gibt und die von den Eingeborenen meist einfach „Zauber“ genannt werden. Der älteste und angesehenste Geheimbund, der Poro (auch Purrah, Paarü bei älteren Autoren) wird freilich, ebenso wie der gefürchtete Leopardbund, niemals als Zauber bezeichnet. Dem Poro muß jeder Mann angehören, wie der Parallelinstitution des Sande jede Frau, während die übrigen Geheimbünde nur eine beschränkte Zahl an Mitgliedern haben. Sehr bemerkenswert ist Westermanns Nachweis, daß seine Erkundungen sich völlig decken mit den Angaben Dappers aus dem 17. Jahrh., was einerseits für die Zuverlässigkeit des alten Autors spricht, andererseits aber zeigt, wie konservativ die religiösen Anschauungen und Bräuche der Neger sind.

Sehr interessant, wenn auch etwas verworren, sind auch die Auskünfte, die W. über den Totemismus erhalten hat. Das Totem vererbt sich vom Vater auf den Sohn und

von der Mutter auf die Tochter; es ist aber nicht klar, ob es sich hier um die Totems der beiden Sippen oder um Geschlechtstotemismus handelt. Für letzteren spricht die Angabe, daß die Banane das eigentliche Totem des weiblichen Geschlechts sei. Der Mensch kann sich in sein Totemtier verwandeln; er muß sterben, wenn dieses getötet wird; es besteht also eine individuelle Verknüpfung neben der Beziehung der Sippe zur Tiergattung. Daß aber z. B. Schlangen- und Leopardbund totemistischen Ursprungs seien, scheint mir nicht sicher.

Die Gottesvorstellung der Kpelle scheint sich am Anschauen des Himmels gebildet zu haben, wie denn auch der Gottesname Gala in der Sprache der den Kpelle nahe verwandten Loma sowohl Himmel wie Gott bedeutet. Westermann betont nachdrücklich, daß der Gottesglaube mit Totenkult und Magie nichts zu tun habe, daß er nicht wie diese aus der Not des Lebens erwachsen, sondern das „Ergebnis eines Betrachtens und Nachdenkens, das sich über das Alltägliche erhebt“, sei.

Der zweite Teil des Buches (S. 357—474) enthält eine Sammlung von Märchen der Kpelle und Mende. Auch dieser Teil ist mit einer Einleitung versehen, in der die Märchen und ihre Form im allgemeinen charakterisiert, die Hauptgestalten der Märchen und die einzelnen Märchenmotive besprochen werden. Wir erhalten 55 Kpelle- und 12 Mende-Märchen. Ein erster Anhang bringt dann noch Texte der Gola, Märchen sowohl wie anderes, ein zweiter eine Reihe von Beiträgen des Missionars H. Rohde. Schließlich soll nicht vergessen werden zu erwähnen, daß dem Buch eine Bibliographie, ein ausführliches Sachregister und eine von B. Struck bearbeitete Sprachenkarte von Liberia beigegeben ist. B. Ankermann.

Dr. Ernst Finkbeiner: Die kretinische Entartung nach anthropologischer Methode bearbeitet. Mit 17 Textabbildungen und 6 Tafeln in zweifarbiger Ausführung. Berlin, Verlag von Julius Springer 1919.

In einer außerordentlich fleißigen, auf Grund mühevoller jahrelanger Arbeit beruhenden Untersuchung schildert der Schweizer Arzt Finkbeiner den Kretinismus. Nachdem er in der Einleitung die heute geltenden Anschauungen, nämlich die Trinkwasser-, Schilddrüsen- und Infektionstheorie besprochen und abgelehnt hat, schildert er in vier Teilen die Bedeutung der Rasse für Vorkommen und Verbreitung des Kretinismus, seine Erscheinungen und Komplikationen, insbesondere die Osteologie, Ergologie (Intellekt, Kultur, Soziologie) und Krankheiten der Kretinen, ferner Wesen und Ursachen der kretinischen Entartung nebst Bemerkungen über Differenzialdiagnostik und Prognose und schließlich die Bestrebungen zur Ausrottung des Kretinismus.

Es ist unmöglich, in einem kurzen Referat auf alle wesentlichen Punkte der Arbeit einzugehen. Noch schwieriger ist es für den Referenten, der den Kretinismus nicht aus eigener Anschauung kennt, kritisch zu den Anschauungen des Verfassers Stellung zu nehmen. Es kann nur jedem, der sich über die Erscheinung des Kretinismus unterrichten will, dringend empfohlen werden, das Werk Finkbeiners selbst durcharbeiten. Die Mühe wird reichlich belohnt werden. Die Kritik, die Finkbeiner an den verschiedenen Theorien übt, und die eingehende Heranziehung und Besprechung der Weltliteratur (das Verzeichnis enthält nicht weniger als 647 Nummern) wird jeden überzeugen, daß in der Tat das Problem des Kretinismus noch durchaus nicht gelöst ist. Finkbeiner selbst ist im Laufe seiner Untersuchungen zu der Überzeugung gekommen, daß die Kretinen nichts anderes darstellen als die degenerierten Überreste einer primitiven Menschenrasse, und daß sie am meisten Ähnlichkeit mit den noch jetzt lebenden Lappen darbieten sollen. Ob diese kühne Hypothese, gegen die sich auch jetzt schon manches einwenden ließe, in der Zukunft durch weitere Untersuchungen bestätigt und erwiesen werden wird, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle aber ist hier ein Weg eingeschlagen worden, der, selbst wenn er nicht zu dem von Finkbeiner angenommenen Ziele führen sollte, doch zweifellos die bisher so unbefriedigenden und sich oft widersprechenden Anschauungen klären und vielleicht auch zur endgültigen Lösung des Problems führen wird.

Westenhöfer-Berlin.

Inhaltsverzeichnis.

Vorträge, Abhandlungen, Mitteilungen.

	Seite		Seite
Adam, L.: Die Ornamentik der Nordwest-Amerikaner	206	v. Luschan, F.: Buschmann-Einritzungen auf Straußeneiern	31
Ankermann, B.: Der Gottesglaube der Neger	53	Maaß, A.: Bericht über die Bibliothek Leichenbrandes	207
— Ein „prähistorisches“ Tongefäß aus Südwest-Afrika	93	Mackensen, L.: Die Entstehung des Mielke, R.: Die altslawische Siedlung	47
— Eine ethnographische Sammlung von den Waregga	96	Nioradze, G.: Anutschins Leben und Wirken	59
— Verwaltungsbericht für 1923	207	Preuß, K. Th.: Die wissenschaftliche Lebensarbeit Eduard Selers	87
Aprais, Angel de: Baskische Volkskunst	89	— Eine ethnographische Sammlung aus Kolumbien	1
Boas, Franz: Ethnologische Bemerkungen über die Vandau	6	Schmidt, Max: Über alperuanische Gewebe	91
— Über nordamerikanische Mythologie	99	Schnechhardt, C.: Rethras Zerstörung	99
Boschy Gimpera: Die baskische Ethnologie im Lichte der neuesten archäologischen Forschung	87	Staudinger, P.: Kurzer Bericht über vorgeschichtliche und anthropologische Funde in Nyongoro und der Serengestistepe in Deutsch-Ostafrika	54
v. Buchwald, O.: Ein Farbestempel	51	Struck, B.: Chronologie der Benin-Altertümer	200
Duwe: Rechnungsbericht für 1923	207	Trautz: Durch Korea in die südliche Mandchurei	113
Engelhardt, V.: Tauschstelle für wissenschaftliche Literatur	215	Uhle, Max: Die Einheit der süd- und mittelamerikanischen Zivilisationen	97
Friedenthal, H.: Das Wachstum des Menschen und der Menschheit	87	Virchow, H.: Wirbelsäule und Thorax beim Menschen und Schimpanse	206
Fritsch, G.: Professor Dr. Carl Heinrich Stratz †	202	— Bericht über die Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Tübingen	79
Hausehild, M. W.: Zur Anthropologie der Cro Magnon-Rasse	54	— Bericht über die Rudolf Virchow-Stiftung	206
Koganei, Y.: Bestattungsweise der Steinzeitmenschen Japans	166	Weinert, H.: Die Neuzusammensetzung des Schädels von Le Moustier	210
Krämer, A.: Die Entstehung der Familie vom totemistischen Standpunkt	41	Westermann, D.: Die Völker Liberias	207
Lehmann-Nitsche: Zur südamerikanischen Astralmythologie	53		
Linders, F. J.: Das Schwedische Staatsinstitut für Rassenbiologie	213		

Redner in den Diskussionen.

Ankermann	91	Schmidt, Hubert	90
Friedenthal	86	Staudinger	91
Kuhlmann	99	Virchow, H.	207
v. Luschan	207	Westenhöfer	86
Minden	79, 99		

Sachregister.

Amerikaufsten-Kongreß, XXI. internationaler	99, 205	Basken, Herkunft der	87
Anthropologenkongreß in Tübingen 99, 206		— Volkskunst	89
Anutschin, D. N. †	97	Benin, Chronologie der Altertümer 113 ff.	
—, sein Leben und Wirken	97	—, Kunstperioden	115, 142, 145 ff.
Armstrong, E. C. R. †	97	—, Liste der Könige	135
Astralmythen in Neu-Mecklenburg	43	Buschmänner, angebliche Kunst der 31	
— in Südamerika	53	—, Grabstöcke	34
		—, Ornamente auf Straußeneiern	36 ff.

	Seite		Seite
Capsienkultur in Spanien	88	Sommerausflug	97, 99
Coreguaje, Ethnographie der	91	Sonderausstellung südamerikanischer Kunst	86
Cro Magnon-Rasse in Deutschland	54	Speyer, Arthur †	207
Deformierung der Zähne in Japans Steinzeit	194	Stratz, Prof. C. H. †	212
Eintrittsgeld	205	Tama, Ethnographie der	91
Einzelhöfe in Rußland	60	Tauschstelle für wissenschaftliche Literatur	215
— in den Balkanländern	64	Thorax von Mensch und Schimpanse	84
— bei den Westslawen	66	Tongefäße der Bergdamara	94
Familie, Entstehung der	41	— Hottentotten	94
Farbenstempel aus Ecuador	51	— Herero	94
Geschenk zum Druck der Zeitschrift 53, 86		Totemismus	41
Gottesglaube der Neger	53	— in Neu-Mecklenburg	42
Gräber in der Serengetisteppe	201	Totenbestattung in der Steinzeit Japans	166
Helbig, Georg †	96	Uitoto, Ethnographie der	91
Hockerbestattung in Japan	174	Urnenbestattung in Japan	176
Höhlenforschung, Gesellschaft für	91	Vandau, Besuchsitten	15
Individualtotemismus	46	— Brautwerbung	23
Kagaba, Ethnographie der	91	— Familie	19
Leichenbrand, Entstehung	47	— Häuser	13
Le Moustier, Neuzusammensetzung des Schädels von	207	— Kinderleben	18
Liberia, Völker in	91	— Lautsystem	6
Mitglieder, neue 53, 54, 59, 86, 90, 96, 99, 205, 206		— Namengebung	21
Mitgliedsbeitrag	205	— Opfer	30
Mutterrecht in Neu-Mecklenburg	45	— Reisen	26
Mythologie, nordamerikanische	99	— Speisbereitung	8
Nordisches Museum, 50. Jahrestag der Eröffnung	205	— Speisesitten	11
Ornamentik der Buschmänner	36	— Spiele	16
— der Nordwestamerikaner	206	— Zauberglaube	27 ff.
Peruanische Gewebe	99	Verwaltungsbericht	207
Rassenbiologie, Schwedisches Staatsinstitut für	213	Wachstum des Menschen und der Menschheit	87
Rechnungsbericht	207	Wahl des Ausschusses	53
Bethras Zerstörung	54	— — Vorstandes	210
Rotfärbung von Skelettknochen in Japan	184	— in den Vorstand der Rudolf Virchow-Stiftung	97
Rudolf Virchow-Stiftung, Jahresbericht	210	Waregga, Ethnographie der	96
Schmuck in der Steinzeit Japans	166	Wieser, Hofrat Dr. Franz Ritter von †	86
Seler, Eduard, Gedächtnisrede auf	1	Wirbelsäule von Mensch und Schimpanse	81
Siedlung, Altslawische	59	Zweiklassensystem in Neu-Mecklenburg	42

Literarische Besprechungen.

Adam, L.: Nordamerikanische Indianerkunst. (W. Krickeberg)	108	Kohler, J.: Lehrbuch der Rechtsphilosophie. (M. Schmidt)	100
Danzel, Th. W.: Mexiko. (K. Th. Preuß)	106	Malinowski, B.: Argonauts of the Western Pacific. (F. Graebner)	217
Finkbeiner, E.: Die kretinische Entartung nach anthropologischer Methode bearbeitet. (Westenhöfer)	220	Nordenskiöld, E.: Indianer und Weiße in Nordostbolivien. (M. Schmidt)	217
Frobenius, L. und Obermaier, H.: Hadschra Maktuba. (Ankermann)	106	Otto, W.: Die Manen. (Ankermann)	101
Hambruch, P.: Südseemärchen. (v. Luschan)	105	Psychologische Forschung. Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften. (v. Luschan)	109
Instituto historico e geographico Brasileiro. Dictionario historico, geographico, ethnographico do Brasil (W. Kissenberth)	216	Thurnwald, R.: Die Gemeinde der Banaro. (A. Vierkandt)	104
Koganei, Y.: Über die künstliche Deformation des Gebisses bei den Steinzeitmenschen Japans. (v. Luschan)	109	Voeltzkow, A.: Reise in Ostafrika. (Schachtzabel)	105
		Westermann, D.: Die Kpelle. (Ankermann)	218
		Winters, M.: Die Frau in den indischen Religionen. (L. Adam)	102

572.05

39

✓ ZF

ZEITSCHRIFT
 FÜR
 ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

for THE LIBRARY OF THE
 SEP 8 1924
 UNIVERSITY OF ILLINOIS

55. Jahrgang.

1923. Heft 5/6.



BERLIN.
 BEHREND & Co.
 1923.

Heft 5/6.

Inhalt.

I. Abhandlungen und Vorträge.		Seite
Struck, Bernhard: Chronologie der Benin-Altertümer		113
Koganei, Yoshikiyo: Bestattungsweise der Steinzeitmenschen Japans		166
Staudinger, P.: Kurzer Bericht über vorgeschichtliche und anthropologische Funde in Nyongoro und der Serengetisteppe in Deutsch-Ostafrika		200
II. Verhandlungen.		
Sitzung vom 20. Oktober 1923.		
Geschäftliche Mitteilungen		205
Vorträge: Virchow, H.: Bericht über die Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Tübingen		206
Uhle, Max: Die Einheit der süd- und mittelamerikanischen Zivilisationen		206
Sitzung vom 17. November 1923.		
Geschäftliche Mitteilungen		206
Vorträge: Adam L.: Die Ornamentik der Nordwestamerikaner		206
Weinert, H.: Die Neuzusammensetzung des Schädels von Le Moustier		207
Sitzung vom 15. Dezember 1923.		
Geschäftliche Mitteilungen, Verwaltungs- und Rechnungsbericht, Bericht über die Rudolf Virchow-Stiftung		207
Vortrag: Kiekebusch, A.: Deutschlands vorgeschichtliche Museen und Sammlungen		212
III. Mitteilungen.		
Fritsch, G.: Professor Dr. Carl Heinrich Stratz †		212
Das Schwedische Staatsinstitut für Rassenbiologie		213
Tauschstelle für wissenschaftliche Literatur		215
IV. Literarische Besprechungen.		
Instituto historico e geographico Brasileiro: Dictionario historico, geographico, ethnographico do Brasil. (W. Kissenberth.) S. 216. — Nordenskiöld, Erland: Indianer und Weiße in Nordostbolivien. (M. Schmidt.) S. 217. — Malinowski, B.: Argonauts of the Western Pacific. (F. Graebner.) S. 217. — Westermann, D.: Die Kpelle. (B. Ankermann.) S. 218. — Finkbeiner, E.: Die kretinische Entartung. (Westenhöfer.) S. 220.		
Für Organisation, Mitgliedschaft und Zeitschriften vergl. Seite 3 des Umschlags.		

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Gegründet am 17. November 1869, landesherrlich bestätigt am 11. August 1884.

Geschäftsräume und Bibliothek, einschließlich der Schädel- und Photographie-sammlung, in dem Museum für Völkerkunde (Nebeneingang, Prinz-Albrecht-Str.).

Ordentliche Sitzungen (Vorträge mit Diskussion, Vorlagen, Fundberichte, Demonstrationen von Sammlungen, anthropologische Vorführungen) an jedem dritten Sonnabend des Monats, August und September ausgenommen, sowie außerordentliche Sitzungen und Fachsitzungen nach Bedarf, im Hörsaal des Museums (Haupteingang). Nach Gelegenheit Führungen durch vorgeschichtliche und ethnographische Ausstellungen.

Vorstand für das Jahr 1923.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. B. Ankermann. Stellvertreter des Vorsitzenden: Die Herren Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Carl Schuchhardt, Direktor der Prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde, und Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hans Virchow. Schriftführer: Die Herren Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Felix von Luschan, Professor an der Universität; Geh. Reg.-Rat Dr. jur. Georg Minden. Geschäftsführender Schriftführer: Herr Dr. Paul Traeger. Schatzmeister: Herr Reichsbankrat Emil Duwe.

Ausschuß.

Obmann: Herr Prof. Dr. Karl von den Steinen. Die Herren Prof. Dr. Alfred Götze; Landgerichtsdirektor Wilhelm Langerhans, Prof. Dr. Alfred Maaß, Prof. Dr. F. W. K. Müller, Direktor am Museum für Völkerkunde, Hermann Sökeland, Paul Staudinger, Medizinalrat Prof. Dr. Curt Strauch, Kontre-Admiral z. D. Franz Strauch.

Die Zeitschrift für Ethnologie (Abhandlungen, Sitzungsberichte, literarische Besprechungen usw. aus den Gebieten der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte), für deren Jahrgänge 1869—1902 zwei Bände Generalregister herausgegeben sind, erscheint jährlich in mehreren Heften mit Tafeln und Textabbildungen und wird den Mitgliedern regelmäßig übersandt.

Den Mitgliedern wird außerdem die als Zentralorgan für die europäische Vorgeschichte von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und der Generalverwaltung der staatlichen Museen gemeinsam gegründete „Prähistorische Zeitschrift“, jährlich vier Hefte mit Tafeln und Textabbildungen, kostenlos geliefert.

Büchereinsendungen werden der Gesellschaft vorgelegt und in der Zeitschrift laufend mit genauen Angaben verzeichnet. Besprechung bleibt vorbehalten.

Die Bibliothek (Bibliothekar: Herr Maaß) enthält nach der letzten Zählung 14048 Bücher und 1967 Broschüren. Sie ist geöffnet zur Benutzung im Lesesaal oder zum Ausleihen zurzeit von 9—3 Uhr. Auswärtige Mitglieder können Bücher zugesandt erhalten. Im Monat August bleibt die Bibliothek geschlossen.

Die Photographie-Sammlung umfasst gegenwärtig 15887 Einzelnummern.

Die Anthropologische Sammlung enthält eine große Zahl von Skeletten, Schädeln, Abgüssen und anderes Material, das aber bisher nur zum Teil hat aufgestellt werden können.

Alle Sendungen — auch die Geldsendungen, s. oben — adressiere man ohne weitere Angabe eines Namens an die

„Anthropologische Gesellschaft, Berlin SW. 11, Königgrätzer Str. 120.“

Wir suchen zu kaufen Zeitschrift für Ethnologie

komplette Exemplare, Serien und evtl. auch Einzelbände und
zahlen höchste Preise.

Wir sind auch jederzeit Käufer aller technischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften sowie von Einzelwerken von Wert auf allen Gebieten!

Angebote (möglichst mit Preisforderung) erbittet

K. F. Koehlers Antiquarium, Leipzig, Täubchenweg 21.

Verlangen Sie unsere Kataloge »Neuerwerbungen«
unter Angabe Ihrer Wissensgebiete!

Ankauf von Bibliotheken!

Verlag von Behrend & Co. in Berlin W 9.

Gefammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Alterthumskunde

von

Eduard Seler.

Von dem Werk ist soeben der **4. Band**, herausgegeben von der Witwe des Verfassers nach den nachgelassenen Manuskripten, erschienen, der die vielfach schmerzlich empfundene Lücke (Band 5 wurde 1915 ausgegeben) in der Folge der Bände schließt.

Von dem Werk liegen bis jetzt vor:

- | | |
|--|---------------------|
| I. Band. XXVI und 862 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text, Großoktav. | Preis Goldmark 18.— |
| II. Band. XXVI und 1107 Seiten, Großoktav. | Preis Goldmark 24.— |
| III. Band. XXX und 729 Seiten mit zahlreichen Tafeln und Abbildungen im Text, Großoktav. | Preis Goldmark 24.— |
| IV. Band. VIII und 758 Seiten, Großoktav. | Preis Goldmark 30.— |
| V. Band. XXXVIII und 664 Seiten mit zahlreichen Tafeln und Abbildungen im Text, Großoktav. | Preis Goldmark 30.— |
| Wort- und Sachregister zum ersten, zweiten und dritten Bande, IV und 370 Seiten, Großoktav. | Preis Goldmark 10.— |

G. W. Kreidel's Verlag in Berlin W 9.

Soeben erschienen:

Ethnographische Materialien aus den neuen Hebriden und den Banks-Inseln

von

Dr. Felix Speiser, Basel

VII und 457 Seiten im Format von 24 : 32 cm mit 1610 Abbildungen auf 109 Tafeln und mit 1 Karte.
Preis: Goldmark 125,—

Das wissenschaftlich sehr wertvolle und schön ausgestattete Werk ist die Frucht einer in den Jahren 1910—1912 von dem Verfasser unternommenen Forschungsreise nach den neuen Hebriden. Fast restlos sind die Abbildungen nach vom Verfasser selbst aufgenommenen Photographien und angefertigten Zeichnungen hergestellt.

4 Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen: Julius Springer in Berlin,
Curt Kabitzsch in Leipzig, W. Kohlhammer in Stuttgart und Strecker & Schröder in Stuttgart.



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 055334681

ZET

ETH

19

1